This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Basler Missions-Agentur
in Stuttgart, Heusteigstr. 34, I

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Joh. Hesse.

Siebenundzwanzigster Jahrgang. 1883.

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1883.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 0 1968

Inhalt.

Seite

Zwei Berner Missionsfreunde aus dem vorigen Jahrhundert 1
Aus Afrika 15
Antwort eines Heiden auf die Frage: Was soll ich thun, daß ich selig werde? 49
Aus der Telugu-Mission . . . 65. 97. 139. 189. 225. 257. 322
Taufe eines japanischen Studenten in Cambridge . . 85
Ein Tag unter den Kois im Bastarlande 109
Die religiösen Vorstellungen der Australier . . . 114
Aus der Indianer-Mission in Minnesota 129
Verschwendung und Mangel 153
Die norwegische Missionsgesellschaft 177
Ein Brief aus Pitcairn 202
Wieder eine neue Missionsgesellschaft 243
Aus der Südsee 276
Pater Sidotti 283
Ein Besuch auf den Neu-Hebriden 285
Die Organisation der Heidenpredigt im Stationsgebiet 305
Die allgemeine Missionskonferenz in Kalkutta 333. 353. 391. 455. 494
Aus Japan 367. 385
Die Lage in Madagaskar 407
Ein Schiedsgericht nach der Bibel 415
Bilder aus der chinesischen Mission 433
Auch Muhammedaner bekehren sich 449
Ein Besuch auf den Khasi-Bergen 460
Bilder aus der indischen Mission 481

Bücherschau:

Dr. Lepsius' Standard Alphabet 95
Handbook to the Mastery Series 95
Dr. Warneck: Die Heidenmission, eine Großmacht in Knechtsgestalt 96
Trumpp: Die Religion der Sikhs 128
Kern: Der Buddhismus 176
Dr. Kuntze: Römische Bilder 223
Rebenbacher: Kurze Reformationsgeschichte 223
Wider Johannes Janßen 223
J. Bernhard: Kommt und helfet! 223
Calwer Lesebuch der Erdkunde 224. 511
Calwer Bilder-Tafeln zur Länder- und Völkerkunde . . . 224
W. Baur: Von der Liebe 256
R. Young: Modern Missions 256
Tischhauser: Luther's Leben 352
H. Witt: Die biblischen Geschichten 352
Frohnmeyer: Biblische Geographie 352
Porret: Ein Wunder im 19. Jahrhundert 384
Büttner: Die Kirche und die Heidenmission 384
Chr. H. Zeller: Lehren der Erfahrung 431
— Göttliche Antworten auf menschliche Fragen 431
W. Rheinland: Das Kommen des Herrn für die Seinen . . 431
O. Müller: Glaubenstrost, Predigten 431
J. Christen: Johannes Schneider 431
O. Heinzelmann: Predigten über die Evangelien 432
H. Couard: Das Evangelium nach Johannes 432
Dr. C. Fritsch: Leitfaden für den evang. Religionsunterricht . . 432
L. H. Daggett: Historical Sketches of Woman's Missionary Societies in America 479
Dr. Grundemann: Kleiner Missions-Atlas 479
Denkschrift des ersten evang. Schulkongresses 480
K. Mayer: Lutherbüchlein für Schule und Haus 480
Du Chaillu: Im Lande der Mitternachtssonne 480
Macdonald: Africana 512
Dr. Danneil: Luther's geistliche Lieder 512

Missionszeitung siehe Register.

Der Kongo zwischen Isandschila und Manjanga.

Zwei Berner Missionsfreunde
aus dem vorigen Jahrhundert.

Von E. Furer.

Man begegnet bei uns nicht selten der Vorstellung, als sei die Betheiligung an der Heidenmission etwas Neues, das wenigstens in der Schweiz nicht weiter zurückreiche, als bis zur Gründung der Basler Mission. Wie falsch diese Vorstellung ist, dafür könnten eine ganze Reihe von Zeugnissen beigebracht werden. Es sei uns gestattet, diesmal nur an zwei Beispielen aus dem Kanton Bern zu zeigen, daß es schon um die Mitte, ja am Anfang des vorigen Jahrhunderts auch bei uns nicht an Männern gefehlt hat, die man im vollsten Sinne des Wortes als „Missionsfreunde" bezeichnen kann.

1. Pfarrer Samuel Lutz.*)

Als Sohn eines gelehrten Landpfarrers und einer frommen, stillen Kreuzträgerin, wurde Samuel Lutz, später gewöhnlich Lucius genannt, im Jahr 1674 in Biglen geboren. Da der Knabe große Gaben zeigte, weihte ihn sein Vater schon früh in die Kenntniß der alten Sprachen ein, bis sein im J. 1683 erfolgter Tod der Erziehung desselben eine andre Wendung gab. Die Witwe zog mit ihren 6 Kindern nach Bern. Die frommen Eindrücke, die Samuel in der Schul- und Konfirmandenzeit empfieng, verwischten sich, bis er durch das Studium der Theologie genöthigt ward, die Bibel wieder zur Hand zu nehmen.

*) Vergl. „Berner Taschenbuch" 1858 u. 1859.

Es war damals in religiöser Hinsicht eine für die Stadt und den Kanton Bern gar wichtige Zeit. Wie in andern Ländern, so war auch bei uns das Glaubensleben der Reformationszeit gegen das Ende des 17. Jahrhunderts aus der Kirche fast völlig verschwunden. Bei äußerlich strenger Rechtgläubigkeit war die Geistlichkeit einem weltlichen Treiben verfallen, während unter dem Volk Unwissenheit und Ruchlosigkeit herrschten. Da kam eine gnädige Heimsuchung von Oben. Ohne nachweisbaren äußern Zusammenhang mit den Pietisten Deutschlands, begann namentlich unter den Studenten der Theologie und den jüngern Geistlichen ein tieferes religiöses Bedürfniß zu erwachen, das in eben den Wahrheiten seine Befriedigung fand, die schon in der Reformationszeit das Heilsverlangen Vieler gestillt hatten. Von mancher Kanzel zu Stadt und Land erscholl nun wieder das lautere Evangelium von Christo, und das Volk strömte zahlreich herzu. Mit einer Strenge aber, die uns jetzt in Verwunderung setzt, schritt die Regierung gegen diese neuen Lebensregungen ein. Gerade als unser Lutz zu Bern Theologie studierte, wurden die Häupter der Bewegung theils des Landes verwiesen, theils ihrer Aemter entsetzt, während die übrigen allen „neuen Lehren" entsagen mußten, ja den Mitgliedern des großen Raths, der ganzen Bürgerschaft der Stadt und allen Predigern des Landes ein eidliches Versprechen abgenommen wurde, das ihre Rechtgläubigkeit sicherstellen sollte! Lutz hatte sich der Bewegung schon angeschlossen, und als er nun im J. 1698 sein theologisches Examen ablegen sollte, da wurde er, als des Pietismus verdächtig, mit zwei seiner Klassengenossen besonders geprüft und seine Ordination („Handauflegung") verschoben. Diese Wartezeit wurde die Entscheidungszeit seines Lebens, in welcher der wohlmeinende, aber noch unerfahrene Jüngling unter tiefem Innewerden seines Sündenelendes zum festen und freudigen Glauben an die Gnade Gottes in Christo Jesu hindurchdrang. Im Jahr 1700 wurde ihm endlich die Handauflegung ertheilt, doch unter dem Vorbehalte, daß er keine Conventicula und verdächtige Orte mehr besuchen und nur da predigen dürfe, wo sein Vorgesetzter ihn hiezu bestellen würde. Nach dreijähriger Vikariatszeit erhielt er dann die neugegründete Stelle eines deutschen Pfarrers zu Yverdon, die er 23 Jahre lang mit großem Eifer verwaltete. Es war kein leichter Posten, da die in weitem Umkreis zerstreut wohnenden Deutschen aufgesucht und zu einer

Gemeinde gesammelt werden mußten. Dabei hatte er viel zu leiden, nicht bloß von Weltleuten, die im Namen der Rechtgläubigkeit seine Predigtweise angriffen, sondern auch von Schwärmern, die es ihm zum Vorwurf machten, daß er sich durch jenen Eid habe binden lassen. Seine hingebende Treue erwarb ihm aber trotz allen Verdächtigungen doch die Anhänglichkeit der Gemeinde und sogar die Achtung der Regierung, in welcher nun auch ein milderer Geist die Oberhand bekam. Als eine Folge hievon ist es anzusehen, daß Lutz im J. 1726 als Pfarrer nach Amsoldingen bei Thun gewählt und ihm diese Stelle gelassen wurde, selbst als er jenen Eid, der sein Gewissen beschwerte, ausdrücklich zurücknahm. Dort in Amsoldingen, sowie in der benachbarten Gemeinde Dießbach, hat er 27 Jahre lang unermüdlich nicht nur in seinen Predigten wie in dem ihm sehr wichtigen Konfirmandenunterricht von Christo gezeugt, sondern auch in Hausbesuchen und freien Versammlungen den Leuten das Glück angepriesen, das er selbst bei diesem Seelenfreund gefunden. Ja, für seinen Liebesdrang waren die Grenzen der eigenen Gemeinde nicht weit genug; wo immer sich Gelegenheit bot, da bestieg er im engern wie im weitern Vaterland, ja auch im Ausland, die Kanzel, so daß ihm wiederholt dieses Herumreisen untersagt wurde. „Besser, als ihm das Betreten fremder Kanzeln zu verbieten, wäre es gewesen, wenn man einen missionarium evangelicum oder allgemeinen Landprediger aus ihm gemacht hätte.“ So hat schon einer seiner Zeitgenossen geurtheilt! Die Frucht dieser Wirksamkeit blieb nicht aus. Nicht nur war sein Haus ein Vereinigungspunkt für alle Erweckten auch der weitern Umgebung, nicht nur zeichnete sich noch lange Jahre nach seinem im J. 1750 erfolgten Heimgang die Gegend, in der er gewirkt hatte, durch einen höheren Grad religiösen Lebens aus, sondern durch seine zahlreichen Schriften, die unter dem Titel: „Strauß von schönen und gesunden Himmelsblumen“ nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben wurden und die noch heute im ganzen Land herum in den Häusern gefunden und auch von Manchen mit Erbauung gelesen werden, redet er bis auf diese Stunde.

Daß einem solchen Manne die Heidenmission mit ihren Aufgaben und Verheißungen nicht gleichgültig sein konnte, versteht sich eigentlich von selbst. Zwar war die evangelische Mission damals noch ganz in den Anfängen. 1705 waren die ersten deutschen

Missionare (Ziegenbalg und Plütschau) nach Südindien abgereist, und Halle, wo Aug. Hermann Francke weitere Prediger für die Heiden ausbildete und die Berichte der bereits Ausgesandten durch den Druck verbreitete, war der erste Heerd evangelischen Missionslebens in Deutschland. Wir wissen nicht, auf welchem Weg unserm Lutz diese „Nachrichten" zukamen. Genug, in einer zu Basel gehaltenen und hernach weiter ausgeführten Predigt, die sich im neuen „Blumenstrauß" unter dem Titel: „Immanuels holdselige Werbung" findet, spricht Lutz mit Anlehnung an die Geschichte Naeman's seine Gedanken über jenes Missionsunternehmen in Trankebar eingehend aus.

„Was hältst du denn von den dänischen Heilsboten an die Heiden? Antwort: Habe nur die Anfänge von Herrn Ziegenbalg gelesen, nicht ohne innige Herzensbewegung und Selbstbeschämung, und habe diesem theuren, heiligen Manne wohl viele brüderliche Küsse übers Meer im Geist zugeschickt. Sein Werk soll seinen Lohn haben; er wird stehen in seinem Theil am Ende der Tage und der edle Herr wird ihn nach seiner Wiederkunft wohl über 10 orientalische Städte setzen. Und was wird nicht der selige August Hermann Francke für ein herrliches Reich aus der Hand Christi empfangen, der wie eine Lilie ihren Geruch und wie eine Ceder in Libanon seine Aeste in alle 4 Theile des Erdbodens hat ausgestreckt und seine saftigen Zweige wie einen Oelbaum unter alle Völker; ja sein Gedächtniß wird ewig blühen, mehr als die Weinstöcke Libanons."

Spricht sich in diesen Worten eine herzliche Zustimmung aus, so vernehmen wir aus andern Stellen, wie große Erwartungen Lutz von der evangelischen Mission im Herzen trug. Nachdem er gesagt, der Fluß Jordan sei ein Schattenbild des heiligen Geistes, das todte Meer aber ein Bild der verstockten Juden, der Türken, Chinesen, Indianer, Japanesen, Tartaren, die noch sollen geheilt, bekehrt und zu Christi Königreich gemacht werden („wie dies geschehen werde, wird der Austrag der Sache selbst als der gewisseste Ausleger der Weissagungen lehren müssen"), fährt er fort: „Was für eine gewaltige Veränderung aber das Evangelium im todten Meer der Völker durch große Bekehrungen bringen werde, zeigt der Geist der Weissagung an Ezechiel 47, 9. 10, welcher in dieser über den ganzen Fall Adams triumphirenden und alles Böse bezwingenden

Kraft das todte Meer der volkreichsten, mächtigsten Nationen angreifen wird, welches eine so große Freude bei der streitenden und triumphirenden Kirche, bei Engeln und Menschen, ja bei allen Geschöpfen im Himmel, auf Erden und unter der Erde verursachen wird, daß die Welt ganz erneuert ausgehen und es eine allgemeine Sage sein wird, es sei das hochzeitliche Abendmahl des Lammes.... Alsdann wird der 150. Psalm in Erfüllung gehen. Jehovah wird das Alles zu seiner Zeit eilends ausrichten."

Zahlreiche andere Stellen beweisen zur Genüge, wie sehr sein Herz erfüllt war von zuversichtlicher Hoffnung des endlichen, herrlichen Sieges, den Christi jetzt verachtetes Reich über alle Reiche der Welt davontragen wird; und die Aussendung von Heilsboten nach Asien ist in seinen Augen ein bedeutungsvoller Schritt zur Erreichung dieses herrlichen Ziels.

Zwar verkennt er nicht die Schwierigkeiten, welche dem Missionswerk entgegenstehen, sondern meint: „Weil diese letzte große Bekehrung das allergrößte Werk Gottes ist, wovon die Propheten und Apostel mit so unbegreiflich herrlichen Worten zeugen, so wird sich der Drache bis aufs Aeußerste wehren."

Unter den Dingen, durch welche die Heiden „zurückgehalten" werden, nennt er auch den Umstand, „daß sie an denen, die sie eines Bessern bereden wollen, nicht so großen Ernst, ihre Seelen zu retten und in die Vereinigung mit dem höchsten Wesen hineinzubringen, wahrnehmen, als sie von ihrer Jugend an möchten bewiesen haben (in ihrer Religion?). Anbei mögen sie auch wohl bisweilen merken, daß Licht und wahres Leben nicht im gleichen Schritt miteinander gehen. Das Reich Gottes kommt nicht sowohl durch Worte als durch Kraft (1 Cor. 4). Ueberdies achte ich es nicht billig zu sein, daß man den weisen Heiden ihre recht köstlichen Sittenlehren oder geistlichen Lebensregeln platthin oder gar verwerfe, sondern vielmehr ihnen zeige, wie ihr inwendiger Trieb nach dem höchsten Wesen ein Strahl sei von eben dem Licht der Welt, dessen Geschichten, unaussprechliche Menschenliebe und göttliche Lehre man ihnen verkündige; und daß das höchste Wesen, welches sie mit unabläßigem Eifer Tag und Nacht verehren (?), der wahren Christen Gott sei, der sich unter ihnen nicht unbezeugt lasse, sondern sich in ihrer Lust zum Guten und Haß des Bösen beweise als der Lehrer und Unterweiser der Heiden (Psalm 94, 10), eben wie man dem

Naeman seine Flüsse in seiner Heimat mußte gelten lassen, dabei aber nicht verhehlen, sie seien nicht das von Gott verordnete Mittel, ihn von seinem Aussatz zu reinigen, sondern er müsse seine Vernunft hierin gefangen nehmen."

Noch tiefer blickt er in die Schwierigkeiten einer gesegneten Missionsarbeit hinein, wenn er weiter sagt: „Warum ist die Nachfolge Jesu Christi bei Juden, Türken und Heiden eben so sehr als bei Christen verachtet, während es noch so viele hat, die in scharfen Orden stehen und so streng leben in allen Religionen auf der Welt? Antwort: Sie thun's im Eigenwillen und Gutdünken, eine eigene Gerechtigkeit aufzurichten, einen sonderlichen Ruhm bei ihren Landsleuten zu erjagen; wie denn Schmach, Lästerung, Spott und Armut die vermeinten Heiligen unter den Heiden vom Christenthum abhält, da doch im Nachtragen des Kreuzes das Mark des Sinnes Christi besteht, daß man sein eigen Leben hasse, um der Liebe Gottes willen sein eigener Feind werde, bis auf den Grund grabe. Das will Jesus haben, daß Seel und Geist von Grund aus abgehauen, entwurzelt und in Christi Grund, Stamm und Leben übersetzt und verpflanzt werde. Ach, daran will weder Heid noch Christ."

Aber nicht nur draußen in der Heidenwelt sieht er die Hindernisse, die einem gedeihlichen Fortgang des Werks entgegenstehen, sondern auch in der alten Christenwelt. So sagt er: „Es kann aber wohl sein, daß der theure Herr Ziegenbalg und seine Mitarbeiter mehr neugierige Zuschauer, wo nicht gar Tadler, als Mitkämpfer in Europa gehabt, und daß er deßhalb von Vielen ziemlich mag verlassen gewesen sein, anders als ehemals Paulus, der den Succurs (die Unterstützung) vieler tausend gottergebener Anbeter genossen, und mag die Schuld des geringen Fortgangs wohl meist in Europa zu suchen sein, da es ja viele Kerzen hat, aber mehr scheinende als brennende, d. h. mehr solche, die nur anderer Thun beleuchten, kritisiren und alles gleich apostelmäßig haben wollen, und wo das nicht ist, verachten, selbst aber nichts besseres leisten, sondern getreue Arbeiter nur anzäpfen, drücken und abmatten, — als solche, die den armen Soldaten im Feld mit heißen Gebeten und Thränen zu Hilfe kommen, welches ja Gott befiehlt. — O wie ist diese demüthige Liebesbrunst und Kummer um die zerfallene Hütte Davids, um das Heil so vieler Völker, so gar im Abgang!

„Es läßt sich Vieles zu Hause thun, sagen und schreiben, seine Gedanken und Vorschläge machen, da man was anders lernen muß, wenn man zum Werk schreitet." — „Der große Held von Mitternacht, als er den Grotium las, pflegte öfters zu sagen: O, wenn der Mann bei mir wäre, so wollte ich ihm zeigen, das ließe sich wohl auf's Papier setzen, aber wie unmöglich es sei, dasselbe zu bewerkstelligen. Manch frommes Herz gedenkt: Ach, wenn die Heiden das höreten, wie brünstig lieb sollte ihnen Jesus werden! Nur die Christen haben so harte Herzen."

Aber diese Schwierigkeiten und die daraus hervorgehende Langsamkeit im Fortschreiten des Werks entmuthigen ihn keineswegs. Er gedenkt der vorigen Zeiten und sagt: „Wie viele Zubereitungen hatte nicht der Heiden erster Beruf! Die Uebersetzung der hebräischen Bibel in die griechische Sprache, die Ausbreitung der Juden in alle Lande, unzählige Religionsankömmlinge (Proselyten), worunter viele den Gott Israels scheueten und ehreten, mit Begierd alles Guten und Haß alles Bösen; dazu kam eine heimliche allgemeine Erwartung auf was Neues, wie jetzt auch ist. Und ist's nicht was Großes, daß die Bibel unter die Malabaren gekommen ist? Gesegnet sei dem Herrn die liebe Hand des seligen Ziegenbalg! Gott erwärme der Heiden Herzen durch seine Arbeit, obschon Johannes mit der Kameelshaut noch nicht gekommen ist, und lasse die Bibel als seine Bundeslade gewaltig rumoren durch alle Städte und Länder des Aufgangs!"

Bemerkenswerth ist, welch große Erwartungen Lutz von der Arbeit der eingebornen Gehilfen hegte.

„Diese Knechte Naeman's mögen wohl die jungen Pflänzlinge aus den Heiden, vornehmlich die Malabaren sein, welche größern Eingang und mehr Gehör finden werden bei den Großen in Asien, als der Bote des Elisa selbst. Diese Pflanzen, die der himmlische Vater aus orientalischem Geblüt gepflanzt, werden auch bleiben, orientalische Früchte reichlich tragen und all den vorhergegangenen Zeugnissen das Ausgewicht geben, also daß, was vor soviel hundert Jahren die Apostel mit ihren Predigten, Gebeten und Wunderwerken, und nach ihnen immerfort Andere, auch zuletzt Ziegenbalg und seine Gesellen, an des Satans Reich unterminirt haben mit ihrer geheiligten Arbeit, das wird dermaßen jählings ausbrechen, daß Knall

und Fall zugleich geschehen und ein aus der allerinnersten, heiligsten Ewigkeit ausblitzender Strahl den höllischen Kommandanten, den ganz verzweifelten Bösewicht sammt allen seinen Helfershelfern, allen seinen Bollwerken und Raubhöhlen durch ganz Asien in die Luft sprengen, mithin allen Finsternißwerken des Wütherichs ein Gott geziemendes Ende machen wird. Das Mittel ist einfältig. Ihre eignen Staatsangehörigen stellen ihnen, den mächtigen Herren im Morgenland, vor: Jesus suche ledig nichts als deren Genesung und Seligkeit. Es sei gar nicht darum zu thun, daß sie mit der unerträglichen Last des ceremonialischen Gesetzes Mosis sollen beladen werden..... sondern Jesu fordere nichts von ihren Händen. Was denn? Nichts, als daß du, o König, mit all deinen Unterthanen dich waschest, mit der guten Verheißung, ihr sollet alle rein werden. Lasset nur das Evangelium nicht als einen Wasserstrom vorbeifließen. Die Zeit der dritten und letzten Pfingsten ist erschienen, da Gott seinen Geist noch einmal ausgießen will über alles Fleisch; der majestätische Jordan, der vom Thron Gottes und des Lammes ausgeht, strömt jetzt durch eure Königreiche; nehmt die gelegene Zeit wahr, jetzt ist euer Tag des Heils..... Gehet hinaus zu Christo! Alle Herrlichkeit und Salbung, die Gott der Vater in ihn ausgegossen, rinnt auf euch herab... Christi unerforschlicher Reichthum wird euch eröffnet, wie er aus euren Sünden und Herzeleid ein Kränzlein gemacht und die Dornenkrone mit sich ins Grab genommen, auch allen Fluch mit sich dahineingezogen hat; hingegen Friede, Freude, Leben, Seligkeit aus dem Grab herausgebracht."

Von diesem einfältigen Bezeugen des Evangeliums durch den Mund bekehrter Heiden erwartete Lutz zunächst für die eingebornen Fürsten, und dadurch für ihre Völker, Großes. Haben sich auch die politischen Verhältnisse Indiens anders gestaltet, als er sich gedacht, so hat er sich doch im Uebrigen hierin kaum getäuscht.

Inwieweit Lutz außer durch diese Predigt und die aus ihr hervorgegangene Schrift sonst noch für die Mission eingestanden und für sie thätig gewesen ist, wissen wir leider nicht. Von 1730 an stand er in enger Verbindung mit der Brüdergemeine, wie er denn auch mit Zinzendorf und Friedr. v. Wattenwyl persönlich bekannt war. Bei seinem lebhaften Interesse für das Werk der dänisch-deutschen Mission und seinem weiten Blick und warmen Herzen überhaupt kann es wohl kaum zweifelhaft sein, daß er auch dem 1732 begon-

neuen Missionswerk der Brüdergemeine die eifrigste Theilnahme wird geschenkt und dasselbe mit seinem Gebet unterstützt haben.

Von Lutz, dem schlichten Landpfarrer, wenden wir uns zu einem andern Mann, dessen Name zwar als Gelehrter und Dichter der Welt wohl bekannt ist, von dem aber nur wenige wissen, daß er auch ein warmer Missionsfreund war.

2. Albrecht von Haller.*)

Es kann hier nicht unsre Aufgabe sein, auf den Lebensgang dieses merkwürdigen Mannes näher einzutreten. 1708 in Bern geboren, zeigte er schon früh eine wunderbar reiche und mannigfaltige Begabung und dabei einen erstaunlichen Fleiß, so daß er erst 9 Jahre alt das Neue Testament schon griechisch las und Hebräisch lernte. Ursprünglich für die Theologie bestimmt, wandte er sich mit Vorliebe dem Studium der Naturwissenschaft zu, das er erst 15 Jahre alt in Tübingen begann und dann besonders in Leyden unter Boerhave fortsetzte. Seine öffentliche Wirksamkeit begann er in seiner Vaterstadt im Jahr 1729 als praktischer Arzt, machte sich aber durch seine Schriften so vortheilhaft bekannt, daß er 1736 bei Gründung der Universität Göttingen als Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik dorthin berufen wurde. Nachdem er 17 Jahre mit Auszeichnung daselbst gewirkt hatte, zog es ihn wieder in sein Vaterland zurück, in dessen Dienst er denn auch den Rest seines Lebens zubrachte. — Er starb 1777. — Daß Joh. v. Müller ihn den gelehrtesten Europäer nennt und daß er nach dem Urtheil des Alex. v. Humboldt der größte Naturforscher aller Zeiten war, ist bekannt. Aber auch durch seinen Glauben hat er viele überragt. Zwar gab es auch für ihn eine Zeit, wo es ihm schwer fiel, das Christenthum mit der Vernunft in Einklang zu bringen. Allein die Geistesrichtung seiner weisen und trefflichen Lehrer hinterließ einen bleibenden Eindruck bei ihm. Nie konnte er es vergessen, daß

*) Wir benützen hier das Lebensbild, das Pfarrer O. v. Greyerz 1877 von Haller entworfen hat, und sodann die Sammlung der kleinen Schriften Hallers. Bern 1772. I. u. III. Theil.

Boerhave sich immer wieder auf den berief, „der den Menschen besser kannte als Sokrates.“ Wohl wußte er es zu würdigen, daß Joh. Bernoulli, der große Mathematiker, dessen Schüler er in den Jahren 1728 und 1729 war, es in seinem Alter bereute, „so viele Jahre der Wissenschaft und so wenig Stunden der Religion gewidmet zu haben.“ Zur Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums aber brachte ihn das Buch Ditton's: „Die durch die Auferstehung Jesu bewiesene christliche Religion.“ Er war damals 24 Jahre alt, und von da an gehörte die Vertheidigung der christlichen Religion zu Hallers Lebensaufgabe.

So gab er ein Werk in 3 Bänden heraus: „Briefe über einige noch lebende Freigeister und deren Einwürfe gegen die Offenbarung.“ Er wußte wohl, welchen Haß er sich damit namentlich von Voltaire zuziehen werde. „Aber es sei gewagt!“ sagt er; „Eine einzige Seele von schädlichen Zweifeln zu befreien, der Welt eine einzige sündliche That zu ersparen, wird eine genugsame Entschädigung für dasjenige sein, was meine Eigenliebe von dem Haß des Mannes zu leiden haben wird.“

Sodann schrieb er eine Uebersetzung von Formey's Schrift: „Prüfung der Sekte, die an allem zweifelt.“ Das Bedeutendste auf diesem Gebiet aber sind die an seine Tochter gerichteten „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung“ (Bern 1772). „Nimm du, meine Geliebte, sie von deinem dem Grabe sich nähernden Vater als die reichste Gabe seiner Liebe an, die er vollkommener geben würde, wenn sein Vermögen größer wäre. Sie ist die Frucht seines Nachdenkens, seines uneingenommenen Strebens nach der Wahrheit, seiner zwingenden Ueberzeugung. Auch er, dein Vater, hat gezweifelt, hat geirrt, sein Herz hat gewünscht, daß Gott nicht so heilig, daß die Sünde nicht so verwerflich wäre. Auch er ist verdorben, auch er ist ein Knecht der Sünde gewesen. Aber Gottes Gnade hat ihn ergriffen, er sieht nunmehr ohne feiges Zittern sein nahes Grab, er sieht jenseits desselben die Hoffnung, die ihm zur Ewigkeit winkt, zu welcher weder der Tod durchdringen, noch die Sünde sich mehr einen Weg bahnen kann.“

In welchem Sinn er diese Schriften schrieb, erkennt man auch daraus, daß er für die Bekehrung des Mannes, den er darin hauptsächlich bekämpft, betete. Besonders deutlich aber spricht er sich in der Vorrede zu jener Uebersetzung von Formey's Schrift aus.

„Meine vornehmste Rücksicht geht auf die praktischen Folgen des Unglaubens, auf das in unsäglicher Geschwindigkeit zunehmende Verderbniß, das aus der Aufnahme der Gottesverleugnung quillt. Sollte nicht jeder Christ mit doppeltem Eifer sich ermuntern, bei seinen Freunden, bei der Welt den Glauben fortzupflanzen und der Nachwelt Christen zu erziehen?.... Sollten nicht die Gelehrten, die vorzügliche Gaben empfangen haben, dieselben ihrem Geber heiligen und anstatt kleiner, gleichgültiger Untersuchungen nach Sprachen, Geschichten und Philologie das einzig Nöthige, das Kreuz Christi, mit Rührung, mit Wehmuth und Nachdruck predigen? Und sollte nicht ein jeder Christ in seinem eigenen Busen den Keim des Uebels auszurotten sich bestreben, und bei sich selbst anfangen, dem Unglauben das überzeugende Beispiel eines wahren Christen entgegenzustellen, gegen welches die Götzen des Heidenthums und die Prahlereien der Weltweisen wie der Schatten der Nacht beim Anbruch der Morgenröthe verschwunden sind?"

Also recht missionsmäßig sah Haller die Aufgabe des Christen und gerade auch des christlichen Gelehrten an. Und wenn ein Mann wie Lessing von Haller sagt: „Sein Leben beschreiben, heißt nicht, einen bloßen Dichter, oder einen bloßen Zergliederer, oder einen bloßen Kräuterkundigen, sondern einen Mann zum Muster aufstellen," so dürfen wir sagen, Haller selbst ist dieser Aufgabe nachgekommen; denn er hat bei aller menschlichen Unvollkommenheit doch in einer Zeit überhandnehmenden Abfalls den Beweis geliefert, daß der Christenglaube mustergültige Männer bildet und daß das umfassendste menschliche Wissen sich mit kindlich gläubiger Unterwerfung unter die Bibel gar wohl verträgt.

Als Professor in Göttingen betrieb er die Sammlung und Einrichtung einer reformirten Gemeinde daselbst, den Bau einer Kirche und die Anstellung eines Pfarrers für dieselbe mit großer Energie, und nannte den Tag, wo dort zum ersten Mal gepredigt wurde, den glücklichsten seines dortigen Aufenthalts.

Nach Bern zurückgekehrt, half er daselbst bei einer neuen Bibelausgabe, betrieb den Bau und die Einrichtung eines Waisenhauses und erwies überhaupt seine Frömmigkeit in manchen Werken, welche man jetzt zur innern Mission rechnet. Aber auch für die Heidenmission hatte er ein theilnehmendes Herz. Dies beweisen zwei längere Aufsätze, die er im Anfang der 40er Jahre in eine

wissenschaftliche Monatsschrift, die in Amsterdam herauskommende »Bibliothèque raisonnée,« einrückte.

Der eine derselben bespricht die Mission in Grönland nach Egedes Schriften, der andere, mehr als 100 Seiten umfassend, ist ein Auszug aus den Trankebarschen Missionsnachrichten. Natürlich hat Haller diese Berichte zunächst als Quelle zur Bereicherung der Naturwissenschaft, sowie der Völker- und Sprachenkunde benutzt, ebenso eingehend aber behandelt er in jenen Aufsätzen auch die eigentliche Missionsarbeit. Sorgfältig vergleicht er die Methoden und die Erfolge der katholischen und der protestantischen Missionare; und da ist's nun merkwürdig, wie er in einer Zeit, da die katholische Mission ihre Bekehrten schon nach 100,000 zählte, die evangelische Kirche aber ihr Missionswerk eben erst angefangen hatte, als Vertheidiger seiner Kirche und ihres noch so geringen Werkes aufzutreten sich nicht geschämt hat. Die römische Kirche, heißt's da, verfüge über eine viel größere Zahl von Geistlichen, habe auch mehr Gewalt über sie, während den evangelischen Geistlichen neben ihrer geringeren Zahl auch der Umstand, daß sie meist verheirathet seien, das Ausziehen unter die Heiden erschwere. Trotz dieser und anderer Vortheile fehle doch den katholischen Missionaren jeder wahre Erfolg, d. h. sie hätten keine Bekehrten aufzuweisen, welche die Kennzeichen eines echten Christen an sich tragen. „Ich fordere," sagt er von den Jesuiten, „diesen so gelehrten und so sehr auf seinen Nutzen bedachten Orden auf, mir ein einziges Beispiel einer wahren Bekehrung anzuführen, einen einzigen Wilden, dessen Herz sie gebessert und den sie zu einem erleuchteten, gerechten und sanftmüthigen Christen gemacht haben, sowie es die Reinigkeit des Glaubens erfordert, die sie ihm verkündigen sollen." Dann spricht er von den Mitteln und der Methode der katholischen Missionare, wie sie weder lehren noch predigen, sondern Kindern und Sterbenden ohne deren Wissen und Wollen die Taufe ertheilen, nicht einmal ihre eingebornen Gehilfen ordentlich unterrichten und sich in vielen Stücken geradezu dem Heidenthum anbequemen. „Der ganze Unterschied zwischen den heidnischen und katholischen Prozessionen besteht in dem Namen der Götter, deren Bilder herumgetragen werden. Die einzige Presse, die sie haben, wird bloß zu einer Schrift gegen die Protestanten gebraucht u. s. f." Es sei daher ganz recht, daß König Friedrich von Dänemark, trotz dieser katholischen Missionare, die Küste von

Koromandel für ein Land angesehen habe, wo Christus noch nicht gepredigt worden!

Durchaus anders redet er von der protestantischen Mission, sowohl von der in Grönland als auch von der indischen. „Die protestantische Religion erfordert nicht bloß Mitmachen äußerlicher Gebräuche, sondern ein Leben in der Vereinigung mit Gott; deßhalb ist ein bekehrter Protestant soviel werth als tausend bekehrte Katholiken," sagt er in Bezug auf die Arbeit Egedes in Grönland und deren geringe Erfolge. Und da, wo er von der Mission in Süd-Indien redet, führt er sie mit den Worten ein: „Wir werden nunmehr dem Leser die Absicht und die Folgen einer Mission bekannt machen, welche der protestantischen Religion zur Ehre gereicht." Von König Friedrich IV. und dessen Nachfolger, welche die Mission in Grönland und Südindien ernstlich betrieben, redet er mit hoher Anerkennung. „Friedrich IV. sah mit Bedauern, daß viele tausend Heiden unter seinem Scepter lebten, ohne daß man sich die geringste Mühe gab, sie aus ihrer Blindheit herauszuziehen. Er bemerkte mit einer gewissen Schamhaftigkeit, daß die Protestanten sich einzig mit dem Handel abgeben, ohne sich auch nur aus Dankbarkeit des Heils dieser Völker anzunehmen, von denen sie so viele Vortheile ziehen." — Und von seinem Nachfolger sagt er: „Der regierende König, von einem Eifer beseelt, dessen Seltenheit ihn noch liebenswürdiger macht, ersetzte Egedes Verlust durch 4 Missionarien und 4 Katechisten." Er stellt diese Könige gleichsam den andern Fürsten als Muster dar, wenn er schreibt: „Sollten die Fürsten nicht Pflanzschulen von Missionarien unterhalten, die einzig zu diesem so milden und so nützlichen Werk bestimmt wären? Denn durch welch ein Band können sie sich die Völker stärker verbinden, als durch einen gemeinschaftlichen Glauben?"

Mit höchster Anerkennung redet er von Egede, der seine Pfarrei und sein Vaterland verlassen, um mit eigenen Geldopfern die Reise in ein unbekanntes, wüstes Land zu unternehmen, das beinahe gänzlich des Nothwendigen beraubt sei. Und nicht weniger rühmt er Ziegenbalg, den ersten evangelischen Missionar Südindiens. Er nennt ihn den wahren Apostel der Hindu und redet mit höchster Anerkennung von seiner Standhaftigkeit, seiner Beredtsamkeit und seinem feurigen Eifer. „Was für eine Einfalt!" ruft er aus, als er erzählt, wie Ziegenbalg, um die schwierige Sprache zu erlernen, sich in eine

heidnische Schule unter die Schüler gesetzt habe. Er rühmt dessen Arbeit in Uebersetzung und Druck des Evangeliums, in der Heidenpredigt und in der Einrichtung von Schulen. — „Während die Katholiken die Heiden nur zu bereden suchen, wollen die Protestanten die Menschen unterrichten und bessern.“ Und wenn er sagt, daß im Jahr 1742 nach einer 35jährigen Arbeit sich in Südindien 6252 protestantische Christen gefunden haben, so nennt er diese Zahl zwar nicht fabelhaft groß, aber der Zahl der Missionare angemessen. Er billigt die Vorsicht im Taufen, billigt auch das Studium der Medizin für die Missionare. Ein tiefes, religiöses Verständniß für die Schwierigkeit der ächten Missionsarbeit verräth er, wenn er z. B. sagt: „Es erfordert mehr, als man wohl glaubt, einem verdorbenen Herzen das zu entreißen, was seine Lust ausgemacht hatte, einen Menschen, der von Natur träg ist, zu bewegen, sich dem Haß der Seinigen und der Armut bloß zu setzen und sich seinen liebsten Lastern zu entziehen, einzig und allein, weil das Gewissen überzeugt ist;“ und an einem andern Ort: „Die Heiden wurden bald von ihrem Irrthum überführt, aber damit nicht für das Evangelium gewonnen.“

Wenn man bedenkt, daß diese Aufsätze Hallers nicht bloß in jener französischen Zeitschrift erschienen, sondern, ins Deutsche übersetzt, mit seinen andern kleinern Schriften mehrmalige Auflagen erlebten, so muß man doch annehmen, diese Zeugnisse des hervorragenden Gelehrten haben dazu beigetragen, die Anerkennung der Missionspflicht und der Missionsarbeit in der evangelischen Kirche zu verbreiten. Das herzliche Interesse, das dieser berühmte Mann bis in sein hohes Alter für das Werk der Heidenmission hegte, geht auch aus einem Bericht hervor, welchen Herr Lairitz, ein Abgeordneter der Brüdergemeine, über einen im Jahr 1774 zu Bern gemachten Besuch abstattete. Er berichtet zuerst von einem Prof. Kocher in Bern: „derselbe ist der evangelischen Wahrheit von Herzen zugethan und bezeugt mit Thränen in den Augen, daß er zwar von der Versöhnung Jesu Christi völlig überzeugt sei, solche auch in seinen Vorlesungen und auf der Kanzel nach Vermögen bezeuge, aber die Empfindung und den Genuß davon in seinem Herzen noch sehr sehnlich erwarte. An der Ausbreitung des Evangeliums durch die Brüdergemeine nimmt er auch den herzlichsten Antheil und konnte nicht genug davon hören.“ Darauf fährt er fort: „In eben dieser

Gesinnung habe ich den Herrn v. Haller angetroffen, bei dem ich etliche Stunden zubrachte. Seine Frau, die in ihrer Kindheit in den Jenaischen Brüderschulen unterrichtet wurde, und seine Tochter, die an einen Landvogt v. Jenner verheirathet ist, kamen auch zu der Unterredung und erkundigten sich mit großer Begierde nach dem Fortgang des Evangeliums unter den Grönländern und Eskimos."

So sehen wir, daß in der Hochschätzung des evangelischen Missionswerks der große Gelehrte und der schlichte Landpfarrer zusammenstimmen, weil sie beide im Kreuz Jesu das Heil ihrer Seele und das Heil der ganzen Welt und in der heil. Schrift die von Gott gegebene Urkunde des großen Reichsplans erkennen, zu dessen Verwirklichung das Missionswerk einen so wichtigen Beitrag liefert. Zu ihren Zeiten war das Werk noch in den Anfängen. Wie erstaunlich ist es in den letzten 100 Jahren gewachsen! Wahrlich, in unsern Tagen braucht es weniger Glauben, um zu erkennen, daß es von Gott gewollt, von Gott gesegnet und von Seiner starken Hand gefördert und geleitet ist. Lassen wir uns durch jene Männer ermuntern, zu thun, was unsere Pflicht ist!

Aus Afrika.

1. Die neuesten Briefe aus Uganda.

Die letzten, im Oktober v. J. in London angekommenen Briefe von Miss. Mackay und O'Flaherty reichen bis zum 9. Mai 1882. Der erstere schreibt (12. März): „Ein überwältigend großes Arbeitsfeld dehnt sich vor uns aus. Uganda allein ist ein unermeßliches Gebiet. Aber wir sind nur zu zweien und überdies so in Anspruch genommen durch die einstweilen noch unvermeidlichen äußeren Arbeiten, daß wir von den sich uns aufthuenden Thüren nur einen verschwindend kleinen Gebrauch machen können. Im letzten Kommittee-Brief heißt es, daß, wenn wir Uganda überhaupt

festhalten wollen, dies nur mit geringen Kräften geschehen könne und daß zuerst drei Dinge da sein müßten: 1) reine Sache mit Mteſa, 2) Arbeiter und 3) Geld. Aber wenn Mteſa uns auch alle Freiheit feierlichſt verſpricht, was iſt damit gewonnen? Bei ſeinem traurigen Geſundheitszuſtand kann ſelbſt im beſten Fall ſein Leben nicht mehr von langer Dauer ſein, und ein neuer König heißt ſoviel als — Revolution. Da kann uns alſo nur Gottvertrauen helfen. Bei all den wechſelnden Schickſalen unſrer hieſigen Miſſion habe ich immer die durchſchnittliche Geſammtlage im Auge zu behalten geſucht, und dieſe iſt doch gewiß eine recht günſtige. Allerdings iſt mir kein Ort der Welt bekannt, wo unſere Miſſionare auf ſtärkeren Widerſtand geſtoßen ſind, als hier von Zeit zu Zeit der Fall geweſen iſt; aber wir ſind doch noch da, und da bleiben müſſen und werden wir, ſo lange man uns nicht geradezu fortjagt.

„Vor einem Monat brachte ein Händler die Nachricht, drei Engländer ſeien unterwegs für unſere Miſſion. Wir fiengen an, unſere Häupter aufzuheben und hofften, nun bald die Arbeit einigermaßen ſo betreiben zu können, wie ſie's verdient. Aber die Poſt iſt angekommen und hat kein Wort von einer ſolchen Verſtärkung gebracht!

„Die katholiſche Miſſion zählt hier fünf Arbeiter, die unſre nur zwei, und gerade jetzt haben jene Erntezeit. Weil ſie ſo viele ſind, können ſie die Arbeit theilen, ſo daß täglich einer von ihnen ihre Sache bei Hofe vertritt, ein anderer den ganzen Tag unterrichtet, ein anderer ſich literariſch beſchäftigt, ein vierter und fünfter für die Beköſtigung ſorgt und den äußeren Geſchäften nachgeht. Jederzeit ſind ſie in der Lage, neue Leute, die zu ihnen kommen, aufzunehmen, und der Erfolg ſpringt in die Augen: täglich haben ſie eine Menge von Alten und Jungen im Unterricht; wiederholt hat O'Flaherty ganze Schaaren aus ihrem Miſſionshaus kommen ſehn. Auch haben ſie ſchon viele getauft; wie es heißt: Hunderte; doch iſt das wohl eine Uebertreibung. Wie gering man nun auch von dieſen Taufen und von der Vorbereitung dazu denken mag, ſo haben ſie eben doch die Erfolge, die ſie wünſchen; und viel Giftſame wird ausgeſtreut, der uns noch genug zu ſchaffen machen wird — wenn's vielleicht ſchon zu ſpät iſt. Ihre Station iſt in nächſter Nähe des Hofes, die unſere wenigſtens eine halbe Stunde davon entfernt, wodurch ſie ebenfalls einen Vorſprung vor uns

haben. Fragt man aber, warum wir uns nicht auch einen Platz in der Nähe der königlichen Residenz zu verschaffen suchen, so müssen wir sagen, daß wir im Grunde es doch so besser haben. Wir haben eine schöne Anzahl vielversprechender Taufkandidaten, die zum Theil aus größerer Entfernung zu uns gekommen sind und von denen die meisten schon seit drei Jahren im Unterricht stehn. Da mag es nun in ruhigen Zeiten ein Nachtheil sein, daß wir nicht näher beim König wohnen; erhebt sich aber ein Sturm gegen uns, so sind unsere Pfleglinge doch weniger den Nachstellungen der Feinde ausgesetzt; auch werden wir an einem abgelegenen Platz weniger von bettelnden Häuptlingen heimgesucht, und endlich haben wir hier draußen über viel mehr Land zu verfügen, als in der eigentlichen Stadt möglich wäre. Bald werden wir auch ein Haus haben, wo unsere Werthsachen unendlich viel sicherer sind als inmitten der (so leicht Feuer fangenden) Gras- und Rohrhütten der Stadt. Häuser aber, wie wir sie jetzt bauen, kosten Geld und noch mehr Zeit; wir können daher unsere Station nicht — den Launen des stets wechselnden Hofes folgend — bald hier-, bald dorthin verlegen.

„Vom Hofe selbst erwarte ich wenig Gutes, halte es aber für unumgänglich, daß einer von uns wenigstens 1—2 Mal wöchentlich sich dort sehen läßt. Der König scheint das zu erwarten. Die Geschichte kostet aber jedesmal einen ganzen Tag. Dazu müssen auch die Häuptlinge besucht werden; sie erwarten es und nehmen uns in der Regel auch freundlich auf. In ihren Häusern hat man immer Gelegenheit, öffentlich oder privatim vom Christenthum zu reden. Ueberdies wird Miss. O'Flaherty wieder und wieder von den Häuptlingen gebeten, ihre Weiber lesen zu lehren. Er kann aber nur hie und da eine Lektion ertheilen. Die Weiber sind zwar die treusten Anhänger des alten Aberglaubens, scheinen aber doch begierig nach etwas Besserem zu sein. Durch sie könnten wir einen mächtigen Einfluß im ganzen Lande ausüben, wenn wir mehr wären. Unsere Plantage erfordert beständige Arbeit. Und eine unsrer größten Schwierigkeiten ist die Arbeiterfrage. Erst vor Kurzem ist's uns gelungen, einen bedeutenden Schritt vorwärts zu thun, d. h. Eingeborne zu bewegen, daß sie gegen Zahlung von Zeug für uns oder eigentlich mit uns arbeiten. Zäune machen und andere Rohrarbeiten — dazu lassen sich die Männer herbei; die Feldarbeit aber ist hier ganz Sache der Frauen, und Frauen haben wir noch nicht dingen können,

dürfen aber nicht ruhen, bis es gelingt. Ein Dutzend Wangwana (d. h. „Herren") von der Küste kosten uns mehr als sie einbringen. Sechs helfen meinem Kollegen in der Plantage, die anderen brauche ich beim Hausbau. Ueberdies haben wir ein Dutzend meist kleine Jungen im Haus, die beim Ziegenhüten und beim Kochen helfen. Einige von ihnen, die Lust zum Lernen haben, dürfen die meiste Zeit bei den Büchern zubringen.

„Unsere Zeit ist vollständig in Anspruch genommen. Mußestunden giebt es nicht. Seit drei Monaten haben wir nur ein paar Stunden in der Mitte des Tages dem Unterricht widmen können. Morgens und Abends müssen wir im Freien sein. So können wir aber unseren Schülern nicht gerecht werden. Wir fühlen, daß ihnen mehr Aufmerksamkeit zugewandt werden sollte. Erstaunlich ist's übrigens zu sehen, was für Fortschritte sie machen, trotz der geringen Hilfe, die wir ihnen leisten. Auf die Gefahr hin, daß unsere Pflanzung, unser Bau, unsere Haushaltung und überhaupt alles andere zu kurz komme, haben wir daher beschlossen, uns mehr unseren alten Schülern zu widmen und dadurch auch neue zu gewinnen. Wir haben zu diesem Zweck die Geschäfte so getheilt, daß einen Monat lang der eine von uns sich ganz der Kopfarbeit, der andere ganz der Handarbeit widmet und dann abgewechselt wird. Eine viereckige Hütte in einem stillen Winkel unseres Gartens soll als Schulzimmer dienen. Da soll nun abwechselnd immer einer von uns den größten Theil des Tages mit Lehren (d. h. zugleich mit Lernen) und Uebersetzen zubringen, während der andere der Arbeit im Freien nachgeht. Ein paar Stunden in der Sonne arbeiten und dann noch Frische zu geistiger Arbeit haben — ist nach unserer Erfahrung so gut wie unmöglich. Wir müssen einfach mehr Leute haben. Anders geht es nicht....."

Miss. O'Flaherty erzählt in seinem Brief von einem fröhlichen Weihnachtsfest, das die beiden Missionare mit ihren Schülern gefeiert. Nach englischer Sitte wurde natürlich ein großes Festmahl veranstaltet. Der König gab zwei fette Ochsen, zwei fette Ziegen und eine Kalabasche voll Bananenwein dazu. Mackay brachte einen herrlichen »plum pudding« zustande. Fünfundfünfzig Gäste wurden bewirthet, darunter fünf weibliche. Alles war vergnügt. Und nicht nur beim Essen. Auch die Weihnachtspredigt vom neugeborenen Heiland der Welt wurde mit Freuden angehört, am Gottesdienst

mit Andacht theilgenommen. Acht wünschten die heilige Taufe zu erhalten, wurden aber angewiesen, noch länger zu warten und sich vorzubereiten. Mehrere andere konnten leider nicht mitfeiern, da sie mit allerlei Aufträgen ihrer Herren abwesend waren.

Noch mehr schmolz die Zahl der alten Schüler zusammen, als der jugendliche Mukwenda (Anfang März), zum Unterhäuptling ernannt, mit einer ganzen Schaar seiner Diener in den Norden des Landes ziehen mußte. Das gab einen rührenden Abschied, denn unter den Fortziehenden befanden sich einige der besten und reifsten Missionsschüler. Man hofft, daß sie in ihrer heidnischen Umgebung als ein Licht leuchten und als ein gutes Salz wirken werden.

Am 18. März endlich fand die Taufe der Erstlinge statt. Es waren fünf junge Männer, von denen die Missionare sich überzeugt hatten, daß der heilige Geist an ihren Herzen arbeite und sie zu einer aufrichtigen Sinnesänderung gebracht habe. Einen davon bezeichnet Miss. O'Flaherty als seinen eigenen „Diener, Gehilfen, Schulmeister und Freund." Mehrere andere brachen in Thränen aus, als sie erfuhren, daß man ihnen die Taufe noch nicht ertheilen könne.

Im Ganzen haben von März 1881 bis März 1882 ungefähr 50 junge Leute im Alter von durchschnittlich 20 Jahren lesen gelernt. Die meisten von ihnen haben auch das Evangelium St. Matthäi und die Apostelgeschichte, andere das Evangelium St. Marci oder 2—3 neutestamentliche Episteln durchgenommen und zwar so, daß der Kisuaheli-Text zu Grunde gelegt und Satz für Satz in die Landessprache übersetzt wurde, theils von den jungen Leuten selbst, theils von ihren Lehrern. Ueberdies haben alle sich das Gebet des Herrn, das Glaubensbekenntniß, die zehn Gebote und eine Anzahl von Bibelsprüchen in ihrer eigenen Sprache vollkommen angeeignet. Außer den genannten Bibeltheilen haben die Missionare auch eine kleine biblische Geschichte, die Taufliturgie und andere wichtige Stücke des englischen Kirchengebetbuchs in die Landessprache übersetzt.

Ueber einige andere Fortschritte des letzten Jahres (1881—82) wollen wir wieder Miss. Mackay's Bericht (26. März) hören: „Die Araber, die uns Monate lang auf Schritt und Tritt die heftigste Opposition machten, sind jetzt still, ja sie haben sich zum Geschäftsverkehr mit uns herbeigelassen, indem sie uns Zeug gegen Wechsel auf Sansibar vorstrecken. Der König ist extra freundlich und frei-

gebig gewesen, und die Häuptlinge scheinen denjenigen ihrer Leute, welche bei uns lernen wollen, kein Hinderniß in den Weg zu legen... Im Allgemeinen kann die augenblickliche Situation als eine friedliche bezeichnet werden.

„Im Laufe d. J. hat sich unser Grundbesitz bedeutend vermehrt, so daß unser jetziges Land wenigstens fünfmal so groß ist, als das ursprüngliche. Mit Ausnahme eines Stückes, auf welchem unsere Wangwana angesiedelt sind, haben wir dasselbe eingezäunt und seiner ganzen Ausdehnung nach bepflanzt — eine Frucht der unermüdlichen Arbeit O'Flaherty's. Außer mehreren tausend Bananenbäumen auf unserem neuen Land haben wir weitere 500 an offenen Plätzen gepflanzt. Unsere Ernte an Mais, Hirse, Bohnen, Erbsen, Liebesäpfeln, süßen Kartoffeln u. s. w. ist eine ausgezeichnete gewesen, und schon ist eine neue Aussaat im Boden. Die Eingebornen fangen an zu begreifen, was es heißt: um Lohn arbeiten. Bisher verstanden sie nur zu betteln oder zu stehlen. Jetzt haben sie doch ein Stück des Zaunes gegen Zahlung in Calico fertig gebracht. Einige treten eine ganze Woche lang Lehm für eine Elle Calico von der dünnsten Sorte. Frauen haben sich herbeigelassen, um Kauris zu arbeiten, ja viele junge Leute, theils unsere Schüler, theils andere, haben der Landessitte zum Trotz angefangen, mit der Haue in der Hand unser Feld zu bestellen.

„Wir besitzen eine schöne Zahl von Ziegen und Rindvieh, meist Geschenke. Gekauft wird nur selten. Hühner sieht man hier nicht viel, im Vergleich mit Unjamwesi, doch haben wir immer etwa 20 Stück zur Verfügung. Es ist schwer, die Küchlein vor den überaus gewandten Habichten zu schützen. Das Haus (wattle-and-daub), an dem wir bauen, wird hoffentlich bald fertig sein. Es ist das erste dieser Art, das hier hat gebaut werden dürfen. Das Fachwerk der Wände ist ausgefüllt mit Steinen und rothem Thon, ein Grasdach schützt den Bewurf (aus weißem Thon) vor dem Regen. Das Haus ist zweistöckig und hat eine solide Treppe. Die Eingebornen staunen dasselbe als ein Wunder der Baukunst an. Auch haben wir über 2000 Ziegel gebrannt und daraus eine zur Verandah des Hauses führende Treppe gebaut. Ziegel wie Treppen waren hier noch nie gesehen worden, geschweige denn ein zweistöckiges Gebäude. Unsere Schreinerei und Schmiede ist das ganze Jahr in Thätigkeit gewesen. Die jungen Leute, die uns als Lehrlinge

zugeschickt wurden, haben uns größtentheils bald wieder verlassen, nachdem sie ein wenig den Gebrauch europäischer Werkzeuge kennen gelernt. An Einem jedoch haben wir jetzt noch eine bedeutende Hilfe bei unseren Holz- und Eisenarbeiten. Auch was ein Rad ist, wußten die Eingebornen nicht, bis wir einen Wagen bauten, der uns jetzt vom größten Nutzen ist. Wir haben denselben mit einer starken Schrauben-Bremse versehen müssen, da es hier immer steil bergauf und bergab geht. Die Ochsen, die wir zum Ziehen abgerichtet haben, thun jetzt willig ihren Dienst.

„Unser neuestes Unternehmen ist die Herstellung eines Pfluges. Wir besaßen ein paar Stücke von einem englischen Pflug, aber gerade die Haupttheile fehlten. Diese haben wir nun geschmiedet, und das Ding ist gelungen. Die Eingebornen wissen nicht, was sie daraus machen sollen: das Vordertheil eines Boots, ein Stück Kanone oder was sonst; jedenfalls halten sie unsere Erklärung, daß man damit das Feld bestelle, für die reinste Flunkerei. Nun, sie werden sich bald überzeugen, daß wir Recht haben.

„In unsrem Garten haben wir einen tiefen Brunnen gegraben, ebenfalls unter dem Kopfschütteln der Eingebornen, die nicht glauben wollten, daß man aus der Erde Wasser holen könne. Eine kupferne Pumpe bringt nun eine reichliche Wassermenge 20 Fuß hoch herauf! Unser altes Haus hat einen Blitzableiter, den wir so anbrachten, daß er möglichst unbemerkt bleiben sollte, da wir fürchteten, man werde das Ding für einen Zauberapparat halten; jetzt haben wir aber am neuen Haus vor Jedermanns Augen zwei Blitzableiter angebracht. Den Fragern halten wir eine Predigt über das Ding, die darauf hinausläuft, daß ihr alter Donnergott (lubare) zu Schanden wird. An einem Ende des Daches haben wir einen Wetterhahn, am andern einen drehbaren Windmesser mit vier Flügeln angebracht — lauter eigenes Fabrikat.

„Ferner haben wir einen Backofen gebaut mit einem Kamin aus Ziegeln und einer eisernen Thür. Die Eingebornen nehmen diese Merkwürdigkeit genau in Augenschein und wundern sich, nichts darin zu finden, als einen Topf, denn von außen sieht der Ofen fast aus wie eine ihrer kleinen Fetischhütten, die zu Ehren des lubare errichtet werden. Für die Eingebornen haben wir Spiegel, Rattenfallen und andere Kleinigkeiten fabrizirt; am meisten Freude haben ihnen aber ein paar Erzeugnisse unsrer Drehbank gemacht. Ein-

mal schickte der König uns einen ganzen Trupp seiner Eisenarbeiter zu: wir möchten ihnen zeigen, wie man eine Spitzaxt schmiedet. Als das Instrument fertig war, wurde es für ebenso gut erklärt, wie wenn es in Europa gemacht worden wäre.

„Kürzlich ist auf unseren Rath hin ein öffentlicher Markt eingerichtet worden, wo täglich die Produkte nicht nur dieses, sondern auch der benachbarten Länder gegen Calico und Kauris ausgetauscht werden. Der König hat eine Art Freihafen nicht weit vom Nordende der Murchison-Bai eröffnet, wo nun Boote mit Passagieren und Waaren landen dürfen. Unser bisheriger Hafen lag am See selbst, etwa 10 Stunden von hier, und der Weg dahin ist theils sumpfig, theils steil und steinig, während der neue nur drei Stunden von hier entfernt ist. Freilich war der Weg zwischen diesem Platz und dem Hof, wo nun der Markt gehalten wird, bisher so schlecht, daß man stellenweis nicht einmal mit einem Esel, geschweige denn mit einem Wagen darauf fortkommen konnte. Mit des Königs Erlaubniß haben wir nun aber mehrere sumpfige Stellen überbrückt und überhaupt die Straße so verbessert, daß selbst ein Wagen sie passiren kann. Namentlich eine breite Brücke, die wir aus Balken und auf Pfählen errichtet haben, wird sehr bewundert.

„Der Zucker, den wir aus dem hier wachsenden Zuckerrohr fabrizirt haben, ist sehr gut, und der Syrup leistet uns vortreffliche Dienste, um unsren Mehlbrei schmackhafter zu machen. Kaffee und Baumwolle wächst überall im Lande und wir haben von beidem auch etwas in unsrem Garten. Wir mischen den hiesigen Kaffee mit dem, der uns aus England zukommt, und finden die Mischung besser als jeden für sich. Ebenso machen wir's mit dem Tabak. Aus der Asche von Bananenrinde gewinnen wir eine Lauge, die zum Kleiderwaschen brauchbar ist. Die Eingebornen verstehen auch Seife daraus zu machen. Deserteure aus dem Sudan, die zu Baker's und Gordon's Armee gehörten, haben sie diese Kunst gelehrt. Aus Bananen und Hirse brauen wir uns eine Art Bier, das uns auch als Hefe beim Backen von Waizenbrod dient.

„Ein ganzes Jahr lang hat die Pest oder der Schwarze Tod hier gewüthet, durch Gottes unendliche Güte ist unser Haushalt aber verschont geblieben. Das Herrschen dieser Krankheit hat uns auf die sanitären Verhältnisse der Eingebornen aufmerksam gemacht; wir haben uns alle Mühe gegeben, sie wieder und wieder darüber

zu belehren, wie sie Ansteckung vermeiden und der weiteren Ausbreitung der Epidemie steuern sollen. Diejenigen, welche von uns Arznei bekommen haben, sind alle gesund geworden; ich kann aber nicht sagen, ob durch die Arznei oder trotz derselben. Täglich kommen Kranke zu uns und erhalten Medicin. Die meisten sind syphilitisch. Unsere Behandlung verschafft ihnen wenigstens eine zeitweilige Heilung; auf schwierigere Fälle können wir uns gar nicht einlassen. Die ganze Nation, vornehm und gering, scheint von diesem Gift zerfressen zu sein, ein Umstand, der uns oft Veranlassung giebt, von der noch allgemeiner verbreiteten Sündenkrankheit und deren Heilung zu reden.

„Das ganze Jahr hindurch haben wir Tag für Tag eine große Anzahl meteorologischer Beobachtungen gemacht, deren Resultate uns selbst schon von Werth gewesen sind für unsere Landwirthschaft."

Miss. O'Flaherty fügt hinzu (15. März): „Seit drei Monaten und darüber hat der Unterhalt unserer Leute uns nichts oder fast nichts gekostet. Für Fleisch hatten wir das ganze Jahr über nur wenig auszugeben, obgleich wir über 100 Ziegen geschlachtet haben und jetzt im Besitz von 50 Ziegen, 12 Kühen und 3 Kälbern sind. Das Meiste ist uns vom König und einigen Anderen geschenkt worden. Der Hauptkostenpunkt ist der Unterhalt unsrer Wangwana und Postläufer. Wenn aber die Bananenbäume, die herrlich stehen und die wir alle selbst gepflanzt haben, einmal tragen — d. h. gegen Ende dieses Jahres — so hoffen wir auch, die Wangwana ohne weitere Kosten durchbringen zu können. Dann werden wir auf Jahre hinaus nichts von der Gesellschaft bedürfen, vorausgesetzt, daß Gott uns so lange hier leben läßt. So viel über unsere Landwirthschaft!"

Wir schließen mit einem Auszug aus Mackay's letztem Brief vom 9. Mai: „König und Volk sind freundlich gegen uns. Die stolzen Häuptlinge sind, wie immer, voll Eifersucht und Mißtrauen. Doch auch unter ihnen haben wir ein paar sehr gute Freunde. Im März starb die alte Königin-Mutter Namasole, die, obgleich nicht Mtesa's eigene Mutter, doch eine bedeutende Rolle spielte und für die schon eine Nachfolgerin ernannt zu sein scheint. Als sie gestorben war, bat Mtesa uns, drei Särge für sie zu machen: einen inneren aus Holz, mit Baumwolle gefüttert, einen äußeren aus Metall und

darüber wieder einen aus Holz. Die Balken dazu schickte er uns sammt all seinen Handwerkern. Wir sägten Bretter daraus und thaten unser Bestes. Der dritte Sarg war 12 Fuß lang, 7 Fuß breit und 8 Fuß hoch; den Metallsarg stellten wir aus allerlei alten Platten, Schüsseln, Trommeln u. dergl. her. Unsere Leistungen haben die höchste Anerkennung gefunden, und den ganzen Monat hindurch, den diese Arbeit in Anspruch nahm, schickte uns der König einen Speisevorrath um den andern.

„Die Häuser, in denen wir jetzt noch wohnen, lassen trotz aller Reparaturen den Regen durch und werden daher immer ungemüthlicher. Wir beeilen uns nun um so mehr, das neue Haus fertig zu machen.

„Es hat uns außerordentlich gefreut, daß die Kommittee sich endlich entschlossen hat, die Zahl ihrer Arbeiter in Ostafrika zu verstärken. Wir bitten Gott, daß Er selbst die rechten Männer senden möge. O, wie herzlich wollen wir sie im Namen unseres Herren und Meisters willkommen heißen! Aber Neulinge können natürlich nicht ohne Weiteres in die Arbeit ihrer Vorgänger eintreten. Es wäre ein großer Nachtheil, wenn sie wieder von vorne anfangen müßten, wie das s. Z. bei uns der Fall war. Wir beabsichtigen daher, wenn Gott uns am Leben erhält, etwa noch ein Jahr mit ihnen hier zu bleiben, bis sie sich eingelebt haben. Wenn's Gott wohlgefällt, so sind wir beide, mein Kollege und ich, bereit, bis an unser Ende hier weiterzuarbeiten. Ob wir nun aber bleiben oder nicht — es ist absolut nöthig, daß weitere Arbeiter gesandt werden. Mit Sehnsucht warten wir auf sie."

Im December 1882 wird — so hoffen wir — die ersehnte Verstärkung in Uganda angelangt sein.*) Dem Herren sei Dank für alles, was er, trotz so vieler Hindernisse und Schwierigkeiten, doch schon in Uganda hat zu Stande kommen lassen! Es ist mehr, als nüchterner Weise hat erwartet werden können.

---

*) Am 2. Sept. war die Expedition glücklich in Ukuni angekommen, wo leider Miss. Hannington schwer krank darniederlag.

2. Dr. Southon in Urambo.

Von allen bisher nach Centralafrika gesandten Missionaren schien der Londoner Missionsarzt Dr. Southon der glücklichste und von allen dortigen Stationen die von ihm in Urambo angelegte die gedeihlichste zu sein. Nun ist er am 26. Juli 1882 gestorben, und wir haben die wehmüthige Pflicht, unseren Lesern Näheres über sein Ende mitzutheilen.

Im Frühjahr 1879 war er mit Dr. Mullens und Missionar Griffith nach Afrika aufgebrochen. Durch eine erfolgreiche Operation hatte er sich das Vertrauen und die Dankbarkeit des berühmten Häuptlings Mirambo erworben — eine Errungenschaft, welche der neuen Station Urambo gleich von Anfang an eine ungestörte, ruhige Entwicklung zu sichern schien. Dr. Southon's Berichte lauteten immer sehr freudig und zuversichtlich. Einmal gelang es ihm, als Friedensvermittler einen drohenden Krieg abzuwenden, wiederholt besuchte er die umliegenden Städte und Dörfer mit der Verkündigung des Evangeliums und hatte überdies Gelegenheit, mehreren afrikanischen Großen, die ihn besuchten, darunter dem König der berüchtigten Watuta, den Herrn Jesum anzupreisen; dann gründete er eine Schule, die anfangs von 8, später von doppelt soviel aufgeweckten, lernbegierigen Jungen besucht wurde, ja, ein kleines Hospital, in welchem 1881 im Ganzen 60 Kranke Aufnahme fanden; mehreren fast völlig Erblindeten konnte er das Gesicht wiedergeben, einigen Aussätzigen dauernde Besserung verschaffen, sein Einfluß war daher in beständigem Steigen und niemand war ihm aufrichtiger zugethan oder lauschte seinen Belehrungen aufmerksamer, als der gewaltige Mirambo selbst. Auch äußerlich gieng alles gut. Es gelang ihm, die Landeskinder (Wanjamwesi) zu allerlei Diensten herbeizuziehen, welche früher nur von den anspruchsvollen und theuren Wangwana waren verrichtet worden, namentlich zu Boten- und Trägerdiensten. Der schwächste Punkt war vielleicht der sprachliche. Dr. Southon fand die Erlernung des Kinjamwesi schwerer, als er gedacht, und mußte mit den Leuten größtentheils in der Kisuaheli-Sprache verkehren. Doch hatte er auch in diesem Stück schon nette Fortschritte gemacht, so daß bereits ein kleines Elementarbuch, das er über die Landessprache verfaßt hatte, zum Druck bereit war. Der Londoner Gesellschaft war das alles um so mehr zu gönnen, da ja ihre central-

afrikanische Mission an andern Punkten von einer Reihe schwerer Schläge war betroffen worden. Da kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel das Telegramm von Dr. Southon's am 26. Juli in Urambo erfolgten Tode.

Ueber die Veranlassung und die näheren Umstände desselben sind seither briefliche Nachrichten nach London gelangt, aus denen hier einiges Platz finden möge. Am 3. Juli schrieb Dr. Southon noch selbst an seinen Bruder: um einem drohenden Fieber vorzubeugen und sich überhaupt eine kleine Erholung zu verschaffen, habe er einen Ausflug an den benachbarten Fluß gemacht und sich hier mit Fischen, Jagen u. dergl. vergnügt; auf dem Rückweg zu seinem Zelt sei aber das Gewehr, welches ein hinter ihm drein gehender Diener trug, los- und der Schuß ihm selbst in den linken Arm gegangen! Der Unterarm war gebrochen, mit Hilfe des bitterlich weinenden Dieners mußte Dr. Southon ihn selbst verbinden, so gut es eben gieng; dann ließ er eine Tragbahre herstellen und sich so rasch als möglich nach Urambo bringen. In drei Stunden war das Ziel erreicht. Unterwegs hatte er sich mehrmals erbrechen müssen. Die Nacht war schlecht. Um womöglich lebensgefährliche Folgen abzuhalten, ließ er beständig einen Strahl von Carbol-Wasser über die Wunde fließen. Gegen Mittag kam Mirambo und bot seine Dienste an. Der Kranke schrieb nun mit nicht geringer Anstrengung einige Zeilen an den englisch-kirchlichen Missionsgehilfen Copplestone in Uyui, der damals gerade einen Besuch in Urambo vorhatte und daher gleich nach Empfang der traurigen Nachricht zum Aufbruch bereit war. Inzwischen ließ Dr. Southon Mirambo die Wunde sehen und bat ihn um eine Meinungsäußerung darüber. Er wollte aber nicht recht mit der Sprache heraus, sagte nur, vier seiner Häuptlinge seien schon schlimmer daran gewesen und doch wieder gesund geworden, worauf der Kranke den schwarzen Fürsten zum Zeugen aufrief, daß er sich vor dem Tod nicht fürchte, sondern wenn's Gottes Wille sei, mit Freuden sterben wolle. „O Bruder, rede nicht so," erwiderte Mirambo, „ich würde, ich weiß nicht was Alles lieber hingeben, als dich sterben lassen." Dann fragte ihn Dr. Southon, ob er — im Fall seines Todes — auch die erwarteten neuen Missionare freundlich aufnehmen und so gütig behandeln wolle, wie er ihn behandelt, worauf Mirambo sagte, er wisse nicht, ob er sie so gern haben werde als ihn, sei aber bereit, alles für

sie zu thun, was in seiner Macht stehe. Bald darauf fragte er den Doktor, was denn er selbst von der Wunde halte, und als dieser erklärte, der Arm sei so zerschmettert, daß man ihn wohl oberhalb des Ellbogengelenks werde abnehmen müssen, sah er sich die Wunde noch einmal an und rieth dann, den Arm lieber nicht abzunehmen, sondern ihn auf einem Brett auszustrecken und mit Bandagen festzumachen; sagte noch, wenn Herr Coppleſtone gekommen sei, solle man ihn wieder rufen und verabschiedete sich dann in herzlichster Weise.

Das war am Mittwoch. Tags darauf kamen allerlei theilnehmende Besuche und Abends gegen 8 Uhr traf auch der sehnlich erwartete Coppleſtone ein. „Wir hatten viel miteinander zu reden," schreibt Dr. Southon, „und ich erklärte ihm bestimmt, daß am nächsten Morgen früh der Arm abgenommen werden müsse." Der arme Coppleſtone, ein Handwerker, der von Chirurgie so gut wie nichts verstand, und der nach seiner anstrengenden Reise angesichts des schrecklich zugerichteten Armes fast in Ohnmacht fiel, versprach sein Bestes zu thun, ließ sich möglichst genau über alles instruiren, was zu geschehen hatte, blieb noch bis nach Mitternacht beim Kranken, warf sich dann auf eine Kiste und schlief so gut, daß er am Freitag Morgen für seine schreckliche Aufgabe doch einigermaßen gestärkt war. Dr. Southon gab ihm noch eine Reihe von Anweisungen, fühlte aber, daß das Morphium, das er bei furchtbaren Schmerzen während der Nacht genommen hatte, ihm das zusammenhängende Denken und Reden erschwerte und wohl manches vergessen ließ. Da der Arm schon brandig war, durfte keine Zeit verloren werden. Um 8 Uhr wurde der Kranke „ins andere Zimmer" getragen, auf den Tisch gelegt und chloroformirt. Es dauerte zwei Stunden, bis die Operation anfangen konnte. „Noch nie in meinem Leben," schreibt Coppleſtone, „hatte ich mich so schwach gefühlt; aber ich setzte mein Vertrauen auf Gott, flehte zu Ihm, daß Jesus, als meine Weisheit und Kraft, mir beistehen möge, und war dann so gestärkt, daß ich mich allem gewachsen fühlte; auch zweifle ich nicht, daß, so unvollkommen die Operation ausgeführt wurde, doch alles nach Gottes Leitung und Willen geschah. Um halb 1 Uhr war alles vorüber und Southon lag wieder auf seinem Bett. Seither hat er entdeckt, daß der Arm nicht hoch genug abgenommen worden ist, und wir beide merken nun, daß ein paar wichtige Einzelheiten mir eben

nicht gezeigt worden waren. Einige Tage nach der Operation meinte er, er werde es nicht durchbringen, und gab mir Instruktionen für den Fall seines Todes. Sein Zustand hat sich aber wieder gebessert, und bei aller Schwachheit und allen Schmerzen hat er sich tapfer gehalten, ganz ergeben in den Willen seines himmlischen Herrn und Meisters."

Dr. Southon seinerseits rühmt in jenem Brief (vom 3. Juli) Coppleſtone's hingebende Pflege, meint auch, die Operation sei ihm, dem ganz Unerfahrenen, nicht so übel gelungen, und fährt dann fort: „Seit ich so da liege, habe ich Ueberfluß an Zeit zum Nachdenken, und ich finde diesen Trost heraus: Gott hat mich von Anfang an in der Missionsarbeit geleitet und erzogen. Ich trat in dieselbe ein von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit allen meinen Kräften. Ich war entschlossen, Erfolg zu haben (!), und wie ist's mir gelungen? Gott sei Dank! besser als allen andern, auch da, wo andere Schiffbruch gelitten haben. Habe ich mich selbst in irgend etwas geschont? Habe ich nicht alles mit Freuden aufgegeben? Ja, im Herrn will ich mich rühmen. In Seinem Dienst habe ich mich hier verzehrt, und herrlicher Erfolg ist mir zu Theil geworden. Ein fester Grund ist gelegt, auf welchem andere weiterbauen können, und wer darf dem himmlischen Baumeister etwas dreinreden, wenn er einen Arbeiter wegnimmt, der sein Theil gethan hat, und andere an seine Stelle setzt, um das Werk hinauszuführen? Ich preise Gott, mein Vertrauen auf Ihn ist so stark, ja stärker als je, und wenn Er mich am Leben erhält, so will ich ihm noch treue Dienste leisten — wenn nicht in Afrika, so doch in einem anderen Theil seines Weinbergs. Ruft er mich aber ab, einem Mullens, einem Thomson und den anderen, die mir vorangegangen sind, beigesellt zu werden, o wie gern will ich folgen und der Erdenarbeit Lebewohl sagen!"

Damit schließt dieser ungewöhnliche Brief. Unterzeichnet ist er nicht.

Am 8. Juli schrieb Southon dann noch an den Sekretär seiner Gesellschaft: „..... Sagen Sie den Direktoren, daß mein Glaube an Urambo unerschüttert ist und ich noch ebenso zuversichtlich auf eine herrliche Frucht meiner Arbeit rechne als je zuvor, und vor allem, daß ich noch immer das Vertrauen unbeweglich festhalte, daß Gott es auf's Beste mit dem Werk und mit mir machen wird.

Lassen Sie uns Muth fassen und vorangehen in der Gewißheit, daß der, welcher für uns ist, größer ist als alle die, welche gegen uns sind. Er wird uns nicht im Stiche lassen und wird nicht zugeben, daß wir in dieser Stunde der Prüfung verzweifeln; ja, obgleich ich keinen Schritt breit über den gegenwärtigen Augenblick hinaussehe, fühle ich doch, daß unter Seiner Leitung alles recht gehen wird."

Dr. Southon's Leiden nahmen zu. Seine heldenmüthige Geduld und sein freudiger Glaube verließen ihn aber nie. Am 10. Juli machte er sein Testament, am 12. unterschrieb er es unvollendet. Inzwischen hatte Coppleſtone an Dr. Böhm (von der deutschen ost-afrikanischen Expedition) geschrieben; am 16. traf derselbe in Urambo ein. Am 21. sprach Dr. Southon seine Ueberzeugung aus, daß eine zweite Amputation, weiter oben, nöthig sei, und schien den besten Erfolg davon zu erwarten. „Am 24." — so berichtet Coppleſtone weiter — „gieng ich früh Morgens zu ihm hinein und er erinnerte mich sofort an die mir bevorstehende schreckliche Aufgabe..... Ehe wir ihm Chloroform zu geben anfiengen, sprach er ein Gebet voll von Zuversicht und Hoffnung, ohne Furcht in Betreff des Ausgangs." Unter Dr. Böhm's Beistand wurde nun die zweite Operation vorgenommen, aber die Symptome waren von vornherein keine günstigen. Am 26. war augenscheinlich das Ende nicht mehr fern, gegen Abend wurde der Athem immer schwächer, um halb 11 Uhr nahm sein Gesicht einen zufrieden lächelnden Ausdruck an, und der Geist war entflohen. „Am nächsten Morgen," schreibt Coppleſtone, „machten wir einen Sarg und betteten die sterblichen Ueberreste Dr. Southon's neben die des lieben Bruder Williams in der gewissen Hoffnung des ewigen Lebens, denn wir glauben, daß Gott, die da entschlafen sind in Jesu, mit ihm führen wird."

---

3. Stanley und die baptistische Mission am Kongo.

Am unteren Kongo findet gegenwärtig ein förmlicher Wettlauf statt. Der berühmte Stanley und sein französischer Rivale Savorgnan de Brazza, zwei protestantische und eine katholische Mission, mehrere Handelsgesellschaften und einzelne Kaufleute — sie alle haben sich's etwas kosten lassen, flußaufwärts vorzudringen und das ungeheure

Ländergebiet am mittleren Lauf des Kongo der Civilisation zu erschließen, abgesehen von dem dabei mitunterlaufenden Konkurrenzgeist und Eigennutz — ein wahrhaft erhebendes Schauspiel!

Hören wir zuerst, was Herr Stanley in den drei Jahren seiner angestrengten Thätigkeit zu Stande gebracht hat. Noch sind ausführliche Berichte von ihm selbst nicht erschienen. Folgende Nachrichten aber beruhen auf seinen eigenen theils öffentlich, theils privatim gemachten Aeußerungen:

Durch die Freigebigkeit des Königs der Belgier standen ihm so zu sagen unbegrenzte Mittel zur Verfügung. Die Absichten des letzteren sind frei von jedem engherzigen Interesse, er will einfach das Innere Afrikas dem Handel und der Civilisation auf dem Kongo-Weg erschließen. Stanley's Werk nun besteht darin, daß er die durch Kataraкte gebildeten Hindernisse aus dem Wege geräumt oder umgangen hat. Er hat eine Straße — 15' breit und 100 englische Meilen (160 Km.) lang — am nördlichen Ufer bis über den Stanley-Pool hinaus hergestellt und zwar so dauerhaft, daß sie während der Regenzeit die Sturzbäche ausgehalten und das schwerste Fuhrwerk getragen hat. Dämme und Brücken wurden gebaut, und einmal mußte von einem direkt zum Fluß abfallenden Bergvorsprung (Ngoma) die dem Fluß zugewandte scharfe Felsenecke weggesprengt und ein kolossaler Steindamm längs dem Strom errichtet werden. Auf der einen Seite erhebt sich der Berg wie der Felsen von Gibraltar, auf der andern stürmt brüllend der wilde Kongo dahin. — Tausende von Baumstämmen wurden gefällt, die Wurzeln ausgegraben oder horizontal abgesägt. Zwischen den einzelnen Stationen am Wege existiert ein regelmäßiger Botenverkehr; der Handel ist im Zunehmen. Millionen Ellen von Baumwollzeug sind während der letzten Jahre als Zahlung für geleistete Arbeit unter die Eingebornen gekommen. Mit einer Dampfbarkasse »En avant« ist Stanley bereits 400 englische Meilen oberhalb des Pool, im ganzen also 700 englische Meilen von der Mündung stromaufwärts vorgedrungen. Seine erste Station war Vivi, die zweite Isandschila, die dritte Manjanga. Am 3. Dec. 1881 erreichte er mit der Dampfbarkasse den Stanley Pool und am 1. Februar 1882 war das Stationshaus von Leopoldville (bei Ntamo am südlichen Ufer, während Brazzaville bei Mfwa am nördlichen Ufer liegt) vollendet, 97' lang, 24' breit und zwei Stockwerke hoch. Darauf dampfte Stanley im Vollgefühl

des unbehinderten Vordringens den mächtigen Strom hinauf und gründete in einer Entfernung von etwa 100 englischen Meilen (160 Km.) die fünfte Station am Einfluß des Ibari Nkutu. Darauf reiste er (krank) nach Europa zurück, um vor allem dem König der Belgier und dann auch der ganzen Welt Bericht über seine Mission zu erstatten. Am 27. September traf er in Paris ein. Auf drei Jahre hatte sich Stanley verpflichtet, und fast auf den Tag genau hat er sein riesiges Werk vollbracht.

Unwillkürlich fragt man: Was nun? — Hören wir, was das „Ausland," dieses seit Januar 1882 vortrefflich redigirte geographische Wochenblatt, hierauf antwortet: „Zweihundert deutsche Meilen (1500 Km.) weit fließt der mächtige Strom, oftmals seeartig ausgebreitet, in ununterbrochenem Laufe dahin; zehn größere Flüsse münden von Norden und Süden ein. Unbekannt, unerforscht erstreckt sich zu beiden Seiten ein Gebiet von 14—16 Breitengraden, nur einmal von dem Löwen Stanley in pfeilschneller Fahrt durchschnitten. Dreimal nur legte Stanley damals seine Boote ans Land, zahlreiche Dörfer sah er, Schaaren von feindseligen Schwarzen jagten nach ihm; er brachte den allgemeinen Eindruck eines in tropischer Fülle strotzenden und zahlreich bevölkerten Ländergebietes zurück. Mehr wissen wir nicht. Jetzt ist es die Aufgabe des »En avant,« in dieses verschleierte Wunderland hineinzusteuern und als Pionier den nachfolgenden Handelsleuten vorauszueilen und die gesicherte Möglichkeit zu verschaffen, mit den Eingebornen in friedlichen Verkehr zu treten, Tauschhandel anzuknüpfen und allmählich die Reichthümer an Elfenbein, Kautschuk, Palmfrüchten, Erdnüssen ꝛc. aus den umliegenden Ländern heranzuziehen und nach dem unteren Kongo zu leiten. Man erwarte keine plötzliche Ueberschwemmung von Handelsprodukten aller Art; der Handel mit Negern ist ein Kräfte aufreibendes und Zeit verschlingendes Geschäft. Dies jedoch ist nicht die Sache Stanley's und seiner Leute. Er war und ist der Werkmeister, der das Thor geöffnet und zwar der ganzen europäischen Welt: den Forschern, Missionaren und Kaufleuten. Von letzteren werden vermuthlich zuerst diejenigen herandrängen, welche längst festen Fuß am untern Kongo gefaßt haben: vor allem die Holländer in Banana und Boma, dann die Portugiesen und Franzosen in Banana und Noki. Englische und französische (katholische) Missionare, von denen die Baptisten Comber, Crudgington und Grenfell, sowie

Pater Augouard schon seit einigen Jahren zu den Livingstonefällen sich emporgearbeitet haben, werden ihre friedlichen Wanderungen beginnen. Die eigentliche Forscherarbeit, die Entdeckungsreisen längs des Stromes und in seine mächtigen Zuflüsse fallen in erster Linie als Siegespreis Stanley und seinem Stabe zu."

Was den großsprecherischen französischen Reisenden Savorgnan de Brazza betrifft, der ja den Stanley Pool und womöglich das ganze Kongo-Becken für Frankreich in Besitz nehmen möchte, so sind seine Leistungen, insbesondere seine zu Gunsten Frankreichs mit einigen schwarzen Fürsten abgeschlossenen Verträge, großentheils doch nur glänzende Scheinerfolge. Selbst der von ihm zuerst eingeschlagene Weg vom Ogowe durch die Alima an den Kongo und von da durch das Thal des Niari an die Meeresküste ist noch von sehr zweifelhaftem Werth und im Vergleich zu dem von Stanley und den Missionaren betretenen jedenfalls ein Umweg. Auch hat ja nicht er, sondern Stanley den ersten Dampfer auf den „Pool" gebracht. In dem Wettstreit um dieses vielbegehrte Ziel hat also Stanley den Sieg davongetragen. Wir gönnen ihm denselben von Herzen und freuen uns ganz besonders darüber, daß er den evangelischen Missionaren stets hilfreich die Hand geboten und seine Bereitwilligkeit bewiesen hat, in gutem Einvernehmen mit ihnen die große Kulturarbeit am Kongo zu treiben. Wie dankbar die Missionare selbst hiefür sind, wird auch das Schreiben des Baptisten Comber beweisen, das wir nun folgen lassen. Es ist datirt aus Manjanga, 24. Juli 1882, und lautet also:

„In meinem letzten Brief berichtete ich von einer Unterredung mit Herrn Stanley und von unserer Absicht, an den Stanley Pool vorzudringen und dort ein Landstück zur Anlegung einer Station zu erwerben. Obgleich es sehr bedenklich und unvorsichtig ist, unsere Station Manjanga in den Händen der schwarzen Gehilfen zu lassen, wäre es uns doch gar zu leid gewesen, wenn wir die Gelegenheit versäumt hätten und die katholischen Missionare uns zuvorgekommen wären. So entschloß ich mich denn zu gehen auf die Gefahr hin, daß Manjanga dabei Schaden leide. Aber wir dürfen ein solches Wagniß nicht wiederholen, sondern müssen uns mit einem eingeschränkten Wirkungskreis begnügen, d. h. so lange als wir nicht zahlreicher sind. Wenn wir uns allzuweit auseinander zerstreuen und unsere Stationen nicht gehörig besetzt halten, so ist irgend ein

ernstlicher Unglücksfall fast unvermeidlich. Diesmal hat unser gütiger himmlischer Vater übrigens in Gnaden alle Gefahr ferngehalten, wofür wir ihm von Herzen dankbar sind.

„Auf Herrn Stanley's Rath also schlossen wir uns sammt 10 von unsern eigenen Leuten einer Karawane von 40 seiner Sansibaris an, reisten dem nördlichen Ufer entlang bis an die Jukissi-Fälle, ließen uns dann in Kanus über den Fluß setzen und zogen durchs Gebiet der Basessa weiter nach Ntamo. Die ganze Reise dauerte 8 Tage, die Rückreise sogar bloß 5 Tage. Ueberall waren die Eingebornen freundlich, nur in Tinga weniger. Diese allgemeine Freundlichkeit der Einwohner ist gewiß auch eine Frucht von Herrn Stanley's Pionierarbeit. Durch seine Bemühungen ist jetzt die Reise an den Stanley Pool leicht gemacht. 80—100 seiner Sansibaris gehen beständig zwischen Manjanga und dem Pool hin und her und das trägt gewaltig dazu bei, die feindseligen Stämme zu beruhigen. Mit seltnen Ausnahmen standen diese Sansibaris im besten Einvernehmen mit den Landesbewohnern und schienen beinahe in jeder Stadt gute Freunde zu haben. Uns leistete die Bekanntschaft mit der Kongo-Sprache große Dienste, selbst in Ntamo wurde dieselbe von vielen verstanden. Nur die Bateke sprechen eine ganz andere Sprache.

„Fünf Stunden unterhalb Stanley Pool machten wir die Bekanntschaft der Bawumba, deren ganze Art milder und freundlicher war, als die irgend eines andern afrikanischen Stammes, dem ich bisher begegnet bin. Wir trafen sie in einer kleinen Stadt namens Ngoma, die wir am Nachmittag des siebenten Reisetages erreichten. Kaum hatten wir unser Zelt aufgeschlagen und unsre Decken auf dem Boden ausgebreitet, so kam der Häuptling herein, nahm alles mit großem Interesse in Augenschein, ohne jedoch zu betteln, und that gerade, wie wenn er daheim wäre. Als er, der ganz mit rothem Ocker beschmiert war, sich auf mein Bett streckte und mit meinem Teppich, den er schön und warm fand, bis über den Kopf zudeckte, meinten meine Leute, er erlaube sich doch etwas zuviel. Mir machte es Spaß. Am Abend kam er wieder und zwar mit seinem Weibe und zwei Kindern. Sie alle machten sichs bequem, und fast zwei Stunden lang erzählten wir ihnen von England, vom Zweck unsrer Reise, von unsrer Station in San Salvador, von dem großen Gott (Nsambi), dessen Boten wir seien u. s. w. Fröh-

lich und leichten Herzens legten wir uns zur Ruhe nieder, erwartungsvoll dem nächsten Morgen entgegensehend und erfüllt von dem Wunsche, daß die Leute am Stanley-Pool doch auch als so zugänglich und freundlich sich erweisen möchten. Die Mühen und Enttäuschungen der letzten 5 Jahre waren vergessen. Sie kamen uns nur wie eine kurze Vorbereitungszeit auf die eigentliche Missionsarbeit vor, die nun ihren Anfang nehmen sollte, und alles erschien uns im rosigsten Licht.

„Um 12 Uhr Mittags hatten wir den Stanley Pool erreicht und wurden freundlich empfangen von Lieutenant Braconnier und den fünf anderen Europäern, die Hr. Stanley hier zurückgelassen hat. Herr Braconnier steht an der Spitze der ganzen Expedition. Die belgische Station in Leopoldville liegt unmittelbar über den Ntamo-Fällen auf dem einzigen Hügel einer weiten Thalebene. Die Aussicht auf den oberen Lauf des breiten Stromes, der hier von den Katarakten und Riffen frei ist, welche ihn weiter unten für die Schiffahrt so gefährlich machen, ist sehr schön. Durch die Güte von Herrn Stanley und Lieut. Braconnier wurden uns von dem großen Landstück, das sie von den Bawumba Häuptlingen gepachtet haben, 2½ acres abgetreten und ein von Herrn Braconnier und mir unterzeichneter Kontrakt aufgesetzt, der nur noch von der Kommittee der baptistischen Missionsgesellschaft in London und dem Comité d'Etudes du Haut Congo in Brüssel ratificirt werden muß.

„Natürlich war eines unsrer wichtigsten Geschäfte am Stanley Pool, den großen Häuptling Ngaliema in seiner Stadt Kintamo, nur 5 Minuten von Leopoldville, zu besuchen, ihm unsere Missionspläne auseinanderzusetzen und zu erfahren, was wir von ihm würden zu erwarten haben. Die meisten Einwohner von Kintamo gehören, wie Ngaliema selbst, zum Bateke-Stamm und sind wirkliche, noch ganz ungezähmte Barbaren von wildem grimmigem Aussehen, mit abrasirten Augenbrauen und ausgerissenen Wimpern, rund um die Augen mit Streifen von rothem und gelbem Ocker und Kreide bemalt — für mich ein ganz neuer afrikanischer Typus, wie ich noch keinen kennen gelernt. Natürlich mußten wir dem Häuptling ein gehöriges Geschenk an Zeug geben, und nachdem seine Habgier einigermaßen befriedigt war, wurde er etwas zugänglicher, ja schien sehr aufmerksam zu hören, was wir ihm sagten. Allem Anschein nach freute er sich über unser Kommen, namentlich aber darüber,

daß wir uns auf die Heilkunst verstehen. Hier wie in San Salvador und Manjanga muß ja auf die ärztliche Missionsthätigkeit einstweilen der Hauptnachdruck gelegt werden. Wenn Ngaliema in Leidenschaft geräth, muß es was Furchtbares sein; es wird uns obliegen, allmählich einen Einfluß auf ihn zu gewinnen und aus dem Wilden einen Milden zu machen. Der Herr möge uns das gelingen lassen und durch Seinen hl. Geist Ngaliema zu einem ordentlichen Menschen umwandeln. Ein paar nette Jungen, die wir in der Stadt gesehen, wollen wir sobald als möglich in die Schule nehmen. Für diesmal mußten wir, nachdem unser Zweck erreicht war, nach Manjanga zurückeilen. Nur Ein Mann wurde zurückgelassen, um unser neuerworbenes Grundstück zu säubern und auszuroden. Somit wäre also unsre Stanley-Pool-Station endlich begonnen!

„Wenn die versprochene Verstärkung aus England kommt, so werden wir das angefangene Werk fortsetzen können, wenn nicht, so müssen wir uns aber wieder vom Stanley Pool zurückziehen und warten, bis den Christen daheim ein Licht aufgeht über die Bedeutung dieses Postens für die innerafrikanische Mission. Fast bin ichs müde, immer so dringlich über diesen Gegenstand schreiben zu müssen, und ich kann nur sagen, daß wir alles thun wollen, was wir vermögen, um des Landes so viel einzunehmen, als unsere kleine Zahl irgend gestattet. Unser Programm lautet jetzt also: Hr. Bentley geht morgen direkt an die Küste und sendet, wo möglich, ein Telegramm via Madeira oder Kapstadt nach London, um unsere Ankunft am Stanley Pool zu melden und schleunige Verstärkung zu erbitten. Dann geht er nach Loango, um dort neue Träger anzuwerben und dann mit diesen nach Manjanga zurückzukehren. Ist das geschehen, so hoffe ich ohne weiteren Verzug an den Stanley Pool aufbrechen und dort die Bauarbeit anfangen zu können..... Sind wir einmal dort etablirt, so liegt das ganze große Missionsgebiet bis ins Herz Afrikas hinein offen vor uns da, und sobald unser Dampfschiff ‚Peace' den Pool erreicht hat, könnten wir daran gehen, in Ujansi oberhalb des Ibari Khuta eine weitere Station zu errichten, d. h. natürlich, wenn unsere Gemeinden daheim bereit sind, die nöthigen Männer und Mittel aufzubringen."

Dieser Brief, der mit einer herzbeweglichen Bitte um Sendung weiterer Arbeiter schließt, wurde am 3. Oktober in einer zu Liver-

pool gehaltenen baptistischen Jahresversammlung von Herrn Baynes, dem Sekretär der baptistischen Missionsgesellschaft, vorgelesen, der daran den Vorschlag knüpfte, man möchte der neuen Station den Namen Liverpool beilegen und sofort 10,000 Mk. zur Bestreitung der Baukosten zusammenlegen. Sein Vorschlag wurde mit der größten Begeisterung aufgenommen. Nicht nur die 10,000 Mk. für die Station am Stanley Pool, sondern noch weitere 14,000 Mk. für eine tiefer landeinwärts zu errichtende Station wurden sofort gezeichnet — 24,000 Mk. in Einer „Frühstück-Versammlung!" In den nächsten Wochen gelangten auch von anderen Orten ermunternde Zuschriften und Geldbeiträge an Herrn Baynes, darunter 20,000 Mk. von einem „Y. Z." mit der Bemerkung, er sei über 85 Jahre alt und könne das Beigeschlossene nicht länger für sich behalten! Wie von Anfang an, so wird also auch jetzt noch diese Mission am Kongo von einer neu erwachten, ganz specifisch afrikanischen Missionsbegeisterung getragen. Daß dieselbe kein Strohfeuer ist, beweist ihre jetzt doch schon fünfjährige Dauer; und daß Gott der Herr sich dazu bekannt hat, darf man nach dem bisher Errungenen wohl bekennen. Wir denken dabei nicht bloß an den äußerlich in die Augen fallenden Erfolg, sondern auch an die stille Friedensarbeit, welche von den Missionaren an einigen Plätzen bereits hat begonnen werden können, besonders in Manjanga und in San Salvador.

In Manjanga haben sie das Vertrauen der Eingebornen schon in hohem Maße gewonnen und Miss. Bentley hat sich namentlich dadurch einen guten Namen erworben, daß er bei einem Streit, der zwischen Stanleys Leuten und den Einwohnern eines benachbarten Dorfes ausgebrochen war, erfolgreich als Friedensvermittler auftrat. Daß er und Comber die Landessprache verstehen, ist natürlich ein Hauptvortheil. Vom täglichen Leben und Treiben in Manjanga entwirft der letztere ein anschauliches Bild: „Uns bewegen hier," schreibt er, „von Woche zu Woche und von Monat zu Monat drei Hauptsorgen. Die erste ist die Nahrungssorge. Umgeben von einem Dutzend Schwarzer, theils Kruleute, theils Eingeborne, die wir in Erziehung haben und ernähren müssen, beten wir mit ganz besonderem Nachdruck: Unser täglich Brod gieb uns heute! oder eigentlich: unseren täglichen Pudding, denn Kassawa-Pudding oder Brei ist hier die Hauptnahrung. Denket euch, ihr

Buben und Mädchen! Pudding dreimal jeden Tag! Die Kassawa-Puddings, die hier fabrizirt werden, sind etwas wie unser englischer batter pudding mit Leim gemischt! Leider haben wir die Leute noch nicht bewegen können, uns dieselben auf die Station zu bringen, und müssen daher jede Woche über eine Stunde weit auf den Markt schicken. Alle unsre schwarzen Jungen rücken dann aus und kehren je mit einem Vorrath von 30—40 Pfund zurück. Soviel verbrauchen sie im Lauf einer Woche.

„Fast alles ist hier furchtbar theuer und sehr oft müssen solche, die etwas zu verkaufen haben, wieder abziehen, weil wir ihnen für ihre Ziegen und Hühner und Bananen nicht das Doppelte oder Dreifache von dem zahlen wollen, was man in San Salvador, Musuka und Isandschila zahlt. Bei Stanley Pool scheint es ebenso zu sein. Sonst gilt die Regel: je weiter dem Inneren zu, desto billiger, hier scheints aber umgekehrt zu sein. Während sonst Zeuge, Perlen und dgl. mit jedem Schritt ins Innere hinein im Werthe steigen, gelten hier Zeuge fast nichts. Wahrscheinlich hängt das mit der Einwanderung der 200 Sansibaris zusammen, die Stanley hieher gebracht hat. In letzter Zeit ists allerdings etwas besser geworden und jetzt kommen täglich etwa 20 Weiber und Kinder, die Nüsse und allerlei unbeschreibliche Eßwaren verkaufen, wie unsere Jungen sie gern haben und die ihnen helfen ihren Pudding verdauen. Da ich einen schönen Vorrath an Hühnern und Ziegen habe, bin ich im Stande gewesen Verkäufer, welche unverschämte Forderungen machen, abzuweisen, und so die Preise ein wenig herabzudrücken. Da sie nichts anderes zu thun haben, pflegen die Leute hier um ein paar Hühner oder eine Ziege 3—4 Stunden lang zu schachern und zu keifen. Froh bin ich, daß der Kohl, Salat, Turnips u. s. w., die ich in unserem Garten gesäet habe, nett aufgehen. Unsere Ziegen geben uns überdies jeden Morgen einen halben Schoppen Milch. Soviel über die Nahrungssorge.

„Ein Zweites ist unsere ärztliche und chirurgische Thätigkeit. Jeden Vormittag bringen wir gegen drei Stunden damit zu, große und widerliche Geschwüre zu verbinden, die jedoch unter unserer Behandlung schnell ein gesunderes Aussehen annehmen. Manchmal heilen fünf Jahre alte Wunden in ebensoviel Wochen, und man sollte meinen, daß die Patienten und andere, die dergleichen hören oder mit ansehen, sich höchlich darüber verwundern müßten.

Man sollte ferner meinen, daß solche ärztliche Behandlung, verbunden mit täglicher, freundlicher und sorgfältiger Pflege, ja meist auch mit freier Kost und Logis, hie und da doch ein klein wenig Dankbarkeit erwecken würde. Aber weder Verwunderung noch Dankbarkeit sind zu bemerken, obgleich die Eingebornen nichts weniger als Phlegmatiker sind..... Da ist z. B. ein Junge aus Manjanga. Er hat zwei furchtbar eitrige Geschwüre und keinen Menschen, der sich seiner annimmt. Er wandert von Ort zu Ort, bald bettelnd, bald stehlend, und kriegt jedenfalls mehr Fußtritte als Almosen. Endlich kommt er auch zu uns. Miss. Bentley nimmt ihn auf, gibt ihm ein Kleid für seine Blöße, Nahrung für seinen Hunger, ja ein Häuschen für seine Obdachlosigkeit. Jeden Morgen wird eine halbe oder eine ganze Stunde damit zugebracht, seine Wunden zu verbinden. Anfangs waren dieselben in dermaßen eckelhaftem Zustand, daß die Leute den schlechten Geschmack derer nicht begreifen konnten, die solche Wunden aufdecken mochten. Sie selbst wandten sich mit Widerwillen davon ab. Ja der Patient selbst wollte die mit Eiter getränkten Verbände kaum anrühren..... Jetzt gehts dem armen Kerl schon viel besser und die Wunden heilen rasch. Aber immer noch ists eine Aufgabe, ihn dazu zu bewegen, daß er täglich die wunden Stellen abwäscht, ehe wir sie verbinden; ruft man ihn, so antwortet er nicht einmal; schickt man ihn auf den Markt, daß er dort selbst für sich Speise kaufe, so verschachert er die ihm mitgegebenen Glasperlen gegen Palmwein und kommt betrunken zurück; gibt man ihm allerlei Leckerbissen, so hat er nichts als ein unzufriedenes Murren zur Antwort; macht man ihm Vorstellungen oder dringt man mit Fragen in ihn, so droht er davonzulaufen — und damit wäre alle unsre auf ihn verwandte Mühe wieder verloren. Dies eine etwas krasse Probe von dem Material, mit welchem wirs in Manjanga zu thun haben! Der einzige Weg, auf welchem wir junge Leute in Unterricht bekommen und zu Gegenständen unsrer Einwirkung machen können, ist einstweilen der, daß wir solche anlocken, die man wegen Krankheit sonst nirgends brauchen kann. Vielleicht bleiben sie dann bei uns, wenn wir sie geheilt haben. Vor einiger Zeit brachte mir der Häuptling einen jämmerlich aussehenden, durch und durch kranken Jungen, der übrigens einen angenehmen Gesichtsausdruck hatte. Ich saß gerade mit zwei Gästen von der internationalen afrikanischen Gesellschaft am Frühstück und

der Anblick dieses Jungen vertrieb ihnen so ziemlich den Appetit. Tag für Tag verbinde ich nun seine 20—30 Wunden und gebe ihm dreimal täglich eine Dosis Arznei. Obgleich er erst seit 10 Tagen bei uns ist, hat seine Heilung bereits glänzende Fortschritte gemacht. Man sehe an diesen Beispielen, wie wichtig die ärztliche Thätigkeit ist, welche wir hier auszuüben haben.

„Dazu kommt nun drittens unsere Erziehungs- oder Schularbeit. Dieselbe erstreckt sich außer auf zwei Kru- und ein paar Loango-Jungen, auf Jose Silva, unseren sehr brauchbaren Gehilfen aus der Viktoria-Mission (am Cameruns), einen Gabun-Jungen, der für uns kocht, meinen lieben Mantu aus San Salvador, der mir sehr nützlich ist und schöne Fortschritte im Lesen und Schreiben macht, und endlich auf vier kranke Manjanga-Jungen. Diese letzteren sind wie ungebrochene Füllen. Sie unters Geschirr zu bringen, ist rein unmöglich. Sie stehlen und lügen bei jeder Gelegenheit, haben durchaus keinen Respekt vor einem Weißgesicht und scheinen auch für alle Freundlichkeit unempfänglich zu sein. Am schwersten fällt ihnen der Gehorsam. Nie hört man von ihnen das respektvolle: „hier bin ich" oder ähnliche Antworten, wie junge Leute in Kongo, Makuta und Musuka sie geben, so bald man sie ruft. Man kann sie 12 Mal rufen, bis es ihnen einfällt, zu kommen oder auch nur zu antworten. Da Trägheit der Fluch dieser Leute ist, versuchen wir sie an allerlei leichte Arbeit zu gewöhnen. Nachmittags erhalten sie von Mantu oder mir einigen Unterricht, und Abends kommt, wer Lust hat, um mit uns zu singen und zu plaudern.

„Ich möchte wissen, ob wir je wieder in Afrika einen so angenehmen und vielseitigen Wirkungskreis finden werden, wie in San Salvador: eine so große Zuhörerschaft beim Sonntagsgottesdienst und einen König, der wirklich ein gewisses Maß königlicher Autorität besitzt und dessen Herz, wie die Herzen seiner Leute, dem Guten nicht abgeneigt ist. Je länger je mehr komme ich zu der Ueberzeugung, daß die Zukunft unsres Werkes auf der Erziehung von Knaben beruht, die wir in einem Alter bekommen müssen, wo böse Gewohnheiten sich noch nicht festgesetzt haben. Unsere San Salvador Jungen entwickeln sich lieblich und erwecken schöne Hoffnungen in uns. Einen hat Bentley bei sich, einen anderen hat Crudgington, zwei sind bei Hartland; Dixon und Weeks in San Salvador haben natürlich mehrere, und bei mir ist der oben er-

wähnte Mantu, an den ich sehr anhänglich bin. Es ist etwas Großes, daß sie uns in so entlegene Länder gefolgt sind, die man in San Salvador nur dem Namen nach kennt und in welche eine Reise zu machen dort von hundert Männern nicht zwanzig wagen würden."

Soweit Miss. Comber. Es bleibt uns nur noch übrig, den gegenwärtigen Stand dieser baptistischen Kongo-Mission, der gegen früher einige Veränderungen erlitten hat, kurz zu skizziren. Die bisherigen Stationen waren: 1) Musuka, 100 englische Meilen oberhalb der Mündung am Südufer des Kongo gelegen; 2) San Salvador, 80 englische Meilen landeinwärts (südöstlich) von Musuka, die Hauptstadt des einst portugiesisch-katholischen Kongo-Reiches; 3) Isandschila, 50 englische Meilen flußaufwärts von Musuka am Nordufer des Kongo gelegen, und 4) Manjanga, 103 Meilen flußaufwärts von Isandschila und ebenfalls am Nordufer gelegen.

Von diesen vier Stationen bestehen jetzt nur noch San Salvador und Manjanga. An die Stelle von Musuka ist Wanga Wanga oder „Underhill", an die Stelle von Isandschila aber „Baynesville" getreten. Obgleich diese Veränderung, wobei kaum errichtete Gebäude wieder abgebrochen und translocirt werden mußten, mit großen Kosten und viel Mühe verbunden war, sind die Missionare doch nicht davor zurückgeschreckt.

In Isandschila waren fast keine Lebensmittel aufzutreiben und Träger gar nicht zu bekommen, während in Baynesville die Eingebornen in beiden Stücken entgegenkommend sind. Der Hauptgrund der Verlegung ist aber folgender. Bisher pflegten die Missionare von ihrer als Depot und Basis für die ganze Mission dienenden Ausgangsstation Musuka per Schiff nach Vivi hinüberzusetzen, von da auf Stanley's Straße nach Isandschila zu gehen und von Isandschila in ihrem eigenen Dampfboot „Plymouth" nach Manjanga hinaufzufahren. Nun ist aber der Wasserweg zwischen Isandschila und der Stelle, wo jetzt die Station Baynesville (am Südufer) steht, so schwierig und gefährlich, daß man jedesmal 2 Tage angestrengt arbeiten mußte, um diese kurze Strecke von nur 25 englischen Meilen zurückzulegen. Diesen ganzen Umweg über Vivi und Isandschila hat man daher aufgegeben, so daß jetzt der Dampfer nur noch von Baynesville an läuft. Das machte nun aber auch die Verlegung von Musuka nach Wanga Wanga, d. h. an einen Ort,

10 englische Meilen weiter flußaufwärts, aber ebenfalls am Süduser gelegen, nothwendig. Zwischen diesen beiden Orten nämlich liegen die Noki-Berge, welche also bei jedem Gütertransport und überhaupt bei jeder Reise hätten überschritten werden müssen. So wurde denn Musuka abgebrochen und das dortige Depot nach Wanga Wanga verlegt.

Die Sache liegt also jetzt so. Von Banana, an der Kongo-Mündung, gehts zu Wasser nach: 1) Wanga Wanga oder Underhill; von hier zu Lande nach 2) Baynesville; von hier zu Wasser per Dampfboot Plymouth nach 3) Manjanga, und von hier zu Lande längs dem Nordufer bis an die Inkissi-Fälle, oberhalb derselben zurück ans Südufer und von hier wieder zu Lande weiter bis an den Stanley Pool, wo also 4) die Station Liverpool errichtet werden soll. Dazu kommt dann noch 5) San Salvador gegen 100 englische Meilen landeinwärts von Wanga Wanga.

Die ganze Reise von Banana bis zum Stanley Pool dauert so nur noch 20 Tage. Dazu kommt, daß Wanga Wanga und Baynesville auch für die eigentliche Missionsarbeit günstigere Plätze sind, so daß alle Missionare von dieser Umgestaltung der Dinge sehr befriedigt und mit neuer Hoffnung für die Zukunft erfüllt sind.

Was die neue Station Baynesville betrifft, so liegt sie auf einem weit in den Fluß hineinragenden Felsenvorsprung, der bei hohem Wasserstand durch einen schmalen Flußarm (creek) vom übrigen Lande getrennt ist, sonst aber durch eine Art Fußpfad aus Steinen mit demselben zusammenhängt, und dessen äußersten Ausläufer man auf unserm Bilde (links) sehen kann. Ihren Namen trägt die Station nach dem oben genannten Sekretär der baptistischen Missionsgesellschaft, der kürzlich erst von einer Visitationsreise aus Indien zurückgekehrt ist und auch speciell für die Kongo-Mission viel gethan hat.*) Der Name Underhill (für Wanga Wanga) ist der seines Amtsvorgängers.

*) Um den oben erwähnten Kontrakt mit dem „Comité d'Etudes du Haut Kongo“ abzuschließen, war Hr. Baynes kürzlich in Brüssel, wo er auch vom König auf's freundlichste empfangen wurde und ihm einen Jahresbericht seiner Gesellschaft überreichen durfte. Die geschäftlichen Beziehungen zwischen der Missions-Gesellschaft und jenem „Comité“, welche, scheints, einen schwierigen Charakter anzunehmen drohten, sind jetzt in völlig befriedigender Weise geordnet worden.

Endlich sei noch erwähnt, daß das neue Missionsschiff »Peace« (d. h. Friede), das auf den Stanley Pool gebracht werden und von dort aus den Kongo und seine Nebenflüsse befahren soll (in 700 Stücke à 64 Pfund zerlegt), am 9. December von Liverpool abgegangen ist. Es ist 70 Fuß lang, 10½ Fuß breit und unten fast flach, so daß sein Tiefgang nur 1 Fuß beträgt. Trotzdem kann es 12 miles in der Stunde zurücklegen; überhaupt ist es in seiner ganzen Einrichtung und Ausführung ein kleines Wunderwerk, zu dessen Erwerbung die Kenner, welche es genau besichtigt und geprüft haben, der Missionsgesellschaft von Herzen gratuliren.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Am 31. Juli wurden in London die zwei Erstlinge der Kongo Inland Mission getauft: N'dambi und Pukamoni, zwei Jünglinge vom Kongo, die Miss. Craven im Sommer 1881 aus Afrika mitgebracht hatte und die das ganze Jahr hindurch Herrn Guinneß bei seiner Ausarbeitung einer Kongo-Grammatik geholfen hatten. Im November sind sie in ihre Heimat zurückgekehrt. Ihre zarten Lungen hätten das englische Klima nicht länger ausgehalten. Schon sind zwei Ersatzmänner für sie eingetroffen. Die Missionare draußen haben noch so viel mit allerlei äußeren Arbeiten zu thun und sind so oft krank, daß es von Werth ist, wenn die eigentlich wissenschaftliche Bearbeitung der Sprache, welche sie zu lernen haben, in London betrieben wird. Hiezu braucht man eben jene Eingebornen.

Die Jesuiten machen den Protestanten nun auch am Kongo Konkurrenz. Neulich sagte der Häuptling Kakumpaka von Paraballa dem dort stationirten Miss. White, er habe ein Gotteshaus errichtet und wolle ihnen seinen neuen Gott zeigen. Wie erstaunt war der Missionar, im Innern des neu errichteten Häuschens nicht irgend einen afrikanischen Fetisch, sondern einen h. Petrus, mit dem Schlüssel in der einen und einem Buch in der anderen Hand, zu finden und dann zu hören: das hätten die Weißen in San Salvador ihm geschickt! Die Figur war etwa 2 Fuß hoch, war gekleidet wie ein Priester und hatte eine Tonsur. Der arme Kakumpaka schien

sehr enttäuscht, als Miss. White ihm erklärte, das Beste was er mit dem Ding anfangen könne, sei, es zu verbrennen. Offenbar hatte er erwartet, des weißen Mannes Fetisch werde auch den Beifall des weißen Herrn White finden. Das ist wieder ein Stück katholische Missionsmethode!

— Am 6. Juli 1882 sind die amerikanischen Missionare Fay und Stover, letzterer mit seiner Frau, und Frl. Mawhir wohlbehalten in Bailunda angelangt. Die Landreise von Benguela aus hatte nur 14 Tage in Anspruch genommen. „Die Träger benahmen sich wie gentlemen." Sowohl die neuen Ankömmlinge als die älteren Missionare (Sanders, Walter, Müller, Dr. und Frau Nichols) erfreuen sich des besten Wohlseins. Miss. Stover schreibt unterm 13. Juli: „Ich möchte wissen, wo in aller Welt es einen König, Fürsten oder Millionär giebt, der sich wohler, gemüthlicher und mehr daheim fühlt in seinem Palast, als wir in unserer grasgedeckten Lehmhütte." Von den Eingebornen ist dieser junge Missionar sehr entzückt. „Ihre Vorstellung von Gott ist ganz korrekt; aber sie haben keine Religion und sind nicht sehr abergläubisch." (!) Das Vordringen dieser amerikanischen Expedition nach Bihe scheint dadurch aufgehalten und bis jetzt verhindert zu sein, daß dem König Kwikwi von portugiesischen Händlern und andern übelwollenden oder unwissenden Leuten der Argwohn beigebracht worden ist, die Amerikaner wollten sein Land erobern!

China.

Miss. Robinson schreibt aus Lao Ling, Nordchina: „Die Katholiken treiben ihre Proselytenmacherei unter unseren Christen mit einem Eifer, der wirklich einer besseren Sache würdig wäre. Mit erstaunlichem Geschick suchen sie dieselben vom Bibellesen abzubringen und ihnen die evangelische Lehre verdächtig zu machen. Wo irgend ein Gemeindeglied sich findet, das mit uns trutzt, weil wir ihm etwa nicht haben helfen wollen seine vielleicht noch dazu ungerechte Sache vor Gericht zu vertreten, da stellen sie sich sofort ein und locken zum Abfall. Nichts ist ihnen zu schlecht, wenn nur der Zweck erreicht und ein Proselyt gewonnen wird. Mag es sich um eine Ehescheidung oder um eine Landerpressung oder um etwas noch so Schmutziges handeln, der Priester bietet dem Betreffenden seine Hilfe und seinen Einfluß an, wenn derselbe nur verspricht, sofort und für immer dem Protestantismus zu entsagen. So hat uns einer verlassen, weil wir uns nicht für verpflichtet hielten, einem seiner Freunde zur Zahlung seiner Schulden zu verhelfen; ein Anderer, weil wir seiner von ihrem Mann getrennt lebenden Schwester nicht zur gewünschten Ehescheidung behilflich sein wollten; wieder ein anderer, weil der Priester edelmüthig genug sich erboten hatte, ihm aus der Klemme zu helfen und auf allerlei Art sein barmherziger Samariter zu werden. Natürlich muß der Priester dann bald genug erfahren, daß diese Reis-

Christen nur so lange ihm treu bleiben, als ihre Gewinnsucht bei ihm befriedigt wird, ja er hat die Entdeckung gemacht, daß diese Ueberläufer überhaupt nie rechte Katholiken werden. Wieder und wieder findet er sie beim Lesen des N. T., all seinen Warnungen zum Trotz, und wenn er das verhaßte Buch ins Feuer werfen will, so — protestiren sie eben, und er belegt sie mit seinem Fluch, der ihnen hoffentlich nicht viel schadet; schließlich aber kommen sie wieder zu uns und bitten um Aufnahme, was ihnen natürlich nicht sogleich gewährt wird.

„Ueberdies sind die Chinesen schlau genug, den ganzen katholischen Schwindel zu durchschauen. ‚Sie setzen ja nur eine neue Art von Götzendienst an die Stelle des alten,' sagte einer zu mir, ‚und wie kann man wissen, daß wirklich Gott einem vergiebt, wenn der Priester einem absolvirt? mein katholischer Nachbar hält auch den Sonntag nicht und thut ebenso ungenirt Böses, wie die, welche gar keine Religion haben.'

„Das ist keine Uebertreibung. Der hiesige Katholicismus verdient wirklich kein besseres Zeugniß. Regelmäßige Gottesdienste werden nicht gehalten; der Sonntag wird nicht gefeiert, der Priester liest und predigt nicht öffentlich; wenn er durch die Gegend kommt, stellen die Christen sich ein, hören die herkömmlichen Gebete an, gehen wieder heim, ohne zu wissen, was das alles bedeutet hat, und hoffen nur, daß dies Knien vor einem Crucifix und dies Hersagen von Gebeten in eben dem Maße Segen bringen möge, als es ihnen unverständlich geblieben. Die heidnischen Vorurtheile, die religiösen wie die socialen, werden auch nicht angetastet. Der Priester predigt nie. Er ißt die Landeskost, trinkt den Landeswein, kleidet sich nach Landessitte und reist durch's Land, wie ein Mandarin mit großem Gefolge — alles, um die guten Leute anzulocken. Er schmeichelt ihren eigennützigen Gelüsten und wird Allen Alles in der Hoffnung, sie doch endlich für seine Kirche zu gewinnen. Wir möchten den katholischen Missionaren alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber was immer wir als gut an ihnen anerkennen mögen, die Thatsache bleibt, daß die römische Kirche hier höchst zweifelhafte Mittel anwendet, um ihre Zwecke zu erreichen, und nur selten zur übernatürlichen Geistesmacht der Wahrheit ihre Zuflucht nimmt."

— In Niutschwang hat der irisch-presbyterianische Missionar Carson am 7. Mai 8 Personen getauft und damit die geistliche „Unfruchtbarkeit" dieser Station ein Ende genommen. Einer der Getauften ist ein Schulmeister aus Schantung.

— Miss. Roß erzählt von einem jungen Chinesen Schao, der als Verkäufer von Bildern, Handschriften, Tinte u. dergl. herumreiste und namentlich gar viele Schuldhäuser zu besuchen pflegte, in diesen aber nicht bloß seine Waaren, sondern ebenso eifrig auch das Evangelium anpries, das er als aufmerksamer Zuhörer bei Straßenpredigten und in christ-

lichen Kapellen, sowie aus Büchern kennen gelernt hatte. Auf die Frage, warum er sich denn nicht taufen lasse, gab er zur Antwort, er halte sich für unwürdig, „in die reine Religion Jesu einzutreten," ließ sich auf einiges Zureden aber sogleich taufen, diente dann als Evangelist und ist jetzt in seine Heimat bei Tschifu zurückgekehrt. Sein väterliches Haus ist nun zur Kapelle geworden, seine beiden Eltern sind getauft und in die ganze Umgegend ist eine Bewegung zu Gunsten des Evangeliums gekommen.

— Im September v. J. waren in Peking 15,330 Bücherleser beisammen, um das Examen zur Erlangung des Magistergrades zu machen — eine angreifende Sache, da sie mehrere Tage lang, in elende feuchte Zellen eingeschlossen, ihre Aufsätze schreiben müssen und die Wahrscheinlichkeit des Erfolges für jeden Einzelnen nur eine sehr geringe ist, da höchstens 300—360 von den Besten schließlich die Krone erlangen. Fast alle Altersklassen von etwas unter 20 bis weit über 60 Jahren waren vertreten. Drei arme Examinanden, die bald merkten, daß sie das Ziel jedenfalls nicht erreichen würden, legten Hand an sich selbst und mußten in sehr prekärem Zustand zum Missionsarzt, Dr. Dudgeon, gebracht werden, der sie mit solchem Erfolg in Kur und Pflege nahm, daß sein Name nun in jedermann's Mund ist und manche, die durch Fremdenhaß oder Aberglauben von Mißtrauen gegen ihn erfüllt waren, seinen wahren Werth zu erkennen anfangen. Gleichzeitig fanden auch in sämmtlichen Provinzialhauptstädten die alle drei Jahr wiederkehrenden Prüfungen niederen Grades statt. In Nanking waren 20,000 Examinanden beisammen, im Ganzen mögen es 150,000 gewesen sein. In Hangtschau, wo es 12,000 waren, kamen mehrere Todesfälle, ein Selbstmord und ein Fall von Geisteskrankheit („Besessenheit") vor. In Hankau — und wohl nicht hier allein — vertheilten die Missionare große Mengen christlicher Schriften an diese Literaten, welche das Geschenk ebenso höflich als bereitwillig annahmen. Man kommt immer mehr darauf, daß diese Examenszeiten eine herrliche Gelegenheit sind, das Evangelium gerade der einflußreichsten Klasse nahe zu bringen.

— In Taijuenfu mußte Miss. Richard, der von der Hungersnoth her noch in gutem Ansehen steht, den Lokalbeamten helfen, gewisse Messungen und Aufnahmen vorzunehmen, welche durch eine drohende Ueberschwemmung veranlaßt waren. Eine unerwünschte Folge seiner Dienstfertigkeit ist die, daß unterm dummen Volk nun die Rede geht, es komme sicher eine große Ueberschwemmung und die Ausländer wüßten im Voraus alles über dieselbe, ja hätten sie wohl gar selbst heraufbeschworen! Da übrigens jene Dienste „unter dem Schatten eines officiellen Sonnenschirms" geleistet wurden, ist für den Missionar nichts Ernstliches zu befürchten.

Japan.

Ein japanisches Blatt glaubt das wahre Missionsmotiv der Amerikaner und Engländer entdeckt zu haben: „Sie haben eine verschwenderische Vorliebe für Alterthümer und Kuriositäten. Die Japaner aber sind zu anhänglich an ihre Götzenbilder, als daß sie dieselben den Ausländern verkaufen würden. So untergraben denn die Missionare den Glauben der Leute an ihre Götzen und bewegen ihre Bekehrten, ihnen dieselben auszuliefern, um dann einen einträglichen Handel mit den so erlangten Merkwürdigkeiten zu treiben. Welche abgefeimte Spitzbüberei."

— Zwei junge Bekehrte in der Nähe von Okajama, die sich durch Drohungen und Ueberredungen von Seiten der Buddhisten zum Abfall hatten bewegen lassen, sind reumüthig zur christlichen Gemeinde zurückgekehrt und der eine von ihnen ist deßwegen aus seinem Hause gestoßen worden.

— Eine der Gemeinden in Osaka (Naniwa) hat im Juni und Juli eine „Erweckung" erlebt, wie der darüber berichtende Miss. Curtis in Japan noch keine gesehn hat. (In Osaka bestehen nämlich schon 4 von einander unabhängige kongregationalistische Gemeinden.)

Indien.

Im Krischnagar-Distrikt wohnen viele Muhammedaner. Im Jahr 1880—81 fiengen manche von ihnen an, nach Christo zu fragen. Im Nov. 1881 wurde einer von diesen getauft und grundsätzlich nicht irgendwie in den Dienst der Mission genommen, sondern in seinen früheren Verhältnissen und Umgebungen gelassen. Den aus dieser isolirten Stellung hervorgehenden Versuchungen und den Leiden einer gegen ihn ausbrechenden heftigen Verfolgung war er nicht gewachsen. Zum großen Triumph der Muhammedaner fiel er ab, und allenthalben gieng nun das Gerede, da sehe man nun klar: sobald die Mission den Getauften keine einträglichen Anstellungen mehr giebt, ist's auch aus mit ihren Erfolgen! Dieser Triumph war aber von kurzer Dauer. Schon am 26. Juli 1882 wurden weitere 4 Muhammedaner im Dorf Tetulberia getauft, und zwar aus dem nämlichen Stamm, zu welchem jener Abtrünnige gehört. Alle Versuche, auch sie zum Abfall zu bringen, waren vergeblich. Seit ihre Absicht, sich taufen zu lassen, bekannt geworden war, durfte niemand mehr für sie arbeiten, überall wurden sie verspottet, sogar an Schmähgedichten fehlte es nicht, und endlich (zwei Tage vor der Taufe) ward einem von ihnen sein Haus angezündet, ohne daß übrigens viel Schaden angerichtet wurde. Als die Polizei erschien, um dem Ursprung des Feuers nachzuforschen, gaben alle Dorfbewohner einmüthig falsches Zeugniß und logen dabei so frech, daß die Anständigeren, namentlich die, welche auch für fromm gelten wollen, sich hintennach doch gewaltig schämten, zumal da die Geschichte während der h. Fastenzeit vorgefallen war, sich bei den Missionaren entschul-

digten, und gleichsam zur Sühne den Bann wieder aufhoben, mit welchem die 4 Bekehrten waren belegt worden. Jetzt haben dieselben fast nichts mehr zu leiden.

— Die Vertreter der Heilsarmee in Bombay sind zum zweiten mal arretirt worden. Die öffentliche Meinung ist aber entschieden auf ihrer Seite, d. h. dafür, daß man sie gewähren lassen sollte. Ende November kam in London ein Telegramm aus Bombay an, welches die Bekehrung von 30 Personen — darunter auch ein paar Eingeborne — meldete und das im „Hauptquartier" mit Jubel aufgenommen wurde. Hr. Tucker und seine Genossen geben in Bombay bereits in mehreren Sprachen ihr „Kriegs-Geschrei", ein kleines Wochen- oder Monatsblatt heraus, predigen dreimal täglich und strengen sich über die Maßen an. Zwei von ihnen sind nach Kalkutta gegangen und genießen dort volle Freiheit, auf ihre Art zu missioniren soviel sie wollen. Unter den 101 „Offizieren", welche am 29. November von General Booth in alle Theile der Welt (z. B. Neuseeland, Kapland, Schweden, Nordamerika) abgeordnet wurden, waren auch wieder einige für Indien bestimmt.

Oceanien.

Die Erweckung in Hawaii, von der wir früher berichtet haben, ist noch im Gange. Von Juli bis September haben Hr. Forbes und Hr. Hallenbeck, von 4 eingebornen Evangelisten unterstützt, eine Rundreise auf sämmtlichen Inseln gemacht und an allen Hauptorten Versammlungen gehalten. Viele grobe Sünder sind erweckt und halbtodte Christen wieder lebendig geworden. Namentlich die Jugend ist von der Bewegung ergriffen, wie man am Aufschwung sehen kann, den die Jünglingsvereine seither genommen haben. Sowohl auf die Eingebornen als auch auf die Weißen, Halbweißen und Halbchinesen erstreckt sich diese, wie es scheint, durchaus gesunde Erweckung. In vielen Versammlungen wurden zwei Sprachen, Englisch und Hawaiisch, nebeneinander gebraucht, sowohl beim Singen, als im Gebet und in den Ansprachen. Hie und da ließ auch ein Deutscher oder Schwede sich in gebrochenem Englisch vernehmen. Die Herzen flossen zusammen wie noch nie. Und das Beste ist, daß mit dem Aufhören der Extra-Versammlungen die Sache keineswegs ihr Ende erreicht hat.

Amerika.

Die kleine amerikanische Sekte der „Jünger Christi" hat seit 1876 auch eine eigene Missions-Gesellschaft, „The Foreign Christian Missionary Society", welche im Jahr 1882 zwei Männer und vier Jungfrauen nach Indien ausgesandt hat und auch in Frankreich, Dänemark, England und der Türkei „missionirt", ja bereits an Japan und Afrika denkt. Die erste Jahreseinnahme belief sich auf 1706, die letzte auf 25,063 Dollars. Bekanntlich gehörte Garfield dieser Sekte an.

Allerlei.

Von jeher hat man — namentlich auch in der Missionspredigt, wie im Missionsunterricht — die Thatsache der Versöhnung durch allerlei Gleichnisse verständlicher zu machen gesucht. Das Neueste dieser Art ist folgende Geschichte, die ein amerikanischer Missionar im japanischen Predigerseminar zu Kijoto mit großem Erfolg vorgetragen haben soll:

„Ein Vater hatte mehrere Kinder. Weil seine Nachbarn lauter böse Leute waren, durften die Kinder nie den Garten ihres Vaters verlassen, um etwa mit den Nachbarkindern zu spielen. Er hatte es streng verboten. Da kam ein Feiertag, an welchem die Versuchung besonders groß war. Der Vater verschärfte seine Ermahnungen noch und erklärte endlich: wer heute seinen Fuß auf verbotenen Boden setze, der dürfe am bevorstehenden Familienfesteſſen nicht theilnehmen. Aber siehe da! sämmtliche Kinder übertraten das Gebot. Tiefbetrübt rief der Vater aus: „Wie kann ich die Kinder von unsrer Festfreude ausschließen?! Es würde ihnen ja das Herz brechen. Aber mein Wort darf auch nicht gebrochen werden, und sie müssen eine Lektion erhalten, die sie nicht so bald wieder vergessen. Sie müssen Gehorsam lernen, sei's auch mit Schmerzen; aber wie kann ich ihnen diesen Schmerz bereiten?“ Endlich war er entschlossen, was er thun sollte, rief die kleinen Uebertreter und sagte: „Kinder, ihr seid ungehorsam gewesen und habt euch selbst um das Festeſſen gebracht; ihr habt unser aller Freude verderbt. Es thut mir im Innersten weh. Aber, ich will euch sagen, was wir thun wollen. Ich will heute auf das Festeſſen verzichten und hier draußen im Hof sitzen bleiben; ihr aber sollt ins Haus gehn und euch an die Tafel setzen.“ Jetzt erst merkten die Kinder, wie ernst es ihrem Vater mit jenem Verbot gewesen, wie genau er es mit seinen Worten nehme und wie gut er es mit ihnen meine. Unter Thränen baten sie ihn um Verzeihung und versprachen, in Zukunft gehorsam zu sein.“

— Ueber ein eigenthümliches Motiv zur Taufe berichtet das M.-Bl. der Brüdergemeine: „Ein christliches Begräbniß ist bei den Negern Surinams oft der einzige Zweck, welchen sie im Auge haben, wenn sie, schwer und bedenklich erkrankt, nach der h. Taufe begehren; und ihre heidnischen Genossen sind damit einverstanden, da ein christliches Begräbniß nicht so viel Kosten verursacht, als ein heidnisches mit seinen mehrfachen Tanzgelagen, Freſſen und Saufen.“

Indische Frauen beim Reisstoßen.

Antwort eines Heiden auf die Frage:

Was soll ich thun, dass ich selig werde?

Vortrag eines Brahmaisten, gehalten im Brahma Mandir zu Lahor.

„Meine Herren! In meiner Rede am letzten Jahrestag dieser Gemeinde habe ich Ihnen eine Definition davon gegeben, was unter Freiheit oder Unabhängigkeit in religiösen Dingen zu verstehen sei, und auseinandergesetzt, daß dieselbe in kindlicher Abhängigkeit von Gott besteht, wahre Unabhängigkeit also nur ein andrer Name für Erlösung, für das Wachsthum des wahren Glaubens oder der gläubigen Vernunft im Menschen ist. Heute werde ich versuchen, Ihnen zu zeigen, was ich als das sicherste Mittel zur Seligkeit (Erlösung) kenne. Es ist nicht genug, zu wissen, was Erlösung ist; das bloße Wissen um ein reines und sündloses Leben würde keinen Sünder in den Stand setzen, die Last seiner Ungerechtigkeiten von sich abzuschütteln; er wird nicht befriedigt durch eine bloße Beschreibung des Himmels, sondern will den rechten Weg dahin kennen lernen. Wen nach dem Brod des Lebens hungert, der kommt nicht zur Ruhe, bis er weiß, wie er sich dasselbe erwerben kann. Die Frage, welche ich heute vor Ihnen beantworten möchte: Was soll ich thun, daß ich selig werde? ist daher von der höchsten Bedeutung und beansprucht Ihre ganze Aufmerksamkeit.

„Ich beabsichtige nicht, Ihnen all die verwickelten Heilswege zu beschreiben, wie sie von den verschiedenen, gegenwärtig in der Welt herrschenden Religionssystemen der Menschheit zu ihrer Rettung angeboten werden. Man sollte aber diese Wege nicht verachten, denn sie helfen dem Sünder in seinem Ringen nach einem heiligen und frommen Leben. Meine Religion ist einfach und meine Antwort auf die Frage: ‚Was soll ich thun, daß ich selig werde?' wird daher eben so einfach sein. Ich möchte dabei nur aus der Erfahrung meines eigenen Lebens heraus sprechen. In meinem

letzten Vortrag suchte ich zu zeigen, daß nicht die Strafe der Sünde, sondern diese selbst es ist, wovon der reuige Sünder erlöst zu werden sich sehnt; der schlimmste Feind, den er fürchtet, oder doch fürchten sollte, ist die Sünde selbst. Und umgekehrt ist die Strafe, welche von Oben auf die Sünde herabkommt, keineswegs ein Fluch, sondern ein wahrer Segen. Denn man übersehe nicht: Der, welcher sie verhängt, ist nicht der Feind, sondern der Erlöser der Sünder. Oft habe ich in stillen leidenschaftslosen Augenblicken und in andächtiger Gemüthsstimmung mich selbst gefragt: Was soll ich thun, daß ich selig werde? Und wieder und wieder lautete die Antwort: Glaube, so wirst du selig! Diese Antwort habe ich mir nicht selbst gegeben, sie ist nicht meine eigne Erfindung. Welche Anmaßung, wenn ein Sünder sich selbst den Weg seiner Erlösung vorschreiben wollte! Kann das Böse auch Gutes, die Finsterniß Licht, die Unwissenheit Erkenntniß oder Thorheit Weisheit hervorbringen? Wenn es dem Sünder möglich wäre, sich selbst eine Erlösung auszuklügeln, wo bliebe dann die Nothwendigkeit einer göttlichen Erleuchtung? Nein, nicht des Sünders eigne Phantasie giebt ihm jene feierliche und gnädige Heilsverheißung als Antwort auf sein bußfertiges Rufen, sondern die Stimme dessen, der allein den Sünder neuschaffen kann, — eine Stimme, die in den verschiedensten Klängen jedem aufrichtigen Wahrheitsucher diese frohe Botschaft in's Ohr flüstert. Das Leben jedes frommen Mannes und jeder frommen Frau ist ein überzeugender Beweis von der Kraft des wahren Glaubens. Ja, durch den Glauben wird der Sünder selig. Dieser Glaube ist denn auch der Grundstein, auf welchem mehr als Ein Religionssystem sich aufgebaut hat. „Der Gerechte wird seines Glaubens leben" — so lautet die Eine große Grundwahrheit des echten Christenthums. „Glaube ist das Fundament der Religion" — das ist der Eine Gedanke, welcher im tiefsten Grunde den Hinduismus der alten Munis (Weisen oder Heiligen) beherrscht. „Des Glaubens Werth ist unschätzbar" — verkündet der Adi Grauth, das Religionsbuch der Sikhs, und der wahre Muhammedanismus ist — Islam, d. h. Glaube. Sei also nicht ungläubig, du Kind des Morgenlandes! entnationalisire dich nicht selbst; denn im Unglauben liegt die Verdammniß deiner Seele.

„Nun fragt sich's aber: An was soll der Sünder glauben? Das ist doch die Frage, die vor allem anderen entschieden werden

muß. Sollen wir an die Wedas oder an den Koran, an die Bibel oder an die Puranas glauben? Sollen wir in dieser allerwichtigsten Frage, bei welcher es sich um ewiges Leben oder ewigen Tod handelt, den Christen oder den Muhammedanern, den Hindus oder den Buddhisten oder am Ende bloß unsrem eigenen Verstand folgen? Die Christen glauben, daß ihre Bibel die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit enthalte; das Gleiche sagen aber auch die Muhammedaner, Hindus, Buddhisten u. s. f. je von ihren hl. Schriften aus. Der Christ betrachtet alle Nicht-Christen als Heiden; dem Hindu ist alles, was über Hindostan hinausliegt — Mlentscha, d. h. barbarisch, und dem Muhammedaner gilt jeder Andersdenkende für einen Kaffer. Gerade in unseren Tagen und hier in Indien führen diese verschiedenen Religionen einen förmlichen Krieg miteinander. Die schreckliche Zeit der Dschahads und Kreuzzüge, wo im Namen der Religion blutige Schlachten geschlagen wurden, ist freilich vorbei; unter dem sicheren Schutz der britischen Regierung wird bei uns nur noch mit Worten gestritten; aber je und je doch so heftig, daß auch der klarste Kopf davon schwindelig werden kann. Und schließlich ist der Menschenverstand doch nicht im Stande, von sich aus zu entscheiden, was wahr und was falsch ist, ob also die Wedas, der Koran oder die Bibel von Gott ist. Wer die Menschennatur nur ein wenig kennt, wird zugeben, daß die bloße Vernunft nicht zureicht, ja daß diese den Menschen gar oft irre geführt hat, so irre geführt, daß er sogar schon das Dasein Gottes, ja sein eigenes Dasein geleugnet hat. Die zahllosen Sekten und Konfessionen, welche die Menschen von einander trennen, sind gerade eine Folge dieser Schwäche des menschlichen Erkenntnißvermögens.

„Also noch einmal: An was sollen wir denn nun glauben? Es ist Ihnen bereits bekannt, daß wir Brahmaisten alle die erhabenen Wahrheiten anerkennen, welche sich in den hl. Schriften der verschiedensten Völker finden und jedermann gelten lassen, der aufrichtig diese Wahrheiten predigt und lehrt. Denn die Neue Religion (New Dispensation), zu der wir gehören, ist nicht gekommen zu zerstören, sondern zu erfüllen; nicht zu zerstreuen, sondern zu sammeln — zu sammeln all die Bruchstücke der göttlichen Wahrheit, welche sich hie und da finden, und sie zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden. Aber ich muß bekennen: wir stellen das Wort Gottes unendlich viel höher, als irgend welches Menschenwort. Wir glauben

an Gottes Wort, und das ist der Grund, warum wir Menschenwort nicht ohne Weiteres annehmen können, sondern erst prüfen müssen, ob es mit Gottes Wort übereinstimmt. Denn jenes ist widerspruchsvoll und mancherlei, dazu eingeschlossen in bestimmte einzelne Bücher, das Wort des Herrn unseres Gottes aber ist einerlei, ist unfehlbar und ist allgemein (universal). Obgleich zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Himmelsstrichen offenbart, je nach den Bedürfnissen und der Empfänglichkeit der Menschen, ist es doch in seinem Wesen unverändert dasselbe. Der Menschen Worte sind kurzlebig, Gottes Wort aber bleibt allezeit. Es ist der ‚Fels der Ewigkeiten', der ewige ‚Logos'. Kurzum(!), das Wort Gottes ist das ganze Gesetz, welches zu erfüllen wir alle uns Kraft von Oben erflehen sollten.

„Da wird man nun fragen: giebt es denn überhaupt solch ein Wort Gottes, welches, wie wir Brahmaisten glauben, verschieden von allen hl. Büchern der Welt ist und doch ihnen allen wesentlich zu Grunde liegt? Ist's wahr, daß der Herr auch noch in diesem unserem 19. Jahrhundert — spricht? Jawohl! Sein hl. Wort kann nie von irgend einer Religionspartei monopolisirt werden. Das Wort Dessen, den alle Himmel nicht fassen können, — wie sollte das auf die Blätter eines Buches sich bannen lassen? Nein, in goldener Schrift ist es eingeschrieben in das ganze Universum, und wer ein Auge dafür hat, kann es lesen. Heute noch wie in längst vergangenen Tagen giebt es Sünder so gut als Heilige, die miteinander Zeugniß ablegen von seiner unaussprechlichen Kraft. Der Herr redet bei Tag und bei Nacht — zu Dir und zu mir und zu all seinen vernunftbegabten Geschöpfen. Ist unser Herr eine bloße Kraft? oder ist er ein todter Gott, der begraben liegt unter den bändereichen Kommentaren über Sein Wort? oder ist er weit weg von uns, im siebenten Himmel? Nein, und abermal nein! Unser Herr ist der lebendige Gott, dessen Gegenwart das ganze Universum erfüllt. Er ist der persönliche Gott, unseres Auges Auge, unseres Ohres Ohr, unseres Herzens Herz und unsrer Seele Seele! Er ist unsres Odems Odem. Er in uns und wir in Ihm. ‚In Ihm leben, weben und sind wir.' Dieser Gott, der uns Vater und Mutter zugleich ist, liebt uns unendlich viel mehr, als unsre irdischen Eltern. Er weiß alles, was wir bedürfen. Wir selbst wissen nicht, was wir in Wahrheit bedürfen. Er selbst, mit seiner

rechten Hand, versorgt uns. Wer ist's, der uns ernährt? Ist's nicht der Herr selbst, der das Korn wachsen läßt, ja der es für uns mahlt und backt? In unsrer Weltlichkeit meinen wir, wir selbst oder unsre Dienstboten thäten das alles, ohne auch nur einen Augenblick zu bedenken, daß wir ja von uns selber nichts thun können, daß all' unser Vermögen Gottes Vermögen ist. Nun denn, wenn der Herr also für den Leib sorgt, wie viel mehr wird er für die unsterbliche Seele sorgen? Meinet nicht, der Herr sei taub und stumm; saget nicht, er höre jetzt nicht mehr das Flehen der Sünder und rede nicht mehr mit ihnen, wie in früheren Zeiten.

„Ich fürchte, wenn ich Gott als Vater und Mutter bezeichne, oder von Seinem Wort und Seiner Hand rede, so werden gewisse meiner Landsleute, die neuestens, ich weiß nicht wodurch, so ausländisch geworden sind, daß sie von Poesie und Allegorie nichts wissen wollen, auf den Gedanken kommen, als glaubten wir an einen materiellen Gott, der menschliche Gestalt und Glieder wie ein Mensch hat. Nein, unser Gott hat keinen Leib und keine Gestalt. Er ist Geist, nicht Materie. Wie sollte Er, den keine Zeit ermessen kann, geboren sein oder sterben, Anfang oder Ende haben. Also, auch wenn er spricht, so spricht er nicht wie Menschen sprechen. In einem kleinen Traktat: „Die Stimme Gottes", sagt der Diener (minister, was man in diesem Fall allerdings besser mit Papst übersetzen würde) der Kirche der Neuen Religion (Kesab Tschander Sen): „Es ist alles geistig. Da ist kein Laut, keine Sprache, kein Zeichen. Wenn der Herr redet, so redet er eben wie ein Geist, d. h. ohne Zunge, ohne Lippen. Er wendet sich nie an unser Ohr, sondern an unsere Seele. Wie kommt denn diese Stimme an uns? Als deutliche Mittheilung von Weisheit, als belebender Einfluß, als wunderbare Lebensführung und belehrende Erfahrung, als plötzliches Innewerden einer einzelnen Verpflichtung, als Empfänglichkeit für allerlei natürliche Zeichen und Winke. Und in welcher Sprache thut Gott uns seinen Willen kund? In der Sprache des Herzens. Er spricht weder Hebräisch noch Griechisch, noch Sanskrit, noch Englisch, sondern einfach die Allerweltssprache der natürlichen Triebe und Empfindungen des Herzens. Er redet mit jedem Menschen in seiner eigensten Mundart, in eben der Sprache, in welcher das Herz ihn angerufen hat. Des Menschen Herz redet mit Gott durch stille Seufzer und unausgesprochene Fragen, und Gott giebt ihm

seine Wahrheit zu verstehen durch den Glauben und die Antriebe seines eigenen Herzens. Versteht der Mensch jedesmal diese Stimme, wenn Gott mit ihm redet? Ja, unfehlbar. Wenn ich mit meinem Kinde rede, so versteht es mich doch ..... Gott spricht immer so, daß der Mensch ihn verstehen und ihm gehorchen kann ..... Das kleinste Kind, das nach Gott verlangt, versteht seine Stimme, und der Philosoph, der nicht nach ihm fragt, strauchelt." Diese Stelle erklärt vollkommen, was ich unter Gottes Wort verstehe. Der Herr offenbart sein Wort nicht nur den Heiligen, sondern ebenso den gemeinsten und verworfensten Sündern, jetzt wie ehemals. Der Erzhirte ist immer auf der Suche nach seinen verlorenen Schafen in der Wüste dieser Welt und ruft sie mit Namen, damit sie seine Stimme erkennen und ihm folgen. Ohne Unterlaß arbeitet er an der Rettung seiner verlorenen Kinder auf Wegen und Weisen, die kein Ohr gehört und kein Auge gesehen hat. Selig, wer da hört die Stimme Gottes und dreimal selig, wer nicht bloß hört, sondern auch glaubt.

„Unsere Antwort auf die Frage: Was soll ich thun, daß ich selig werde? faßt sich also zusammen in den Satz: Glaube an das Wort Gottes, so wirst du selig. Aber was ist zu verstehen unter diesem Glauben, fragt vielleicht jemand. Nun, offenbar ist damit nicht die bloß verstandesmäßige Zustimmung zu irgend einem Lehrsystem gemeint, auch nicht das Hersagen der ‚Kalma' oder der wedischen ‚Mantras'. Nicht dadurch wird man ein Gläubiger, daß man vorgiebt, an's Wort Gottes zu glauben. Nicht jeder Gläubige ist ein wahrer Gläubiger. ‚Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.' Der glaubt nicht, der nicht nach dem thut, was er für Gottes Wort hält. Das zu glauben, was der Herr spricht, ist nicht so leicht, als die meinen, welche selbst wenig Glauben haben. Es ist kein Spaß. Religion ist kein Kinderspiel. Das Brod des Lebens kann man sich nur erarbeiten im Schweiß des Angesichtes. ‚Schmal ist der Weg, der zum Himmel führt.' In die goldene Stadt führt keine Heerstraße. Um zu ihr zu gelangen, muß der Pilger allen möglichen Gefahren und Schwierigkeiten Trotz bieten. Ja, meine Herren! an Gottes Wort glauben, heißt — sterben. Um selig zu werden, müssen wir also sterben. Nicht, daß wir uns selbst erhängen sollen, wie Judas Ischarioth. Was Gott uns gegeben hat, das müssen wir richtig gebrauchen. So dürfen wir auch den Leib nicht vernachlässigen, in welchem die Seele

wohnt, ja in welchem auch die Seele aller Seelen wohnt. Ebenso-wenig sollen wir die gottgeschenkten Kräfte der Seele außer Thätigkeit setzen. Daß das Fleisch dem Geist unterthan sei — darauf kommt es an. Unter Sterben verstehe ich also Selbstentäußerung, nicht Selbstverstümmelung. Ohne solches Sterben giebt's keine Erlösung. Diejenigen, welche vorgeben, erlöst zu sein, und doch nur der Welt leben, sind nicht wahr — weder gegen ihren Schöpfer, noch gegen sich selbst. Zu ihnen wird der Herr sprechen: weichet von mir, ihr Uebelthäter!

„Ein Pandschabi-Sprichwort sagt: ‚Verliere dich selbst, so wirst du deinen Herren finden' und manchen von Ihnen wird die Geschichte bekannt sein, wie einmal ein weltlich gesinnter Mann zu Kabir kam mit der Bitte, er möchte ihm den Tugendweg weisen, worauf der Heilige nichts erwiderte, sondern nur sein langes Messer nahm und es zu schärfen anfieng. Der Mann verstand diese Zeichenpredigt und machte sich aus dem Staube. Erlösung ist soviel als Erneuerung, und Erneuerung ist eine zweite Geburt. ‚Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, so kann er das Himmelreich nicht sehen.' Daraus geht klar hervor, daß, ehe man in den Himmel eingehen kann, man zuvor sterben muß. Schon im Wort Wiedergeburt ist es angedeutet, denn wie kann man ein zweitesmal geboren werden, wenn man nicht zuerst gestorben ist? Geliebte Landsleute! laßt uns gründlich auf die Bedeutung dieses Todes vor dem Tode eingehen, denn wenn wir das thun und ihm freiwillig uns unterwerfen, so brauchen wir den zweiten Tod nicht mehr zu fürchten. Wenn wir leben wollen, so laßt uns zuerst sterben lernen. Vielleicht sagt jemand: O, wir leben ja schon, wir „essen", wir „trinken" und sind „fröhlich". Nein, meine Brüder, glaubet mir: das heißt nicht leben. Das ist vielmehr der eigentliche Tod. Der natürliche Tod besteht einfach in der Auflösung des Leibes; der Tod aber, von dem ich rede, ist der Untergang der unsterblichen Seele. Wie schrecklich, wenn diese Seele, das Ebenbild unsres Schöpfers, befleckt, entehrt und zur Sklavin niedriger Leidenschaften, der Engel in eine Bestie, ja in etwas Schlimmeres als eine Bestie verwandelt wird. Wenn die Seele nur der Welt und dem Bösen lebt, für alles aber, was rein, wahr und gut ist, todt bleibt — ja das ist ein schrecklicher Tod. Dieses Todes Stachel empfindet der wahre Gläubige nicht, denn er lebt nicht der Welt, sondern ist todt für ihre Lust.

„So habe ich denn verſucht, Ihnen zu zeigen, was es heißt: an das Wort Gottes glauben; aber wie kann ich andere dazu bringen, daß auch ſie glauben?! Wenn wir ſagen: wir glauben an das Wort Gottes, ſo klingt das ſo kühn und anmaßend, daß die Welt ſofort nach dem Beweis dieſes Glaubens fragt. Ueberdies iſt von ſelbſtſüchtigen Menſchen im Namen des heiligen Gotteswortes ſchon ſo viel Unheil geſtiftet worden, daß es der Welt nicht einfällt, jedes Glaubensbekenntniß auch für wirklichen Glauben zu nehmen. Der Gläubige muß alſo Beweiſe für die Kraft ſeines Glaubens vorbringen, welche im Stande ſind, die Herzen zu überzeugen. Was iſt nun die Probe des wahren Glaubens? Soweit ich die Sache unterſucht habe, bin ich zu der Ueberzeugung gekommen: die Probe des Glaubens beſteht darin, daß der Gläubige ſein Herzblut vergießt im Dienſte der Menſchheit. Das ſo vergoſſene Blut reinigt nicht bloß die eigene Seele, ſondern wäſcht ab auch die Sünden anderer. Millionen menſchlicher Weſen bekennen ſich heutigen Tages zum Glauben an das Wort Jeſu. Warum? — Weil Jeſus im Dienſte der Menſchheit wirklich ſich geopfert hat. Die Chriſten lehren, im Blute Jeſu ſei die Vergebung der Sünden. In dieſer Lehre liegt ein tiefer Sinn. In der That, Chriſti Blut beſitzt dieſe Kraft. Man vergeſſe aber nicht, daß es bloß bei denen Sündenvergebung wirken kann, die Gebrauch davon machen, d. h. die es trinken. Nun iſt das Blut Chriſti nichts anderes als der blutende Geiſt Chriſti, und dies Blut trinken heißt einfach: ſeinen Geiſt einſaugen und aufnehmen ins eigene Leben. Wenn jener Engel der Liebe von unſeren Herzen Beſitz nimmt, ſo können wir nicht anders, als auch unſer Blut hingeben im Dienſte der Menſchheit. Die Liebe iſt der Tod der Selbſtſucht. Nach den Schaſtras der Hindus iſt das rebelliſche ungläubige Ich (ahankâra) die Wurzel alles Uebels. Wenn nun dies Ich vernichtet wird, wo bleibt dann die Sünde? Woher kommt es, daß die Welt nicht ebenſo bereitwillig glaubt, was ich ſage oder was Du ſagſt, als was Jeſus ſagt? Einfach daher, daß wir für uns ſelbſt leben, dieſer wunderbare Menſchenſohn aber für andere gelebt hat. Wir zögern nicht, die Wahrheit zu verleugnen, ſobald unſer Intereſſe auf dem Spiel ſteht; aber Jeſus wußte nichts von eigenem Intereſſe. Die Welt, meine Freunde, iſt nicht ſo dumm, daß ſie ſich durch eine Selbſthingabe täuſchen läßt, die nur in Worten beſteht; an unſere Worte

wird sie erst dann glauben, wenn jene Selbsthingabe auch in unserem Leben zur That geworden ist. Wir mögen machen was wir wollen, die Welt wird unsern Glauben nicht annehmen, bis sie mit Augen sieht, daß der alte Mensch in uns fest ans Kreuz genagelt, blutend und todt ist; und nur wenn das geschehen ist, können wir unsrer Seligkeit gewiß sein.

„Religion ohne Leben ist eine Komödie, an welcher Kinder ihre Freude haben mögen, die sich aber für Männer nicht schickt. Wer wird an das heilige Gotteswort glauben oder welchen Eindruck kann dasselbe auf eine glaubenslose Welt machen, so lange es nicht in den Gläubigen selbst lebendig und wirksam ist? Religion ist Leben (wörtlich: Charakter). Vor 1800 Jahren hat die Welt ein seltenes Schauspiel gehabt. Die Religion war herabgestiegen von ihren Himalaja-Höhen, herab auf die Bühne des alltäglichen Menschenlebens. Das Wort Gottes, sonst nur auf den Lippen der Menschen, wurde gegessen und in Fleisch und Blut verwandelt (wörtlich: verdaut) von Jesus, und, so assimilirt, ward das Wort Fleisch, d. h. im Leben und Charakter des Propheten kam die Wahrheit vollkommen zur Ausübung und Darstellung, so daß die glaubenslose Welt sie fassen konnte. Dies Fleisch, in welches das Wort sich verwandelte, ist nicht das Fleisch eines Menschen. Als Jesus sprach: „Nehmet, esset, dies ist mein Leib," so meinte er doch nicht seinen materiellen Leib. Wenn das der Fall wäre, so wäre das hl. Abendmahl der reinste Kannibalismus. Nein! Christus hieß seine Jünger nicht das Fleisch seines Leibes, sondern das seines Geistes, nicht das des Menschen-, sondern das des Gottessohnes (vgl. Joh. 6, 53!) essen. Wie es einen leiblichen Hunger giebt, so auch einen geistigen. Der Leib lebt von Brot und Gemüse, der geistliche Leib aber lebt von geistlicher Speise, und was ist das anders, als das Wort Gottes? Die Arier haben sich das Wort Gottes oder den wahren Weda vorgestellt als Athem Gottes. So ist denn das Einathmen dieses hl. Geistes oder der göttlichen Inspiration die Speise, wovon der Sohn Gottes lebte und noch lebt, und das Fleisch des Sohnes Gottes im geistlichen Sinn ist der Geist der Selbsthingabe, welcher nichts für sich behält, sondern sofort wieder ausathmet, was er eingeathmet hat, ein gottseliges Leben in immer zunehmendem Wachsthum.

„Gottes Stimme ergeht an die Narren wie an die Weisen; der Narr aber will sie nicht hören, geschweige denn ihr folgen. So

weicht ſie denn wieder von ihm und kann nicht in ihm wohnen. Millionen von Chriſten ſagen, ſie glauben an den Sohn Gottes; wer von ihnen ißt aber das Fleiſch dieſes Gottesſohnes und nimmt den Geiſt ſeines ſelbſthingebenden Lebens in ſein Leben auf, ſo daß er mit St. Paulus ſagen kann: Chriſtus iſt mein Leben? Billionen und aber Billionen von Kühen haben dieſe ſog. Chriſten geſchlachtet und ihr Fleiſch gegeſſen, Billionen und aber Billionen Flaſchen haben ſie geleert; wie wenig aber haben ſie gegeſſen vom Fleiſche des Lammes Gottes und wie wenig getrunken von ſeinem Blute. Ach wenn ſie nur den millionſten Theil dieſes Fleiſches gegeſſen und nur einen Tropfen aus dem Kelch getrunken hätten, den er trank, wie anders würde es in der Chriſtenheit ausſehen! Wahrlich, das Himmelreich wäre längſt gekommen. Geliebte Landsleute! hier haben wir das fleiſchgewordene Wort Gottes. Haſſet es nicht länger! Ich habe euch gezeigt, daß es nicht das Fleiſch der „heiligen“ Kuh, oder eines geſtorbenen Menſchen — davor müßtet ihr natürlich Abſcheu empfinden — ſondern daß es das Fleiſch des Sohnes Gottes iſt, d. h. das göttliche Leben Chriſti, der Liebesgeiſt Jeſu; und das iſt's gerade, was ihr ſo gut brauchen könntet. „Nehmet eſſet,“ ſo werdet ihr ſelig. Siehe, der Geiſt Jeſu „geht vorbei.“ Zögert nicht länger, ihn anzunehmen. Glaubet an ihn, ehe es „zu ſpät“ iſt. Für den morgenden Tag ſorget nicht; der morgende Tag kann euer letzter ſein.

„Und ihr, die ihr glaubet an das Wort Gottes, erſchrecket nicht, wenn wir euch bitten, auch an Chriſtum zu glauben. Wir wollen und können euch nicht den Chriſtus der Chriſten aufnöthigen. Solch einen Chriſtus wird Indien nie annehmen — einen Partei-Chriſtus, den Zankapfel der Theologen. Unter Chriſtus verſtehen wir den univerſalen Chriſtus. Er iſt der ‚Fürſt des Friedens.‘ Die zahlloſen Söhne, in welchen der unendliche Vater die verſchiedenen Seiten ſeines Weſens offenbart, im Geiſt ſind ſie alle eins und ihr Glaube iſt einer, wie das Pandſchabi-Sprichwort ſagt: Die Weisheit von tauſend Weiſen iſt doch nur eine. Welche Einheit in der Mannigfaltigkeit! Die Vaterſchaft Gottes, wie Chriſtus ſie gepredigt hat, ſeine Einheit, wie Muhammed ſie verkündigt und wie ſie im La illaha il Allah von den Dächern gepredigt wird, ſeine alles durchdringende Gegenwart, wie die Myſtiker ſie lehren, die Gottesliebe eines Tſcheitanja, der ſüße Gottesname eines Nanak — ſind

das Widersprüche? — Hindus, Christen, Muhammedaner und andere Religionsangehörige mögen einander hassen; in der wahren Kirche Christi, Muhammeds, Nanaks, Tscheitanjas und Gautamas ist nichts als Liebe: da sind alle Brüder, Kinder des Allerhöchsten und Guten. Von dieser göttlichen Bruderschaft ist niemand ausgeschlossen. Unsere Kirche der Neuen Religion ist eine katholische. Da haben nicht nur Heilige Zutritt, sondern auch die verhärtetsten Sünder, ohne Unterschied der Farbe und der Konfession, allein durch den Glauben, durch Buße und durch Demuth. Wer durch Gottes Gnade sein heiliges Wort hält, der hat auch Anspruch auf den Genuß aller Segnungen, die den Gliedern dieser göttlichen Gemeinschaft zu theil werden ..... Wahrlich, nicht an die sog. „Gottheit" Christi braucht ihr zu glauben, überhaupt nicht an den Christus der Christen, sondern an den Christus der Evangelien (!). Die Lehre der Christen ist ein unentwirrbares widerspruchsvolles Geheimniß, das — wie sie ja selbst zugeben — kein Mensch verstehen kann. Die Lehre Christi aber ist einfach und klar. „Nehmet auf euch mein Kreuz und folget mir nach!" Das ist alles. Und was heißt das? Gewiß nicht, daß wir ein hölzernes Kreuz auf uns nehmen und tragen sollen; sondern das Kreuz ist ein Sinnbild der Kreuzigung und zwar der Kreuzigung Christi, d. h. im Lichte der Neuen Religion: nicht seines Leibes — eine solche Auffassung würde ihn zum Selbstmörder machen — auch nicht seiner Seele oder seiner guten Werke — das wäre ein Unsinn — sondern die Kreuzigung seines menschlichen Ich oder seine Selbstaufopferung. Der Wille des Menschen Jesus wurde geopfert auf dem Altare des allerhöchsten Willens Gottes, und es steht geschrieben, daß, als er dies furchtbar schwere, aber „lebendige Opfer" darbrachte, „sein Schweiß ward wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde" (Luk. 22, 44). Es ist also klar, daß Jesus einen eigenen Willen hatte, der von dem seines himmlischen Vaters verschieden war, und daß dieser sein Wille, wenn auch nur einen Augenblick, vor dem Opfer zurückschreckte. „Nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe" — welcher Christ wagt zu leugnen, daß Jesus so gesprochen hat? Wenn er aber so gesprochen hat, warum glauben die Christen nicht wirklich daran? Aber freilich, wirklich daran glauben — das heißt den gleichen Tod sterben, wie Jesus ihn gestorben; sterben, wie auch ein Paulus und ein Petrus gestorben sind!

„Es ist uns noch übrig, auf den schwierigsten Theil der Frage: was soll ich thun, daß ich selig werde? zu antworten. Wenn an's Wort Gottes glauben so viel heißt als sein eigen Blut vergießen (wörtlich: sich selbst zur Ader lassen) zum Besten der Menschheit, wer ist dann im Stande, eine so schmerzhafte Operation an sich selbst auszuführen? Gewiß nur ein Heiliger, kein Sünder! Kein Sünder kann aus eigener Kraft an ein solches Wort glauben. Ein Sünder, als solcher, ist durch und durch schwach. Aus seinem bösen Herzen kann nichts Gutes kommen. Wie sollte aus Sündhaftigkeit Heiligkeit, das neue oder göttliche Leben aus dem alten ungöttlichen Leben der Selbstsucht hervorgehen? In der That, der Sünder hat kein eigenes Verdienst aufzuweisen, wodurch er sich das ewige Leben erwerben könnte. Und doch ist er nicht verurtheilt, zu sterben. ‚Also auch ist es vor eurem Vater im Himmel nicht der Wille, daß jemand von diesen Kleinen verloren werde.' Dem Sünder freilich ist es unmöglich, sich selbst zu erlösen; alle Dinge aber sind möglich bei Gott. Und in der That, Gott erlöst den Sünder durch seine Liebe. Was den verlorenen Sohn zurückruft und mit dem Vater versöhnt, ist die Gnade Gottes. Durch diese allein kann also der Sünder zum Glauben an sein heiliges Wort kommen. Die Gnade Gottes aber — das muß ich hinzufügen — steht durchaus nicht im Widerspruch mit seinem heiligen Gesetz. *Nur solchen, die wenig Glauben haben, scheint Gnade und Gesetz zweierlei zu sein*; im Lichte eines brennenden Glaubens betrachtet, sind Gnade und Gesetz wesentlich eins. In jener kommt dieses zur Erfüllung. Die Gnade kann das Gesetz nicht aufheben, das ja der Allerhöchste nach seinem eigenen vollkommenen Willen gegeben hat. Obschon alle Dinge ihm möglich *sind*, so thut er doch nie etwas, das nicht seinem Willen entspräche. Wir Brahmaisten glauben an keine gesetzlose Gnade, die der Gerechtigkeit widerspricht. Die Gnade, an welche wir glauben, liegt im Gesetz, ja ist das Gesetz selbst. Gesetz Gottes und Wort Gottes sind ein und dasselbe. An sein Wort glauben heißt seine Gnade annehmen. Gottes Wort ist voller Gnade und Gerechtigkeit: in seiner Erfüllung besteht die Erlösung. Wahrer Glaube aber ist, wie ich schon gezeigt habe, unzertrennlich von der Aufopferung alles dessen, was einem in dieser Welt am theuersten ist, ja des Lebens selbst, im Dienste der Menschheit. Gottes Gnade kommt also durch »Kurbani«, d. h. *Opfer*,

ja besteht in Kurbani selbst. Die Opferidee ist ebenso universal, wie das Wort; wie aber eine Fleischwerdung des Wortes nur selten zustande kommt, so sind auch ächte Beispiele von Kurbani eine große Seltenheit. Schwachgläubigen fällt es auch im Entferntesten nicht ein, sich selbst zu opfern, und doch geben sie ohne Scheu vor, sie seien erlöst. Ja, sie sind erlöst, aber von was? — Von den schweren Kämpfen, die das Streben nach einem heiligen Leben mit sich bringt, sind sie freilich los; von dem Tod, der die Bedingung jeder wahren Wiedergeburt ist, sind sie los; aber wahrlich nicht los (erlöst) von der Sünde. Wo man aber das nicht ist, da ist der Glaube an die Gnade Gottes ein leerer Schall.

„In unsren Tagen wird nur zu viel von der Gnade geschwätzt; aber klein ist die Zahl derer, die das Wesen derselben verstehen. Der Gnadenvorrath ist ohne Zweifel unerschöpflich. Aber wie wenig Nachfrage nach dieser Gnade! An Gnade ist freilich kein Mangel, an Gnadenhunger aber mangelt es gar sehr. Wer nimmt denn die Gnade an? Doch nur der, der sie bedarf. Bedürfnisse zu haben, ist ein Stück der menschlichen Natur. Bedürfnisse hat der Mensch von jeher gehabt; er hat sie noch und er wird sie immer haben, aus dem einfachen Grunde, weil er von Geburt an unvollkommen ist und ewig unvollkommen bleiben wird. Seine höchste Vollkommenheit ist in den Augen des Allvollkommenen — nichts. Sich selbst genug ist niemand als Gott. Menschlich aber ist es zu bedürfen, jetzt und immerdar. Ein unaufhörliches Bedürfen — das ist das eigentlich Menschliche. Das wesentliche und wahre Bedürfniß aber ist ein geistiges, nicht ein sinnliches. Die wahre Menschennatur trachtet am ersten nach dem Himmelreich. Die irdischen Bedürfnisse kommen in zweiter Linie natürlich auch in Betracht; aber nur als Mittel, die geistigen Bedürfnisse zu vermehren und zu verstärken; sonst haben sie keine Bedeutung. Geist, nicht Materie, macht die wahre Menschennatur aus, wie ja auch die Seele, nicht der Leib, unsterblich ist. Die augenblicklichen Vergnügungen und Eitelkeiten dieser Welt sind daher nichts gegen die Realitäten der zukünftigen, gegen die Freuden und Schönheiten des Himmels. Mitten unter den Myriaden menschlicher Individuen, die hier auf Erden geboren werden, leben und sterben, steht der wahre Mensch (wörtlich: die wahre Menschheit oder Menschennatur) wunderbar einzigartig (oder isolirt) da, nichts bedürfend von der

Welt, nichts ſuchend in der Welt. Die Anfechtungen Mara's und die Verſuchungen Satan's machen ihn nicht irre an ſeinem Glauben an die abſolute Nichtigkeit des Irdiſchen im Vergleich mit dem Geiſtigen und bringen ihn nicht ab vom Verzicht auf alle Herrlichkeit der Erdenreiche im Dienſte Deſſen, der nie ruht und doch die ewige Ruhe iſt; deſſen Nirwana durch kein Bedürfen in ſeiner Heiterkeit und Ruhe geſtört wird und in deſſen ewiger Stille doch jeder Nothſchrei der Menſchheit zum Schweigen kommt.

„O wie unſelig iſt das Leben des Gottloſen, dem das arme eigene Ich ſein Alles in Allem iſt, deſſen Bedürfniſſe zahllos, unſtillbar und ſchreiend ſind, der jeden Augenblick Mangel leidet und ſeines Mangels kein Ende ſieht und bei alle dem ſeiner Selbſtgenüge ſich rühmt! Bei einem ſolchen ſind alle Lockrufe der Weisheit umſonſt. Sein Herz iſt voll von Verlangen nach weltlichen Schätzen, Ehren und Genüſſen, überhaupt nach allem, was die Sinne reizt. Was er will, iſt Freiheit zum Laſterleben, und dazu wünſcht er ſich etwas — wie immer man's nennen mag — etwas, das ihm die doch unvermeidlichen Folgen ſeines böſen Treibens erſparen könnte. Die geiſtigen Bedürfniſſe ſind ihm ein unlösbares Räthſel, einfach, weil ſie über dieſe Erde hinausgehen. Zur Stillung derſelben genügt nicht eine geſchäftsmäßige Bettelei, wie jeder geiſtloſe Menſch ſie betreiben kann. „Bittet, ſo werdet ihr nehmen" — das klingt ſehr einfach; aber wenn der Sünder das wirklich „nimmt", was Gott ihn zu bitten ermuthigt, ſo iſt ja damit all ſeinen bisherigen Intereſſen der Todesſtoß gegeben. Iſt einmal das geiſtige Bedürfniß da, ſo müſſen ja ſofort alle irdiſchen Bedürfniſſe geopfert werden und ein ganz neues Leben fängt an. Das ganze alte Sündenweſen iſt damit bis in ſeine Wurzeln hinein erſchüttert. Eine Revolution tritt ein, die auf eine radikale Veränderung hinausläuft. Was bisher des Sünders Himmel war, wird ihm zur Hölle. Das „unauslöſchliche Feuer" von Oben brennt fort, bis jede Unreinigkeit und Teufelei vertilgt und dafür ein reines Herz in ihm geſchaffen iſt. So verhält ſich's mit jenem wahren Geiſtesbedürfniß, d. h. mit dem, was man gewöhnlich Gebet nennt: es verwandelt den Sünder in einen Heiligen. In der Neuen Religion giebt's keine Geiſterklopferei. Gebet iſt das einzige „Medium", durch das der reuige Sünder den Gott-Geiſt ſchauen kann. Durch's Gebet wird möglich, was dem Sünder unmöglich iſt; durch's Gebet

offenbaren sich ihm, je nach der Stärke seines Gesichts, die Geheimnisse der übernatürlichen Geisterwelt.

„Aus dem Bisherigen werden Sie gesehen haben, daß durch Gottes Gnade jenes heilige Wort zwar reichlich zu haben ist, es an solchen aber leider sehr fehlt, die daran glauben. Der Eingang zum himmlischen Paradies steht weit offen; aber nur wenige gehen hinein. Der Grund hievon ist leicht zu finden. Die Freibillets zum Eintritt stehen zwar jedem zur Verfügung, jener göttliche Garten aber wird dennoch eifersüchtig bewacht. Ehe er eintreten kann, muß der Sünder sein Leben lassen, d. h. sein altes sündhaftes Leben. Er ist aber zu klug, um das zu verlieren. Von ferne gefällt ihm zwar der Himmel gar wohl; sobald er aber das gezückte Schwert in der Hand des Cherubs erblickt, ist's aus damit. Aber es hilft alles nichts: sterben muß — früher oder später — das alte Ich. Erst wenn das in Scherben zerbrochen und todt ist, kann von Glauben, Erlösung und Seligkeit die Rede sein. Um aber das wahre Ich vom falschen unterscheiden zu können, ist Selbsterkenntniß nöthig. Die ganze Lehre des weisesten unter allen griechischen Philosophen, des Sokrates, ist daher zusammengefaßt in die Worte: Erkenne Dich selbst! So laßt uns denn, Brüder, uns selbst prüfen im Lichte des Himmels, damit wir erkennen, welches Ich denn eigentlich in unsern Herzen auf dem Thron sitzt: das niedere oder das höhere?

„Stehe auf, Mensch! Erwache vom Schlaf. Träume nicht länger. Stehe auf, öffne deine Augen und sei bereit. Denn wie sollte der Knecht schlafen, wenn der Herr wacht? Von Gott Geliebte! Jetzt ist's gerade an der Zeit, seinem hl. Worte zu glauben. Warte nicht auf den nächsten Morgen. Der ist ungewiß. Halte dich an das, was gewiß ist, und überlasse das Ungewisse dem, der schon alles Gute für dich bereit hat. Denke einmal, wie viel goldene Gelegenheiten zu deiner Selbsterneuerung du schon versäumt hast, wie manchesmal schon der Geist Gottes an dich gekommen ist, um dich zu erwecken und deutlich genug dir zuzuflüstern: ‚Glaube, so wirst du selig! Komm, o du verlorenes Kind, und sei mein auf immer und ewig!' Und doch bist du ungläubig und sagst, die Zeit sei noch nicht da. Verblendeter! Verträume die Zeit nicht. Siehe, sie ist da. Noch einmal wird dir Gelegenheit geboten zur Buße. Ergreife sie jetzt, oder nie in diesem Leben; denn wer weiß, der

Tod kann dich im nächsten Augenblick hinwegraffen. Zweifle nicht, berechne nicht, zaudere nicht. Jetzt, in diesem Augenblick, entscheide dich. Glaube oder — stirb!"

Soweit die heidnische Predigt. Wir haben lange geschwankt, ob wir dieselbe unseren Lesern mittheilen sollten oder nicht, uns aber endlich doch dazu entschlossen, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Der Prediger ist offenbar ein Schüler und Verehrer des berühmten Kesab Tschander Sen und ein Vertreter der von diesem gestifteten Neuen Religion (New Dispensation, was man auch mit: neue Offenbarung übersetzen könnte). Nun ist Tschander Sen und dessen ganze Sache durch seine neuen und neuesten Tollheiten so in Verruf gekommen, daß viele, die bisher mit Spannung die Entwicklung dieser ganzen Reformbewegung beobachtet haben, jetzt geneigt sind, darin nur noch eine kindische Spielerei oder gar einen „Schwindel" zu sehen. Wir können diesem Urtheil nicht beistimmen, glauben vielmehr, daß in der künftigen indischen Missions- und Kirchengeschichte der Brahma Samadsch und was damit zusammenhängt noch eine bedeutende Rolle spielen wird. Gerade die vorliegende Predigt scheint uns ein Beweis zu sein, daß doch wirklich religiöse Motive dabei wirksam sind und daß trotz aller Proteste gegen das historische Christenthum der Kirche, Tschander Sen und seine Leute doch offenbar den Sieg des Evangeliums in Indien mit herbeiführen helfen.

2) Manche Gegner der „pietistischen" Mission werfen uns vor, wir hätten in Indien nichts zu Stande gebracht: die Gebildeten und Denkenden unter dem Volk seien von unsrer plumpen Predigtweise, unsrer kindischen Traktatliteratur und allen anderen gleich verfehlten Anstrengungen eben doch unberührt geblieben. Dem gegenüber möchten wir nun fragen: Wem ist es zu verdanken, daß im J. 1882 ein Heide in einem heidnischen Gottesdienstlokal vor einer heidnischen „Gemeinde" eine solche Predigt, die wahrlich vielen unsrer reformerischen Kanzelredner zur Ehre gereichen würde, hat halten können? Ist das nicht auch eine Frucht der Mission und zwar gerade eine solche, wie unsere anti-pietistischen Kritiker sie wünschen?

3) Ferner erlauben wir uns die ganz bescheidene Frage, ob nicht unsere predigenden Brüder in Indien manches aus diesem „Vortrag" des beredten Brahmaisten lernen könnten? Auch in Japan ist schon mancher Missionar zu den dortigen buddhistischen Predigern in die Schule gegangen.

4) Endlich bekennen wir, daß uns gerade im Blick auf unsere eigene Missions- und Predigtarbeit Eine Stelle aus diesem Vortrag

besonders zu Herzen gegangen ist. „Woher kommt es," fragt S. 56 der Brahmaist, „daß die Welt nicht ebenso bereitwillig glaubt, was ich sage oder was du sagst, als das, was Jesus sagt? Einfach daher, daß wir für uns selbst leben, dieser wunderbare Menschensohn aber für andere gelebt hat!" — Vielleicht wären der Redner, Kesab Tschander selbst und viele andere Brahmaisten längst Christen, wenn von diesem „für andere leben" mehr bei uns zu merken wäre!

Aus der Telugu-Mission.

1. Land und Leute.

Wer die achttägige Dampfbootfahrt von Madras nach Kalkutta macht, hat während der ersten Hälfte seines Wegs den niedrigen Küstensaum zur Seite, auf dem die Distrikte von Nellur, Kistna und Godawari einander folgen. Davon zu sehen bekommt er freilich nicht viel, denn das Ufer ist meist so flach, daß es sich kaum ein wenig über den Meeresspiegel erhebt.

Der Süddistrikt Nellur ist nur zur Hälfte angebaut. Wo Flüsse oder Teiche das nöthige Wasser spenden, da breitet sich wohl ein lichtgrüner Teppich von Reisfeldern aus, auch Tabak und Indigo wird da gewonnen; sonst aber herrscht die sandige Ebene mit ihren Hainen von Palmyra- und Kokospalmen vor, bis weiter landeinwärts dichte Wälder folgen, durch die man zu den Ostghats emporsteigt. Die Bezirkshauptstadt Nellur liegt auf dem südlichen Ufer des Pennar-Flusses und 30 Stunden weiter nördlich das in den Missionsberichten der letzten Jahre so viel genannte Ongol mit seinem berühmten Landesvermessungsberg, einem 240′ hohen Granitfels, von dem aus man weithin das Land überschauen kann. Steigen wir einmal hinauf, um uns ein wenig zu orientiren! Da liegt zunächst, nach Norden und Osten sich ausbreitend, die Stadt Ongol mit ihren rothen Ziegeldächern zu unseren Füßen. Dort

im Norden breitet auch ein gewaltiger Margoſa-Baum ſeine Aeſte aus, den einſt einige fromme Moslemen in Erfüllung eines Gelübdes hier pflanzten und mit einer Mauer umgaben. Oft kommen ſie hieher, um, das Angeſicht gegen Mekka gewendet, den Namen Allahs anzurufen. Oſtwärts erheben ſich ein paar große Wiſchnu- und Schiwa-Tempel. Dann folgt ein langer dunkler Gürtel von Palmyra-Palmen und noch weiteroſtwärts endlich, den Horizont begrenzend, ein leuchtender Silberſtreifen: der Meerbuſen von Bengalen, an dem ein ſehr ſcharfes Auge noch das Dörflein Kotapatnam, den Hafen von Ongol, zu unterſcheiden vermag. Blicken wir nun auch weſtwärts, ſo gewahren wir dicht am Fuß unſeres Ausſichtspunktes das Dörflein Geddalaguntapalem und darin das von einem Bananenbaum beſchattete Häuschen eines Evangeliſten, ſowie einen ummauerten, mit Bäumen bepflanzten Gottesacker, wo ſchon mancher im Frieden Jeſu entſchlafene Telugu-Chriſt einer ſeligen Auferſtehung entgegenharrt. Der lange, dunkle Streifen, der einer Wolkenreihe gleich den weſtlichen Horizont begrenzt, iſt ein den Oſtghats vorgelagerter Hügelzug. Die Oſtghats ſelbſt, welche hier Nala-Mala-Berge genannt werden und — 3 bis 4000′ hoch — die Küſtenebene von dem Hochland des Inneren ſcheiden, ſind noch etwa 40 Stunden von uns entfernt. Bis vor kurzem wimmelte es dort von Tigern, deren manche ſo lüſtern nach Menſchenfleiſch waren, daß ſie ſich faſt täglich ihre Opfer holten und ganze Dörfer endlich aus Furcht vor dieſen unabtreibbaren Beſtien von ihren Bewohnern verlaſſen wurden; die furchtbare Hungersnoth der Jahre 1876—78 aber hat wie unzähligen Menſchenleben ſo auch dieſer Tigerplage ein Ende gemacht.

Aehnliche Granithügel wie der Ausſichtspunkt bei Ongol liegen auch nach Norden und Süden hin zerſtreut. Der Affengott Hanuman hat ſie da fallen laſſen, als er einſt Erd- und Steinmaſſen vom Himalaja durch die Lüfte ſchleppte, um eine Brücke nach dem ſonſt unangreifbaren Ceylon hinüberzubauen und ſo den Heeren Ramas einen Weg zu bahnen zur Befreiung der ſchönen Sita aus den Händen ihres Räubers, des Dämonenfürſten Rawana. Dieſe ſich inſelartig erhebenden Hügel ausgenommen, iſt die ganze Gegend eine große Ebene, deren Eintönigkeit nur durch zahlreich über dieſelbe verſtreute Baumgruppen unterbrochen wird. Gewöhnlich ſind es Tamarinden, das ſicherſte Anzeichen, daß ein Dorf oder ein

Städtchen in der Nähe ist. In welcher Richtung der Wanderer auch gehen mag, mehr als eine Stunde braucht er nicht, um an ein solches zu gelangen, sieht man doch von dem Ongol-Felsen aus allein gegen 700 Dörfer! Sehr groß sind sie zwar nicht, durchschnittlich etwa 500 Einwohner zählend. In den bösen Tagen früherer Regierungen, da Leben und Eigenthum nicht sicher war, schlossen die Eingebornen sich zu gegenseitigem Schutz vor Räubern und einander sich befehdenden kleinen Fürsten möglichst eng zusammen; jetzt könnten sie recht wohl auch in zerstreuten Hütten wohnen, allein der Hindu kommt von einer einmal angenommenen Gewohnheit nicht leicht wieder ab.

Doch für jetzt genug von Ongol, an dem die Dampfer fern im Osten vorüberziehen, um erst vor der Fischstadt Masulipatnam anzulegen. Diese liegt in dem von den Mündungsarmen der Krischna gebildeten Delta in ungesunder, sumpfiger Ebene, war aber schon in Marko Polos Tagen ein blühender Handelsort und beschäftigt auch heute noch, gleich dem etwas nordöstlicheren Madapollam einen Theil ihrer Einwohner durch ihren Baumwoll-Export. Was die Krischna- und Godawari-Distrikte betrifft, so boten sie noch vor 40 Jahren regelmäßig im Mai, d. h. in der heißesten Zeit, einen trostlosen Anblick dar. Die Flüsse waren vertrocknet, alles Pflanzenleben erstorben, das Vieh ausgehungert, die Bevölkerung im bittersten Elend. Heute zählen diese Bezirke zu den reichsten Kornländern Indiens, und auf ihren wasserreichen Kanälen herrscht selbst in der trockensten Jahreszeit ein reger Handelsverkehr. Die beiden Ströme, einst weit mehr eine Gefahr als ein Segen für ihr Mündungsgebiet, sind durch die genialen Arbeiten des großen Ingenieurs Cotton jetzt zu wirklichen Lebensadern für dasselbe geworden. Beide entspringen bekanntlich in geringer Entfernung von Bombay auf den Westghats und strömen quer durch das sanft nach Osten sich neigende Hochland dem bengalischen Meerbusen zu. Da war es denn Regel, daß sie in der Regenzeit plötzlich um 10—15 m. anschwollen, verderbenbringend weit über ihre Ufer sich ergossen und ganze Dörfer mit sich fortrissen, in der heißen Zeit dagegen sich nutzlos im Sande verloren. Seit nun Cotton den beiden Strömen da, wo sie aus den Ostghats heraustreten, d. h. der Krischna bei Bezwada und der Godawari bei Radschamandri, riesige Dämme vorgelegt und ihre Wasser in Kanäle vertheilt hat, die

ſelbſt der furchtbaren Dürre von 1876 und 77 zu trotzen vermochten, iſt alles anders geworden — ein verheißungsreiches Gleichniß für das, was auch durch die Miſſion in dieſem Lande noch wird vollbracht werden. Nördlich vom Godawari-Delta zieht ſich dem Ufer entlang eine fahle Sandfläche hin, die neben kärglichen Ernten unter Mitwirkung der furchtbaren Sonnenglut große Mengen von Kochſalz liefert.

Der wichtigſte Hafenort iſt hier Kokanada, in deſſen Nähe eine einſame Pagode mit Skulpturen von ſo empörender Schamloſigkeit ſteht, daß man kaum faſſen kann, wie ſelbſt die vergiftetſte Phantaſie ſo etwas in Stein zu meißeln vermochte. Wer etwa noch von der erhebenden Kraft der Wedas und einem idealen Hauch des heutigen Hinduismus träumt, kann durch dieſen Anblick gar gründlich ernüchtert werden.

Eine zwölfſtündige Fahrt noch, und die Uferlandſchaft iſt plötzlich eine andere geworden: maleriſche Hügel treten hart bis ans Meer heran und an ihrem Fuße zieht ſich das ſtattliche Wiſakhapatnam, die Hauptſtadt des gleichnamigen Diſtriktes, hin. Eine Pagode, eine Moſchee und eine katholiſche Kirche ſchauen von den Anhöhen herab in's Meer hinaus; in der Vorſtadt Waltär ſind die Europäer angeſiedelt, meiſt Beamte, Offiziere und Kaufleute. An der Nordgrenze der Madraspräſidentſchaft endlich liegt noch die Militärſtation Berhampur, die durch ihre Seidenwebereien berühmte Hauptſtadt des Ganjam-Diſtrikts.

Dieſer ganze Küſtenſtrich wird bis weit ins weſtlich angrenzende Hochland hinein von 15—16 Millionen Telugus bewohnt, deren Sprache zu den weichſten und wohlklingendſten Indiens gehört und ſchon das Italieniſch Südindiens genannt worden iſt. Einſt gehörte der größte Theil dieſes Gebiets dem mächtigen Königreich Telingana an, das dem Kandyſchen Hochland in Ceylon ſeine Herrſcher gab, Madura und andere Theile des Karnatiks eroberte und bis auf dieſe Stunde erhaltene Telugu-Kolonien zurückließ. Hier blühte auch einſt das durch ſeine Schätze namentlich durch ſeine Diamantengruben zum Sprüchwort gewordene Königreich Golkonda; nach der muhammedaniſchen Eroberung Indiens aber kamen dieſe Gebiete unter die Botmäßigkeit des gewaltigen Niſamreichs, deſſen Reſte auf dem Hochland von Dekhan noch jetzt einen Flächenraum von 4480 □Meilen mit mehr als 10 Millionen

Einwohnern umfassen. Im Jahr 1754 trat der Beherrscher Haiderabads die vier nördlichen Küstenstriche an die Franzosen ab, denen die Engländer sie etliche Jahre später entrissen, um dann auch die südlicheren Bezirke mit Kadapa und Karnul, Stück für Stück, an sich zu bringen.

Wie in ganz Südindien bilden auch im Teluguland den Grundstock der Bevölkerung nicht die zum indogermanischen Stamm gehörigen Arier, sondern die den Türken und Mongolen verwandten Drawida. Erobernd und kolonisirend sind aber Arier eingedrungen und haben, obgleich verhältnißmäßig nur schwach vertreten, dem Land doch ein vorherrschend brahmanisches Gepräge mit vielgegliedertem, festgeregeltem Kastenwesen aufgedrückt. Als eine bevorzugte Menschenklasse, der das Fette des Landes gehört, sind an ihren wohlgenährten Gestalten sofort die Brahmanen erkennbar. Durch die von ihnen ersonnenen und mit eiserner Konsequenz durchgeführten Kastenregeln ist es ihnen gelungen, nicht nur in den Tagen ihrer eignen Radschas, sondern auch unter der Herrschaft der muhammedanischen Moguls und Nabobs, ja selbst unter englischem Scepter die einflußreichsten und einträglichsten Regierungsämter an sich zu reißen. Bis vor Kurzem waren sie die einzigen Träger der Wissenschaft unter ihren Volksgenossen, und jetzt, da die Regierungs- und Missionsschulen jedermann offen stehen, sind sie schlau genug, sich als die Ersten zu diesen Anstalten hinzuzudrängen, um auch für die Zukunft ihren Vorrang zu wahren. Viele von ihnen haben sich schon eine vielseitige abendländische Bildung angeeignet und können in tadellosem Englisch es manchem Europäer zuvorthun. Ihre äußere Erscheinung ist oft imponirend, ihre Kleidung ein Muster von Reinlichkeit.

Tief unter sie sind die Kschatrias herabgesunken, die einst dem Lande seine Könige und Krieger gaben, die man aber jetzt fast nur noch als Sipahis in den von englischen Offizieren befehligten Regimentern sieht. Die dritte der arischen Kasten (die der Waischjas) theilt sich im Teluguland hauptsächlich in Komatis oder Kaufleute und in Tschettis oder Gewerbtreibende, von denen manche recht wohlhabend sind. Weit zahlreicher als alle arischen Kasten zusammen aber ist die aus den unterjochten Ureinwohnern gebildete vierte Kaste der Sudras, unter der dann noch eine Masse verachteter, in den Staub getretener Parias steht.

Die Sudras sind der Mehrzahl nach Bauern und Handwerker, zerfallen aber je nach ihrer Beschäftigung in unzählige Unterabtheilungen, die sich völlig von einander abschließen. Und merkwürdig! auch unter den als kastenlos verabscheuten Mala und Madiga hat die Kaste sich eingeschlichen. Sie bilden zusammen fast ein Fünftel der Bevölkerung; statt aber einander in ihrer gemeinsamen Bedrängniß beizustehen, sehen die Mala verächtlich auf die Madiga und deßgleichen die Madiga auf die Mala herab; von den andern Kasten werden beide ungefähr gleich gering geschätzt, doch so, daß in einem Dorfe die Mala, in einem andern wieder die Madiga den Vorrang haben können. Beide leben, soweit nicht die Mission sich ihrer angenommen hat, der Mehrzahl nach in großer Armut und fast thierischem Schmutze dahin. Lesen kann in allen nichtarischen Kasten unter den Heiden von hundert kaum einer! So will es Brahma, der nun einmal die Sudras zu Knechten, die Mala und Madiga aber zu Knechten der Knechte bestimmt hat.

Gleich unberührt von arischer Kultur haben sich bis jetzt noch einige Bergvölklein erhalten, wie z. B. die Koi in den Waldbezirken des Godawaristroms. Etliche Morgen Landes, die sie um ihre mit Schlingpflanzen umrankten Hütten her klären und mit Korn und Baumwolle bepflanzen, liefern ihnen Nahrung und Kleidung. Dazu kommt noch die Milch ihres Viehs und als Luxusartikel einige Tabakpflanzen und die Blüten des Ippabaumes, aus denen sie Branntwein bereiten. Mehr begehren sie nicht, wenn nur in der kalten Jahreszeit die Tiger und Panther sie in Ruhe lassen.

Daß es heidnischer Grund und Boden ist, den wir hier betreten haben, merkt man sofort. Weitaus die meisten Leute, denen wir begegnen, tragen das Zeichen des Gottes, den sie vorzugsweise verehren, an der Stirne. Die Wischnu-Anbeter haben mit rother und weißer Farbe den Dreizack oder auch nur drei senkrechte Striche auf die Stirne gemalt, die Schiwa-Anbeter dagegen wagrechte Linien oder einen Ring. Dieses letztere Zeichen tragen namentlich viele Frauen, die hier nicht in der strengen Zurückgezogenheit leben, welche in Nordindien unter muhammedanischer Herrschaft bei den höheren Kasten auch der Hindus Mode geworden. Leute, die durch allerlei Entsagungen und Selbstquälereien eine besondere Stufe der Heiligkeit erlangen wollen, haben nicht nur ihre Stirne, sondern auch die entblößte Brust und beide Arme mit gelben Strichen bedeckt; deistische

und pantheistische Philosophen geben sich durch einen schwarzen Fleck zu erkennen. Sie sind unter den Gebildeten ziemlich zahlreich, da die von Westen her eindringende Aufklärung jetzt Viele vom groben Götzendienst der späteren Jahrhunderte weg zu den verschiedenen Systemen altindischer Weltweisheit zurückführt.

Wie in der heutigen Volksreligion sich um den ewigseienden Weltherrn Brahma, der durch eine gute und eine böse Macht, Wischnu, den Erhalter, und Schiwa, den Zerstörer, das Weltall regiert, in Dichtung und Sage ein Heer von 330 Millionen Göttern und Göttinnen reiht, ist bekannt. Ohne allen Zweifel lebt darin unter brahmanischen Formen ein gut Theil des alten Dämonendienstes der Drawida fort; das kümmert aber die Brahmanen wenig. Stellst du sie über den groben Götzendienst zur Rede, dem die Masse huldigt, so antworten sie dir: „Gott, Menschen, Bäume, Thiere, Erde, alles ist dem Herrn des Weltalls entsprossen und kehrt wieder in ihn zurück. Bilder anzubeten ist also kein Unrecht, denn der Stoff, aus dem sie gemacht sind, ist ja ein Theil Brahmas und die ihnen gegebene Form nur die Darstellung irgend einer seiner besondern Eigenschaften oder Thaten. Denkende Leute beten freilich keine Götzen an; aber sie billigen und pflegen sie, weil sie wissen, daß das gemeine Volk ihrer bedarf."

Auch der Götzendienst ist somit eine der Einnahmsquellen der Brahmanen geworden, ja er ist die eigentliche Wurzel der furchtbaren Macht, durch die sie mit tausendfachen Fesseln die Seelen umschlingen. Jeder einzelne Telugu, bis zum ärmsten Arbeiter hinab, kennt aufs Genaueste die Grenzen und Pflichten seiner Stellung und weiß, welche Feste und Fasten er zu beobachten, welcherlei Geschenke er den Priestern, und welcherlei er den Göttern zu geben, welche Ceremonien er zu verrichten und welche Opfer er zu bringen hat; vergäße ers aber je, so sorgen die Priester treulich dafür, daß kein Jota daran versäumt wird. Jedes Dorf hat einen oder mehrere Götzenschreine und Tempel und jeder Tempel seine Priester, Musikanten, Tänzerinnen und Diener, um die mit dem Götzendienst verbundenen umständlichen Ceremonien zu verrichten. Zu jedem Tempel gehören von allen Regierungsabgaben freie, oft sehr ausgedehnte Ländereien, welche die Engländer bei der Besitzergreifung des Landes unangetastet ließen, wie sie sich ja überhaupt ängstlich hüteten, in irgend etwas die religiösen Gefühle der Hindus zu verletzen. Außer

den zu jedem Tempel gehörigen Prieſtern giebt es in Südindien noch vier wiſchnuitiſche und fünf ſchiwaitiſche Oberprieſter, die ein unermeßliches Einkommen haben und mit großem Pomp auf Elephanten umherziehen. Erſcheint ein ſolcher etwa alle vier Jahre an einem beſtimmten Ort, ſo ſtrömen aus der ganzen Umgegend Schaaren herbei, um ihm ihre Huldigungen und Gaben darzubringen.

Die Telugus ſind ein wohlgeſtalteter Menſchenſchlag mit großem, mildem Auge und überaus einnehmendem Benehmen. Ein Reiſender kann das ganze Land in die Länge und Breite durchwandern, ohne je durch ein unhöfliches Wort oder irgend eine jugendliche Ungezogenheit verletzt zu werden. Tiefere Kenner der ſittlichen Zuſtände blicken aber auch unter den Telugus, wie in ganz Indien, in Abgründe des Verderbens hinein, die das Herz des Chriſten aufs tiefſte bewegen. Und wie könnte es anders ſein bei dem, was das Volk in ſeinen Tempeln ſieht und von ſeinen Göttern hört?

2. Miſſionsanfänge.

Heute iſt der größte Theil des Telugulandes mit einem Netz blühender Miſſionsſtationen überſpannt. Londoner und engliſch-kirchliche Miſſionare, Sendboten der Ausbreitungsgeſellſchaft, ſowie deutſche und amerikaniſche Lutheraner, ſchottiſche Presbyterianer und verſchiedene Abtheilungen von Baptiſten — ſie alle ſind eifrig bemüht, auf geiſtigem Gebiet dasſelbe zu thun, was auf materiellem durch die oben erwähnte Kanaliſirung des Landes geſchehen iſt. Jünglinge der höheren Kaſten erhalten in verſchiedenen Anſtalten, namentlich auch in der engliſch-kirchlichen Hochſchule zu Maſulipatnam, eine auf entſchieden chriſtlicher Grundlage ruhende wiſſenſchaftliche Ausbildung; der Frauen und Töchter der höheren Kaſten nehmen ſich tüchtige Miſſionsfrauen und Lehrerinnen an; verachteten Mala- und Madiga-Dörfern wird die große Freudenbotſchaft für alles Volk verkündet, die auch ſie aus Schmutz und Elend emporhebt; ja ſelbſt in die fieberiſchen Wohnſitze der Kois hinauf hat die Predigt des Evangeliums ſchon ihren Weg gefunden.

Lange Jahre hindurch war freilich das Telugu-land von der evangeliſchen Chriſtenheit faſt vergeſſen. Nur die Londoner Miſſionsgeſellſchaft hatte ihre erſten Sendboten ſchon 1805 dahin

ausgeschickt. In Wisakhapatnam ließen sie sich nieder, legten sich mit großem Fleiß auf die Erlernung der Sprache, die Uebersetzung der hl. Schrift, sowie die Ausarbeitung von Traktaten, und suchten auch durch Schulen und religiöse Gespräche den Leuten nahe zu kommen; allein 30 Jahre verstrichen, ohne daß auch nur eine einzige Seele bekehrt wurde! Und gestehen wir es offen, ein dürrer, harter Boden ist diese älteste Telugustation bis heute geblieben. Gerade hier sind die arischen Kasten besonders stark vertreten und in ganz Indien sind ja hauptsächlich sie es, die sich abwehrend gegen das Evangelium verhalten. Sprich mit einem wissensstolzen Brahmanen vom Christenthum, so wird er dir sagen, das möge eine recht gute Lehre sein für Leute von niedrer Kaste; er seinestheils brauche sie nicht. Fragst du weiter, wie er das meine, so wird er dir sagen, er habe ja seine Wedas, die 3000 Jahre vor Christi Geburt schon da waren, könne also unmöglich großen Respekt haben vor einer so jungen Religion, wie die deine. Versuchst du mit ihm von Schuld und Versöhnung zu sprechen, so versichert er dich allen Ernstes, er habe nie eine Sünde begangen, sondern sei selbst ein Theil der Gottheit. Fragst du: „Wie, ist denn Gott in Stücke zertheilt?“ so entgegnet er: „Nein, Brahma allein ist Gott und alles andre nur Schein. Wie die Eine Sonne aus tausend mit Wasser gefüllten Gefäßen tausendfach wiederstrahlt, so spiegelt sich auch Brahma in den Menschen.“ — Ein andrer, der in einer Missionsschule das Christenthum kennen gelernt hat, ist vielleicht ehrlich genug, zuzugeben, daß das Christenthum eine bessere Religion sei, als der Hinduismus, und die Christen bessere und glücklichere Menschen als die Heiden; vielleicht läßt er sogar ein Verlangen durchblicken, selbst ein Christ zu werden, und du hältst ihn schon für gewonnen — aber der Muth fehlt ihm, um Christi willen seine Kaste dran zu geben und in den Augen der Seinen ein verachteter Auswürfling zu werden. So zählen denn die beiden Gemeinden in Wisakhapatnam und dem seit 1852 besetzten nördlicheren Widschajanagaram noch immer keine 400 Christen, und zudem sind diese größtentheils die Frucht der Erziehungsarbeit an Waisenkindern, die in Hungerjahren von den Missionaren in Pflege genommen wurden. Selbst die nicht aus den Waisenhäusern hervorgewachsenen Gemeindeglieder aber gehören der Mehrzahl nach nicht der einheimischen Bevölkerung an, sondern sind Fremdlinge, denen, los-

gerissen von der Heimat, der Uebertritt nicht ebenso schwer wurde, wie er ihnen inmitten ihrer Verwandtschaft gewesen wäre.

Ein so unfruchtbares Arbeitsfeld war freilich wenig lockend zu weiteren Versuchen. Doch eröffnete die Londoner Gesellschaft 1822 auch in Kadapa, im Südwesten des Landes, eine Station, und hier fand unter den Armen und Geringen das Wort von der erbarmenden Liebe Jesu bald empfänglichere Herzen. Gleich in den ersten Jahren wurde ein Gemeinlein gegründet, ohne jedoch in dem Maße zu wachsen, wie man es nach dem ermuthigenden Anfang gehofft. Große Freude bereitete hier 1831 die Taufe eines Brahmanen und eines Sudra, welch letzterer bald neun weitere Kastengenossen nachzog. Der Anfang einer größern Ernte sollte aber erst mit der Bekehrung eines Mala kommen, der 1840 im Gefängniß zu Kadapa durch die Besuche des Missionars zum Glauben an Jesum gebracht wurde. In seine Heimat zurückgekehrt, erzählte er seinen Freunden, was er in Kadapa gehört hatte. Diese sagten's weiter, und so drang in langsamem Fortschritt in ein Mala-Dörflein ums andre die Kunde von einem Heiland, der auch die Aermsten nicht verschmähe, auch ihnen als Retter erschienen sei. Ein Häuflein ums andre warf seine elenden Götzen weg und meldete sich zum Taufunterricht. Leider führte die Unmöglichkeit, all diesen Suchenden gleich nachzugehen und den bereits Getauften die Pflege angedeihen zu lassen, der sie bedurften, manchen Verzug und Rückschritt herbei, doch erstand eine Nebenstation um die andre, und 1855 wurde 33 Stunden nördlich von Kadapa in Nandial eine zweite Hauptstation eröffnet. Natürlich kann ein so arg zertretenes Geschlecht wie die Mala nicht mit Einem Schlage umgewandelt werden; allein es geht bei ihnen innerlich und äußerlich doch sichtbar voran, und schon kommt es dann und wann vor, daß ein einst verachteter Mala einem Brahmanen geistig weit überlegen ist.

Noch bestand erst ein einziges Gemeinlein in Kadapa, als 1836 zwei fromme baptistische Handwerker als Freimissionare im Godawari-Delta zu missioniren begannen, wo sie bald unter den Tschakli, den verachteten Lederarbeitern, Eingang fanden. Ihnen folgten amerikanische Baptisten, die sich 1840 in Nellur niederließen. Sie erwarben ein Grundstück, bauten ein Missionshaus und durften noch im selben Jahr ihren Erstling taufen. Nach fünf Jahren war ein Gemeinlein von sieben Personen gesammelt,

worunter jedoch nur zwei Telugus. Und schon brach die Gesundheit der beiden Missionare zusammen; der eine mußte 1845, der andre das Jahr darauf nach Amerika zurückkehren: die junge Nellur-Mission stand verwaist. Ernstlich wurde von der leitenden Kommittee damals der Gedanke erwogen, ob man sie nicht lieber aufgeben sollte? Doch stand man zunächst wieder davon ab, um auf weitere Winke zu warten.

Im Jahr 1848 konnte wenigstens einer der Invaliden, Missionar Day, wieder auf das verlassene Arbeitsfeld hinausziehen. Frau und Kinder mußte er in Amerika zurücklassen; überaus eifrige neue Mitarbeiter aber erhielt er an Miss. Jewett und dessen Frau. Fünf Jahre lang streuten sie miteinander auf mancherlei Weise ohne viel sichtbaren Erfolg den guten Samen aus, dann mußte Day abermals in die Heimat zurückkehren.

Dort stand gerade jetzt zum zweiten Mal der Fortbestand der Nellur-Mission in Frage. Schien sie doch so gar arm an Früchten, und für die reich gesegnete Karenenmission fehlte es an Geld und an Männern. Warum sich nicht lieber mit ganzer Kraft dorthin werfen, zumal im Telugu-land jetzt noch verschiedene andre Missionsgesellschaften ihre Arbeit begonnen hatten? Zum zweiten Mal jedoch siegten die Stimmen, welche für geduldiges Fortmachen in Nellur sprachen, und mit Begeisterung wurde schließlich das Loosungswort aufgenommen: Nicht Rückzug, sondern Verstärkung!

Es folgte ein denkwürdiges Jahr in der Geschichte dieser Mission. Denn am 1. Januar 1853 war's, daß Miss. Jewett mit seiner Gattin und einem der wenigen eingebornen Bekehrten zum ersten Mal nach Ongol kam. Jewett's Straßenpredigt wurde mit Steinwürfen beantwortet; als er dann aber mit seinen Begleitern den sich hinter der Stadt erhebenden Hügel hinanstieg und auf alle die Götzentempel und alle die umliegenden Dörfer hinabschaute, deren Bewohner noch nie den theuren Jesusnamen gehört hatten, da wallte sein Herz so, daß er mit seinen Begleitern niederkniete und zum Herrn flehte, Er möchte doch einen Missionar nach Ongol senden. Mit der innern Versicherung, daß sie erhört seien, standen die drei wieder auf; aber noch 12 Jahre sollten verstreichen, bis sie die Erfüllung ihrer Bitte sehen durften.

Erst zwei Jahre nach Day's Abreise erhielten die einsamen Jewetts in Miss. Douglas und dessen Gattin einen Ersatz. Mit

neuem Eifer und neuer Freudigkeit wurde nun die Heidenpredigt und Traktataustheilung betrieben; allein was den Missionaren von Seiten der Eingebornen entgegentrat, war meist nur Gleichgiltigkeit, wo nicht entschiedener Widerspruch. Zu mancherlei andern Hindernissen kam wiederholt auch Krankheit in den Missionsfamilien, und 1862 mußte Jewett mit gebrochener Kraft von seinem Posten scheiden.

Es war ein trauriger Empfang für den invaliden Missionar, als er bei seiner Ankunft in Amerika vernahm, bei den Berathungen der Kommittee sei das Aufgeben der Nellur-Mission nochmals allen Ernstes erwogen und nahezu beschlossen worden, doch habe man sich dahin geeinigt, zuvor noch ihn selbst darüber zu hören. Nicht lange, so wurde ihm die Sache auch amtlich vorgetragen. Allein, was immer man ihm gegen den Fortbestand der Mission sagen mochte, es konnte seinen Entschluß nicht erschüttern, wenigstens seinerseits den Rest seiner Kraft der Arbeit unter den Telugus zu widmen, und wenn er's auch ganz und gar auf eigne Verantwortung hin thun müßte. Darauf entgegnete denn endlich lächelnd Dr. Warren, der Missionssekretär und warme Fürsprecher der Telugus: „Nun, Bruder Jewett, wenn Sie denn durchaus nach Nellur zurückkehren wollen, werden wir Ihnen schon jemand mitgeben müssen, um Sie dort zu begraben, denn ein christliches Begräbniß sollte Ihnen in dem heidnischen Lande doch werden."

Im April 1865 traf Jewett neugestärkt wieder in Nellur ein, und mit ihm kam Miss. Clough sammt Gattin, der nach Ongol bestimmte Bruder — ein ebenso energischer als eifriger Mann, der entschlossen war, sein Leben an die Missionsarbeit zu setzen. Kaum konnte er ein paar Bibelsprüche in der Telugusprache stammeln, so suchte er sie schon unter den Eingebornen zu verwerthen. Im Jahr 1866 siedelte er nach Ongol über und machte sich unerschrocken an die Arbeit. Bald fühlten sich einige Brahmanen von ihm angezogen, besuchten ihn öfters in seiner Wohnung und besprachen sich mit ihm über göttliche Dinge. Da stellten auch einige Mala und Madiga sich ein, und die Brahmanen erklärten, wenn man diese Unreinen hereinlasse, könnten sie das Missionshaus nicht mehr betreten. Bald darauf kamen noch mehr solch' niedere, verachtete Leute und baten um die Taufe. Clough war sehr niedergeschlagen, denn jetzt war's aus mit den Brahmanen. Im Januar 1867 wurden in einem Teich vor der Stadt draußen die 8 Erst-

linge getauft. Gegen 200 Heiden standen höhnend dabei und drohten, den Missionar zu verklagen, der ihr Wasser durch das Untertauchen dieser Auswürflinge verunreinige! In gedrückter Stimmung kehrt unser Freund nach Hause zurück. Da liegt gerade ein Haufe jüngst angekommener Bibeln im Zimmer. Er nimmt eine davon zur Hand, schlägt das Buch auf und trifft von ungefähr auf 1 Korinther 1: „Sehet an, lieben Brüder, euren Beruf. Nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen, sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden mache, und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist; und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählet, und das da nichts ist, daß er zu nichte mache, was etwas ist, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme." Ihm ist, als rufe eine Stimme vom Himmel ihm diese Worte zu, und wie einst Petrus in Joppe, fühlt nun auch er, daß er nicht unrein achten darf, was Gott geheiligt hat. Einen Augenblick darauf tritt seine Frau, die eben ihr Töchterlein zu Bett gebracht hat, ins Zimmer mit den Worten: „Nun, es ist scheint's Gottes Absicht, diese Aermsten zuerst zu retten." Auch sie hatte, um sich ein wenig aufzurichten, nach einer der Bibeln gegriffen und merkwürdiger Weise dieselbe Stelle des Korintherbriefs aufgeschlagen, wie ihr Mann!

Von da an betrachteten beide Gatten diese Auswürflinge als ihnen vom Herrn geschenkt, und ihre Erwartung wurde nicht getäuscht. Am Schluß des Jahres 1868 zählte die Gemeinde in Ongol schon 148 Seelen, im Jahr 1869 wurden in Nellur 55, in Ongol 573 Neubekehrte getauft. Jetzt endlich begann die seit nahezu drei Jahrzehnten weithin ausgestreute Saat zu reifen, und unter der seligen Freude des Erntens war den Missionaren manchmal zu Muth, als dürften sie ein ununterbrochenes Pfingstfest feiern. Hunderte von Taufbewerbern mußten zurückgestellt werden, bis die Möglichkeit gegeben war, sie genauer zu prüfen; doch war im März 1872 die Zahl der Kommunikanten in Ongol allein bereits auf 1745, in der gesammten Mission aber auf 2242 gestiegen.

Jetzt sprach man in den baptistischen Kreisen Amerika's natürlich nicht mehr von einem Aufgeben der Telugumission; vielmehr wurde dieselbe schon 1868 durch Miss. Timpany und 1870 durch

Miss. Mac Laurin sammt ihren Gattinnen verstärkt. Ein dritter Mittelpunkt der Missionsthätigkeit wurde nun das 12 Stunden südlich von Ongol am palmenbeschatteten Strand gelegene Dörflein Ramapatnam. Durch eine besonders freundliche Fügung hatte gerade jetzt eine dortige Regierungsbehörde ihren Sitz nach Ongol verlegt, so daß in Ramapatnam ein schönes, weitläufiges Gehöfte mit allen nöthigen Gebäulichkeiten zur Gründung einer Missionsstation um mäßigen Preis zu haben war. Im Februar 1870 siedelte Timpany dahin über, und schon nach fünf Jahren blühten um ihn her zwei Christengemeinden mit 769 Kommunikanten.

Inzwischen hatte Clough, durch allzu angestrengte Arbeit erschöpft und zudem durch wiederholte Fieberanfälle geschwächt, im Jahr 1872 in Amerika Erholung suchen müssen. Er nahm dahin den Auftrag seiner Kollegen mit, von der Heimatgemeinde vier neue Männer für die Telugumission und 200,000 Mk. zur Gründung eines theologischen Seminars für eingeborne Prediger zu erbitten, und beides gelang ihm. Als der erste der vier neuen Brüder traf schon im Dezember 1873 Miss. Downie in Nellur ein, von wo kurz darauf Jewett mit versagender Kraft scheiden mußte. Zwei weitere Brüder, Williams und Campbell, zogen mit Clough hinaus, der im Januar 1874 wieder auf seinem Posten anlangte. Williams übernahm die Eröffnung des Seminars in Ramapatnam, Campbell die Gründung einer neuen Station in der englischen Garnisonsstadt Sikanderabad im Innern des Nisamreichs. Als letzter der vier erbetenen Brüder kam endlich im Januar 1875 Miss. Drake nach, um, nachdem er in Ramapatnam erst die Sprache gründlich erlernt hatte, in Karnul (20 Stunden nordwestlich von Nandial) eine neue Station zu gründen. Schon im Dezember 1875 trafen als weitere Verstärkung auch die Missionare Loughridge und Newhall ein; dafür aber schied gleich nach Cloughs Rückkehr Mac Laurin, der inzwischen seine Stelle in Ongol versehen hatte, aus dem eng verbundenen Brüderkreise, weil die kanadischen Baptisten, denen er angehörte, nun eine eigene Mission in Kokonada begannen. Dorthin folgte ihm 1865 auch sein Landsmann Timpany.

In Clough's Abwesenheit hatte Mac Laurin nicht weniger als 1171 Heiden taufen dürfen; etwas langsamer war der Fortschritt in den beiden folgenden Jahren. Nun aber brach über einen großen Theil Südindiens die furchtbare Hungersnoth herein, der

in den Jahren 1776—79 gegen drei Millionen Eingeborne zum Opfer fielen. Auch der Distrikt Nellur wurde schwer davon betroffen. Da waren die Missionare unter den Ersten, welche ihre Hilferufe erließen, und als dann die Gaben aus England und Amerika herbeiströmten, waren abermals sie es, die am unermüdlichsten bei ihrer Vertheilung halfen. Das Lokal-Unterstützungs-Kommittee von Nellur wählte Miss. Downie, das von Ongol Miss. Clough zu seinem Sekretär. All das genügte aber Clough noch nicht. Als die Regierung den großartigen Kanalbau längs der Ostküste unternahm, durch den sie 68,000 Menschen Verdienst verschaffte, meldete er sich bei den Ingenieuren, welche diese Arbeit leiteten, zur selbständigen kontraktmäßigen Uebernahme einer Strecke von anderthalb Stunden. Sein Gesuch wurde aufs freundlichste und unter überaus günstigen Bedingungen gewährt, so daß er ohne jede Vermittlung durch selbstsüchtige heidnische Unterhändler nun täglich 3—4000 Menschen beschäftigen konnte. Zu Aufsehern machte er seine Evangelisten, Kolporteure und zuverlässigsten christlichen Hausväter. Diese überwachten nicht nur die Arbeit so gut, daß laut eines von der Regierung erlassenen Anerkennungsschreibens die von Clough hergestellte Strecke sich als die beste des ganzen Kanals erwies, sondern sie benützten auch treulich die Gelegenheit, den Leuten von Jesus zu sagen. Da die Arbeiter häufig wechselten, nahmen so Tausende und aber Tausende aus der Nähe und Ferne Eindrücke christlicher Wahrheit und christlichen Lebens in ihre Heimat mit fort. Was war da natürlicher, als daß auch Schaaren sich zur Taufe meldeten? Theils aus Vorsicht, theils aus Mangel an Zeit zum Unterricht, wies aber Clough 15 Monate lang jeden Taufbewerber zurück. Erst nach überstandener Nothzeit wurde die regelmäßige Missionsarbeit wieder aufgenommen, und nun erfolgten die Massenübertritte, welche vor etlichen Jahren in den Missionskreisen der Heimat so viel freudiges Staunen und so viel kleinmüthige Zweifel erregten: 1168 Heiden wurden im Juni, 7513 im Juli, 466 im August, 59 im November und 400 im Dezember des Einen Jahres 1878, zusammen also 9606 Seelen getauft, so daß die Ongol-Mission nun 12,804 Bekehrte hatte.

Um Ramapatnam her war keine so allgemeine Bewegung spürbar, doch fanden auch hier in der zweiten Hälfte des Jahrs 1878 über 600 Heidentaufen statt. Nellur, wo doch Miss. Downie

neben seiner Thätigkeit im Lokal-Unterstützungs-Kommittee eigenhändig 60,000 Mk. Liebesgaben vertheilt hatte, blieb fast unberührt von diesem erwachenden Zug der Massen zum Christenthum — jedenfalls ein Beweis, daß dieser nicht bloß eine Wirkung der erhaltenen Gaben oder einer halb unbewußten Hoffnung auf weitere Hilfe war. Am 1. Januar 1882 betrug die Zahl der bis dahin in und um Ongol Getauften 17,554, die aller Getauften in der baptistischen Telugu-Mission 18,092 — Zahlen, die um so schwerer in's Gewicht fallen, wenn man sich daran erinnert, daß ja keine Kinder dabei sind. Daß es unter dem Weizen nicht an Spreu fehlt, versteht sich von selbst; die Missionare suchen aber durch kräftige Handhabung der Kirchenzucht dieselbe möglichst zu entfernen und Unwürdige vom Eintritt in die Gemeinde abzuschrecken.

Doch lassen wir uns nun von Clough selbst durch eine Reihe von Bildern aus dem Volks- und Missionsleben im Telugulande mitten in das Durcheinanderwogen der heidnischen Finsterniß und des hereinbrechenden Lichtes versetzen.*)

— —

3. Reise- und Dorfscenen.

Etwa 15 Stunden nordwestlich von Ongol liegt das Dörflein Ahmadala, eine der vielen Ortschaften im Innern des Telugulandes, die vor wenigen Jahren noch gleich unberührt waren von jedem Lichtstrahl des Evangeliums wie von jedem Hauch abendländischer Civilisation. Eine Eisenbahn führt nicht daran vorbei, also müssen wir, um dahin zu gelangen, uns zum primitiven Ochsenkarren bequemen; denn obschon es Pferde giebt, sind sie — hierin den Europäern gleich — im indischen Klima keiner größeren Anstrengung fähig und werden daher gewöhnlich nur zum Reiten oder zu kürzeren Spazierfahrten benützt. Wir wählen zu unsrer Reise die Nacht, denn nicht leicht vermag ein Europäer die blendende Tagesglut zu ertragen. Auf dem holprigen Weg geht die Fahrt nicht allzu geschwind von statten; in einer Stunde Zeit legen wir kaum

*) From Darkness to Light: a story of the Telugu Awakening by Rev. J. C. Clough. Boston. Published by W. G. Cortell, Mission Rooms.

drei Viertelstunden Wegs zurück, somit müssen wir schon zwei Nächte in Rechnung nehmen, brauchen also auch Leute, um für den Rasttag unsre Zelte aufzuschlagen, sowie einen Koch und einen Handlanger für diesen sammt Speisevorräthen, Küchengeschirr, Eßgeräthen, einem Tisch, Stühlen, Feldbettstellen und Matratzen; denn mit Ausnahme von Reis und einigen irdenen Gefäßen ist unterwegs nichts zu haben. Die Zelte sind nöthig, weil die Häuser der Eingebornen, so freundlich auch die Bewohner gesinnt sein mögen, gewöhnlich so niedrig und dumpf sind, daß sie dem Europäer weder den nöthigen Schutz vor der Sonne, noch genügende Luft zum Athmen gewähren. Zudem haben auch die besten Telugus über Reinlichkeit und die Mittel, sich vor Ungeziefer zu schützen, zu verschiedene Begriffe von uns, als daß es uns lange unter ihrem Dach wohl sein könnte. Ist dem Hindu doch die Kuh ein so heiliges Thier, daß er, um sein Haus recht rein zu machen, Wände und Fußboden mit ihrem Dünger bestreicht! Eine Wanze, einen Floh, oder auch nur eine Schnecke zu tödten, hält er für eine Sünde, darum wimmelt sein Haus von solchen Insekten, während in geringer Entfernung davon vielleicht giftige Schlangen und reißende Thiere ihr Versteck haben. Etwa 20,000 Menschen werden in Indien alljährlich durch wilde Thiere zerrissen, und vielleicht doppelt so viele fallen dem Biß giftiger Schlangen zum Opfer. Auch der Lagerplatz des europäischen Reisenden ist freilich nicht immer frei von lästigen oder gefährlichen Gästen. Im Schatten der Tamarinden, deren säuerlicher Saft die Insekten ferne hält, läßt sichs im Allgemeinen angenehm rasten; nicht so unter dem Blätterdach der Palmyrapalmen. Ehe du dichs versiehst, kriechen da vielleicht Myriaden weißer Ameisen aus der Erde hervor und fangen an, deine Kisten, Matten, Zelte, kurz alles zu zernagen, was auf dem Boden liegt. Auch du selbst mußt stets auf der Hut sein, nicht von irgend etwas gebissen oder gestochen zu werden.

Tiefe Stille liegt noch über Ahmadala, wenn wir gegen das Ende der zweiten Nacht davor Halt machen; nur von ferner dringt vielleicht dann und wann das Geheul eines Schakals, das Gekreisch einer Eule oder Hundegebell an unser Ohr. Bis aber unser Lager aufgeschlagen ist und wir uns an einer Tasse Thee erlaben können, wirds munter im Dorf, denn die Telugus pflegen früh auf zu sein und der Morgenstern ist jetzt aufgegangen; bereits verkündet auch

ein lichter Streifen im Osten den nahenden Tag. Schon schreiten einige Brahmanen dem Teiche zu, in dem sie ihre Waschungen vornehmen und ihre Gebete verrichten, ihnen voran der Karnam oder Dorfschreiber. Sie sind alle barhäuptig; auf dem kahl rasirten Kopfe ist nur hinten ein Büschel Haare übrig gelassen; über die Brust und rechte Schulter geworfen trägt jeder eine unter dem linken Arm zusammenlaufende feine weiße Schnur. Das ist der „heilige Faden", das Zeichen der Brahmanen und der beiden nächsthohen Kasten, der nach Hinduglauben „Zweimalgebornen". Ihre Gesichtszüge sind schön, ihre Haltung ist stolz und würdevoll, ihre Farbe heller, als die der niederen Kasten. Sanskritworte vor sich hinmurmelnd, sind sie anscheinend in so tiefe Andacht versunken, daß sie kaum einen Blick werfen auf das Lager der Fremden, das in den entlegenen Dörflein doch gewiß nicht zu den alltäglichen Erscheinungen gehört. Es mag ihnen in diesem Augenblick ja Ernst sein mit der Erfüllung ihrer in bloßem Lippendienst und leeren Ceremonien bestehenden religiösen Pflichten, das wird sie aber nicht hindern, den ganzen übrigen Tag hindurch nach Herzenslust zu lügen und zu betrügen.

Doch machen wir uns nun auf den Weg ins Dorf; vergessen wir aber ja nicht, unsre Stöcke mitzunehmen, um uns der Büffel und Hunde zu erwehren. Die häßlichen, dünnbehaarten, schwärzlichen Büffel mit ihren langen, zurückstehenden Hörnern, die man hier zu Lande sowohl ihrer Milch wegen als auch als Zugthiere in großer Anzahl hält, sind nämlich entschiedene Feinde der Weißen und greifen den Europäer manchmal an, selbst wenn er zu Pferd ist. Die Gassen von Ahmadala sind eng und winkelig; gewöhnlich stehen in ihnen Gruppen von 3—4 Häusern einander gegenüber. Die meisten dieser Häuser sind nur aus Erde erbaut und von einer hohen Erdmauer umgeben; doch sind sie für Indien nicht schlecht zu nennen und entbehren nicht einer gewissen Behaglichkeit. Da Lehm ein schlechter Wärmeleiter ist, bleiben die innern Räume in der heißen Jahreszeit verhältnißmäßig kühl, und in der kalten schützen die dicken Wände vor dem Eindringen der rauhen Winde — ein großer Vorzug bei dem herrschenden Mangel an Brennmaterial, der es nur bemittelten Familien zuläßt, ihre Wohnung durch ein Feuer zu erwärmen. Wird nur das Dach immer gehörig im Stand erhalten, so kann in dem trockenen Klima des Telugulandes ein

solches Erdhaus mehreren Generationen hinter einander zur Wohnung dienen.

Die verschiedenen Kasten leben getrennt von einander in abgesonderten Häusergruppen. Das erste Quartier, dem wir uns nähern, ist das der Brahmanen. Die Männer sind zu ihren Waschungen an den Teich gegangen, deßgleichen einige Frauen. Etliche alte Mütterlein und junge Mädchen aber finden wir damit beschäftigt, den Hof mit Wasser zu besprengen und zu kehren, während andre mit rother und weißer Kreide phantastische Göttergestalten vor die Thürschwellen zeichnen. Beim Anblick der Fremden ziehen sich jedoch sämmtliche Frauen schnell ins Innere ihrer Wohnungen zurück.

Weitergehend kommen wir ins Quartier der Kaufleute. Hier öffnen sich die Häuser direkt auf die Straße und haben eine Veranda über dem Eingang. Unter dieser Veranda sitzt auf einer Matte der Hausherr, seine Kunden erwartend und umringt von den am häufigsten begehrten Waren: übereinander gelegten Kleiderstoffen und Körben voll Reis, Gewürzen u. dgl. Die Frauen und Knaben stoßen inzwischen emsig Reis und Rizinusbohnen, um ersteren zum Kochen, letztere zur Arznei und zu Brennöl zuzubereiten. Beim Reis gilt es, die Kleie vom Korn so loszuschälen, daß dieses ganz weiß erscheint. Dies geschieht in einem großen steinernen Mörser mit einem schweren, unten mit Eisen beschlagenen Stößel, den tüchtig führen zu können die südindischen Frauen sich zur Ehre rechnen. Ist durch kräftiges Stampfen der Reis „weiß" gemacht, so wirft man ihn auf einem fächerartigen Bambusgeflecht auf und ab, bis der Wind die Kleie hinweggeblasen hat. Die Rizinusbohnen werden, wenn zerstampft, in Wasser gesotten, und nachdem dieses erkaltet ist, das Oel abgeschöpft.

Abermals ein paar Schritte weiter, und wir befinden uns in dem Quartier der Handwerker. Die ersten Häuser darin gehören den Goldschmieden und gehen, wie die der Kaufleute, direkt auf die Straße. Etwas weiter zurück stehen die Häuser der Töpfer und Wäscher; du erkennst sie gleich an den vor den Thüren und in den Höfen stehenden Eseln, die dem Töpfer den Thon herbeischaffen und dem Waschermann seine Wäsche hin und her befördern müssen. Stattlich nimmt sich in dieser Umgebung die von einem hohen Erdwall umgebene Häusergruppe eines wohlhabenden Landwirths aus,

der einer der höchsten Unterabtheilungen der Sudra-Kaste angehört. Die lange Erd- und Steinbank vor dem Eingang ist der allabendliche Sammelplatz der Männer zu traulichem Geplauder und geselligem Rauchen. Im anstoßenden Hof stehen drei Joch Ochsen, und neben ihnen in buntem Gewirre Pflüge, d. h. eisenbeschlagene krumme Holzstücke; Seile und Räder, vermittelst deren die Ochsen das Wasser auf die Felder heraufpumpen, Karren mit massiven Bretterrädern; hölzerne Heugabeln, sonderbar geformte Hacken und Aexte; Spinnräder zur Verarbeitung der Baumwolle; Steinmörser und eisenbeschlagene Holzstößel zum Reisstampfen und Hängematten, die den Tag über stets gesonnt werden, sammt einem wuselnden Häuflein Hühner und Kinder. Die Kornvorräthe sind in mit Stroh und Spreu ausgelegten Gruben im Hof begraben, denn das Korn gilt hier für gesünder, wenn es eine Zeitlang im Boden geruht hat, auch ist es da am sichersten vor Dieben.

Doch es ist Zeit, daß wir zu unsern Zelten zurückkehren; schon beginnt die Sonne zu brennen. Da wir einen kleinen Bogen nach Süden beschrieben haben, führt unser Weg uns jetzt an einem dem Ramaswami geweihten Schrein vorbei. Im allgemeinen sind die Götzenschreine in den Telugu-Dörfern nur kleine, ganz roh aus Erde und Stein erbaute Häuschen mit weißgetünchten Wänden; mehr Kunst ist zuweilen auf das darin befindliche Bild verwendet, sehr oft besteht aber auch dieses bloß aus einem ungestalten, mit Safran und rother und weißer Kreide überstrichenen Stein. — Nur aus der Ferne noch einen Blick auf das entlegene Dörflein der Madiga, und wir sind wieder auf unsrem Lagerplatz angelangt.

Hätten wir unsern Gang eine Stunde später angetreten, so hätten wir viel weniger von den Dorfbewohnern zu sehen bekommen, denn kaum hat er sein leichtes Frühstück eingenommen, so geht der Landmann aufs Feld, der Waschermann an den Teich, der Töpfer an seinen Thon, der Schmied zu seinen Blasebälgen, der Goldarbeiter an sein einfaches Geräthe, mit dem er aber die schönsten Kunstwerke zu Stande bringt. Mittags nehmen sie alle eine leichte Mahlzeit ein, sitzen und schwatzen oder schlafen auch 1—2 Stunden und kehren dann an ihre Arbeit zurück. Mit Einbruch der Dunkelheit ruht jedes Geschäft; man plaudert noch eine Stunde über die Ereignisse des Tages, hört Neuigkeiten von Verwandten und Freunden und setzt sich endlich zu der aus Reis und

Kari bestehenden Hauptmahlzeit. Der Kari, diese in Indien nie fehlende Zugabe, ist eine aus verschiedenen Gewürzen mit Fleisch, Eiern oder Gemüse bereitete dicke Brühe, die von dem Essenden unter den Reis gemischt wird. Soll der Hindu den vollen Genuß von dieser seiner Lieblingsspeise haben, so muß sie erstens heiß sein, und zweitens muß er sie mit den Fingern in kleine Kugeln formen und in der Weise in den Mund schleudern können, daß er sie ungekaut verschlingt. — Nach beendigtem Abendessen wird noch eine Cigarre geraucht, dann legt man sich schlafen.

Taufe eines japanischen Studenten in Cambridge.

Am 7. December vorigen Jahres fand in der Dreifaltigkeitskirche zu Cambridge eine ebenso schöne als seltene Feier statt. Ein junger Student aus Japan hatte sich zur Annahme des Christenthums entschlossen und erhielt nun in einem stillen, tiefernsten Abendgottesdienst vor vielen Zeugen die heilige Taufe.

Kenzo Wadagaki ist ein Graduirter der kaiserlich-japanischen Hochschule in Tokijo und von seiner Regierung nach Europa gesandt, um hier Nationalökonomie zu studiren und dann in den heimatlichen Staatsdienst zu treten. Er ist noch jung, aber begabt und von scharfem Verstande, hat einen starken, festen Charakter und zeichnet sich vor andern Orientalen durch die durchsichtige Offenheit seines ganzen Wesens vortheilhaft aus. Wie es heißt, gehört er einer vornehmen Familie an. Das Englische spricht er ganz fließend und fast fehlerlos. Für's Christenthum hatte er sich schon vor 1—2 Jahren zu interessiren angefangen, und im letzten Sommer soll einer seiner Universitätsfreunde, der jetzt Missionar in Indien ist, oft lange über Glaubensfragen mit ihm gesprochen haben; doch scheint er damals, obgleich aufrichtig nach Wahrheit suchend, noch entfernt nicht an's Christwerden gedacht zu haben.

Zu diesem entscheidenden Schritt haben ihn erst im November vorigen Jahres die gesegneten Versammlungen gebracht, welche damals vom bekannten Amerikaner Moody in Cambridge gehalten wurden. Die Erweckung, welche in jenen Tagen durch die Kreise der Studenten gieng, gehört zu den lieblichsten Episoden in der ganzen erweckungsreichen Geschichte des vorigen Jahres. Nichts Gemachtes, nichts Uebertriebenes war da zu merken. Nicht allerlei neue Mittel und Methoden wurden in Bewegung gesetzt, sondern einfach das Wort gepredigt — das Wort von der freien Gnade Gottes in Jesu Christo, das Wort, welches eine Gotteskraft ist zur Errettung für Christen und Heiden. Unser Freund Wadagaki kam regelmäßig zu diesen Predigten und eröffnete endlich in einer Nachversammlung einem der anwesenden Geistlichen, daß er zwar tief von der über alle Moral eines Konfucius und Buddha weit erhabenen Lehre Jesu überzeugt sei, mit dem Alten Testament aber nichts anzufangen wisse. Am 12. November, da Moody seine letzte Predigt gehalten hatte, nahm er wieder an der sogenannten Nachversammlung Theil, und das Resultat war, daß er freudig erklären konnte: „Vieles ist mir zwar noch dunkel, aber ich komme eben wie ich bin (just as I am)." In dieser Stimmung traf ihn denn auch ein Missionar, der ihn etwa acht Tage später in seiner Wohnung aufsuchte, um mit ihm über sein Seelenheil zu sprechen. Er bat nun um die Taufe, erhielt noch einen kurzen Vorbereitungsunterricht, bei welchem ihm eine chinesisch geschriebene Erklärung der 39 Artikel (des anglikanischen Glaubensbekenntnisses) besonders gute Dienste leistete, und wurde endlich am 7. December durch das Sakrament der Wiedergeburt in die Kirche Christi aufgenommen.

Es war eine ergreifende Feier. Trotz des kalten und sehr feuchten Wetters hatte sich die Kirche doch so ziemlich gefüllt. Einer der Universitätsgeistlichen sprach über die Geschichte vom Kämmerer aus Mohrenland und vollzog dann die heilige Handlung. Um den Taufstein standen als Zeugen Missionar Barton und dessen Frau, früher in Kalkutta und Madras thätig, Missionar Shirt, kürzlich aus Sindh zurückgekehrt, Miss. Batchelor, der Pionier der Ainu-Mission in Japan, und ein vornehmer Landsmann des Täuflings, namens Okabe, der s. Z. in Amerika ebenfalls durch Herrn Moody bekehrt worden und nun eilends über den Ocean nach Cambridge gekommen war, um dieser Taufe beizuwohnen. Der neue Name,

den Wadagaki sich selbst gewählt hatte und der ihm nun beigelegt wurde, war Nathanael. Die Feier schloß mit einer Ansprache von Missionar Shirt, der aus seiner reichen Missionserfahrung heraus dem Neubekehrten manch warnendes, aber auch manch aufmunterndes Wort sagen konnte.

Der Berichterstatter, dem wir diese Mittheilungen verdanken (im Record vom 15. Dec. 1882), schließt dieselben mit den Worten: „Ich würde mich gescheut haben, über einen eben erst Getauften so eingehend zu berichten; glaube aber, daß die besonderen, augenscheinlich von der Vorsehung geleiteten Umstände, unter welchen diese Bekehrung zu Stande gekommen ist, es rechtfertigen. Dieselbe war so allmählich und gründlich vorbereitet, so frei von aller Aufregung und Unnüchternheit und nach dem Urtheil der Nächstbetheiligten so gewiß ein Werk des heiligen Geistes, daß man mit Zuversicht und Freuden davon reden darf. Weiteres kann ich vielleicht später mittheilen. Einstweilen sei der Neubekehrte der ernstlichen Fürbitte der Kinder Gottes empfohlen. Möge er in Deutschland (Berlin) — wohin er jetzt übersiedelt — vor der Ansteckung des Unglaubens bewahrt bleiben und dann seiner Zeit, wenn er Professor in Tokijo geworden, sich als ein gesegnetes Werkzeug in des Herren Hand erweisen. Was würden ein Simeon, ein Thomason, ein Henry Martyn gefühlt und gesagt haben, wenn sie an jenem Donnerstag Abend Zeugen dieses stillen, aber wunderbaren Triumphes hätten sein können, den die Gnade über das Herz eines japanischen Studenten in Cambridge davongetragen und der nun hier in ihrer geliebten Dreifaltigkeitskirche durch die heilige Taufe feierlich besiegelt wurde!"

Missions-Zeitung.

Afrika.

Wie das Blatt der Congo Inland Mission berichtet, hat Herr von Brazza sich nicht minder freundlich über die protestantischen Missionare geäußert, als sein Rivale Stanley, und sich sogar erboten, bei seiner Rückker nach Afrika einen solchen mitzunehmen. — Miss. Appel, ein besonders gut

vorbereiteter, hoffnungsvoller und auch körperlich kräftiger junger Mann, ist am 22. Juli nach nur vierwöchentlichem Aufenthalt am Kongo dem Fieber erlegen. Allzu große Anstrengung gleich nach der Ankunft scheint ihn krank gemacht zu haben. Die Brüder nehmen sich nun vor, jeden neuen Ankömmling peremptorisch zur Schonung seiner Kräfte und zum Langsamthun gerade im Anfang anzuhalten. — Im August haben sie eine neue Station am Lukungu angelegt. Hier wollten sie einen Dieb, der auf offenem Marktplatz, wo er gestohlen hatte, lebendig begraben werden sollte, retten; es gelang ihnen aber nicht. — Ihr kleiner Dampfer „Livingstone" hat durch eine Explosion seine Maschine verloren und thut nun als Segelboot Dienste. Der „Moffat" ist in gutem Stand. — Auch in Kimorie, gegenüber von Banana am Südufer des Kongo, ist eine neue Station gegründet worden. — Im Ganzen sind es jetzt 6 Stationen: Banana und Kimorie an der Mündung, Palaballa, Banza Manteka und Mukimbungu am Südufer des Kongo, und endlich die Station am Lukungu. — Im Oktober ist Miss. Harvey, krank, mit zwei schwarzen Jungen in England angekommen.

— Die anglikanische Station Masasi in Ostafrika ist im Spätjahr 1882 von den Wagwangwara geplündert worden: mehrere Christen und Taufkandidaten wurden dabei verwundet, drei getödtet, gegen 40 befreite Sklaven, meist Christen, in die Gefangenschaft und neue Sklaverei geschleppt. Als die Räuber hörten, die Kirche sei Gottes Haus, brachten sie die Abendmahlsgeräthe und andere Gegenstände in dieselbe zurück. Das eigentliche Missionshaus, das durch eine Mauer geschützt war, blieb verschont. Verbrannt wurde nichts. Miss. Porter gelang es, weiteres Unheil zu verhindern. — James Tschuma, Livingstone's treuer Diener, ist gestorben.

China.

Die große Insel Hainan an der Südostküste Chinas hat endlich ihren ersten evangelischen Missionar erhalten und zwar in der Person eines edlen Dänen, Jeremiassen, der einige Jahre lang Seemann gewesen und dann Zollbeamter in China geworden war. Hier hatte er sich durch seine Uneigennützigkeit und Sittenreinheit allgemeine Achtung erworben und war namentlich von den Missionaren als ein freigebiger und dienstfertiger Freund ihrer Sache hochgeschätzt worden. Zuletzt war er auf Formosa angestellt gewesen und hatte hier mehrere Jahre lang mit den schottischen Missionaren verkehrt. Endlich entschloß er sich, selbst Missionar zu werden, gieng zu Dr. Kerr nach Kanton, studirte in dessen Spital 7 Monate lang Chirurgie, Medicin und Krankenpflege, um sich dann auf eigene Hand und auf eigene Kosten nach Hainan zu begeben. In 2 ½ Monaten hat er nun die ganze Insel bereist und fast überall freundliche Aufnahme und dank-

bare Patienten gefunden. An manchen Orten hatte er hunderte von Kranken zu behandeln und zahlreiche Operationen auszuführen. Kein Wunder, daß nach zwei Monaten schon sein Arzneienvorrath völlig erschöpft war. Natürlich versäumte er nirgends, den Leuten zu sagen, in wessen Namen und Auftrag er zu ihnen gekommen. Gott segne diesen ärztlichen Missionspionier!

Indien.

Die amerikanische Mission in Ahmednagar hat im J. 1882 das längst erstrebte Ziel glücklich erreicht, daß die 17 eingebornen Pastoren dieses Distriktes sämmtlich von den Gemeinden, welchen sie dienen, ihren Unterhalt beziehen und keinen Pfennig mehr aus der Missionskasse erhalten. Ein paar Gemeinden sind allerdings noch nicht im Stande, allein den Gehalt ihres Pastors aufzubringen, für diese aber tritt nicht die Missions-, sondern eine einheimische Unterstützungskasse ein, zu welcher alle Gemeinden beisteuern.

— Die baptistische Mission in Ongol, Telugu-land, hat sich infolge der zahlreichen Uebertritte, welche in den letzten Jahren stattgefunden haben, so ausgedehnt, daß es jetzt nothwendig geworden ist, das Ongol-Gebiet in fünf selbständige Missionsdistrikte mit je einer Station als Centrum zu theilen, d. h. 4 neue Stationen zu gründen.

— In einem Dorf des Königreichs Maisur haben die Wesleyaner einen angesehenen Goldschmied getauft, der vor 4—5 Jahren durch das Lesen einiger kanaresischer Traktate war erweckt worden, die er in einem befreundeten Hause zufällig gefunden. So angeregt, hatte er sich nach und nach über 100 Traktate und Bücher, darunter eine kanaresische Bibel, gekauft. Als Miss. Riddett auf einer Predigtreise diesen Mann kennen lernte, war derselbe mit der christlichen Lehre schon ganz vertraut. Er hat viel Verfolgung ausstehen müssen, doch sind seine Frau und Kinder jetzt wieder zu ihm zurückgekehrt.

— „In Indien ist das ganze vorige Jahr hindurch ein Krieg geführt worden, in welchem auf der einen Seite 18,670, auf der anderen 245,968 ums Leben kamen, ein Krieg, der freilich seit 6000 Jahren seine Opfer forderte und nicht aufhören wird, bis das tausendjährige Reich kommt: 18,670 Männer, Frauen und Kinder sind nämlich im letzten Jahr in Indien an Schlangenbissen gestorben und andrerseits 254,968 Schlangen getödtet worden. Im Ganzen wurden durch giftige oder wilde Thiere 21,427 Personen ums Leben gebracht, während 270,000 solche Thiere (gegen eine öffentliche Belohnung) getödtet wurden."

(Bombay Guardian.)

— Der Census für die letzten 10 Jahre zeigt, daß sich die Zahl der eingebornen Christen in dieser Zeit nahezu verdoppelt hat. Wenn's so fortgeht, wird Indien nach 9 weiteren Dekaden, also anno 1972, ebensoviel Christen

haben als es jetzt Einwohner zählt.

— Kesab Tschander Sen, der sich zum Fürsprecher der in Bombay von Obrigkeitswegen verfolgten Heilsarmee aufgeworfen hat, schreibt in seinem Blatt „The New Dispensation" über das, was man aus den neuesten Vorgängen lernen könne, wie folgt: „1) so lange christliche Missionare nach den Begriffen der feinen Welt respektabel sind, werden sie von ihren Religionsgenossen geehrt und begünstigt. Sobald sie aber diese Respektabilität fahren lassen und sich den Armen gleichstellen, werden sie gehaßt und als Auswürflinge behandelt. 2) Wenn Boten Christi in Noth sind, so bieten gebildete Hindus ihnen Schutz, Trost, Theilnahme und Liebe; und während die christliche Presse in Indien sie schmäht und verfolgt, werden sie von der heidnischen tapfer vertheidigt. 3) Wenn eine christliche Dame in's Gefängniß gesperrt wird, so erregt das in den ritterlichen Herzen der Engländer kein Mitleid, die „Heiden" aber werden dadurch zu Thränen gerührt. 4) Es bleibe eingeschrieben auf den Blättern der Geschichte, daß 2000 gebildete Hindus sich in der Stunde der Anfechtung muthig auf die Seite Christi und seiner Boten („Apostel") gestellt haben, während noch keine einzige bedeutendere Versammlung von Christen hier in Indien zu ihren Gunsten ist gehalten worden. 5) Respektable Katholiken, Rationalisten und Ungläubige sind alle einig in der Verspottung und Verfolgung dieser armen Apostel Christi. 6) Man sieht daraus, daß wer sich gegen das Trinken und Rauchen auflehnt, unpopulär wird, und 7) daß ein Christenthum, welches mit Respektabilität identisch ist, in Indien keine Aussicht auf Erfolg hat."

Amerika.

— Die „American Missionary Association", welche Ende Oktober ihr 26. Jahresfest gefeiert hat, unterhält in den Südstaaten 57 Schulen mit 241 Lehrern und 9608 Schülern, darunter mehrere „Universitäten", sowie Prediger- und und Schullehrerseminare — alles für die Farbigen. Am 30. Okt. wurde die „Livingstone Missionary Hall" eingeweiht. 83 Negergemeinden mit 5641 Gliedern und 82 Pastoren stehen in Verbindung mit dieser Gesellschaft. Ferner hat sie 15 Schulen mit 2507 chinesischen Schülern. Die Mende-Mission in Westafrika soll an die große Bostoner Missions-Gesellschaft abgetreten und dafür die Arbeit derselben unter den Indianern übernommen werden, eine Arbeitstheilung, die darauf hinausläuft, daß die „Association" sich immer mehr auf Amerika selbst, die Bostoner Gesellschaft auf die äußere Mission im eigentlichen Sinne beschränkt.

Diese letztere (A. B. C. F. M.) hat Anfang Okt. ihre 73. Jahresversammlung gehalten. Sie hat auf 20 Missionsgebieten 84 Stationen und 708 Außenstationen, 164 ordin. Missionare, 10 Aerzte, 260 Gehilfen und Gehilfinnen, zus. 456 amerikan. Arbeiter, dazu 148

eingeborne Pastoren und 1576 eingeborne Gehilfen, 291 Gemeinden mit 19,755 Gliedern und 869 Schulen, Seminare ꝛc. mit 36,865 Schülern.

— Der „Missionary Herald" theilt folgende Statistik der amerikanischen Missionsgesellschaften mit: 2 kongregationalistische, 4 presbyterianische, 5 methodistische, 4 baptistische, 2 lutherische, 1 reformirte, 1 protestantisch-bischöfliche, 1 Brüdergemeine, 1 quäkerische, 1 Bibelgesellschaft und endlich die „Amer. and For. Christian Union", also 23 verschiedene Gesellschaften, gaben im J. 1881 (12 der benutzten Jahresberichte gelten für 1881—82, die übrigen für 1880—81) zusammen für die Heidenmission 2,453,715 + 173,162 (allgemeine und Verwaltungsausgaben) Dollars aus, und hatten zusammen (die 4 letzgenannten nicht mitgezählt) 743 ordinirte Missionare auf 2532 Haupt- und Nebenstationen und 172,672 eingeborne Abendmahlsgenossen.

— Im Brüdermissionsblatt vom Januar heißt es: „Die hohen Wogen der Geistesbewegung in Moskito haben sich gelegt, aber eine Segensflut, die in stetigem Steigen begriffen ist, folgt ihr. Unsre Stationen unter den Indianern sind umlagert von heilshungrigen Seelen, die mitten in heidnischer Finsterniß den Zug des Vaters zum Sohne gespürt haben und, gleich den Weisen aus Morgenland, dem Stern gefolgt sind, der sie zu Jesus führt. Unsere Brüder freuen sich der wachsenden Arbeit und bitten um Hilfe."

— Die noch ganz junge Gemeinschaft der „Reformirten Episkopalen" in Amerika hat unter den Farbigen in Süd-Carolina bereits 6 Missionare und 17 Gemeinden mit 1200 Mitgliedern.

— Die zu Oliver Cromwell's Zeit gegründete Gesellschaft „zum Besten und zur Erleuchtung der Indianer in unseren Pflanzungen in Nordamerika" hat auf der Mohawk Reserve eine Kirche und Pfarrhaus zu Kanyungeh am Huron-See gebaut und unterhält den seit 40 Jahren unter den Indianern thätigen Archidiakonus Nelles.

— Die große und blühende Stadt Brantford in Kanada hat ihren Namen von John Brant, einem Häuptling der Mohawks, welcher im J. 1787 diesen großen Stamm aus den Verein. Staaten nach Kanada überführte — als treuer Anhänger der Engländer. Die Mohawks bestehen aus 6 Abtheilungen, die mit einander konföderirt sind. Das Land um Brantford her ist ihre Reserve, wo sie unter britischem Gesetz leben, aber ihre bürgerlichen Angelegenheiten selbst ordnen. Ihre Zahl ist 3000, von denen 800 noch Heiden sind, nie in eine Kirche gehen, und jährlich zu einem Hundsopfer zusammenkommen. Die übrigen sind Christen. Beide Parteien leben friedlich nebeneinander. Fast alle sind Ackerbauer.

Persien.

Die amerikanische Mission in Persien, welche früher ihre Thätigkeit auf die um Urumia

her wohnenden 40,000 Nestorianer beschränkte, hat seit 10 Jahren auch unter den eigentlichen Persern zu arbeiten angefangen und zu diesem Zweck in Teheran, Tebris, Hamadan und Ispahan Stationen gegründet. Besonders in Tebris, wo Miss. Easton 9 Jahre lang gearbeitet hat, und in hunderten der umliegenden Städte und Dörfer haben in dieser Zeit Tausende und Zehntausende von Muhammedanern die Predigt des Evangeliums gehört, ja viele haben um die Taufe gebeten, so daß man leicht mehrere Gemeinden von Namenchristen hätte gründen können. Aber das haben die Missionare aus Vorsicht nicht gethan. „Nach der großen Hungersnoth wurden in Ispahan 30 Muhammedaner getauft. Jetzt, nach 10 Jahren, ist keiner mehr davon übrig! In Tebris haben wir ähnliche Erfahrungen gemacht. Selbst solche, die wir lange beobachtet und geprüft haben, ohne Argwohn zu schöpfen, haben sich schließlich als heuchlerische Lohndiener entlarvt! Die Erfahrung der letzten 10 Jahre beweist, daß man besonders den Muhammedanern gegenüber nicht vorsichtig genug sein kann und daß es unmöglich ist, sich Heuchler vom Halse zu halten, solange irgend welche Aussicht auf irdischen Gewinn mit dem Uebertritt verbunden ist."

Allerlei.

Die Amerikaner beklagen den Tod ihres Nordpolfahrers De Long und seiner Leute. Der „Independent" bemerkt dazu: „Folgt nun, daß die furchtbaren Opfer der Nordpolarforschung ein Grund sind, dieselbe aufzugeben? Durchaus nicht! Man wende die äußerste Vorsicht an; solange aber als noch ein Funke von Heroismus in ihnen steckt, ist es gut und weise, die Menschen ihr Leben aufs Spiel setzen zu lassen zur Vermehrung unseres Wissens. Aber man sagt uns, in diesem Fall sei das Wissen ein ganz unfruchtbares. Das macht nichts. Es ist Wissen, und das genügt. Das menschliche Wissen vermehrt zu haben ist wohl ein Menschenleben werth. Wir müssen alle sterben, es ist nur eine Frage der Zeit, und einerlei, ob wir morgen im Bett sterben oder heute zwischen zwei Eisbergen umkommen. Menschenleben sind zahlreich und billig. Wir opfern sie, um uns bequemere Reisewege bauen zu lassen, wir verbrauchen sie zu Häuserbauten, wir verbrauchen sie dem Dutzend nach, um ein Vermögen zu sammeln, und in einem Krieg lassen wir wohl Tausende sterben bloß um einer Idee willen. Ein Zweck unseres Lebens ist geradezu — zu sterben, sobald es der Mühe werth ist. Wenn die Nordpolfahrten uns Meere aufschließen würden, in welchen man Walfische und Seehunde fangen kann, würde niemand die darauf verwandten Opfer zu groß finden. Aber zu wissen, wie es am Nordpol aussieht, ist mindestens ebenso großer Opfer werth, als die Erlangung von Seehundsfellen oder Walfischthran und Fischbein. Unsere tapfern jungen Männer sollen nur hinausziehen und ster-

ben — bis endlich das Problem gelöst ist. Dann wird man sehen, daß unsere hohe Bildung uns noch nicht um unsere Mannhaftigkeit gebracht hat u. s. w."

— Von den 43 katholischen Missionaren, welche in den letzten (etwa 5) Jahren der neulich zum Cardinal erhobene Erzbischof Lavigerie nach Ostafrika gesandt hat, sind schon 12 gestorben!

— Am 28. August taufte in Nottingham Miss. Wilson einen jungen Dinka, den er vor zwei Jahren aus Afrika nach England gebracht und den s. Z. Gessi Pascha aus der Sklaverei befreit hatte. Die Dinkas wohnen in dem Theil des Sudan, den s. Z. Samuel Baker für Aegypten in Besitz genommen hat. „Selim Charles Wilson" ist der Erstling dieses Volkes.

— Am 18. Sept. feierte der amerikan. Miss. Dr. Riggs in Konstantinopel seine goldene Hochzeit. Alle seine 4 Kinder, von denen 3 ebenfalls in der türkischen Mission dienen, 12 Großkinder, der amerik. Gesandte und andere Freunde, im Ganzen 80 Amerikaner, nahmen an der seltenen Feier theil. Dr. Riggs hat die Bibel ins Türkische und Bulgarische übersetzt und an mehreren andern Bibelübersetzungen mitgearbeitet.

— Dr. Dorchester, ein bekannter Methodistenprediger in Boston, hat neulich eine auf jahrelangen Studien beruhende Schrift über die gegenwärtige Verbreitung des Christenthums und das numerische Wachsthum desselben von Jahrhundert zu Jahrhundert veröffentlicht.

Für das Jahr 100 n. Chr. nimmt er eine Zahl von 500,000 Christen an (wohl vielzuviel!), für das Jahr 300 das Zehnfache dieser Zahl und für das Jahr 400 sogar 10 Mill., für das Jahr 800 schon 30 Mill., für das Jahr 1000: 50 Mill., für 1200: 80 Mill. Dann folgt aber eine Zeit nicht des Fortschritts, sondern des Rückgangs. Im Jahr 1300 soll es nur noch 75 Mill., erst 100 Jahre später wieder 80 Mill. Christen gegeben haben. Von da an geht es stetig voran. 1500: 100 Mill.; 1700: 155 M.; 1800: 200 Mill. und 1880 nicht weniger als 440 Mill., woraus folgt, daß wenn die Zahl der Christen sich im gleichen Maßstab weiter vermehrt, das Jahr 2000 ihrer bereits 1200 Mill. aufzuweisen haben würde!

Noch merkwürdiger ist die Zunahme des Protestantismus. Im J. 1500 gab es 80 Mill. Katholiken, 20 Mill. Griechen, noch keine Protestanten, 1700 dagegen 90 Mill. Katholiken, 33 Mill. Griechen und — 32 Mill. Protestanten. Im J. 1800 lebten unter katholischen Regierungen 134 Mill., unter griechisch-russischer 60 Mill. und unter protestantischen 194 Mill. Christen; im Jahr 1876: 181; 96; und 408 Mill.!

Ferner: im J. 1800 betrug die Bevölkerung der Vereinigten Staaten 5,408,483, darunter nur 364,872 Mitglieder protestantischer Kirchen und Gemeinschaften, also 7 Procent;

1850 waren von 23,191,866 Einwohnern 3,529,988 evangelische Gemeindeglieder, also 15 Procent, 1870 war die Zahl um 3,143,423, bis 1880 wieder um 3,392,567 gewachsen, d. h. im J. 1880 gab es 10,065,983 eingeschriebene oder abendmahlsberechtigte Mitglieder evangelischer Kirchen in den Ver. Staaten oder 20 Procent der Gesammtbevölkerung.

Die kathol. Kirche dagegen zählte im J. 1800: 100,000 Anhänger; 1850: 1,614,000; 1870: 4,600,000; 1880: 6,367,330, d. h. von 2 Procent der Bevölkerung im J. 1800 stieg sie bis 1850 auf 7 und bis 1880 auf über 12 Procent. In den letzten 80 Jahren haben demnach die Katholiken in den Ver. Staaten um 300, die Protestanten nur um 185 Procent zugenommen. Dr. Dorchester erklärt dies nicht aus größerer Lebensfähigkeit oder Fruchtbarkeit der katholischen Kirche, sondern aus zahlreicherer Einwanderung von katholischen Ländern her. Im großen Ganzen sei es über allen Zweifel erhaben, daß der Protestantismus dem Katholicismus den Rang abgelaufen habe. Schließlich erinnert Dr. Dorchester an ein Wort Franklins, daß es Zeiten gebe, wo auch ein Künstlerauge kaum die aufgehende von der untergehenden Sonne unterscheiden könne, und schließt dann seinerseits mit der zuversichtlichen Erklärung: ein fünfzehnjähriges Studium habe ihn fest überzeugt, daß das Christenthum keine untergehende, sondern eine aufgehende Sonne sei. Vor 90 Jahren habe man ihm mit Bestimmtheit den Untergang geweissagt; aber es lebe noch und breite sich aus — großartiger als je zuvor.

Ferner berechnet Dr. D. die Beiträge, welche in den Ver. Staaten in den J. 1870—1880 für die Heidenmission gegeben wurden, auf 2,260,143 Doll. per Jahr, die für die innere Mission (Stadtmissionen, Traktat-, Bücher- und Erziehungsgesellschaften nicht gerechnet) auf 2,842,923 Doll. Das macht für jedes Mitglied einer der evangel. Kirchen und Gemeinschaften durchschnittlich 21 Cents für die Heiden- und 28 Cents für die innere Mission.

Die Zahl der Kommunikanten in den verschiedenen Missionsgemeinden der Welt gibt er für 1880 auf 857,332 an gegen 210,957 im J. 1850 und 70,289 im J. 1830; die Zahl aller Kinder in den Missionsschulen schätzt er auf $^3/_4$ Million, die der Namenchristen oder „Anhänger" auf 3 Millionen.

Bücherschau.*)

Vor einiger Zeit kam uns ein Exemplar von **Dr. Lepsius' dard Alphabet** (second edition. 1863. London und Berlin) inem gedruckten Brief von Herrn Robert Cust zu, welcher Nissionsgesellschaften, Missionare und Gelehrte dringend auf- t, das Lepsius'sche Alphabet doch nicht in Vergessenheit gerathen ssen, und an die Beschlüsse erinnert, welche s. Z. von vielen nsleitungen (auch in Basel) zu Gunsten desselben gefaßt wurden. möchten seine Bitte aufs Nachdrücklichste unterstützen. Das Lep- he System, obgleich eine reife Frucht des hingebendsten Gelehrten- , ist freilich — wie alles Menschliche — noch nicht vollkommen. glauben aber nicht, daß irgend eines der in den letzten 20 Jahren nd da für diese oder jene (afrikanische oder sonstige) Sprache tellten und in den Druck eingeführten Schriftsysteme dasselbe ifft. Soviel ist jedenfalls gewiß, daß durch Nichtbefolgung des s'schen Alphabets und willkürliche Aufstellung eigener Schreib- den in manchen Missionen, ja selbst zwischen den tüchtigsten naren, bereits sehr traurige Streitigkeiten ausgebrochen sind. ein weniger vollkommenes System, wenn allgemein an- nt und durchgeführt, ist besser als eine Menge vollkom- er, die mit einander um die Herrschaft ringen. — Wer das s'sche Werk (315 S., englisch) zu studiren wünscht, dem sind ereit, ein Exemplar zur Verfügung zu stellen.

Bei dieser Gelegenheit sei es uns gestattet, auch über das Sprach- m der Missionare ein Wort zu sagen und auf eine Methode Sprechen lernen fremder Sprachen aufmerksam zu machen, bei uns noch zu wenig bekannt ist. Wir meinen das sog. tery System" von Thomas Prendergast, wie dasselbe am len und klarsten niedergelegt ist in dem soeben in fünfter Auflage nenen **„Handbook to the Mastery Series"** (London. Longmans, n and Co. Preis 2½ sh.). Die meisten Missionare fangen mit dem um von Grammatik, Lexikon und anderen Büchern an, lernen aupt die Sprache, in welcher sie einmal predigen sollen, gerade e sie in der Schule Latein, Griechisch und dergl. gelernt haben. Folge hievon ist, daß nicht selten gerade die fleißigsten und ge- sten am schlechtesten — sprechen, obschon sie es in der wissen-

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhand- bezogen werden.

schaftlichen Erkenntniß der betreffenden Sprache vielleicht zur Vollkommenheit gebracht haben. Manche, besonders die Laienmissionare, lernen fast ausschließlich durch den Umgang, im Geschäftsverkehr, bei den Kindern in der Schule oder auf der Gasse, bei den Alten auf dem Markt oder in der Rathsversammlung (Afrika), und sie werden von den Eingebornen oft besser verstanden als jene; zu einem durchaus korrekten und idiomatischen Reden bringen aber auch sie es nur in einigen Ausnahmsfällen. Das Richtige wäre offenbar eine derartige Verbindung beider Methoden, bei welcher das Hauptgewicht anfangs ganz und gar auf das Hören und Nachsprechen fallen würde, der Stoff zu diesen Uebungen aber nicht den zufälligen und oft inkorrekten Gesprächen des täglichen Umgangs entnommen, sondern von einem Kundigen systematisch zusammengestellt und dem Lernenden nach dem Grundsatz: non vi, sed sæpe cadendo — gleichsam papageimäßig — beigebracht würde. Wie das zu machen ist, zeigt eben das „Mastery System"; dasselbe macht keinerlei schwindelhafte Versprechungen, sondern ist eine exakte, dem wirklichen (gar zu oft von Lehrenden und Lernenden überschätzten) Leistungsvermögen des Gedächtnisses streng angepaßte Methode zur zungenfertigen „Beherrschung" sämmtlicher Laute und Lautverbindungen, sowie der häufigst vorkommenden Wörter, Formen und Idiome irgend einer lebenden Sprache. Hat der Anfänger sich diesen elementaren Sprachschatz — NB. nicht Wörterschatz oder grammatischen Apparat — durch beständig wiederholtes Nachsprechen der von einem Eingebornen ihm vorgesprochenen Sätze vollkommen angeeignet, so kann er dann nach Herzenslust Grammatik ꝛc. studiren und unter die Leute sich mischen, um in der Umgangssprache sich zu üben, soviel er will; jetzt erst wird er aus alle dem den rechten Nutzen zu ziehen im Stande sein. Wir haben, soweit wir, theils lernend, theils lehrend, dieses System (seit 1870) auf die Probe gestellt haben, es glänzend bewährt gefunden. Auch zum Englischlernen ist es sehr praktisch. Herr Prendergast — wie der oben genannte Herr Cust, ein „alter Indier" — hat sein System bereits auf's Deutsche, Französische, Spanische, ja auf's Lateinische und Hebräische angewandt (The Mastery Series à 2½ sh.). Zur Ertheilung weiterer Auskunft sind wir gern bereit.

Von Dr. G. Warneck ist soeben erschienen: **Die Heidenmission, eine Großmacht** in Knechtsgestalt. Preis 25 Pfg. Halle. Julius Fricke. Wir empfehlen dies populär und packend geschriebene Pamphlet zur weitesten Verbreitung.

…nern eines Ganesa-Tempels.

Aus der Telugu-Million.

4. Heidnische Elternfreuden und Sorgen.

Wir haben das Dörflein Ahmadala im Alltagskleid gesehen; belauschen wir es nun auch an einem festlichen Morgen. Jedermann lächelt und macht tiefere Salams als sonst; am Brunnen, wo die Tagesneuigkeiten verhandelt werden, stehen Gruppen von Frauen in emsigem Gespräch; auf den Gesichtern der Kinder malt sich frohe Erwartung. Was Wunder! Ist nicht heute einem der Häupter des Dorfs sein Herzenswunsch erfüllt, ein Sohn geboren worden! Mutter und Kind befinden sich wohl; sollte da der glückliche Vater nicht geneigt sein, auch Andere zu erfreuen durch Geschenke von allerlei Süßigkeiten? Gewiß wird er das thun, obschon es nicht sein Erstgeborner ist, den er herzt. Er hat nämlich bereits einen Sohn, aber dieser ist geistesschwach, an einem Unglückstag geboren, vom Schicksal und den Göttern gebrandmarkt. Deßhalb haben die Eltern Ganesa um einen zweiten Sohn angefleht und dem Gott Gaben die Menge dargebracht, damit er ihre Bitte gewähre. Er hats gethan, und der Vater kann nun hoffen, daß sein Name nicht aussterben und die einflußreiche Stellung, die er selbst einnimmt, bei seiner Familie bleiben wird. Jetzt fürchtet er auch das Alter und den Tod nicht mehr, denn kann er einmal selbst nicht mehr arbeiten, so wird sein Sohn für ihn sorgen; stirbt er, so wird dieser ihn zu Grabe geleiten und alljährlich einen Besuch auf demselben machen, um das Andenken des Vaters durch Verbrennen von Weihrauch zu ehren.

Sobald die frohe Kunde sich verbreitet hat, sind die Frauen der ganzen Verwandtschaft und Freundschaft herbeigeeilt, die Wöchnerin und den Neugebornen zu sehen. Jede von ihnen hat einen

guten Rath bereit. Vor Allem soll die Mutter doch unaufhörlich zu Ganesa beten, dann aber auch das Kind ja nie im Dunkeln lassen. Sobald der Abend kommt, soll sie die Lampe anzünden, sie dreimal im Kreis um das Kind herumtragen, dann sie in eine Nische in der Wand stellen und ihr ihre Verehrung darbringen. Dadurch werden die bösen Geister für die Nacht verscheucht. Und damit sie dem Kinde bei Tage kein Leid thun können, muß seine Pflegerin, wenn sie es Morgens gebadet hat, ja nicht versäumen, ihm die Stirne mit ein wenig Staub von ihrer Fußsohle zu bestreichen. Alle anwesenden Frauen aber erklären natürlich den Kleinen für ein Wunder von Schönheit, das Ebenbild von Vater und Mutter!

Nun aber wird die arme Wöchnerin mit dem Neugebornen drei Tage lang allein in einem engen Stübchen gelassen. Wohl ist die pflegende Schwägerin liebreich gegen sie; der Kastenregel zum Trotz erscheint vielleicht auch einmal ihr Gatte an der Thür und erkundigt sich freundlich nach ihrem Befinden, zu essen jedoch bekommt sie in diesen drei Tagen nichts und zu trinken nur lauwarmes Wasser. Erst vom vierten Tag an erhält sie täglich einmal ein Gericht Reis mit einer Zuthat von Gewürzen. Ist das Kind neun Tage alt, so kommen die verwandten und befreundeten Frauen wieder. Jede von ihnen bringt jetzt einen Topf Wasser und etwas Brennmaterial mit. Der Reihe nach gehen sie dann um die Wöchnerin herum, jede zündet ihr Feuer an, wärmt das mitgebrachte Wasser darauf, übergießt damit die Wöchnerin und reibt sie mit den Händen, indem sie irgend einer Lieblingsgottheit ihre Lobgesänge murmelt und deren Segen auf Mutter und Kind herabruft. Nach dieser Ceremonie werden vier Steine herbeigebracht, denen man auf großen, als Teller dienenden Blättern Reis sammt einigen Geldstücken vorsetzt. Diesen Steingötzen hat die Mutter ihre Anbetung darzubringen, dann gilt sie für gereinigt und kann ihr Zimmer wieder verlassen. Jetzt legt sie ihre besten Kleider an, schmückt sich mit ihren schönsten Kleinodien und bereitet der ganzen weiblichen Verwandtschaft ein Fest. Das ist eine Kastenregel, die nicht ungestraft gebrochen werden darf.

Ist dieses Gastmahl vorüber, so wird ein Sterndeuter aus der nächsten Stadt gerufen, um dem Neugebornen das Horoskop zu stellen. Sorgfältig erkundet dieser Tag und Stunde der Geburt und stellt eine lange Berechnung an, in welcher Konjunktion damals die Planeten standen. Endlich ist der Mann fertig, erhebt sich

feierlich und kündigt den Eltern an, daß ihr Kind an einem Unglückstage zur Welt gekommen ist und sie suchen müssen, dieses Mißgeschick zu wenden, indem sie und ihre Freunde 14 Tage lang die Hilfe Ganesas anrufen und durch reiche Geschenke sich auch die Fürbitte der Brahmanen sichern.

Welch ein Schlag für die Eltern! Wohl hoffen sie, daß der Sterndeuter und andre Brahmanen mit vereinten Kräften den bösen Tag vielleicht noch in einen guten verwandeln können; wenn es nun aber doch nicht gelänge? Jedenfalls sind sie entschlossen, es ihrerseits an nichts fehlen zu lassen; täglich flehen sie Ganesa an und veranstalten ihm zu Ehren Feste; dem Sterndeuter werden feine Kleiderstoffe und Geld, dem Brahmanen des Orts Reis, Schmalz und Süßigkeiten zum Geschenk gesandt. Am 15. Tag nach seinem ersten Besuch kommt der Sterndeuter wieder. Sorgfältig untersucht er zuerst die Stirn und den Schädel, dann die Linien in der Hand des Kleinen, hierauf murmelt er seine Sanskritgebete und grübelt in seinen Büchern. Die ganze Verwandtschaft und Freundschaft ist versammelt und erwartet in banger Spannung seinen Ausspruch. Endlich ist er mit seinen Berechnungen fertig, und das Resultat lautet günstig. Die Ganesa veranstalteten Feste und Gebete der Brahmanen haben die feindlichen Mächte überwunden; der Geburtstag des Kindes wird jetzt für einen Glückstag erklärt. Nun kann der Sterndeuter das Horoskop abfassen, das genau vorauszusagen pflegt, wie oft der Betreffende einem gewaltsamen Tod durch Tiger, Schlangen und Räuber entgehen, ob er reich oder arm, glücklich oder unglücklich sein, lang leben oder früh sterben wird. Im heutigen Fall fehlt es an keinem Guten: das Kind wird weiser werden als sein Vater, schöner und gütiger noch als seine Mutter; die Felder, über die es hinschreitet, werden herrliche Ernten tragen; es wird zu großem Reichthum gelangen, viel wackre Söhne und schöne Töchter bekommen und in hohem Alter allgemein betrauert sterben. All das wird laut vorgelesen und von den entzückten Eltern dem Sterndeuter mit einem ganzen Sack voll Silber gelohnt.

Ist der Kleine drei Monate alt, so ist die Zeit gekommen, ihn dem besondern Schutzgott darzustellen, dem er von seinen Eltern geweiht worden ist und nach dem in den meisten Fällen das Kind genannt wird. Der Vater mag vielleicht Lust haben, irgend welcher

Geschäfte wegen diese Ceremonien noch zu verschieben, dem Gefühl der Mutter nach steht aber dabei nicht nur der gute Ruf der Familie, sondern auch das Wohl, ja vielleicht das Leben ihres Kindes auf dem Spiel, und mit einschmeichelnden Worten weiß sie nach einem besonders guten Mahl, das sie ihm zugerichtet, den Gatten für ihre Absicht zu gewinnen. Dieser möchte nun wenigstens die Sache im Dorfe selbst und nicht in irgend einem weit entfernten Tempel abmachen, allein der brahmanische Hauspriester, mit dem er darüber verhandelt, gibt den Bescheid: „Hier in Ahmadala ist nur ein kleiner Lokaltempel, wie fast in jedem Dorfe Südindiens. Für Reiche ziemt es sich nicht, ihre Andacht an einem solchen Platze zu verrichten und die dem Gott geweihten Locken ihres Kindes da aufbewahren zu lassen. Da aber der Haupttempel meines erhabenen Herrn wohl 80 Stunden von hier entfernt ist und in diesem Augenblick die Geschäfte drängen, wird der Gott einen Verzug gnädig vergeben, wenn die Ceremonien vorläufig nur hier stattfinden, vorausgesetzt, daß dabei ihm zu Ehren ein dreitägiges Fest mit Tanz und Musik veranstaltet wird.

Das bedeutet zum großen Schrecken des Vaters einen doppelten Aufwand; aber es bleibt ihm keine Wahl: dem Priester muß gehorcht werden, soll anders nicht das Kind den Ungehorsam seiner Eltern zu büßen bekommen. Also erscheint am andern Morgen in aller Frühe der Barbier der Familie, um mit scharfem Messer den Kopf des Kleinen zu scheeren. Die Mutter hält während dieser Operation ihren jämmerlich schreienden Liebling im Arm. Hat der Barbier sein Geschäft beendet, so bindet sie die kleinen schwarzen Haare sorgfältig in ein neues weißes Tüchlein, und die ganze Familie begibt sich in Prozession in den Tempel. Der Priester wird gerufen und empfängt zugleich mit den Haaren, die ihm zu einstweiliger Aufbewahrung anvertraut werden, einen wohlgefüllten Geldbeutel. Nun erst treten alle in den Tempel ein. Man hält den Kleinen vor den Götzen hin, legt ihm die Händlein zusammen, führt sie ihm zur Stirne und beugt seinen Oberkörper zur Erde hinab. Ist das geschehen, so bringen auch die Erwachsenen dem Götzen in derselben Weise ihre Verehrung dar. Dann nimmt der Priester einen glockenförmigen Metallbecher und berührt damit zuerst das Haupt des Kindes und hierauf der Reihe nach auch das der übrigen Anwesenden. Nun begibt man sich in den vom Priester bezeichneten

Hain, wo unter seiner Leitung das von Musik und Tanz begleitete Gastmahl beginnt. Zwei Tage und zwei Nächte hindurch wird in Ahmadala kaum gearbeitet und geschlafen, weil Alles den beliebten Mitbürger ehren helfen will. Am Morgen des dritten Tages endlich erklärt der Priester den Gott für befriedigt, und sämmtliche Festgäste kehren nach Hause zurück.

Für die folgenden Jahre bleibt der Knabe noch der ausschließlichen Pflege seiner Mutter anvertraut, die ihn mit ängstlicher Sorgfalt hütet. Geht sie auf den Markt, um einen Einkauf zu machen, oder zum Brunnen, um Wasser zu holen, so bittet sie eine ihrer Schwägerinnen, doch wohl auf den Kleinen zu achten, damit er nicht an einen Platz hingerathe, wo er von einem Skorpion gestochen werden oder ihm sonst etwas Böses widerfahren könnte. Treulich befolgt sie auch alle Regeln ihrer Kaste. Silberne Bilder des Gottes Krischna und des Affengottes Hanuman werden dem Kinde als Amulette angehängt zum Schutz gegen böse Geister. Niest der Kleine, so rufen Mutter und Tanten: „Wohl bekomms!" gähnt er, so stecken sie ihm schnell die Finger in den Mund; das soll die bösen Geister unschädlich machen, die etwa diesen Augenblick erhascht haben könnten, um in den Kleinen hineinzuschlüpfen. Kommt der nun etwas älter gewordene Knabe vom Spiel nach Hause, so wird ein Glas Limonade mit Safran und einigen Reiskörnern vor ihm geschwungen und dann auf die Straße gegossen als Opfer für irgend eine unbekannte Gottheit, die ihn gesehen und Böses gegen ihn im Sinn haben könnte. Tritt eine Sonnen- oder Mondsfinsterniß ein, bei der nach Hinduglauben eine große Schlange diese Gestirne verschlingen will, so fastet nicht nur die Mutter selbst, sondern sie gibt auch dem Kinde nichts zu essen, damit die Speise, die es zu sich genommen, sich nicht in Würmer verwandle. Erst wenn der Hausprieſter meldet, die Mantras (Gebetsformeln) der Brahmanen haben jetzt die Schlange verscheucht, nehmen Mutter und Kind wieder Nahrung zu sich.

Neben diesen kleineren Vorsichtsmaßregeln werden aber auch die regelmäßigen Andachtsübungen nicht versäumt. Jeden Abend wird der Knabe, nachdem er gebadet ist, in den Tempel seines Schutzgottes gebracht und vor ihm niedergesetzt, um dieselben Anbetungsformen zu wiederholen, wie bei seiner ersten Darstellung, und sobald er im Stande ist, etwas davon zu verstehen, flüstert seine

Mutter ihm dabei zu: „Sieh unsern Gott! Sieh unsern Gott, wie groß und wunderbar er ist! Er ist unser Erhalter; ohne ihn können wir nichts thun; bete ihn an, mein Liebling!“ — Ueber dem besondern Schutzgott werden indeß die andern Götter keineswegs vergessen. Ist jener Schutzgott etwa Lakschmanaswami, so wird sicher auch der Tempel seines Bruders Ramaswami fleißig besucht, dazu noch die Schreine Ma Lakschmi's, der Göttin der Cholera, und Polaramma's, der gefürchteten Pockengöttin. Auch der Mond wird verehrt, wenn er Abends aufgeht; dann und wann geht ferner die Mutter zu irgend einem Termitenbau, dem Lieblingsaufenthalt der giftigen Brillenschlange, hinaus, umkreist dreimal den Hügel, stellt zwei Teller mit Milch und zerlassener Butter darauf und ruft, die Hände zur Stirn erhoben, die Göttin Nagaparamma an, sie möge sich doch dadurch versöhnen lassen, wenn die hier versteckte Schlange das für sie bereitete Mahl einnehme, und möge ihr Kind gnädig vor allen Schlangenbissen bewahren. Ueberdies werden alljährlich einmal die zur Beschäftigung und zum Unterhalt der Familie dienenden Geräthe aufgehäuft und angebetet; einmal des Jahres geht diese auch in Begleitung des Hauspriesters auf den Begräbnißplatz ihrer Ahnen hinaus und bringt denselben Weihrauch und Gebete dar, worauf dann noch ein Gastmahl veranstaltet wird, zu dem man die angesehensten Freunde bittet. — In Zeiten der Dürre oder verheerender Regengüsse wird die Wassergöttin Gangamma angefleht. Dazu kommen noch heilige Ochsen und andere Gottheiten ohne Zahl und Ende, von denen keine ungestraft ganz übergangen werden darf. Die guten Gottheiten betet man an, um ihr Wohlgefallen und ihren Schutz zu erlangen, die bösen aber aus Furcht vor der Rache, die sie nehmen würden, wenn sie sich vernachläßigt oder mißachtet sähen.

Nach dem Mittagsmahl pflegen alle Kinder der im gleichen Gehöfte patriarchalisch zusammenlebenden Familie sich um die Großmutter, Mütter und Tanten zu versammeln, die ihnen abwechslungsweise die Göttergeschichten der Puranas und alten Heldengedichte erzählen. Hundert und aber hundert Mal hört da das junge Volk in athemloser Spannung die Märchen von Wischnus neun Inkarnationen, von Ramas Heldenthaten und der Schönheit seiner treuen Sita, von Krischnas losen Kinderstreichen und schmutzigen Liebesabenteuern, wieder und wieder wird ihm auch eingeschärft, wie sehr

es der Gebete der Brahmanen bedarf und welch entsetzliche Folgen ihr Fluch nach sich zieht.

Daneben aber bekommen die Kinder auch Besseres zu hören; frühe schon werden sie ermahnt, höflich gegen Fremde zu sein, keines Unglücklichen zu spotten, den Alten mit Ehrerbietung zu begegnen und sich der Mäßigkeit und Arbeitsamkeit zu befleißen; was das äußere Benehmen betrifft, könnten die Telugu-Knaben und Mädchen aller Stände in der That manchen Christenkindern zum Vorbild dienen.

Das Loos eines Menschen in diesem Leben lehrt man die Kinder als die Folge seines Verhaltens in einer früheren Geburt betrachten. Lebt einer in Glück und Wohlstand, so gilt das für die Belohnung der in einem früheren Dasein geübten Tugenden; ist einer arm, blind oder aussätzig, so sieht man darin die Strafe früherer Vergehen. Warnend wird den Kindern gesagt, wie die Seele des Bösen in tausendfachen Wandlungen sogar gemeine Thierleiber bekommen könne, wie z. B. der Obstdieb zum Affen, der Korndieb zur Ratte, der Oeldieb zu irgend einem Insekt, der Schafdieb zum Wolf, der Zornige und Rachsüchtige zum Tiger oder Löwen, der Wollüstling zu einem unreinen Vogel oder Wurm, und derjenige, der sich am Eigenthum eines Brahmanen vergreift, zu einem Krokodil oder einer Wasserschlange werde. Daran knüpft sich die Ermahnung, doch ja kein lebendes Wesen zu tödten, selbst das geringste Insekt nicht, weil ja die Seele eines verstorbenen Verwandten oder überhaupt eine Menschenseele darin wohnen könnte.

Die Lehre von der Seelenwanderung schließt aber bei den Telugus den Glauben an ein unabänderliches Schicksal nicht aus. Stirbt ein Nachbar oder befällt ihn ein Unglück, fällt zu viel oder zu wenig Regen oder ereignet sich ein Mißgeschick irgendwelcher Art, so schreibt man das sicher irgend einem Gott zu, der es nach ewiger Vorausbestimmung geschickt hat.

Unter solchen Einflüssen wuchs auch der Jüngling heran, dessen Bekehrungsgeschichte Clough zum Rahmen seiner Schilderungen gewählt hat.

---

5. Eine Sudra-Familie.

Wir haben gleich bei unsrer ersten Einkehr in Ahmadala ein besonders stattliches Sudra-Gehöfte bemerkt. Lernen wir nun auch

deſſen Bewohner kennen: es ſind drei Brüder mit ihren Familien. Sie gehören der Kammar-, einer der höchſten Unterabtheilungen der Sudra-Kaſte an und haben drei, von einer hohen Mauer umſchloſſene Häuſer inne; ein viertes Gebäude wird von etlichen entfernteren Verwandten bewohnt. Babaia Naidu, der älteſte der drei Brüder, bekleidet das erbliche Amt eines Munſiff oder Ortsvorſtehers. Er iſt ein wohlwollender, für einen Hindu rechtlicher Mann und ſeine Frau Mangamma genießt ihrer freundlichen, mütterlichen Geſinnung wegen in hohem Grade die Achtung und Liebe der ganzen Familie. Ein geiſtig bedeutenderer Mann als Babaia Naidu aber iſt der zweite Bruder, Appaia Naidu, und ebenſo überragt deſſen Frau Sitamma ihre Schwägerin Mangamma noch an weiblicher Anmuth und Herzensgüte. Sie haben drei bereits verheirathete Töchter und zwei Söhne. Der ältere, Rangaia, iſt nur ſchwach begabt, mit um ſo größerer Liebe hängen darum die Herzen der Eltern an dem hoffnungsvollen 14jährigen Lakſchmaia. Auch der jüngſte der drei Brüder iſt für einen Heiden ein ganz ehrenwerther Mann, ſeine Frau Sabamma aber mit der ſpitzigen Naſe, den kleinen, lauernden Augen und dem ſchnell wechſelnden Geſichtsausdrucke ſieht nicht aus, als wäre ſie ein beſonderes Element des Friedens im Hauſe.

Eben jetzt freilich treffen wir die drei Frauen einträchtiglich bei einer wichtigen Familienberathung, denn es handelt ſich um nichts Geringeres, als um Lakſchmaias Verlobung. Hat nämlich ein Knabe das 14. Jahr zurückgelegt, ſo iſt es nach Telugu-Begriffen die höchſte Zeit, ihm eine Frau zu ſuchen. Er ſelbſt wird dabei ſo wenig befragt wie ſeine Braut: das iſt einzig und allein die Sache der Eltern. So hat denn auch Sitamma dieſe wichtige Frage ſchon lang im Herzen bewegt; ehe ſie ſie aber ihrem Mann vorträgt, hält ſie's für gerathen, ſich des Beiſtands ihrer Schwägerinnen zu verſichern. Bei der allezeit freundlichen und gefälligen Mangamma koſtet das ohnedies keine Mühe, aber auch Sabamma ſtimmt Sitammas Anliegen freudig zu, denn erſtens hat ſie ihren Neffen herzlich lieb und zweitens leuchtet ihr auch für ihre eigene Perſon ein Feſt ein, welches das eintönige Alltagsleben durch Muſik, Feuerwerk und Naſchereien unterbrechen und ihr Gelegenheit geben wird, ſich in dem neuen Schmuck zu zeigen, mit dem ſie kürzlich von ihrem Manne beſchenkt worden iſt.

„Aber welches Mädchen könnte denn für unsern Lakschmaia taugen?“ hebt Mangamma an. „Du kennst ja die Regeln unsrer Kaste und weißt, daß sie befolgt werden müssen.“

Darauf entgegnet Sitamma: „Das habe ich alles längst überlegt. Ich habe drei Brüder, von denen der eine in Garla wohnt. Er hat ein reizendes Töchterlein von acht Jahren, sanft wie ein Täubchen, schlank wie eine Antilope und mit großen Rehaugen; ein Liebling der Götter. Die würde mir gefallen.“

„Aber glaubst du, ihre Eltern werden sie Lakschmaia geben? Sie sollen sehr stolz sein,“ erwidert Mangamma.

— „Möglicherweise nicht, doch ist es einer Frage werth.“ —

„Ich glaube nicht, daß in ganz Garla irgend jemand zu gut ist für meinen Neffen. Ist unsre Familie vielleicht weniger gut als die ihre?“ wirft etwas gereizt Sabamma dazwischen. Mangamma aber entgegnet ruhig: „Gewiß nicht, aber sie haben mehr Geld als wir.“

„Sie ist auch nicht das einzige Mädchen, an das ich denke,“ fährt Sitamma fort; „meine beiden andern Brüder haben gleichfalls Töchter. Die eine ist ein liebliches Mädchen von 10 Jahren, die andre aber erst 7 Jahre alt und, wie ich höre, launisch und eigenwillig.“

„Die wäre freilich fast noch zu jung,“ lautet Mangammas und Sabammas einstimmiges Urtheil; „ist aber keine der beiden andern zu haben, so könnte sichs doch thun.“

Das Heirathen ist nämlich für einen Hindu eine religiöse Pflicht, und Lakschmaia war bereits in einem Alter, in dem, wenn die Hochzeit noch verschoben wurde, ein großes vorläufiges Fest nöthig war, die beleidigten Götter zu versöhnen, ein doppelter Aufwand, den alle Betheiligten zu vermeiden wünschten.

Am gleichen Abend noch erzählt also Sitamma ihrem Mann und dessen ältestem Bruder, von was sie mit ihren beiden Schwägerinnen gesprochen hat und zu welchem Resultat sie gekommen sind. Es folgt eine lange Berathung, an der die drei Frauen sich lebhaft betheiligen, denn obschon auch in Südindien der Theorie nach das Weib für ein niedrigeres, nur zum Dienst und Vergnügen des Mannes bestimmtes Geschöpf gilt, genießt die Frau in Wirklichkeit doch sehr oft die Liebe und Achtung ihres Gatten und versteht es, in mancherlei häuslichen Angelegenheiten den entscheidenden Aus-

ſchlag zu geben. So wird denn beſchloſſen, daß Appaia Naidu am andern Tag mit ſeiner Werbung zuerſt nach Garla gehen ſoll, und wenn er hier nichts ausrichtet, zum zweiten, nöthigenfalls auch zum dritten Bruder ſeiner Frau.

Sobald am nächſten Morgen das Gekreiſche der Krähen den nahenden Tag verkündet, weckt Sitamma ihren Mann. Mit manch freundlichem, ermunterndem Wort verabſchiedet und mit Botſchaften in Menge für Sitammas drei Brüdern beladen, macht Appaia Naidu ſich auf den Weg. In Garla angelangt, wird er freundlich empfangen und rückt ſofort mit dem Zweck ſeines Beſuches heraus. Seine Frage ſcheint nicht ganz unerwartet zu kommen, denn ſein Schwager Ramaia hat ſofort die Antwort bereit. In Anbetracht ſeiner geſellſchaftlichen Stellung und ſeines Reichthums, ſowie der Schönheit und der ſonſtigen Vorzüge ſeiner Tochter, verlangt er als Brautgeſchenk für ſie Juwelen im Werth von 200 Rupies neben einem Hochzeitsfeſt, deſſen Koſten ſich auf 1000 Rupies belaufen und von Appaia Naidu allein beſtritten werden ſollen. Dieſer kann gegen die Bedingungen ſeines Schwagers nichts einwenden, weil ſie deſſen Rang und Vermögen entſprechen, allein ſie machen die ſchöne Ramaka unerreichbar für ihn, denn ſo viel Geld hat er nicht aufzuwenden, obſchon auch er ein wohlhabender Mann iſt. Nachdem Appaia Naidu alſo einige Erfriſchungen eingenommen hat, zieht er weiter nach Sardari, wo Sitammas zweiter Bruder wohnt und bringt auch hier ſein Anliegen vor. Doch die kleine Narasamma iſt in der Nähe, und wie ſie hört, um was es ſich handelt, bricht ſie in Thränen aus, fällt ihrer Mutter um den Hals und bittet ſchluchzend, ſie doch nicht zu ihrem Onkel zu ſchicken, ſie möchte ſo viel lieber daheim bleiben bei Vater und Mutter. Dieſe letztere iſt kaum weniger bewegt als ihr Töchterlein, denn Narasamma iſt ihr einziges Kind, an dem ſie mit ganzer Seele hängt. Wie die beiden Männer das ſehen, ſind ſie weichherzig genug, ihr Geſpräch fallen zu laſſen, denn den Telugus fehlt es keineswegs an Liebe zu ihren Kindern. Appaia Naidu verſichert Narasamma freundlich, ſie dürfe bei ihrer Mutter bleiben, und trocknet ihre Thränen vollends durch einiges Zuckerwerk. Nun verbringt man einen fröhlichen Abend zuſammen, während deſſen alle Angelegenheiten der beiden Familien beſprochen werden. Am andern Morgen verabſchiedet man ſich mit großer Herzlichkeit und Appaia Naidu ſucht ſeinen dritten

Schwager in Samanta auf. Auch hier freundlichste Begrüßung; besonders aufgeräumt und gesprächig ist die kleine Dilamma, die ihren Onkel schon öfters gesehen und durch Vater und Mutter auch viel von ihrer Tante gehört hat. Sehr entgegenkommend wird denn auch Appaia Naidus Antrag vom Schwager Pallaia aufgenommen, und bald hat man sich über die Bedingungen geeinigt: Schmuckſachen für Dilamma im Werth von 20 Rupies, 20 weitere Rupies für allerlei Nebenausgaben und ein Hochzeitsfest, das Appaia Naidu so einfach oder glänzend veranstalten kann, als ihm beliebt.

Nach Hause zurückgekehrt, berichtet Appaia Naidu den Erfolg seiner Bemühungen. Ist es auch nicht ganz nach Wunsch gegangen, so ist man doch darüber einig, daß er nichts besseres thun konnte und daß Dilamma nun einmal durchs Schicksal für Lakschmaia bestimmt ist.

Am dritten Morgen nach Appaia Naidus Heimkehr nahmen er, sein ältester Bruder, Sitamma und zwei andre Freunde die Brautgeschenke und machten sich auf den Weg nach Samanta. Dort legten sie ihre Gaben: ein kostbares Halsband, ein reiches Kleid, fünf Jacken und fünf Kokosnüsse für Dilamma, nebst 12 Pfund Betelnüssen und 1000 Betelblättern, auf reine Tücher in den Hof vor Pallaias Haus nieder. Dann wurden die Häupter des Dorfs und die nächsten Freunde herbeigerufen, diese Morgengabe zu besichtigen; erst nachdem dies geschehen war, überreichte man der entzückten Dilamma ihr Angebinde. Jetzt wurden die Betelnüsse und -Blätter abgezählt und je fünf auf einen Haufen zusammengelegt. Ein Haufen wurde für Wischnu auf die Seite gebracht, einer für Gott Parrental und einer für den Radscha, dem das Dorf Samanta steuerpflichtig ist, dann erhielt von den Dorfältesten jeder 5 Nüsse und 5 Blätter, bis nichts mehr übrig war. Hierauf lud Appaia Naidu sie alle zur Hochzeit seines Sohnes mit der Tochter seines Schwagers, die in drei Tagen in Ahmadala stattfinden solle. Der Uebereinkunft gemäß brach am dritten Morgen, nachdem die Geschenke überreicht waren, Pallaia mit der kleinen Dilamma, ihrer Mutter und einigen Freunden nach Ahmadala auf, wo sie gegen Abend anlangten. Am Eingang des Dorfs empfieng sie Appaia Naidu mit Sitamma und etlichen Andern, begleitet von Musikanten und Tänzerinnen und ein Pferd

führend, auf das die kleine Braut gesetzt wurde, um in feierlicher Prozession den Einzug in ihre neue Heimat zu halten.

Dort wartete ihrer schon der brahmanische Familienpriester. Lakschmaia und Dilamma wurden nebeneinander gestellt, dann trat der Priester vor sie hin und murmelte einige Sanskrit-Mantras über die Kinder. Während dessen streute der Bräutigam zu drei verschiedenen Malen den mit Safran gefärbten Reis, den er in beiden Händen hielt, auf Dilammas Haupt, die ihrerseits Lakschmaia dasselbe that. Aengstlich hüteten sich während dieser ganzen Ceremonie alle Anwesenden zu nießen, denn Nießen in solch einem Augenblick wäre eine so schlimme Vorbedeutung, daß der Schuldige entrüstet fortgeschickt und die ganze Feier vertagt würde. Nachdem alle Mantras gesagt waren, band der Priester ein kleines goldenes Zierat um den Hals der Braut, das Zeichen ihrer Verheirathung, dann befestigte er um die Handgelenke beider Verlobten einen Kranz von Betelblättern und führte sie zum Hof hinaus, um sie das Sternbild des großen Bären anbeten zu lassen, in dem man als ein leuchtendes Vorbild der Keuschheit die Gattin des berühmten Weisen Wasischta verehrt. Ist dieses Sternbild deutlich sichtbar, so gilt das als Bürgschaft einer langen und glücklichen Ehe.

Die Nacht vergieng unter Musik und Tanz, letzterer natürlich nur von öffentlichen Tänzerinnen (professionsmäßig schlechten Personen) ausgeführt, denn kein ehrbares Mädchen tanzt in Indien. Mit Tagesanbruch wurden Lakschmaia und Dilamma auf ein Pferd gesetzt und durch alle Straßen von Ahmadala geführt. Voraus schritten die Tänzerinnen, von Zeit zu Zeit immer Halt machend, um einen ihrer Tänze aufzuführen, wenn die Pfeifen, Flöten, Tomtoms und Trommeln der begleitenden Musikanten gerade besonders laut ertönten. Fünf Tage und Nächte lang gieng es so fort, nur mit den nöthigsten Unterbrechungen zum Essen und Schlafen, dann band Lakschmaia von Dilammas Handgelenk und sie von dem seinen den Kranz von Betelblättern los, den der Priester darum gelegt hatte, und Appaia Naidu, sein Bruder Babaia und Dilammas Vater erklärten die Ehe der beiden für rechtsgiltig geschlossen nach den Regeln der Kaste und nach der Sitte der Väter.

Ein Tag unter den Kois im Bastarlande.

Von Miss. H. C. Schmidt.

Im unabhängigen Bastarlande in den Centralprovinzen Indiens ist bekanntlich noch nie ein Missionar ansässig gewesen. Die Nachricht, daß von Brecklum aus hier eine Mission gegründet werden solle, wurde daher von vielen Missionsfreunden mit Freuden begrüßt, aber doch auch als eine sehr gewagte Sache angesehen. Es bedarf dazu allerdings leiblich und geistig besonders berufener und ausgerüsteter Pioniere; andrerseits ist aber auch kein Land in Indien der Mission so bedürftig, als eben Bastar. Ein im Dienst ergrauter Arbeiter der englisch-kirchlichen Mission hat geäußert: „Schon die bloße Gegenwart von zwei europäischen Missionaren werde ein Segen für Bastar sein und einen hemmenden Einfluß auf die gesetzlose Wirthschaft des dortigen Radscha ausüben."

Zwei Missionare des amerikanisch-lutherischen General-Concils (Schmidt und Artman) und ein Plymouth-Bruder (Miss. Heelis aus Nursap) erboten sich, die ersten Missionare nach Bastar zu begleiten und dort einzuführen. Leider zeigte der Radscha sich aber so feindlich, daß in seinem Rath ernstlich erwogen wurde, wie wir aus dem Wege zu schaffen seien; ja, der Bruder des Radscha wagte sogar vorzuschlagen, man solle uns einfach niederschießen. Unter solchen Umständen war es nicht rathsam, dort zu bleiben, besonders da Allen verboten war, für uns zu arbeiten und uns Nahrungsmittel zu verkaufen. Krankheit und besonders Fieber kam noch dazu, und so sahen wir uns nach zweimonatlichem Aufenthalt unter den Bäumen, mit der Regenzeit vor der Thür, genöthigt, auf das Bastarland vorläufig zu verzichten.

Dagegen hatten wir schon vorher Koraput, im Dschaipur-Lande, als eine zweite Station ins Auge gefaßt; es war daher natürlich, daß wir uns nun dahin wandten. Alles schien hier für eine Missionsstation günstig, und schon war der Grund zum Missionshaus gegraben und theilweise gelegt, als der größte Theil unsrer Gesellschaft zu seiner Arbeit an den Ufern des Godavery zurückkehren mußte.

Keiner blieb vom Fieber frei und auch die beiden Brecklumer Missionare sahen sich genöthigt, bald nachher Koraput wieder zu verlassen und zur Erholung nach Madras zu gehen. Da englische Beamte in Koraput wohnen und verhältnißmäßig wenig vom Fieber leiden, wird die Gründung einer Missionsstation dort wohl nicht so schwierig sein, trotz unsrer mancherlei Leiden und Beschwerden. Koraput liegt 3000 Fuß über dem Meeresspiegel und ist frei von Dschungel.

Doch wir kehren zum Bastarlande zurück. Die Reise auf dem Godavery und dessen Nebenfluß, dem Savery, war nicht schwierig. Da es aber im Bastarlande bis jetzt noch keinen Fahrweg und keinen Postverkehr gibt, so wußten wir, daß unsre Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten war, sobald wir den Fluß verließen. Proviant, Kleidung, Wäsche, Medizin und dergl. mußte daher mitgenommen werden, und obgleich wir uns nur mit dem Allernothwendigsten versahen, brauchten wir außer unsern Dienern doch noch 40 Träger, und dabei hatte jeder Missionar noch seinen Tornister auf dem Rücken. Nach einem heißen, 5—6stündigen Marsch kamen wir so am 27. März 1882 von Schweiß durchnäßt im Koi-Dorfe Manigunta an. Wir lagerten uns unter einem großen Tamarindenbaum, dessen Zweige guten Schatten gegen die heißen Strahlen der Sonne darboten. Der Stamm des Baumes war über 6 Fuß im Durchmesser und so wie der Stand der Sonne am Himmel sich während des Tages veränderte, schoben wir auch unsre Sitze um den dicken Baumstamm herum. Unterwegs war ein Reh erlegt worden, das an einem Ast desselben Baumes, unter welchem wir saßen, ausgeweidet wurde, während zwischen den aus der Erde hervorragenden Baumwurzeln das Mittagessen gekocht wurde.

Nach dem ermüdenden Marsch hatten wir wenig Neigung, den Schatten des Baumes zu verlassen. Der Eine schrieb sein Tagebuch, der Andere entwarf eine Skizze der Landschaft und wieder Andere fragten die besuchenden Kois und besonders den Pedda Dora (Dorfältesten) über ihre Sitten aus oder erzählten ihnen vom Heiland der Sünder, der gekommen sei, auch sie selig zu machen. Zu unsrer großen Verwunderung sagte Einer: diese Geschichte habe er schon einmal vor 10 Jahren gehört. Auf unser Nachfragen erfuhren wir nun, daß er damals in Dschaipur in einem Dorfe bei einem Hausbau beschäftigt war, als ein Polizei-Inspektor durchreiste und

ihnen die Geschichte von Jesus erzählte. Später hatte er nie wieder von ihm gehört; nun aber, da wir ihm dasselbe erzählt hatten, erinnerte er sich dessen ganz deutlich, was jener Inspektor vor 10 Jahren gesagt hatte. Wir ermahnten ihn, zu diesem Jesus zu beten, der die Sünder bis in den Tod geliebt und bereit sei, sie von ihren Sünden zu erlösen. Später erfuhren wir, daß vor Jahren ein eingeborner Christ als Polizei-Inspektor in Dschaipur angestellt war.

Dicht bei unserm Baume stand der überaus primitive Götzentempel des Dorfes: ein rundes Strohdach, 3 bis 4 Fuß im Durchmesser, das auf 2 Fuß hohen Pfählen ruhte! Das Ganze sah aus, als ob es ein Hühnerhaus vorstellen sollte; unsre Hühner wenigstens schienen dieser Meinung zu sein, denn kaum waren sie aus ihrem Korb entlassen, so quartierten sie sich in dem Tempelchen ein. In der Mitte desselben, unter dem kleinen Dach, war ein roh behauener Holzblock in die Erde gesteckt, der den Götzen vorstellen sollte. Doch sprachen die Leute, die wir darüber befragten, vom Einen Gott im Himmel und lachten selbst über das hölzerne Götzenbild. Ueber eine bestimmte Form ihres Götzendienstes konnten wir nichts erfahren.

Trotz ihrer armseligen und gedrückten Lage sind die Kois doch ein gutmüthiges und fröhliches Volk. Ihr Körperbau ist kräftig und einige sind geradezu schön geformt. Die Muskeln auf den Schulterblättern und unter den Armen sind auffallend stark, entwickelt, was wohl vom Baumfällen herrührt. Ihr Gesicht ist rund, die Stirne breit, aber nicht hoch, die Nase klein und breit mit großen Nasenlöchern.

Unter den Kois findet keine Kinderheirath statt, wie bei den Hindus. Auch heirathen sie gewöhnlich nicht Töchter ihrer Verwandtschaft oder ihres eigenen Dorfes. Auch darin unterscheiden sie sich von den Hindus, die in der Regel nahe Verwandte heirathen, so daß nicht selten alle Einwohner eines Dorfes nur Eine Familie bilden und denselben Geschlechtsnamen haben. Will bei den Kois ein junger Mann heirathen, so sieht er sich nach einem Mädchen in den nächsten Dörfern um. Hat er eine passende gefunden, so sagt er es seinen Dorfältesten, und diese suchen nun eine Gelegenheit, das Mädchen zu fangen. Sie greifen dasselbe und führen es mit Gewalt fort. Sind sie im eigenen Dorfe angekom-

men, so findet die Hochzeit sogleich statt, einerlei, ob das Mädchen ihre Zustimmung gibt oder nicht. Die Dorfältesten binden eine vielfältige Schnur, an der ein paar schwarze Perlen aufgereiht sind, um den Hals des Mädchens, und eine Schnur ohne Perlen um den rechten Arm des Bräutigams. Sobald diese Trauung stattgefunden, werden die Eltern der Braut benachrichtigt, und in den meisten Fällen heißen sie das Geschehene gut, ja kommen selbst, um an den Hochzeitsfeierlichkeiten Theil zu nehmen. Das Fest besteht aus Essen und Trinken und Tanzen, wobei die Männer die Trommel schlagen und die Frauen den Tanz aufführen, indem sie sich gegenseitig bei dem Stück Baumwollenzeug, das sie um ihre Lenden tragen, anfassen. Der Bräutigam und die Braut werden auf den Rücken zweier Frauen gesetzt, die dann mit ihnen herumtanzen. Bei einer Hochzeit schlachten sie keine Ochsen oder Kühe, sondern nur Schweine.

Wird ein Kind geboren, da gibt es ein Kinderfest für die ganze Dorfjugend. Am vierten oder fünften Tage gibt die Mutter dem Kinde seinen Namen und legt ihm dabei einen kleinen Stock über die Schulter, worauf alle Kinder gespeist werden.

Verführt ein Mann die Frau eines Andern, so muß er zur Sühne ein Schwein und tüchtig zu Trinken geben. Das wird dann von allen verschmaust und der Friede ist völlig wieder hergestellt.

Bei Sterbefällen wird ein Ochse oder eine Kuh geschlachtet und der Schwanz den Verstorbenen in die Hand gegeben und mit ihnen verbrannt. Nachher verzehren die Verwandten und Bekannten den Ochsen zum Todtenschmauß. Alle Leichen werden verbrannt. Die wohlhabenden Kois errichten ihren Todten Denkmäler und sollen darauf oft viel verwenden. Diese Denkmäler bestehen aus einer aufrecht stehenden Steinplatte von 4 bis 6 Fuß Höhe und einem flachen Stein, der auf dem Boden dicht bei dem andern liegt, wie wir hier mehrere selbst gesehen haben. Diese Denkmäler haben keine Inschriften und stehen auch nicht am Orte der Leichenverbrennung, sondern auf irgend einem freien Platze in der Nähe des Dorfes.

In den kleinern Dörfern ist es Sitte, daß nur alte Leute darin wohnen. Im Walde haben sie dann andere Häuser, wo sich die Jungen aufhalten und wo sie ihren Getreidevorrath aufbewahren.

Die Alten schlafen im Dorf, kommen aber zu den Mahlzeiten hinaus zu ihren Familien. Für die heiße Zeit, in welcher auch die Hochzeiten stattfinden, kehren alle ins Dorf zurück. Wahrscheinlich ist dies nur Sitte, wo die Kois fürchten, beraubt zu werden. Haben sie eine gute Ernte gehabt, so essen sie reichlich. Sonst aber nehmen sie in der heißen Zeit oft nur jeden dritten oder vierten Tag eine eigentliche Mahlzeit zu sich und leben während der übrigen Zeit von Waldfrüchten, Wurzeln und besonders von den Ippablumen, die getrocknet ganz wohlschmeckend sind. Von diesen Blumen wird auch ein berauschendes Getränk gemacht, und in der heißen Zeit sind alle Tag für Tag mehr oder weniger betrunken, dabei aber guter Laune. Schlägereien kommen nicht vor, dagegen werden die Nächte mit Tanzen, Gesang und Gelächter zugebracht. Wenn man sie so betrachtet, so glaubt man sich unter der ausgelassenen Dorfjugend daheim zu befinden, nur daß die dunkeln, fast nackten Gestalten, wenn sie so im Mondschein herumspringen, uns außer Zweifel lassen, daß wir uns unter uncivilisirten Schwarzen befinden.

Die Häuser der Kois sind unregelmäßig und schlecht gebaut. Das Strohdach ist sehr dünn, soll aber dennoch den Regen gut außen halten. Die Wände sind gewöhnlich nur ein Geflecht von Zweigen. Ihre Kleidung ist schlecht und dürftig. Ihre Schmucksachen nur Messingringe und einfache Perlenschnüre, die sowohl von Männern als Frauen getragen werden. Die Männer scheinen dabei Vorliebe für Glasperlen zu haben und einzelne tragen eine Menge Schnüre um den Hals, wogegen einige Frauen Messingringe von 6 bis 9 Zoll im Durchmesser in den Ohren tragen.

Lug, Trug und Diebstahl kommt gewiß selten bei ihnen vor, obgleich sie augenscheinlich oft betrogen und hintergangen werden.

Interessant ist es, sie von ihren Jagdabenteuern erzählen zu hören. Tiger, Leoparden und wilde Büffel gibt es in Menge. Man muß sich wundern über die Geschicklichkeit der Kois, wie sie mit Pfeil und Bogen solch großes Wild angreifen und erlegen. Sie haben aber auch Luntengewehre, die von ihren eigenen Schmieden gemacht sind. Schießpulver können einige Kois auch machen, doch halten sie englisches Pulver für besser.

Ein paar Meilen von unsrem Lagerplatz war in der Nacht vorher ein Tiger angeschossen worden und man suchte uns zu be-

wegen, zur Aufſuchung und Unſchädlichmachung desſelben mitzuhelfen. Wir konnten aber nicht gut einen Tag daran rücken.

Nach den vielen Unterredungen befahlen wir uns am Abend der Obhut des Herrn, und ſtreckten uns getroſt auf den harten Boden hin und ſchliefen bald ein. Manchmal wollte uns zwar das herumlaufende Vieh im Schlafe ſtören. Der Gedanke aber: „ach, das war nur eine Kuh und kein Tiger“ — ſandte uns bald wieder zurück ins Land der Träume.*)

Die religiöſen Vorſtellungen der Auſtralier.

Von Dr. H. Gundert.

In einer Sitzung der königlichen Geſellſchaft (Royal Society) von Neuſüdwales hat am 1. November 1882 ein alter Herr James Manning die nachfolgenden Bemerkungen über die Religion der nun raſch ausſterbenden Ureinwohner Auſtraliens vorgeleſen. Derſelbe hatte im Jahr 1831 den greiſen Göthe beſucht, und bei dieſer Gelegenheit war die Rede auch auf die Heidenmiſſion gekommen. Manning wunderte ſich damals, wie vertraut der greiſe Dichter mit dieſem Gegenſtand war, während er ſelbſt nur wenig davon wußte. Uebrigens machte die Unterredung einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er dadurch angeregt wurde, in ſpäteren Jahren ſeinen Verkehr mit den Eingebornen zur Erforſchung ihrer religiöſen Vorſtellungen zu benützen. Doch fand er ſich nicht bewogen, denſelben etwas vom Chriſtenthum mitzutheilen, einmal weil er ſie nicht für nachdenklich genug hielt, um ſolche Wahrheiten zu verſtehen, und dann, weil er fand, daß die Männer ſo feſt an ein göttliches Geſetz

*) Ein ſehr intereſſanter Bericht von Miſſ. Schmidt über den ganzen Verlauf und die Erlebniſſe dieſer von Bracklum aus „rather suddenly“ unternommenen Expedition findet ſich im letzten engliſchen Jahresbericht des „General Council of the Evang. Lutheran Church in North America.“

glaubten, das ihnen streng verbot, irgend etwas von Religion gegen ihre Weiber und Kinder verlauten zu lassen.

Herr Manning wohnte im Jahr 1844 in Cumbamarro, an der Grenze der südlichen Ansiedlungen, nahe beim Murrumbidgee-Fluß. Von Missionaren war damals weit und breit nichts zu hören, daher er fest überzeugt ist, daß was ihm die Eingebornen sagten, keinerlei Beimischung von christlichen Begriffen enthalten konnte. Seitdem er im Januar 1845 niedergeschrieben hat, was ihm dort sein schwarzer Freund Andy, ein hochbegabter und allgemein geschätzter Mann (a nature's gentleman) mitgetheilt hatte, durfte er auch an anderen Orten, in Victoria, Queensland ꝛc. erfahren, daß die Eingebornen des fünften Welttheils überall die gleichen Vorstellungen hegen. Der selige Missionar J. Günther, der lange in Wellington gewirkt und eine Grammatik der nun fast ausgestorbenen Sprache jenes Thals verfaßt hat, bestätigte im Wesentlichen Mannings Aufzeichnungen. Gott hieß dort Baime oder Bhaiame, d. h. der Macher (von einer Wurzel baio oder bhaio, die schneiden oder machen bedeutet). Miss. Ridley, der etwa 2 Jahre unter dem Kamelaroi-Stamme gearbeitet und eine Grammatik von dessen Sprache geschrieben hat, gibt der Gottheit den gleichen Namen.

Nun zu den Aufzeichnungen vom Januar 1845. Manning hatte seinem Gewährsmann versprechen müssen, daß er das Aufgeschriebene nicht alsbald veröffentlichen wolle. Nachdem Andy und sein Stamm von der Erde verschwunden sind, kann die Mittheilung Niemand mehr schaden.

Boyma (wahrscheinlich Baime zu sprechen) wohnt weit weg im Nordwesten, dort woher die Sonne kommt, in einem herrlichen Himmel. Er sitzt auf einem Kristallthron, der im großen Wasser steht und bis zu den Sternen hinaufreicht. Er ist unbeschreiblich groß und schön, unbeweglich auf seinem Kristallfels; sehen kann man nur die obere Hälfte seiner Gestalt. Um ihn her leuchten unzählige Strahlen von Regenbogenfarben (Kurangerang); ebenso spielen viele schöne, feingeschnitzte Kristallsäulen auf beiden Seiten des Throns in allerhand Farben (die Säulen heißen yamun). Gott hat einen Sohn „Grogorogally" (anderswo Boymagela „Gottessohn" genannt), fast so allwissend wie er; dieser hat die Werke der Menschen zu beaufsichtigen und bringt die Todten ins Leben, um sie vor den Thron des Vaters zu führen, der sie dann zu ewigem Glück in den Himmel

(Ballima), oder zu ewiger Qual ins Feuer (Gumby) der Hölle (Uruma) schickt. Fragt man, wie der Sohn entstanden sei, so hört man: Boyma fühlte sich einsam und wünschte einen ihm ähnlichen Sohn. Er sah in der Luft etwas wie Blut, ergriff es und legte es in einen Kristallofen, aus welchem dann der Gottessohn hervorgieng. Ist der Vater unendlich groß, so gleicht der Sohn wenigstens einem Berge. Aber während jener unbeweglich ruht und die ganze Natur erhält, geht dieser mit seinem Geiste bis nach England und spürt allen bösen und guten Thaten der Menschen nach. Und jeden Tag bringt er die Geister der Todten von allen Enden der Welt nach dem Richtstuhl des Vaters, wo allein ewiger Tag herrscht. Er bittet dort für die, welche nur theilweise in Sünde lebten, und der Vater Boyma läßt dann einige derselben in den Himmel eingehen.

Eine dritte Person ist der Halbgott Mudgigally, der Gesetzgeber des Menschengeschlechts. Er war der erste Mensch und wohnt jetzt unsterblich in einem irdischen Paradies in der Nähe von Boymas Himmel. Auch er weiß alles und achtet besonders auf alle Uebelthaten der Menschen, auf welche er den Grogorogally aufmerksam macht. Denn von allen Menschen hat er allein die Macht, in Boymas Himmel Besuche abzustatten. In seinem Paradies aber, das er mit zahllosen unbefiederten Emus bewohnt, ist er ganz glücklich. Hat er in den Himmel zu steigen, weit im Nordosten, wo das Land aufhört, so geht er einen hohen, mit schönen Bäumen bewachsenen Berg (Dallambangel) auf gewundenem Pfad hinan. Dazu braucht er 3 Tage. Vom Berggipfel bringt ihn eine Leiter oder Treppe in die Himmelsöffnung. Dort richtet er bei Vater und Sohn seine Geschäfte aus und empfängt Gesetze für die Menschen. Diese theilt er bei seiner Rückkehr den nördlichst wohnenden mit, von welchen die andern Stämme sie erhalten.

Im Himmel (Ballima) ißt man nicht, Tanz und Jubelschrei sind dort stete Freuden. Grogorogally stattet den Seligen dort häufige Besuche ab und feiert ihre Feste mit. Er hat eine regenbogenartige Kuppel, an der ein Kristallschwert (gundungbillong) hängt; das hat ihm der Vater als ein Zeichen seiner Macht gegeben.

Die Bösen übergibt der Sohn den Teufeln (warra molong) außer dem Himmel, häßlichen Wesen, denen aus Ellbogen und Knieen Flammen entfahren. Diese führen die Verdammten hinunter zur Hölle (Uruma), wo man die schrecklichen Schreie der Bösen hört.

Dort werden sie untergeordneten Geistern mit langen Krallen und großen Köpfen übergeben, die sie in die ewigen Flammen des Gumby werfen. Darum hütet man sich vor Verbrechen, als da sind: Mord an Stammesgenossen verübt (es wäre denn ein Akt gerechter und vereinter Rache), Lüge und Ehebruch. Stehlen ist innerhalb des Stammes unbekannt, Fluchen ist erst durch Europäer eingeführt (mit englischen Flüchen). Europäer bestehlen hat nicht viel zu sagen.

Andy wunderte sich, als er hörte, die Weißen glauben, daß auch ihre Frauen in den Himmel kommen. Dies ist ganz unmöglich, da Boyma weder eine Mutter noch eine Frau hat; kein Weib kommt je nach Ballima. „Aber wir werdens ja sehen, wenn wir sterben," war Andys Schluß nach solchen Verhandlungen. Weiber sind ein niedriges Geschlecht, und Mudgigally hat streng geboten, daß sie von diesen Geheimnissen nie etwas erfahren dürfen. Sonst gäbe es ein allgemeines Gemetzel, in welchem zuerst alle Weiber, dann alle Männer umkämen, worauf der letzte Ueberlebende sich selbst tödten müßte. Dies Gesetz wird so streng gehalten, daß eben darum kein Eingeborner den Weißen ein Wort von seiner Religion zu sagen wagt. Auch Mannings Freunde sprachen nie davon, ohne sich zu versichern, daß Niemand an der Thüre lausche. Zitternd und flüsternd nur wurden die obigen Mittheilungen gemacht, unter der steten Besorgniß, die Geschwätzigkeit der Weißen könnte etwas davon zu den Ohren von Weibern bringen. Andy sagte offen, wenn seine Frau ihn über solche Dinge fragen würde, müßte er sie sogleich tödten, um den Untergang des ganzen Geschlechts zu verhindern.

Gebetet wird nur bei der Beerdigung von Männern. Da kommen die erwachsenen Männer des Stammes zusammen und legen den Verstorbenen in den Boden (Angesehenere in hohle Bäume), worauf sich alle zurückziehen und knieend Grogorogally anflehen, daß er die Seele des Freundes nach Ballima befördere. In diesem Augenblick hört man den Todten in seinem Grabe stampfen, ein Zeichen, daß seine Seele in den Himmel abgereist ist. Die armen Weiber stampfen nie in ihrem Grab, es wird auch nie für sie gebetet. Tägliches Gebet scheint den Schwarzen ein Unsinn oder ein Zeichen der wohlverdienten Furcht vor Strafe; gute Menschen brauchen das nicht. Wie oft haben sie gesehen, daß Weiße beteten, von ihren Knieen aufstanden, fluchten und Böses thaten! Andy ging etliche Mal in die Kirche, zu sehen, wie es die gemeinen Leute trieben; er hielt

jedoch für möglich, daß wirkliche gentlemen durch Gebet vom Fluchen abgehalten und auch sonst gebessert werden.

Blitz und Donner zeigen Boymas Entrüstung über irgend eine Uebelthat von Menschen an. Ebenso zeichnet Gott gewisse Böse-wichter durch Pocken, Husten und andere Krankheiten; wer nicht allzu böse war, den läßt Boyma genesen. Früher Tod bedeutet Gottes Zorn; anfangs lebten alle Menschen lang; jetzt müssen die Alten als verhältnißmäßig gut betrachtet werden, weil Gott sie lange leben ließ. Sterben sie endlich im hohen Alter, so hat sich Gott ihrer Hinfälligkeit erbarmt und versetzt sie nach Ballima.

Knaben werden in die religiösen Geheimnisse erst mit den Jahren der Pubertät eingeweiht, nachdem die Ceremonie Irangung an ihnen vollzogen ist. Diesen Weiheakt hat Boyma durch Mudgigally geoffenbart. Auf 40—50 Stunden Entfernung werden alle Leute an einen geheimen Platz zusammenberufen, mit soviel Jünglingen von etwa 14 Jahren, als sie tauglich finden, „irangungirt" zu werden. Das geschieht alle 2 oder 3 Jahre. Die Alten lesen etwa 20—30 Jünglinge aus, welche sie mit rothem Ocker bestreichen und dann in einen Kreis stellen. Frauen und Kinder müssen sofort sich niederlegen und unter ihren Opossum-Mänteln verbergen, worauf die Männer noch blätterreiche Zweige auf sie legen, um sie völlig zu bedecken. Dann werden die erwählten Jünglinge in den Wald geschickt und alle Männer folgen ihnen außer einem, der mit dem Speer in der Hand die Weiber und Kinder bewacht. Dieser heilige Wächter, Yaweyewa genannt, eine Art Priester, wartet bis die Männer unsichtbar geworden sind, worauf er den Weibern zuruft, aufzustehen und in entgegengesetzter Richtung abzugehen. Er selbst begleitet sie und fährt fort, sie die ganze folgende Nacht zu bewachen. Die Jünglinge sind dann schon an einen möglichst geheimen Ort verbracht, wo nun das Irangung vollendet wird. Zehn bis 20 Männer umstehen mit geschwungenem Speer einen jeden der Jünglinge, bis ihm mit scharfen Steinmeiseln ein Vorderzahn ausgeschlagen ist; sie halten ihn fest am Haar und lassen ihn feierlichst schwören, die Geheimnisse, die ihm jetzt anvertraut werden, keinem Weib oder Kind mitzutheilen. Die erschrockenen Jungen willigen ein, da sie sonst auf der Stelle gespiest und in Stücke gehauen würden. Sodann lehrt sie ein dazu bevollmächtigter Priester den heiligen Gesang, der von Boyma durch seinen Sohn Grogorogally und Mudgigally herabgesendet ist. Derselbe

wird so hoch verehrt, daß weder Andy noch sonst ein befreundeter Australier bewogen werden konnte, ihn herzusagen. Ein Knabe, der vor dieser Weihe sterben sollte, kann nie nach Ballima gelangen, sondern ihm geschieht wie den armen Weibern.

Ehe das Jrangung durchgemacht ist, darf kein Jüngling heirathen. Die Frau ist an den Gatten gebunden, nicht bloß so lang er lebt, sondern noch eine geraume Zeit nachher. Sollte sie zu früh eine zweite Ehe schließen, so wird sie sammt ihrem neuen Mann getödtet, weil ihr Verkehr dem Verstorbenen mißfällig und schädlich wäre.

Eine andere Einrichtung, die Mudgigally getroffen hat, ist das Korrobery. Gewöhnlich gibt man diesen Namen einem nächtlichen Tanz, er bezeichnet aber eine geheimnißvolle Feier der Erwachsenen, die aus dem Nordosten stammt und von Stamm zu Stamm weiter gegeben wird. Der oben genannte Jaweyewa, der sein Amt von Mudgigally erhalten hat, trägt auf ein großes Stück Rinde ein wunderliches Gemälde auf mit rothem, gelbem und weißem Ocker und zeigt dasselbe in geheimnißvoller Versammlung den Männern. Ein Weißer kam einmal dazu, als das Korrobery in einer tiefen Bergschlucht gefeiert wurde, und verdankte die Schonung seines Lebens nur der Fürsprache etlicher Schwarzen, die ihn gut kannten. Ihm schien die Rindenplatte so kunstvoll bemalt, daß man sie für damascirtes Wachstuch halten konnte. Ein Nachttanz schließt diese Ceremonien ab.

Boyma hat alle Himmelskörper und die Erde geschaffen; er selbst ist nicht erschaffen, sondern stieg aus dem Glasberg auf, der seinen Thron bildet. Fragt man, woher der Glasberg kam? so soll der aus Wasser und Wolken entstanden sein, die doch am Ende auch für Boymas Schöpfung gelten. Andy kann das nicht erklären, glaubt auch nicht, daß sonst jemand es vermag. Die Sonne wird nur für eine Lichtsquelle gehalten, nicht für den Träger der Hitze: „Denn warum macht sie den Winter nicht warm?“ Die Hitze kommt von den Plejaden (mangudia); sobald diese sich gehörig erheben, wirds Frühling (begagewog); stehen sie am höchsten, so ists Sommer (winuga); sinken sie, so folgt der Herbst (domda); verschwinden sie am Horizont, so haben wir Winter (magur) und Kälte. Wie Gott Nachts die Sonne bei sich behält, so hat er auch die Plejaden in der Winterzeit bei sich aufgehoben.

In der Diskussion, die sich über Hrn. Mannings Vortrag entspann, giengen die Ansichten weit auseinander, indem z. B. ein Herr Palmer bei den Eingebornen von Nord-Queensland ähnliche Vorstellungen gefunden hatte, ein Herr J. F. Mann aber nach 30jährigem Aufenthalt im „Busch" von Neusüdwales behauptete, noch keinen Eingebornen getroffen zu haben, der unabhängig von Lehren der Weißen sich zu dem Glauben an ein höchstes Wesen aufgeschwungen hätte.*)

Missions-Zeitung.

Afrika.

Aus Mühlenberg an der Grenze von Liberia schreibt der amerikanisch-lutherische Missionar Day, der seit 1874 mit großem Erfolg dort wirkt: „Gott hat in seiner wunderbaren Güte mir einen Körper und dazu ein Temperament gegeben, wie sie zum hiesigen Klima ganz passen. Nur wenige Weiße können hier leben und arbeiten. Ich aber erfreue mich einer guten Gesundheit, habe guten Appetit, schlafe gut und möchte um der Arbeit willen lieber hier als im besten Pfarrdorf der Christenheit leben. Ich liebe dieses Volk und weiß, daß ich meine besten Freunde auf Erden hier habe. Was könnte ich mehr wünschen?!" Miss. Day ist im Begriff, seine Thätigkeit ins Innere hinein auszudehnen und einen bewährten Eingebornen für's Predigtamt zu ordiniren.

—Die 10,000 Christen der Rheinischen Miss.-Ges. im Kapland haben im Jahr 1881 zusammen 36,000 Mk. für Kirchen- und 5000 Mk. für Schulzwecke frei-

*) Anm. der Red. Zu den Berichten der Missionare, z. B. der Leipziger, der Goßnerischen, der Herrnhuter, soweit wir dieselben verglichen haben, findet sich nichts Positives, was den Angaben Herrn Manning's widersprechen würde, wohl aber manches, was denselben zur theilweisen Bestätigung dient. Die immer wiederkehrenden negativen Behauptungen, als hätten die Australier gar keinen Glauben an Gott, überhaupt keine Religion, erklären sich zur Genüge aus der von Andy so stark bezeugten Geheimthuerei. Was Herr Manning aus dem Munde dieses seines Gewährsmannes mittheilt, genügt jedenfalls, um die anmaßende „Vermuthung" Fr. Müllers (Allg. Ethnographie S. 218) zu widerlegen, als sei „die Vorstellung eines höchsten, die Welt schaffenden Wesens von den Missionären, die überall Spuren der Uroffenbarung wittern, dem Australier angedichtet (!)" worden. – Ueber den oben erwähnten Hrn. Palmer vergl. „Miss.-Bl. aus der Brüdergemeine" 1883, S. 40.

willig beigesteuert. In einer Gemeinde haben 274 Seelen zusammen 5280 Mk. aufgebracht! „Wo ist in Deutschland wohl eine Gemeinde zu finden, die sich einer solchen Gemeinde in diesem Punkt an die Seite stellen könnte?“ Von der Mission erhalten diese Gemeinden keinerlei finanzielle Unterstützung mehr. Die eigenthümliche sociale Stellung dieser holländisch redenden Schwarzen macht leider ein einheimisches Pastorat so gut wie unmöglich. Missionare müssen daher Pastorendienste thun. Vielleicht schließen sich diese Gemeinden bald einer der in Südafrika bestehenden Kirchen, etwa der holländisch-reformirten, an. Dann würden die Missionare für andere Arbeit frei werden.

— Daß in Madagaskar die Haussklaverei noch lange nicht von der freien Arbeit verdrängt worden ist, geht u. A. auch daraus hervor, daß im anglikanischen Predigerseminar (St. Paul's) zu Ambatoharanana jeder Zögling nicht nur ein Zimmer für sich selbst, sondern dazu noch eins „für seinen Sklaven“ hat und Miss. Gregory das mit der Bemerkung rechtfertigt, in Madagaskar halte jedermann Sklaven; es sei unmöglich, es anders zu machen. Natürlich fragen sich manche Missionsfreunde in England, ob es recht sei, eine Anstalt zu unterstützen, in welcher die Sklaverei als etwas so Unschuldiges angesehen und behandelt wird.

— Als einmal Dr. Felkin dem König Mtesa wieder seine großen anatomischen Tafeln gezeigt und gerade die Muskulatur der Hand erklärt hatte, rief der König aus: „Wie wunderbar! Ich könnte so etwas nicht machen, und ich sollte auch nicht zerstören, was ich nicht machen kann.“ Natürlich benützte der Missionsarzt die Gelegenheit, ihm eine kleine Predigt über seine Neigung zum Hände-, Nasen- und Ohrenabschneiden zu halten.

Einmal wollte Mtesa den Missionaren nicht weniger als 18 junge Frauen auf einmal schenken und war sehr entrüstet, als Felkin die nicht nehmen wollte. „Warum nimmst du sie nicht?“ fragte er; „habt ihr in eurem Lande keine Weiber?“ — „Doch,“ erwiderte der Missionar, „aber sie sind wie wir; in unsrer Heimat hat der Mann nur Eine Gattin und nimmer verschenken wir die Frauen so in Masse,“ worauf der König in großem Zorn rief: „Ihr kommt hierher und sagt, daß alle Menschen Brüder sind und daß euer Gott uns so sehr liebt wie euch, und doch haltet ihr euch für zu gut für eine Lebensweise wie die unsrige.“ Miss. Felkin bemerkt dazu: „Das wird ein schwieriger Punkt bleiben bis zuletzt. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß unverheirathete Männer nicht als Missionare in die Welt gehen sollten. Verheirathete Männer hätten in solchem Fall eine Antwort zu geben gehabt; Junggesellen müssen sie schuldig bleiben. Augenblicklich schickte Mtesa die Frauen weg, aber er war sehr zornig und seine Weiber ebenso, und wiederholt kam er später noch auf meine Zurückweisung derselben zurück,

immer im Tone der allerhöchsten Mißbilligung."

— Am Akassa-Fluß im Nigergebiet haben die Eingebornen eine britische Faktorei zerstört und mehrere Angestellte ermordet. Ein Kriegsschiff hat nun zur Strafe ihr Dorf zerstört, wobei einige Eingeborne umkamen und einem englischen Lieutenant mehrere Zähne ausgeschossen wurden.

— Aus Lagos wird der Tod des Königs von Ode Onde gemeldet, bei dessen Bestattung sechs Männer und vier Frauen geschlachtet, eine Frau mit ihrem Kind aber lebendig begraben wurde.

— Am 7. Sept. starb in Abeokuta der christliche „Balogun" (General) John Okenla, 70 bis 80 Jahre alt, ebenso geachtet als Christ wie als Krieger. Beim Begräbniß, das in dem von ihm gegründeten Christendorf Schuren stattfand, flossen viele Thränen.

— Die englisch-kirchliche Miss.-Ges. hat dem eingebornen Katechisten William Jones in Kisulutini, Ostafrika, eine silberne Uhr verehrt in Anerkennung seines taktvollen Benehmens während der durch den Räuberhauptmann Mbaruk erregten Unruhen.

— Sonntag, den 1. Okt. v. J., taufte der norwegische Missionar Oftebro in Ekjowe, im Zululand, 25 Heiden, von denen die meisten schon seit Jahren christlichen Unterricht erhalten hatten.

Indien.

Nach der neuesten Statistik der im December 1882 in Kalkutta zusammengetretenen allgemeinen indischen Missionskonferenz gab es 1851 in ganz Indien (Ceylon und Barma nicht eingeschlossen) 91,092 eingeborne Protestanten, 1861: 138,731; 1871: 224,258; 1881: 417,372. Ihre Zahl hat sich in den letzten zehn Jahren also beinahe verdoppelt. Die Zahl der Abendmahlsgenossen (vollberechtigten, nicht bloß getauften Gemeindeglieder), welche 1851 nur 14,661 betrug, war 1871 auf 52,816, 1881 auf 113,325 gestiegen, hat sich also in den letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt.

— Einem Privatbrief von Missionar Stern aus Kalkutta entnehmen wir Folgendes: „Wir sind mitten in der großen Missions-Konferenz, welche noch viel interessanter ist, als die vor 10 Jahren in Allahabad gehaltene. 4—500 Missionare und Zenana-Lehrerinnen sind zusammengekommen. Allein die heutigen Verhandlungen über die Zenana-Mission waren es werth, die Reise hieher gemacht zu haben. Es herrschte nur Eine Stimme darüber, daß die Damen es uns Herren weit zuvor gethan. Den ganzen Vormittag sprachen nur Damen (!), und zwar mit solcher Kraft und Beredsamkeit, daß man nur staunen mußte. Auch Frau Major Tucker, in Hindu-Tracht, hielt eine gewaltige, pathetische Ansprache. Vier Tage haben wir hinter uns, vier stehen uns noch bevor. Gestern war ich bei einer Versammlung der Heilsarmee in der Stadthalle. Welche Musik! Große Trommeln, eine Geige, Cymbeln, Trompeten, Triangel

begleiteten die Gesänge. Der Saal war mit Europäern und Eingebornen angefüllt. Die vorderen Sitze kosteten je 2 Mk., die übrigen je eine halbe Mark; außerdem wurde noch eine Kollekte veranstaltet. Fast schien es, als sei das die Hauptsache. Sowohl Major Tucker, als auch seine Frau sprachen höchst effektvoll, aber der Gesammteindruck war kein günstiger. Nichts als eine theatralische Vorstellung! Die Offiziere der Armee tragen weite wallende Gewänder, ganz nach Hindu-Art, dazu Turbane und bunte Schärpen: roth, grün oder blau. Was man von ihnen lernen kann, das ist ihr Eifer, ihre Energie und die militärische Organisation (?).

„Von ihnen gieng ich zu einem Abendgottesdienst in die Kathedrale. Ausgezeichnete Musik. Der Bischof predigte und forderte dann die Versammlung auf, 10 Minuten in stillem Gebete zu verharren — doppelt feierlich am letzten Tag des zu Ende gehenden Jahres. Zum Schluß ertönten die mächtigen Klänge der Orgel. Gestern fand eine öffentliche Missionsversammlung statt, bei welcher der Gouverneur von Bengalen den Vorsitz führte, und nächsten Freitag soll in einer ähnlichen Versammlung der Bischof präsidiren. Wo in Deutschland würde ein Regierungspräsident oder sonst ein hoher Würdenträger zu solchem Dienst sich bereit finden?"

— In Lahore, Laknau, Kanpur und anderen nordindischen Städten hat die Heilsarmee ungestört und unter großem Zulauf ihre Umzüge und Versammlungen halten können. An manchen Orten werden sie von den Brahmaisten und Arias (einer dem Brahma Samadsch ähnlichen Gemeinschaft) unterstützt.

— Aus Veranlassung der in Kalkutta tagenden allgemeinen Missionskonferenz hat Kesab Tschander Sen am 28. Dec. in einem öffentlichen Vortrag seine Gedanken über und seine Stellung zur christlichen Mission präcisirt.

— Ein Brahmane, der seine Bildung der frei-schottischen Missionsschule in Bombay verdankt, hat dieser 2000 Mk. geschenkt.

— In Edinburg studiren gegenwärtig 8 theils bekehrte, theils noch heidnische Hindus.

Syrien.

Die Missionsarbeit in Syrien und Palästina wird von nicht weniger als 30 Gesellschaften, Vereinen und Privatpersonen betrieben. Diese zusammen haben 81 Missionare, 110 Missionsfrauen und Lehrerinnen mit 581 eingebornen Gehilfen im Dienst. Es bestehen 39 Kirchen und 140 Predigtplätze (oder Stationen), aber bis jetzt nur 26 evangelische Gemeinden mit 6311 Gliedern, darunter 1693 Kommunikanten. Der Zuwachs an Kommunikanten im Jahr 1881 betrug 209. Die Hauptarbeit geschieht übrigens nicht durch Predigen, sondern in den Schulen. In 302 evangelischen Schulen werden 14,625 Kinder, d. h. 7475 Knaben und 7149 Mädchen unterrichtet.

Am größten ist das Werk der amerikanischen Presbyterianer und der englisch-kirchlichen Miss.-Ges.

Unter den eingebornen Gehilfen befinden sich 7 ordinirte Geistliche und 33 Bibelfrauen.

Allerlei.

Am 10. Okt. 1882 ist zu Lehrte eine Konferenz von Missionsfreunden der Hannoverschen Landeskirche zusammengetreten, welche „ein brüderlich geeinigtes Zusammengehen aller Freunde der Heidenmission und ein kräftiges Angreifen der Missionsarbeit innerhalb der Landeskirche" erstrebt. Das Hannoversche Missionsblatt, das nun schon seinen vierten Jahrgang angetreten hat, empfiehlt energisch die Inangriffnahme einer hannoverschen Mission in Japan. Daß Japan schon genug (englische und amerikanische) Missionare habe, könne ein Lutheraner nicht als Gegengrund anerkennen, „da wir Lutheraner eben uns für berufen halten, den Heiden, soweit wir nur können, das reine Gotteswort zu bringen." Auch werde die lutherische Mission in Japan nicht zur Zersplitterung der Missionsgemeinde beitragen, sondern, wie es die Absicht der Freunde derselben sei, nur zur Vergrößerung derselben dienen. „Es kommt dazu, daß die lutherische Mission in Japan in der Heimat durchaus keine Unkosten verursachen wird; die Verwaltung derselben wird im Dienste des Herrn ohne jegliche Vergütung für die Arbeit stattfinden. In Japan aber soll durch junge Pastoren unserer Landeskirche eine Missionsschule für junge, mit den in weltlichem Wissen nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstete Japaner eingerichtet werden, damit sie zu Missionaren ausgebildet werden..... Wir gehen nicht leichtsinnig zu Wege und fangen nicht auf's Gerathewohl an. Wir warten einstweilen, bis der Herr uns die nöthigen Mittel gegeben haben wird. Was dann später aus unserer lutherischen Mission in Japan werden wird, d. h. wer die eigentliche Missionsleitung haben wird, ob diese Mission sich an eine andere Mission als ein besonderer Hannoverscher Theil anlehnen wird oder selbständig von der hoffentlich bald sich bildenden Missionsvereinigung unserer Landeskirche geleitet werden wird, das stellen wir alles dem Herrn anheim. Der wird's versehn. Gienge es nach den herzlichen Wünschen des Herausgebers dieses Blattes (Pastor H. Harms zu Elsdorf), dann übernähme die zu bildende Missionsvereinigung unserer lieben Landeskirche, die dann ja die Missionsvereine hinter sich haben würde, die Unterhaltung einer Anzahl Missionsstationen auf dem Leipziger und Hermannsburger(!) Missionsgebiet und desgleichen die Japanische Mission. Dann würde der leidige Streit unter uns aufhören(?) und ein neues frisches Missionsleben in unserem Volke erwachen. Dann erst würde unsere Kirche Mission treiben (?) und nicht mehr nur einzelne Missionsfreunde."

— Einem sehr lehrreichen Aufsatz des Afrika-Reisenden Dr. Max Buchner „Ueber afrikanische Reisetechnik" (Ausland 1882,

S. 787 ff.) entnehmen wir Folgendes:

„...Meine auf drei Jahre berechnete Ausrüstung an Kleidern, welche sich als vollständig ausreichend erwies, zugleich aber auch nichts Ueberflüssiges enthielt, bestand aus Folgendem: 24 wollene Unterhemden, 36 Paar wollene Socken, 12 Unterhosen aus Baumwolle, 9 Flanellhemden, 6 Oberhemden aus Shirting, 6 Halskragen (letztere beiden Gegenstände sind östlich von Sansa entbehrlich), 24 weiße leinene Sacktücher, 12 Drillhosen, 2 Hosen aus Sommertuch, 3 Röcke aus Sommertuch, 1 Strohhut, 1 dunkelgrauer Filzhut, 1 Tuchmütze ohne Schirm zum astronomischen Observiren, 4 Paar englische Schnürstiefel, 4 Paar deutsche Schaftstiefel, 1 Gummimantel, den ich niemals gebrauchte, weil er unerträglich heiß war, 2 starke Regenschirme; Flickzeug jeglicher Sorte, Wolle zum Strümpfestopfen, Stopfnadeln ꝛc. nicht zu vergessen.

„Auf der kühlen Hochebene des Innern wird man nothwendigerweise Anhänger der Wolle als Material des Unterzeugs, wenn man auch theoretisch oder an der heißen Küste noch so sehr für Baumwolle geschwärmt haben sollte. Letztere dort oben zu tragen, in dem beständigen Wechsel zwischen der glühenden Sonnenstrahlung und der an sich niedrigen Lufttemperatur im Schatten, wäre ein Leichtsinn, der verhängnißvoll werden könnte.....

„Der unnütze Gummimantel läßt sich vollkommen ersetzen durch eine wollene Bettdecke, die man in der Mitte mit einem Schlitz zum Durchstecken des Kopfes versieht und so in einen Poncho verwandelt..."

„Wollene Decken und Jacken konnte ich leider nur an die drei Diener und an die drei Unterbefehlshaber abgeben, d. h. verleihen, nicht schenken, denn sonst wären sie in kürzester Zeit verschachert worden und mein Zweck, die solchermaßen bevorzugten Stützen der Karawane gegen die feindlichen Einflüsse der kalten Nächte zu wappnen und dadurch gesünder zu erhalten, wäre vereitelt gewesen."

Die gleiche Erfahrung, daß nämlich Wolle gerade für die Tropenländer der einzig richtige Bekleidungsstoff ist, haben vor Dr. Buchner schon viele Afrika- und andere Reisende gemacht. Auch berühmte Aerzte, wie der alte Dr. Hufeland und andere haben wissenschaftlich nachgewiesen, daß das Tragen von Wolle der Gesundheit im Allgemeinen zuträglicher ist, als das von Leinwand oder Baumwolle. Das unvorsichtige Streben, sich „möglichst leicht" zu kleiden, hat in den Tropen gewiß schon Manchem das Leben gekostet. Wäre es nicht an der Zeit, daß in Missionskreisen, die ja gegenwärtig mit Recht bemüht sind, den „wackeren Streitern" draußen alle mögliche technische Erleichterung zu verschaffen, auch dieser hochwichtigen Bekleidungsfrage mehr Aufmerksamkeit zugewandt würde?

Seit Jahren hat uns dieselbe beschäftigt, und was uns jetzt

veranlaßt, diesen Gegenstand öffentlich zur Sprache zu bringen, ist nicht etwaige Liebhaberei oder Voreingenommenheit für eine extreme Theorie, sondern lediglich der Wunsch, unseren Brüdern draußen zu dienen, an deren Leben und Gesundheit allen Missionsfreunden ja so viel gelegen sein muß.

— Wenn man in Dr. Warneck's „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen" (zweite Auflage) liest, daß die Einnahmen sämmtlicher protestantischer Missionsgesellschaften sich im J. 1881 auf 32,663,372 beliefen, möchte man fast erschrecken über diesen großen „Aufwand". Bedenkt man aber, daß in Amerika, Großbritannien und Deutschland zusammen jährlich 10,800 Millionen für berauschende Getränke ausgegeben werden und die Kosten allein der europäischen Kriegsheere jährlich die Summe von 10,000 Millionen übersteigen; daß ferner vom Anfang des Krimkrieges (1. Nov. 1853) an bis zum Vertrag von San Stefano, d. h. in kaum 25 Jahren, die Kriege, welche von christlichen Nationen geführt wurden, zusammen 54,860 Mill. Mark und dazu 2,548,000 Menschenleben gekostet haben, so erscheinen einem jene 32½ Millionen als eine wahre Kleinigkeit.

— Der v. J. in Afrika gestorbene Miss. Janson hat der Universitätenmission testamentarisch 200,000 Mark hinterlassen.

— Am 2. Okt. 1882 feierte der alte amerikan. Miss. Dr. Lowell Smith in Honolulu seine goldene Hochzeit.

— Eine 1714 gestorbene Frl. Rebekka Huffey hatte in ihrem Testament 1000 Pf. St. „für die Befreiung von Sklaven und, wenn das nicht möglich, zur Erleichterung ihrer Sklaverei" bestimmt und dabei den Wunsch ausgedrückt, daß die etwa Befreiten so bald als möglich auch getauft werden möchten. Bis zum Jahr 1863 war die Summe auf 23,481 Pf. angewachsen und die Regierung verfügte, daß die jährlichen Zinsen zwischen St. Helena und Lagos gleichmäßig vertheilt und durch Lokalkommittees möglichst im Geist der Stifterin verwendet werden sollten. In Lagos ließ man die Zinsen auflaufen, bis es 1882 möglich war, eine industrielle Erziehungsanstalt für solche Knaben zu errichten, welche früher Sklaven gewesen. Der Gouverneur der Goldküste hat neulich diese Anstalt in Gegenwart des Ex-Königs Docemo und seines Gefolges feierlich eingeweiht.

— Der alte englische Admiral Sir W. King Hall erzählte einmal zum Beweis, daß die christliche Sonntagsfeier auch auf Heiden Eindruck mache, von einem chinesischen Lothsen Folgendes: „Vor 22 Jahren befehligte ich das Schiff Kalkutta. Wir lagen vor Hongkong; es war Sonntag, der Gottesdienst war vorüber und die Schiffsmannschaft, mehrere hundert Mann, genossen ihre ungestörte Sonntagsruhe, während auf dem Land, dicht neben ihnen, Häuser gebaut, Bretter gesägt, Steine gehauen und sonst gearbeitet wurde. Da trat der chinesische

Lothse ganz nahe zu mir und sagte sehr ernsthaft: ‚Euer Dschoß (Gott) ist besser und freundlicher als unser Dschoß, denn Er gibt Euch von sieben Tagen immer einen zum Ausruhen, während wir im ganzen Jahr bloß Einen Feiertag haben, den Neujahrstag.' Ja, so ist es! Man denke sich, wie es wäre, wenn wir 364 Tage des Jahrs von früh bis spät arbeiten müßten und nur Einen Tag zum Ruhen hätten. Wie hoch sollten wir den christlichen Sonntag schätzen!"

Todesfälle.

— Der Gründer der wesleyanischen Mission im Königreich Maisur, Th. Hodson, ist nach mehr als 40jährigem Missionsdienst in England gestorben.

— In Newlands bei Grahamstown in Südafrika hat Miss. Maggs von der anglikanischen Ausbreitungsgesellschaft seinem arbeitsreichen, hingebungsvollen und exemplarischen Leben mit eigener Hand ein Ende gemacht. Alle die ihn kannten, sind fest überzeugt, daß hier kein eigentlicher Selbstmord vorliegt, sondern das Traurige geschehen ist in einem Augenblick geistes-kranker Bewußtlosigkeit. Jedenfalls eine ernst warnende Mahnung für uns alle!

— Am 1. Dec. 1882 entschlief in Hilo, Hawoii, schmerz- und kampflos der Missionsveteran Miss. Dr. Titus Coan. Nachdem er im Juli 1833 ordinirt worden, hatte er eine Missions-Pionierreise nach Patagonien gemacht und war dann Missionar in Hawaii geworden, wo er 48 Jahre gearbeitet hat. In seiner amerikanischen Heimat hatte er die Erweckungen miterlebt, welche sich an die Namen Nettleton und Finney knüpfen, und schon 1½ Jahre nach seiner Ankunft in Hilo durfte er Aehnliches unter den Heiden erleben. Im Jahr 1838—39 wurden über 5000 Personen allein in Hilo der Gemeinde hinzugefügt. Bis 1880 waren es über 12,000. Und diese Bekehrten hatten im Lauf der Jahre zusammen über 400,000 Mk. für christliche Zwecke beigesteuert. Wahrlich ein reiches Leben, auf das der ehrwürdige aber bis zuletzt geistesfrische und thätige Veteran zurückblicken konnte. In der wissenschaftlichen Welt ist er bekannt als kühner Erforscher der hawaiischen Vulkane, die er in ihrer Thätigkeit genau beobachtet und beschrieben hat. Seine „Abenteuer in Patagonien" und „Leben in Hawaii" gab er heraus, als er schon 80 Jahre alt war. Wahrscheinlich hatte er vorher keine Zeit dazu gefunden. 1870 war er in Amerika, wo er im Lauf des Jahres 239 mal öffentlich für die Mission redete. Seine letzten Worte waren: „Herrlichkeit — Jesus!"

Büchertisch.*)

Die Religion der Sikhs, nach den Quellen dargestellt von Ernst Trumpp. Leipzig. C. Schulze. 1881. Preis 3 Mk.

Dies vortreffliche Büchlein (124 S.) ist ein Muster von Knappheit, Präcision, Nüchternheit und Gründlichkeit. Der Verfasser, welcher zwei Jahre lang unter den Sikhs gelebt und ihr Granth (Bibel) aus der schweren Gurmukhi-Sprache ins Englische übersetzt hat, bietet hier eine gedrängte Uebersicht der vom berühmten aber wenig gekannten Nanak (geb. 1469) gestifteten Religion sowohl nach ihrer geschichtlichen Entwicklung als auch nach ihrem dogmatischen Gehalt. Trotz aller Anerkennung der persönlichen Eigenschaften des Stifters, hütet er sich doch, den Sikhismus zu einer großartigen Reform des Hinduismus aufzubauschen, und trotz sorgfältiger Beachtung der schönen Stellen des Adi Granth fällt es ihm doch nicht ein, dieses an langweiligen, ja sinn- und inhaltslosem Wortschwall reiche Religionsbuch irgendwie zu überschätzen. Hätten wir nur für jedes der asiatischen Religionssysteme einen so zuverläßigen und wahrheitsliebenden Führer wie Dr. Trumpp!

Was den jetzigen Stand des Sikhismus betrifft, so wird er als entschieden im Sinken begriffen dargestellt. „Einen eigentlichen Priesterstand, der das Volk in der Religion unterwiese, giebt es nicht, und es ist mehr Zufall, wenn ein Sikh etwas tiefer in das Wesen seiner Religion eingedrungen ist; die Masse begnügt sich vollkommen mit den wenigen vorgeschriebenen Ceremonien und äußerlichen Abzeichen. Der Sikhismus wird sich zwar wohl noch längere Zeit als besondere Religion halten, aber seine Kraft ist allem Anschein nach dahin, indem immer mehr einzelne Theile sich von ihm loslösen und entweder in den Schoß des zähen Hinduismus zurückkehren oder aber dem aufstrebenden Christenthum sich zuwenden, worin ihnen ihr früherer Maharadscha Dhalip Singh schon vorausgegangen ist..... Auch diese mißlungene reformatorische Bewegung zeigt wieder aufs deutlichste, daß aus dem alten pantheistischen Hinduismus heraus kein Heil für die Auferstehung jenes wackeren und tapferen Volkes (im Pandschab) zu erwarten ist." Längst haben wir das Pandschab für besonders günstigen Missionsboden gehalten; durch die Lektüre dieses Buches sind wir hierin nur bestärkt worden.

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Mala-Mädchen aus dem Telugu-Land.

Aus der Indianer-Mission in Minnesota.*)

Zuerst ein Blick auf das Arbeitsfeld. In Minnesota gibt es neben der stets wachsenden Masse weißer Einwanderer noch ungefähr 6000 Tschippewäs oder Odschibwäs, die sämmtlich in dem rauhen, unangebauten nördlichen Theil dieses Staates, der Heimat ihrer Vorfahren, leben. In sechs oder sieben Hauptniederlassungen, die meist wenigstens 15—25 Stunden von einander entfernt liegen und von denen jede an 400 bis 1400 Seelen umfaßt, haben sie ihre Wohnstätten. Dazwischen liegen riesige Wälder, die natürlich ganz unbewohnt sind, so daß man auf dem Wege von einer Niederlassung zur andern nur selten einem Menschen begegnet. Diese größeren Niederlassungen sind meist an einem der zahlreichen Seen gelegen, und zwar um des Fischfanges willen, denn die Odschibwäs sind „Fisch-Indianer," während z. B. die Sioux in ihrem natürlichen Zustand „Fleisch-Indianer" sind. In den großen Dörfern, mit Ausnahme von White-Earth, machen es die Leute immer noch wie ihre Vorfahren, d. h. sie kleiden sich nach alter Indianer-Art und bleiben beim Fischfange, ohne auch nur das Geringste für den Ackerbau zu thun, obgleich an einzelnen Orten, wie Red Lake, die Frauen etwas Kartoffeln und ziemlich viel Korn dem Boden abgewinnen. Es ist ja bekannt, daß bei den Indianern die Frau alle Arbeit thun und für den Unterhalt ihres Mannes sorgen muß; Frauen werfen die Netze aus und ziehen sie wieder ein; Frauen sind es, die den wilden Reis einsammeln und den Ahornzucker bereiten; ja Frauen fällen sogar das Brennholz und schleppen es auf dem Rücken bis an ihre

*) Nach einem Brief des Rev. J. A. Gilfillan im „Spirit of Missions", frei bearbeitet von M.

Häuser, während die Männer ihre Zeit mit Spielen, Tanzen, Jagen und mit Besuchemachen zubringen! Das heißt: so ists bei den Heiden; die Christen führen bereits eine ganz andere Lebensweise.

In White-Earth, das an 1500 Einwohner zählt, von denen mehr als ein Drittel von gemischter — weißer und indianischer — Abkunft ist, kleiden sich alle europäisch und leben vom Ackerbau, sind aber auch fast ausnahmslos Christen. Die Mischrasse, welche meist französisches Blut in den Adern hat, gehört größtentheils der römischen Kirche an, während die reinen Indianer meist protestantisch sind.

Außer den bereits erwähnten gibt es aber noch zwei Stämme von je 800 Seelen, die in Gruppen von zwei bis drei Familien über weite Landstrecken hin zerstreut sind und leider in Folge des Branntweintrinkens und anderer Laster, die sie vielfach von den Fremden annehmen, einem schnellen Untergang entgegengehen.

Soviel über unser Arbeitsfeld, — nun zu dem, was bisher auf demselben hat geschehen können. Im Lauf der letzten drei bis vier Jahre sind, Dank den Anstrengungen des treuen Bischofs Whipple und unter Mitwirkung seiner Freunde, in sämmtlichen Hauptniederlassungen (mit einer einzigen Ausnahme) einfache Kirchen gebaut und mit eingebornen Predigern, die in White-Earth ihre Bildung erhalten haben, besetzt worden. In Wild-Rice-River und in Pembina, zwei von den übrigen Ortschaften weit abliegenden Niederlassungen, haben wir auch schon solche Kirchen und Pfarrer, zwei weitere in Red-Lake und je eine in Leech-Lake und Wineibigoshish; bald wird eine siebente (in Cass-Lake) dazukommen. An allen diesen Orten, wo bisher völlige heidnische Finsterniß herrschte, haben die indianischen Geistlichen ganz auf eigene Hand und nur unter dem Beistande Gottes Gemeinden gesammelt und manch brennendes und scheinendes Licht da anzünden dürfen, wo noch vor Kurzem tiefe Nacht herrschte.

Es ist keine Kleinigkeit — und erfordert viel Glauben und Gebet, — einen jungen Mann, der selbst erst vor Kurzem dem Heidenthum entrissen ist, viele Meilen weit in die Wildniß hinauszuschicken, unter ein noch ganz heidnisches Volk, aus welchem er eine christliche Gemeinde zusammenbringen soll. Schwer ist es gewiß für den Neubekehrten, den lasterhaften Einflüssen, welche ihn um-

geben, unter denen er aufgewachsen ist und die ihn selbst vor seiner Taufe gefangen hielten, sich zu entziehen und in einer völlig uncivilisirten und unchristlichen Atmosphäre aus wenig versprechendem Material seine Gemeinde zu bilden; nur Gottes allmächtige Gnade kann ihn vor Rückfällen bewahren, nur Seines Geistes Kraft es ihm gelingen lassen, Leben in diese Todtengebeine zu bringen. Und sie hat es unseren indianischen Brüdern gelingen lassen. Könnten meine Leser plötzlich in eine dieser Gemeinden versetzt werden, so würden sie über die sittsam gekleideten Männer und Frauen, über ihre andächtige Haltung, über die tadellose Ordnung und Aufmerksamkeit und vor Allem über den innigen und wahrhaft schönen Gesang in Staunen gerathen; mir ist eine solche von ihrem eingeborenen Prediger geleitete indianische Versammlung immer ein beweglicher und erhebender Anblick. Vielleicht ists der Gegensatz zwischen dem, was diese Leute vor Kurzem noch waren und was sie jetzt sind, der mich beim Anhören ihrer Lobgesänge jedesmal aufs Neue zu Thränen rührt, obgleich ich denselben schon oft gelauscht habe.

Eine große Gnade vom Herrn ist es, daß unsere Prediger sich im Ganzen einer guten Gesundheit erfreuen (unter den Sioux sind unsere Hoffnungen, wegen Sterbens der zu ihnen gesandten Geistlichen, mehr wie einmal vernichtet worden) und daß wir nur einen Todesfall unter denselben hatten; allerdings traf er gerade den hoffnungsvollsten und anscheinend kräftigsten von allen acht (Samuel Madison); aber wir klagen nicht um ihn, wissen wir doch, daß der Tod Seiner Heiligen werth geachtet ist vor dem Herrn und daß aus demselben eine reiche Saat des Lebens aufwachsen wird. So ist uns auch dies von Gott angenommene Opfer das Pfand für eine große Ernte, die zu Seiner Zeit eingebracht werden soll.

Mehr noch, als für die leibliche, haben wir aber für die geistliche Gesundheit unserer eingebornen Pfarrer zu danken; auf keiner einzigen Station wurde ein Verdacht oder eine Klage gegen ihre sittliche Haltung laut, und überall rühmt man sie als gottesfürchtige Leute, die die Hochachtung und das Vertrauen sowohl der weißen Regierungsbeamten, als auch der Indianer zu gewinnen wissen. Gottlob wird auch ihre Wirksamkeit von sichtlichem Erfolge begleitet, so daß sie alljährlich dem Bischof eine schöne Zahl Neubekehrter als Konfirmanden zuführen können. Bei seiner letzten Visitations-

reise segnete er 56 Katechumenen in verschiedenen Kirchen ein und voriges Jahr auf einer eben erst entstandenen Station 39.

Kein Weißer könnte mit so geringem Gehalt (350 Dollar per Jahr) auskommen, wie diese Indianer-Prediger, auch wären überhaupt nur sehr wenige zu finden, die sich auf so entlegene, zum Theil fast unzugängliche Stationen schicken lassen und wie sie unter so großen Beschwerden und Entbehrungen ausharren würden; ebenso bliebe wahrscheinlich das durch ausländische Prediger verkündete Christenthum immer ein exotisches Gewächs für unsere Rothhäute, während sie durch Vermittlung ihrer eigenen Volksgenossen ziemlich schnell mit dem Wesen desselben vertraut werden. Ich glaube, es ist eine Haupteigenthümlichkeit der hiesigen Mission, daß sie fast ausschließlich von Eingebornen getrieben wird, denn neben acht indianischen Pfarrern haben wir nur einen weißen und zwei Mischlinge.

Nach alle diesem dürfen Sie aber nicht meinen, das Leben unserer jungen Christen gebe nur zum Loben und Danken Veranlassung; vielleicht macht man auf andern Missionsgebieten die Erfahrung, daß die Mehrzahl der Bekehrten schon von Anfang ihres christlichen Lebens an eine völlig umgewandelte Sinnesart zur Darstellung bringt, — wir können das nicht sagen; wohl wünschen wir von Herzen, daß es so wäre, aber thatsächlich stehts durchaus anders, denn nur wenige unserer Neugewonnenen erkennen sogleich die Macht und Gefahr der Sünde; viele kämpfen nicht treulich, sondern hinken auf beiden Seiten, liebäugeln mit ihren alten Gewohnheiten, fallen gar wieder tief hinein und kommen erst durch schmerzliche Erfahrung zu der Erkenntniß, daß man in Jesu Nachfolge nicht zween Herrn dienen kann; — ein unerfahrener Beobachter würde in solchen Fällen oft alles verloren geben, aber der Same des göttlichen Wortes bewährt seine Lebenskraft auch in den Herzen dieser Rückfälligen; sie sind wohl vom Teufel überlistet und schwach geworden, aber dennoch nicht Feinde des Kreuzes Christi — nach aufrichtiger Reue ermannen sie sich wieder und beginnen den Lauf von neuem, und eben der Ernst ihrer Buße beweist uns die Arbeit des heiligen Geistes an ihren Seelen. Gleich uns selbst müssen auch sie es durchkosten, daß der Christ hienieden nichts Fertiges ist und daß sein Lauf durch Fallen und Aufstehen geht. Immer wieder hört man sie das Bekenntniß ihrer Schuld und ihres täglichen Zurückbleibens hinter dem, was sie sein sollten, ab-

legen; ja, in jedem von ihnen vollzieht sich derselbe Kampf des Fleisches wider den Geist, wie ihn schon Paulus so ergreifend schildert; aber, nicht wahr, dies alles ist kein Anzeichen von innerem Tode, sondern von den Geburtswehen des neuen Menschen, der sich aus schweren Banden zur endlichen Freiheit hindurchringt. Oft hörte ich die armen Bursche sagen, daß sie selbst unterwegs auf ihren Wanderungen beständig über die ihnen anklebenden Sünden seufzen mußten und dabei ihren Hut zum Gebet um Vergebung abgezogen hätten, oder abseits im Gebüsch niedergekniet seien, um Gottes Barmherzigkeit wider die Anklagen ihres Gewissens herabzuflehen. Sie kommen aber doch von Jahr zu Jahr dem Herrn näher und wachsen in der Kraft, sich von groben Sünden frei zu halten und ein heiliges Leben zu führen. Doppelt schwer muß ja gerade ihnen, die ihren Lauf unter einer so hemmenden Bürde von lasterhaften Gewohnheiten zu beginnen haben, dieser Heiligungskampf fallen.

Und doch — in mancher Beziehung haben diese Indianer es leichter, als wir, ein christliches Leben zu führen; erstens kennen sie keinen Zweifel an der Existenz Gottes und an der Unsterblichkeit der Seele, denn beide Punkte stehen schon den heidnischen Indianern fest und werden von ihnen nie in Frage gestellt, und dann tritt die christliche Religion an sie heran mit der ganzen Autorität der weißen Rasse, deren geistige Ueberlegenheit ihnen durchaus gewiß ist. Alle Weißen gelten ihnen für ächte Christen und nur schwer lassen sie sich vom Gegentheil überzeugen, haben auch keine Ahnung davon, daß es Gottesleugner, Bibelhasser und Materialisten in der Welt gibt, und kennen weder den wissenschaftlichen noch sonst einen religiösen Zweifel; daher wird ihr Glaube weit weniger angefochten als der unsrige und bleibt stets kindlich und ungetrübt. Für gar manche von uns ist ferner die Religion nur Eines aus dem Vielerlei, das unsere Aufmerksamkeit und Kräfte in Anspruch nimmt; da muß täglich die Zeitung mit allen ihren Neuigkeiten, besonders den Verbrecher- und Schauderberichten gelesen und besprochen werden; dazu kommt bei vielen die Oper und das Schauspiel, Concerte und Vorlesungen, Gesellschaften aller Art, Pflichten der Toilette und des Salons, Ausflüge und mancherlei andere Vergnügungen, überhaupt der ganze Kraftaufwand, den unser Leben schon äußerlich mit sich bringt. Alles das stellt ununterbrochen Anforderungen an unser

Gedankenleben, und der Religion wird nur ein Winkelchen neben allem anderen eingeräumt; der Indianer dagegen weiß nichts von Zeitungen und Gesellschaften; was in der Welt vorgeht, kümmert ihn nicht; und wird er Christ, so ist alle geistige und geistliche Nahrung, die er überhaupt empfängt, eine rein christliche. Um das tägliche Brot braucht er nicht zu sorgen, denn genügende Wintervorräthe an Korn und trockenem Fisch sind eingesammelt, und die Arbeit ruht während sechs langen Monaten fast gänzlich, so daß es an Muße, wie zu ernster Einkehr in sich selbst, so auch zum Besuch der vielen christlichen Versammlungen nicht fehlt. Das kommt auch der Pflege des Gesanges zu gute, den unsere Indianer leidenschaftlich lieben; kannten sie doch bisher keine andere Musik, als das greuliche Geheul und Geschrei, wie es bei ihren Skalptänzen und ähnlichen Festen üblich ist. Ja, die Religion bietet ihnen wirklich alles nach den verschiedensten Seiten ihres Wesens hin, auch werden sie immer wieder auf dieselbe zurückgeführt, weil eigentlich keine ihrer Unterhaltungen und geistigen Beschäftigungen von ihr getrennt werden kann; wollen sie lesen, so müssen sie zur Bibel oder anderen religiösen Schriften greifen, da es sonst nichts Gedrucktes in ihrer Sprache gibt; wollen sie singen, so sind ihnen nur christliche Lieder und Melodien zur Verfügung, denn weltliche Weisen und Gesänge in indianischer Mundart haben sie nicht; und so ist es mit Allem, daher denn auch das religiöse Element ein weit größeres Gebiet ihres Gesammtlebens beherrscht, als oft bei uns Europäern der Fall ist.

Einen hervorstechenden Zug in der Physiognomie des christlich-indianischen Lebens bilden die religösen Versammlungen. Auf einigen Stationen werden sie während des langen Winters beinahe jeden Abend in dem einen oder andern Hause abgehalten, auf andern ungefähr 2—3 Mal die Woche; diese Sitte hat sich sehr schnell eingebürgert und wir fördern sie gerne, da der segensreiche Einfluß unverkennbar ist. Entstanden sind diese Meetings zuerst unter den White-Earth-Christen bei der Organisation eines Männer-Gesang- und Gebets-Vereins, der von Haus zu Haus zog, um mit den lau gewordenen oder in Sünde gefallenen Gemeindegliedern zu singen und sie wieder aufzumuntern. Bischof Whipple nahm sich der Sache an, und jetzt ist sie allgemein verbreitet, so daß jede Missionsstation ihren Männer- und auch ihren Frauen-Verein hat. Mancherorts, wie z. B. in White-Earth, vereinigen sich einmal in

der Woche nur Männer, anderwärts ist der Besuch sämmtlicher Zusammenkünfte beiden Geschlechtern gestattet; auf einer Station sprechen auch Frauen öffentlich und betheiligen sich am lauten Gebet, doch ist der allgemeine Brauch, daß die Weiber schweigen und ihre Männer für Alle reden und beten lassen. Die Meetings verlaufen gewöhnlich in folgender Weise: man versammelt sich in dem vorher bestimmten Hause (manchmal in dem eines kranken Bruders, der seine vier Wände nicht verlassen kann) und beginnt mit dem Gesang eines Liedes, dann folgt die Verlesung eines kurzen Schriftabschnittes, der Glaube, das allgemeine Sündenbekenntniß und schließlich einige Gebete, darunter das Unser-Vater; nun wird ein zweites Lied gesungen, und dann hält der Leiter die erste Ansprache; nach einer Pause folgt wieder ein Lied, darauf die zweite Ansprache und so fort, bis Alle, die etwas zu sagen hatten, an die Reihe gekommen sind. Die Reden enthalten Bekenntnisse, Ermahnungen und Mittheilungen über persönliche Erlebnisse, Prüfungen, Schwierigkeiten der Betreffenden; unter Umständen kommen auch weltliche Angelegenheiten zur Sprache. Für eine Ehre gilt es, diese gesegneten Versammlungen, die oft erbaulicher und fruchtbarer sind als manche Predigten, im eigenen Hause zu haben. Eigentlich sollen sie stets um zehn Uhr zu Ende sein, doch wirds nicht selten Mitternacht, ehe man auseinander geht. „Kurios kommt es uns vor, daß dabei stark geraucht wird und zwar eine Mischung von Tabak und Rinde, die die Luft mit dickem Qualm erfüllt; aber wir hielten es für weiser, dies harmlose Vergnügen nicht zu untersagen, und wenn man sich erinnert, daß vor einigen Jahren, bei Gelegenheit des altkatholischen Kongresses in Deutschland, die englischen Bischöfe und Delegierten unter Wolken von Tabak- und Bierdunst von den gelehrten Doktoren und Professoren empfangen wurden,*) so gönnt man wohl unsern armen Rothhäuten ihren Qualm — ohne Bier."

Sie halten übrigens nicht nur in den eigenen Dörfern Versammlungen, sondern senden ihre Männer-Vereine manchmal achtzig bis hundert Meilen weit zu entfernten Gemeinden, um dort das

*) Gerade so war es bei der ersten und wieder bei der letzten Versammlung, welcher wir in Herrnhut im August 1882 anwohnten, d. h. vor Tabaksrauch kaum anwohnen konnten. Dies zur Entschuldigung der lieben Indianer.

Evangelium zu verkündigen, und ihr Erscheinen, ihr Gesang und ihre Bußpredigt erregt dann meist eine große Bewegung. Auch die Todtenbestattungen fallen den Vereinen zu, und darin ahmen sie die und fossarii (Todtengräber) der alten Kirche nach.

Angesichts der unnatürlichen Zustände und Ausartungen, denen man hin und wieder begegnet, ist es wirklich erfrischend, die einfältigen, naturwüchsigen Formen, in denen sich das geistliche Leben hier ausgestaltet, zu beobachten. Noch vor wenigen Jahren zogen Gruppen von Indianern von Dorf zu Dorf, um wochenlang Tag für Tag und Nacht für Nacht beim Spektakel der großen „Medicin"-Trommel zu tanzen, bis sie die Leute beinahe verrückt gemacht und fast alle Hunde im Umkreis der Niederlassung verspeist hatten; und jetzt — wenn die jungen Männer ihre Wanderungen antreten, so hört man sie liebliche geistliche Lieder singen und zur Buße, zum Glauben und zu einem neuen Leben auffordern. Im Blick auf ihren großen Missionseifer dürfen wir uns wohl der Hoffnung hingeben, daß einst noch die ganze Heerde zu Christo wird gesammelt werden. Ihre Ansprachen sind oft wahrhaft ergreifend, und die Geistlichen haben an der Arbeit dieser Laien, von denen jeder Einzelne ein Prediger und Missionar ist, eine rechte Stütze für ihre eigene Wirksamkeit.

Unsere Indianer sind außerordentlich gute Kirchgänger. Ob es regnet oder die Sonne scheint, heiß oder kalt ist, immer kann man mit Sicherheit auf eine zahlreiche Zuhörerschaft rechnen; sie hängen wirklich mit Liebe an ihren Gottesdiensten und halten das hl. Abendmahl in hohen Ehren, glauben auch an die Fülle der Segnungen, die ihnen in demselben zu Theil wird, und sehen eine besonders kräftige Arznei für ihre Seelen darin; nur unübersteigliche Hindernisse halten sie von der Theilnahme an demselben ab. Als im Februar v. J. eine ganze Woche lang der heftigste Schneesturm getobt und drei Fuß hohen Schnee auf der Ebene und noch gewaltigere Massen in den Gründen zurückgelassen hatte, meinten unsere Prediger, dießmal würden sie am Sonntag eine leere Kirche finden; zu ihrer Verwunderung jedoch war die Gemeinde fast vollzählig versammelt; Männer und Frauen hatten sich, zum Theil meilenweit, durch alle Hindernisse hindurchgearbeitet, obgleich ihnen stellenweise der Schnee bis an die Armhöhlen gieng, nur um das Abendmahl nicht zu versäumen.

Natürlich übt diese Liebe zum Wort und Sakrament und zu den geistlichen Liedern, die sie beständig im Herzen und auf den Lippen haben, einen tiefgehenden Einfluß auf ihr ganzes Wesen aus und einige von ihnen, Männer und Frauen, stehen als leuchtende Beispiele christlichen Lebens, ja als wahre Heilige, vor uns; sowohl in der Reinheit des Wandels, als nach der Treue in ihren Andachtsübungen und im Eifer für Gottes Verherrlichung und das Heil der Brüder, könnten sie fast nicht übertroffen werden. Ihr Verhalten ist ein so tadelloses, daß man kaum sagen kann, in welcher Richtung sie noch Fortschritte zu machen hätten; Einzelne leben noch unter uns, Andere sind schon daheim beim Herrn als selige Zeugen Seiner Gnade und Macht.

Daß es neben dem Licht auch nicht an Schatten fehlt, habe ich oben schon angedeutet. Obgleich unsere Indianer ein so tiefes Gefühl für Religion haben und sich beständig mit ihr beschäftigen, so können doch manche sich nicht völlig von den alten heidnischen Gewohnheiten, z. B. vom Branntwein-Trinken, losmachen. Beim Zusammentreffen mit den Sioux, die früher ihre Feinde waren, jetzt aber auf gutem Fuße mit ihnen stehen, oder wenn sie Vorräthe von der Eisenbahnstation holen, vermögen sie der ihnen gebotenen Gelegenheit nicht zu widerstehen, und trotzdem, daß sie's nachher schmerzlich bereuen und offen bekennen, wiederholt sich der gleiche Fall doch im nächsten Jahr fast regelmäßig wieder. Oefter als einmal jährlich trinkt keiner von ihnen.

Ein Zweites ist die Neigung zum Tanz. Wenn die Sioux zum Besuche kommen, so ist ihre Freude eine so ausgelassene, daß sie die „Medicin"-Trommel wieder hervorholen und Tag und Nacht in der früheren Weise um dieselbe herumspringen. Nicht Alle tanzen; die meisten schauen bloß zu; aber wie gerne sähen wir sie von beidem abstehen, da dieses Tanzen ein durch und durch heidnisches Gepräge trägt und leicht den alten Barbarismus in ihnen wieder wach ruft. Es ist ein betrübender Anblick für uns, bekehrte Christen sich so unbändig gebärden zu sehen, aber bis jetzt müssen wir uns darein finden, ihn zu ertragen. Der sinnverwirrende Klang der Trommel, die Gegenwart ihrer ehemaligen Todfeinde übt solch unwiderstehliche Gewalt über sie aus, daß manchmal alle Arbeit liegen bleibt, wenn die Sioux ihnen ihren alljährlichen Besuch machen.

Das Schlimmste aber ist eben ihr Mangel an Ausdauer bei der Arbeit. Nur schwer können sie sich an ein stetiges, täglich sich wiederholendes Schaffen gewöhnen, und vielleicht sollten wir darin keine zu hohen Ansprüche an sie stellen in Anbetracht der ihnen anererbten Trägheit, der von Jugend auf fehlenden Arbeitsgewöhnung und der Schwierigkeit, sich von dem so tiefgewurzelten Hang zu einem herumstreifenden Leben loszumachen. Sobald der Frühling kommt und die Sonne wärmer scheint, treibt es sie hinaus aus ihren Hütten, die Männer auf die Jagd nach Moschusratten, die Frauen in den Wald, um dort den Ahornzucker zu gewinnen. Die natürliche Folge hievon ist, daß ihre Heerden, sich selbst überlassen, nur kümmerliche Nahrung finden, an Werth verlieren und manchmal sogar umkommen, daß sie auch viel zu spät ihre Felder besäen, wenn der Waizen der weißen Ansiedler bereits zu sprießen beginnt, und so gerade dann, wenn es daheim am meisten Arbeit gibt, ihre Kraft mit Herumschweifen vergeuden und nichts Ordentliches ausrichten; sie möchten neben dem Ackerbau das alte Nomadenleben noch fortführen, und wenn wir ihnen auch noch so oft durch die sprechendsten Thatsachen beweisen, daß dies einfach unmöglich ist, so bleibts doch bei ihren Gewohnheiten und sobald die Zeit kommt, da ihre Väter in die Wälder hinauszogen, gehen auch sie und lassen alles Andere im Stiche!

Manche sind auch gar nicht geneigt, ihre Farmen mit der Zeit zu vergrößern; es ist ihnen bequemer, sich an den kleinen Ackerstückchen, die sie spärlich ernähren, genügen zu lassen, während Einzelne es doch zu einem Besitz von 30—40 Morgen Landes bringen. Auf den kleinen Aeckerchen ist natürlich keine rechte Landwirthschaft möglich, und unser Wunsch, sie zu einem rationellen Betrieb der Bodenkultur zu bringen und dadurch ihren Wohlstand wie ihre Intelligenz zu heben, hat wenig Aussicht auf Erfolg, denn nur wenige unter ihnen haben einen Begriff davon, daß man Tag für Tag in seiner gewiesenen Arbeit weiter machen muß. Unsere schwedischen und norwegischen Nachbarn, welche ursprünglich ebenso arm waren und ebenso klein anfiengen, wie unsere Indianer, werden alle in kurzer Zeit reiche Leute, während es bei uns in wirthschaftlicher Hinsicht immer bei denselben kümmerlichen Zuständen bleibt. Vielleicht ist es zu viel verlangt, daß Menschen, die dreißig, vierzig, ja fünfzig Jahre lang als Wilde gelebt haben, in ihrem Alter noch tüchtige

Landwirthe in größerem Styl werden sollen, aber dennoch schmerzt uns dies Zurückbleiben sehr. Man sollte freilich mehr auf die Lichtseite hinweisen, statt die Fehler unserer armen Brüder aufzudecken, welche in Wahrheit doch schon so bedeutende Fortschritte gemacht haben. Um aber ein richtiges Urtheil über sie zu ermöglichen, darf doch auch die Schattenseite nicht verschwiegen werden.

Aus der Telugu-Mission.

6. Die ersten Wahrheitszeugen in Ahmadala.

An so vielen Orten des Telugulandes auch die Predigt des Evangeliums schon erschollen war, Ahmadala hatte sie noch nicht vernommen, als im Jahr 1875 der Ongol-Evangelist Kondaia auf dem Weg nach Bezwara erstmals dahin kam. Von Geburt selbst ein Madiga und daher wohl vertraut mit allen Bräuchen seiner einstigen Kastengenossen, gieng er ins Madiga-Dörflein, um dort Wasser zu holen und während der Hitze des Tages ein paar Stunden zu rasten. Im Nu hatten sich einige Leute um ihn gesammelt, um ihn nach seinem Namen, seiner Beschäftigung, dem Ziel seiner Reise und etwaigen Neuigkeiten zu fragen. Denn die Telugus haben noch keine Zeitungen und erfahren an abgelegenen Orten nur, was ihnen irgend ein Reisender mittheilt. Solche Nachrichten werden dann von Dorf zu Dorf weitergetragen, wobei bald irgend ein Wanderer oder auch ein Feldarbeiter, dessen Aecker an der Grenze der nächsten Markung liegen, zu einer Art Lokalblättchen wird und — so seltsam es scheinen mag — die Nachrichten oft mit fast telegraphischer Schnelligkeit durchs Land laufen. Kondaia benützte natürlich die Gelegenheit, ein Wort von Jesus zu sagen. Man hörte ihn aufmerksam an und lud ihn dann ein, über Nacht zu bleiben. Natürlich willigte er ein, denn so war ihm ja die Möglichkeit geboten, wenn die Leute Abends von ihren Feldern

heimkamen, noch eine öffentliche Ansprache zu halten. Obschon ihrem Gewerbe nach eigentlich alle Madiga Gerber und Schuhflicker sind, verdienen doch in Ahmadala die meisten ihr Brot als Lastträger. Etliche besitzen auch kleine Aecker und sind in Wirklichkeit fast zum Rang von Bauern emporgestiegen.

Als in den 12—15 Häusern des Dörfleins die Abendmahlzeit vorüber war, setzte Kondaia sich auf die Plattform vor Ramaswamis Tempelchen und fieng an, nach einer bekannten Volksmelodie ein christliches Lied zu singen. Bald hatte sich die gesammte Einwohnerschaft um ihn geschaart, denn gar gern hören und singen die Telugus ihre lebhaften einheimischen Melodien.

Diesmal waren es neue, nie gehörte Worte, die sie dazu vernahmen. Nachdem Kondaia sein Lied geendet hatte, las er mit lauter Stimme die Geschichte vom verlorenen Sohn und hob dann an, den Umstehenden eine Predigt zu halten.

Die Telugus sind geborne Redner, von klein auf gewohnt, bei den geringfügigsten Anlässen ihre Zungenfertigkeit zu entfalten. Diese Gabe und Uebung kommt ihnen natürlich auch zu statten, wenn es sich um die Verkündigung der höchsten und wichtigsten Wahrheiten handelt. Kondaias Zuhörer waren hingerissen. Als er geendet hatte, drängten sich Alte und Junge, Männer und Weiber an ihn heran, um noch mehr von der neuen Religion zu hören, die ihnen so Großes verhieß.

„Werden aber die Götter, denen wir seither gedient haben, uns nicht tödten, wenn wir sie verlassen?“ fragten einige.

„Was ist denn wohl mehr, der Arbeiter, der etwas macht, oder das Werk seiner Hände?“ entgegnete Kondaia.

— Natürlich der Meister, der etwas macht. —

„So höret denn. Eure Götzen sind alle von einem Zimmermann oder Goldschmied gemacht, und doch fürchtet ihr diese Meister nicht; warum solltet ihr dann die von ihnen verfertigten Bilder fürchten, die sich nicht regen und bewegen, ja nicht einmal wehren können, wenn Diebe ihnen ihren Zierat stehlen?“

— Aber werden die Götzen nicht dadurch belebt, daß die Brahmanen ihre Mantras über sie sprechen? —

„Können denn die Brahmanen Leben geben? Warum trauern sie denn um ihre verstorbenen Kinder ganz wie ihr um die euren, statt sie ins Leben zurückzurufen? Uebrigens glauben jetzt viele

Brahmanen selbst nicht mehr an die Götzen. In Puri geschah es vor etlichen Jahren, daß einem der Priester des großen Dschagannatha-Tempels ein christlicher Traktat in die Hand fiel. Er las, was darin über die Thorheit des Götzendienstes und die Unmöglichkeit gesagt war, durch ihn die Seligkeit zu erlangen, und wie der Glaube an Jesus, den Heiland der Welt, der einzige Himmelsweg sei. Zuerst wollte der Priester das Büchlein im Aerger zerreißen, allein es hatte doch einen Eindruck auf ihn gemacht, den er nicht los werden konnte; er mußte es wieder und wieder lesen. Manchmal durchzuckte ihn der Gedanke: „Wenn aber das Christenthum doch Wahrheit wäre?“ dann schien es ihm wieder unmöglich. Wochen verstrichen und seine Verwirrung wurde nur größer. Endlich hielt ers nicht länger aus und beschloß, um jeden Preis diesem Zustand ein Ende zu machen. Mit einem spitzen Eisen bewaffnet, schlich er sich eines Abends heimlich in den Tempel und stieß mit zitternder Hand dieses Eisen in den Leib des Götzen. Als Dschagannatha sich nicht rührte, versetzte er ihm noch weitere Stiche, dann gieng er fort, überzeugt, daß ein so machtloser Gott ihm weder schaden noch nützen könne. Er wurde ein Christ und ist nun ein Verkündiger des Evangeliums.“

— Also kann man wirklich Götzen beschädigen, ohne zu sterben? —

„Laßt mich euch etwas Selbsterlebtes erzählen. Vor einigen Jahren, als ich noch in Ongol in der Schule war, versuchten etliche Mala, die hart am Missionsgehöfte einen kleinen Schrein der Göttin Polaramma hatten, unsre Sonntagsgottesdienste zu stören. Sie veranstalteten also vor diesem Schrein ein Fest und lärmten den ganzen Sonntag hindurch. Endlich gieng der Missionar hinab und bat die Leute, doch wenigstens auf eine Weile den Lärm einzustellen, allein sie kehrten sich nicht daran. Jetzt forschte der Missionar genauer nach, und es stellte sich heraus, daß der Platz, auf dem Polarammas Schrein stand, eigentlich noch zum Missionsgehöfte gehörte. Darauf hin bat er den englischen Beamten, das Tempelchen entfernen zu lassen. Dieser untersuchte die Sache, fand die Angaben des Missionars richtig und gab dem Thassildar die Weisung, den Schrein entfernen zu lassen. Der Thassildar forderte den Dorfmunsif auf, die hiezu nöthigen Leute zu schicken; aber Niemand wollte es wagen, Polarammas Zorn auf sich zu laden; drei Tage

lang suchte der Munsif in ganz Ongol vergeblich nach Männern, die willig gewesen wären, den Schrein einzureißen und die Steine fortzuschaffen. Als der Missionar das hörte, ließ er den Munsif zu sich bitten und bot ihm unsre Dienste an. Sie wurden angenommen, und wir alle giengen zu Polarammas Schrein hinab. Seine Sandalen ablegend, zeigte der Munsif uns zitternd, wo anzufangen sei. Dann sprach der Missionar mit lauter Stimme zu der versammelten Menge: „Ihr Alle glaubet, derjenige, der zuerst seine Hand an diesen Schrein legt, werde entweder gleich todt niederstürzen oder doch sicher hintennach an den Pocken sterben. Nun möchte ich nicht schuld daran sein, daß eurem Munsif oder einem meiner Schüler etwas Böses widerführe, also will ich allein die Verantwortung tragen. Ist Polaramma eine Göttin, so tödte sie mich!“ Eine Brechstange in der Hand, erstieg er nun den Schrein. Einige der Umstehenden schlugen an ihre Brust, andre erwarteten ihn todt niederstürzen zu sehen; er aber warf ruhig das Dach ein, und wir Schüler thaten das übrige. Ihr seht, ich bin noch immer wohl und gesund. So ists auch unser Missionar und so sinds die andern jungen Leute, die mit mir Hand anlegten an Polarammas Schrein. Von all den Götzen, die ich früher angebetet und jetzt verlassen habe, hat mir überhaupt nicht Einer ein Leides gethan.“

— Ists möglich? kann das sein?

„Ja, so ist es, und wer Götzen anbetet, gleicht den Kindern, die im Spiel Sand statt Reis kochen, und den Verschmachtenden, die an einem trügerischen Dunstgebilde ihren Durst zu löschen hoffen. Das Herz des Menschen ist für Gott geschaffen und findet keine Ruhe außer in Ihm.“

Unter solchen Reden und Gegenreden verzog das Gespräch sich bis Mitternacht, dann legte Kondaia sich an derselben Stelle, wo er gesprochen hatte, zur Ruhe nieder. Bei dem warmen, trockenen Wetter brauchte er weder Obdach noch Bett. Zuvor aber hatte er versprechen müssen, einige Tage in Ahmadala zu bleiben. Diese Tage verstrichen unter Gesprächen mit Angehörigen verschiedener Kasten und der Vorbereitung auf den Abend, der regelmäßig mit einer längeren Ansprache und den sich daran knüpfenden Unterredungen schloß. Das Wort kam nicht leer zurück: am Abend des vierten Tags bekannte Rangaia, der Obmann des Madiga-Dörfleins, sammt seiner Frau und Tante und zwei weiteren Ver-

wandten, seinen Glauben an Jesum. Bei ihnen brachte Kondaia nun noch zwei weitere Tage zu, um ihnen zu sagen, wie sie als Christen ihr Leben einzurichten hätten. Dann ermahnte er sie zur Standhaftigkeit und Treue, lud sie ein, zur nächsten monatlichen Taufhandlung nach Ongol hinabzukommen, empfahl sie dem Schutze Gottes und zog seine Straße weiter.

Im nächsten Monat stellte sich unter andern Taufbewerbern wirklich auch Rangaia mit den Seinen in Ongol ein. Nach beendigter Prüfung wurde von seinem Haupt die lange Haarlocke abgeschnitten, unter welcher nach dem Glauben des Hindu sein Gott wohnt, und die ganze Familie in die Gemeinde Christi aufgenommen.

Bei der Rückkehr nach Ahmadala aber warteten ihrer stürmische Tage. Sobald dort bekannt geworden war, daß Rangaia und vier andere Glieder seiner Familie nach Ongol gegangen seien, daß sie da den Göttern ihrer Väter entsagt und Rangaia sogar gewagt habe, sich seine heilige Haarlocke abschneiden zu lassen, war eine allgemeine Entrüstung die Folge, Häuflein von fünf oder sechs Männern saßen da und dort im ernsten Gespräch beieinander, und länger als sonst verweilten die Frauen am Brunnen, um das Neueste über Rangaias unbegreiflichen Schritt zu hören oder zu berichten. Auch der Munsif und Appaia Naidu und der Karnam Krischna Rao besprachen sich darüber und beschlossen endlich, Rangaia vorladen zu lassen, um ihn zur Rückkehr zu seiner alten Religion zu bewegen. Kaum war er zu Hause angelangt, so wurde er vor die Dorfältesten gerufen. Haufen von Männern und Weibern waren bereits auf dem freien Platz in der Mitte des Dorfes versammelt, wo die öffentlichen Verhandlungen gepflogen werden, und wollten mithelfen, die neue Religion zu ersticken.

Bald erschien auch Rangaia, gefolgt von den andern Neubekehrten. Als er dem Munsif und Karnam und den übrigen Häuptern des Dorfs gegenüberstand, machte er einen tiefen Salam und fragte, was sie begehren. Aber er war erregt; seine Stimme bebte und seine Glieder zitterten, was bei den Nächststehenden alsbald Gelächter erregte.

„Wozu bist du nach Ongol gegangen?“ redete Krischna Rao ihn an.

„Ich bin hinabgegangen, um mich taufen zu lassen, wie Alle, die an Jesum Christum glauben,“ entgegnete Rangaia.

„Weßhalb bist du getauft worden?“ riefen jetzt mehrere Stimmen zumal. „Gibt es denn in Ahmadala kein Wasser?“

„Die Taufe ist ein Zeichen, ein Gebot, das mein Heiland gegeben hat, als er auf Erden wandelte.“

„Ein Zeichen wovon?“

„Ein Zeichen, daß ich an Jesum glaube, der für mich gestorben ist, und daß ich den Werken der Finsterniß entsagt habe und nun trachten will, Ihm nachzufolgen.“

„Also willst du die Götter von Ahmadala nicht mehr anbeten?“

„Nein.“

„Wie kannst du das wagen? Werden sie dich nicht tödten?“

„Früher fürchtete ich das auch; aber jetzt nicht mehr, weil ich sehe, daß sie kein Leben, und darum auch keinen Verstand, keine Macht haben.“

„Ists wahr, daß du die geweihte Haarlocke auf deinem Haupt abgeschnitten hast, unter der die Götter wohnen?“ fragte jetzt der Priester von Lakschmanaswamis Tempel.

„Ja, er hats gethan!“ rief ein neben Rangaia stehender Mann, ihm den Turban abreißend und so das Haupt entblößend.

„Schande! Schande!“ murmelten nun hundert Stimmen zumal.

Darauf fuhr Krischna Rao fort: „Sag an, warum hast du die Religion deiner Väter verlassen? War, was für sie gut genug war, nicht auch gut genug für dich? Bist du besser als sie?“

Jetzt hatte Rangaia seine ganze Fassung wieder gewonnen und antwortete ruhig und fest: „Liebe Freunde und Mitbürger! Ihr wißt, daß ich immer ein eifriger Götzendiener war. Stundenweit um Ahmadala her ist kein Götze, dem ich nicht meine Verehrung bezeugt hätte. Auch an ferne Orte bin ich gegangen, um den Affengott Hanuman und andere Götter anzubeten; aber ich kam zurück, wie ich gegangen war, und das Jenseits lag immer gleich dunkel und fern vor mir. Da kam Kondaia hieher und verkündete Jesus, den Heiland der Welt. Er sprach davon, wie sündig wir seien und wie wir unsre Sünden los werden können. Da fühlte

ich, daß das eine Botschaft des lebendigen Gottes sei und daß ich sie glauben und annehmen müsse. Ich thats und war glücklich. Ich wurde getauft, wie ihr schon wißt. Ich schnitt die Haarlocke ab, die mir vorher heilig gedäucht hatte, weil ich kein Zeichen der Abgötterei mehr an mir tragen wollte. Jetzt hat meine Seele Ruhe und beim Glauben der Christen will ich bleiben bis an mein Ende."

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille, dann hob der Priester an: „Wenn du die Götter von Ahmadala verachtest, thust du am besten daran, unser Dorf zu verlassen, denn nicht nur werden sie dich erschlagen, sondern ihr Fluch wird auch uns treffen, wenn wir einwilligen, daß du hier bleibst. Komm Rangaia, sei kein Thor. Du hast eine Familie und liebe Kinder, denke an sie und kehre zu den Göttern deiner Väter und zu deinen alten Freunden zurück. Wir werden dir deinen Fehltritt vergeben und dich lieben wie vordem, und die Götter werden dich segnen."

„Nein, ich kann nicht. Gott helfe mir. Nie und nimmer will ich dem Christenthum entsagen und nie und nimmermehr Götzen anbeten," entgegnete Rangaia fest. Die Religion, zu der ihr mich zurückführen möchtet, ist mir nur zu wohl bekannt. Sie ist wie ein Haus ohne Dach. Ich finde in ihr keinen Frieden für mein Herz, keinen Trost in der Noth, keine Hoffnung im Tod, und für meine sündenbeladene Seele keinen Mittler und Heiland, keinen treuen, erbarmenden Vater, der mich auch nur so zärtlich liebt, als ich meine Kinder zu lieben vermag."

„Dann mußt du fort aus Ahmadala!" riefen mehrere Stimmen zumal. „Wir geben dir keine Arbeit mehr und verwehren dir den Eintritt ins Dorf. Duldeten wir dich, so würden die Cholera und die Pocken über uns kommen, unser Vieh würde sterben und unsre Ernte verderben. Sollten wir deinetwegen all das erleiden? Steh ab von dieser neuen Religion. Es ist die Religion der Engländer, wir Hindu brauchen sie nicht. Sie haben die ihrige und wir die unsere."

Auf diese und viele andere heftige Reden antwortete Rangaia fest und gelassen: „Ich wundre mich nicht, daß ihr zürnet, denn es ist noch nicht lange her, daß ich fühlte wie ihr. Aber eure Befürchtungen sind grundlos, das weiß ich gewiß. Wollt ihr mir keine Arbeit geben, so muß ich anderswo Verdienst suchen; thut immerhin, was ihr für recht haltet. Was kann ich weiter sagen?"

„O, dein neuer Gott wird dir vielleicht ohne Arbeit Brot geben!“ rief höhnisch einer aus der Menge.

Aber Rangaia erwiderte: „Gott hat mir Kraft zur Arbeit gegeben und will, daß ich sechs Tage in der Woche arbeite und am Sonntag ruhe. Das gedenke ich zu thun und vertraue Ihm, daß Er für mich sorgen wird.“

„Wie? du willst Sonntags nicht mehr arbeiten?“ fragte der Munsif.

„Nein.“

„Warum denn nicht?“

„Das weiß ich selbst nicht genau, denn ich bin erst ein Anfänger im Christenthum. Aber man hat mich gelehrt, daß ich Sonntags jede gewöhnliche Arbeit unterlassen und diesen Tag zum Gebet und Nachdenken verwenden soll.“

Jetzt wurden die Christen entlassen. Rangaia war dankbar, daß man sie nicht geschlagen, sondern ihnen erlaubt hatte, ein solches Zeugniß ihres Glaubens und ihrer Hoffnung abzulegen. Er fühlte sich getragen von einem ewigen Erbarmen und war gewiß, daß ihn nichts scheiden dürfe von der Liebe Gottes in Christo Jesu, seinem Herrn.

7. Nicht fern vom Reiche Gottes.

Nachdem die Christen sich entfernt hatten, wurden verschiedene Pläne besprochen, wie es mit ihnen zu halten sei; aber noch ehe man zu einem bestimmten Beschluß kam, erschien inmitten der Versammlung ein Brahmane von Ehrfurcht gebietender Gestalt. Die meisten der Anwesenden hatten ihn noch nie gesehen, aber Krischna Rao erkannte in ihm Batschaia, den Karnam des Städtchens Roladond. Babaia Naidu bat ihn, Platz zu nehmen, und als die Begrüßungen vorüber waren, erkundigte sich der Neugekommene nach dem Gegenstand der soeben stattfindenden Verhandlung.

Krischna Rao erzählte ihm nun Rangaias Bekehrung und fuhr dann fort: „Er scheint nicht nur im Sinn zu haben, unsre Götter zu verlassen, sondern auch sich uns Brahmanen gleich zu achten, solche Anmaßung können wir diesen kastenlosen Hunden nicht ge-

ſtatten. Wir müſſen ſie lehren, in der ihnen von dem Allherrn angewieſenen Stellung zu bleiben. Was ſagſt du dazu, Batſchaia?“

„O Freunde! hört mich an,“ erwiderte der Gaſt. „Das Chriſtenthum iſt nichts Neues für mich. Vor fünf Jahren wurden etliche Madiga in Roladond Chriſten. Ich ſelbſt und Andre waren darüber gerade ſo entrüſtet, wie ich euch heute ſehe. Wir beſchloſſen, dieſe neue Religion aus unſrem Ort zu vertreiben und entzogen deßhalb den Chriſten alle Arbeit; wir verboten ihnen, das Städtchen zu betreten, und verlachten und verſpotteten ſie auf alle erdenkliche Weiſe, aber ſie ließen ſich von ihrem neuen Glauben nicht abbringen. Sie ſuchten in der Nachbarſchaft Arbeit, und bald gab es Chriſten in allen Dörfern ringsum. Jetzt kam der Miſſionar und lud uns Alle ein, ihn in ſeinem Zelt zu beſuchen. Wir giengen hin, und nachdem er uns ſeine Religion erklärt hatte, konnten wir nichts Böſes daran ſehen und verſprachen ihm, die Chriſten nicht weiter zu verfolgen. Als die jedoch bald darauf eigene Aecker erwarben, erregte das den Neid einiger unſrer Leute, die es nicht ertragen konnten, dieſe Kaſtenloſen emporkommen zu ſehen. So begann die Verfolgung von Neuem, aber es half nichts; je mehr man die Chriſten verfolgt, deſto feſter hängen ſie an ihrem Glauben, deſto ſchneller vermehrt ſich ihre Zahl, deſto reicher werden ſie. Sie gleichen dem Banianenbaum, von dem jedes abgeſchnittene Blatt eine neue Wurzel, jede Wurzel ein Stamm, jeder Stamm ein Baum und jeder Baum ein Wald wird. Nehmt meinen Rath an, Freunde, und laßt die Chriſten in Ruhe! Es iſt in Indien Raum genug, auch für den Chriſtengott. Wer wird für euch arbeiten, wenn ihr die Chriſten aus Ahmadala vertreibt? Entweder müßt ihr es ſelbſt thun oder müßt ihr Fremde nehmen, die euch betrügen und beſtehlen. Und zudem, könnt ihr wiſſen, ob ihr dadurch nicht den Fluch des Chriſtengottes auf euch laden würdet? Seid alſo nicht neidiſch auf dieſe armen Leute, ſondern nehmt wohl zu Herzen, was ich euch jetzt erzählen will.

„Ein vom Neid geplagter Mann, der es nicht ertragen konnte, das Wohlergehen ſeines Nachbars zu ſehen, verließ, dieſes Anblicks los zu werden, ſein Haus und zog in die Wildniß hinaus. Ein Eremit hatte Mitleid mit dieſem Neidiſchen und gab ihm einen Zauberwürfel, der die Kraft hatte, bei den drei erſten Würfen jeden dazu ausgeſprochenen Wunſch zu erfüllen. ‚Dreimal,‘ ſo ſprach

der Heilige zu ihm, ‚wird dir jeder Wunsch gewährt werden; aber von allem was du erhältst, wird dein Nachbar das Doppelte bekommen.' Diesen letzten Zusatz vergessend, gieng der Mann hinweg und wünschte sich Häuser, Aecker, Gold, Silber und Juwelen die Menge. Sein Wunsch wurde erfüllt, aber sein Nachbar erhielt doppelt so viel als er. Jetzt warf er den Würfel zum zweiten Mal und sprach: ‚Ich will ein Auge verlieren.' Es geschah, und sein Nachbar kam um beide Augen. Zum dritten Mal warf er den Würfel mit den Worten: ‚Mein halbes Haus soll versinken,' und das ganze Haus seines Nachbars versank. Als seine Diener ihn nun ganz allein sahen, kamen sie überein, ihn durchzuprügeln und mit allen seinen Schätzen in einem Boot zu entfliehen. Niemand hörte sein Jammergeschrei, und verzweiflungsvoll rief er aus: ‚Das ist die Strafe des Neids. Hätte ich meinen Nachbar nicht zu Grunde gerichtet, so wäre er in der Stunde der Noth mir beigestanden, und aus Furcht vor ihm wenigstens hätte niemand gewagt, mich so zu mißhandeln.'

„Die Christen in Roladond gehören zu unsern besten Leuten und wir wünschen keineswegs, sie los zu werden, denn wir Alle fühlen, daß wir uns auf sie verlassen können, ja, sie sind wie die rechte Hand unsres Städtchens."

Diese Rede kühlte die Erregung der versammelten Menge bedeutend ab und man gieng auseinander, ohne einen Beschluß gefaßt zu haben. Augenblicklich durch Batschaia überzeugt, aber darum im innersten Herzensgrund doch nicht umgestimmt, sannen die Meisten nun in der Stille auf Mittel und Wege, den Christen das Leben in Ahmadala zu entleiden. Wochen verstrichen, in denen das bedrängte Häuflein nur mit größter Mühe Arbeit erlangen oder Lebensmittel erhandeln konnte. Auf hunderterlei Weise wurden sie verspottet und verhöhnt, auch falsche Anklagen gegen sie scheute man nicht; mehr als einmal hatten sie sich vor dem Munsif wegen angeblicher Schulden oder Diebstähle zu verantworten.

Da gieng Rangaia eines Tags an Appaia Naidus Haus vorbei. Die Männer waren alle ausgegangen und Sitamma winkte ihm, näher zu kommen. Er war ihr wohl bekannt; hatte er doch seit Jahren für die ganze Familie die Sandalen gemacht. „Rangaia," redete sie ihn an, „was ists denn mit deiner neuen Religion? komm, erzähle mirs genau." Natürlich sagte ihr der Neubekehrte nun

alles, was er wußte, und es schien Sitamma zu gefallen; Sabamma dagegen, die auch dazu gekommen war, stand mißvergnügt daneben. Im Fortgehen zeigte er dann noch an, es werde in den nächsten Tagen ein eingeborner Lehrer von Ongol kommen, den er ihr ins Haus bringen wolle, wenn Sitamma es wünsche. Sie schien erfreut, antwortete aber nichts, weil Sabammas Anwesenheit sie beengte. Um diese zu beschwichtigen, bestellte sie nur noch ein Paar Sandalen, da ihre alten zerrissen seien. Erleichterten Herzens gieng Rangaia nach Hause; es war ihm, als habe Gott angefangen, ihm Hilfe zu schaffen.

Inzwischen hatten die Missionare in Ongol von all den Plackereien gehört, denen die Christen in Ahmadala ausgesetzt waren, und beschlossen, etwas für sie zu thun. Sie besprachen sich darüber mit dem eingebornen Prediger Obala, der damals als Kolporteur im Dienst der Bibelgesellschaft von Madras stand — einem tiefgegründeten Christen voll brennender Liebe zu seinem Heiland und eben so fest als taktvoll im Verkehr mit den verschiedensten Menschen. Dieser war bereit, sich nach Ahmadala schicken zu lassen, um die dortigen Christen zu ermuntern, allen, die ihm ihr Ohr leihen wollten, das Evangelium anzubieten und womöglich auch eine Unterredung mit dem Munsif zu erlangen, dem er die besten Salams des Missionars überbringen sollte, mit der Bitte, den Christen seines Orts doch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Wenige Stunden darauf war Obala schon auf dem Weg nach Ahmadala. Spät am nächsten Abend kam er dort an. Rangaia sagte ihm Alles über seine Lage, dann schütteten sie noch zusammen ihre Herzen vor Gott aus, flehten Ihn um seinen Beistand an und legten sich schlafen. Am andern Morgen wurde verabredet, daß wenn Rangaia Sitamma ihre Sandalen bringe, Obala auch an Appaia Naidus Haus vorbeigehen solle, so daß er, falls Gott den Weg dazu bahne, gleich gerufen werden könne.

Rangaia fand die ganze Familie zu Hause. Er überreichte seine Sandalen und Appaia Naidu schickte sich an, ihm als Bezahlung etwas Korn vorzumessen. Eben jetzt erschien Obala am Hofthor und rief nach morgenländischer Sitte aus, was er zu verkaufen habe. Laut genug, um von Allen verstanden zu werden, sagte hierauf Rangaia: „Das ist der Prediger, den der Missionar hierher geschickt hat. Möchtet ihr ihn nicht sehen und sprechen?“

Appaia Naidu und seine Brüder zögerten; Sitamma aber sagte schnell: „O, heißt ihn eintreten. Ich möchte so gern wissen, was Rangaia zu einem so sonderbaren Schritt bewogen hat. Laßt uns hören, ob an dieser neuen Religion irgend etwas Gutes ist."

Obala wurde eingeladen, in den Hof einzutreten. Nachdem er seine Salams gemacht hatte, öffnete er ehrfurchtsvoll sein Neues Testament und begann zu lesen: „Euer Herz erschrecke nicht. Glaubet an Gott, und an mich glaubet. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn es nicht so wäre, so wollte ich zu euch sagen: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten. Und ob ich hingienge, euch die Stätte zu bereiten, will ich doch wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin..... Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun, auf daß der Vater geehret werde in dem Sohne. Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun." Jetzt schloß er das Buch und erzählte nach seiner Gewohnheit in ergreifender Weise zuerst seine eigene Bekehrungsgeschichte; dann suchte er in kurzen Zügen den ganzen Heilsplan Gottes mit den Menschen darzulegen. Er sprach von der Schöpfung, vom Paradies, vom Sündenfall und dem Fluch der Sünde, unter den das ganze menschliche Geschlecht dadurch gerathen sei. Mit lebhaften Farben schilderte er alle vergeblichen Anstrengungen der Hindus, der Sünde zu entfliehen und zur Wiedervereinigung mit der Gottheit zu gelangen. Dann gieng er über auf die Liebe Gottes, auf seinen eingebornen Sohn Jesus, der den Himmel verließ, um das Verlorne zu suchen und zu retten, auf seinen Tod, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt und die Wohnungen, die Er seinen Nachfolgern bereitet hat. Ein herzliches Wort der Ermahnung an alle seine Zuhörer, daß sie doch ihren Schöpfer, Erhalter und Erlöser, der sie jetzt zu sich rufe und ihnen Ruhe, Frieden und ewiges Leben anbiete, nicht zurückweisen möchten, schloß seine Rede.

Alle waren bewegt, am meisten aber Sitamma, die für einen Augenblick sogar im Hause verschwand, um ihre Thränen vor den übrigen Gliedern der Familie zu verbergen. Bald erschien sie jedoch wieder und reichte dem Prediger einen Trunk Milch, den dieser dankbar annahm.

Nachdem Obala und Rangaia sich entfernt hatten, gieng die ganze Familie an ihre Arbeit. Die Männer sagten kein Wort über

das Gehörte; auf Appaia Naidu und seinen Sohn Lakschmaia aber hatte es sichtbar einen tiefen Eindruck gemacht. Im Lauf des Nachmittags äußerte Sabamma gegen Sitamma, sie halte es für eine Schande, jemand ins Gehöfte eintreten und so über ihre Götter sprechen zu lassen, wie Obala es gethan. Sitamma war andrer Ansicht; aber sie schwieg.

Abends, als sie mit ihrem Mann allein war, brachte sie in zarter Weise die Frage vor, was er über Obalas Rede denke?

„Ich weiß selbst nicht recht, was ich davon halten soll; aber sie hat mich verwirrt," erwiderte Appaia Naidu. „Wie ists denn dir, Sitamma?"

„Wirst du nicht zürnen, wenn ich dirs sage?"

„Nein, warum denn?"

„Ich habe das Gefühl, daß, was er gesagt hat, wahr ist und daß Rangaia, der von dem ganzen Dorfe verfolgt wird, reicher ist, als wir Alle. Fast wünsche ich zu sein wie er, wenn auch arm und verachtet."

„Mir gehts fast ebenso, Sitamma; aber was können wir thun?"

„Wenn du mir nicht zürnst, will ich heimlich an den Gott Rangaias und der Christen glauben. Ich weiß wohl, daß es öffentlich zu thun über dich und die ganze Familie Schmach bringen und uns zu Bettlern machen würde."

„Das ist vernünftig. Sage ja niemand ein Wort von dem, was wir zusammen gesprochen haben."

„Aber Eine Bitte habe ich doch noch, die du mir nicht versagen darfst, wenn du mich lieb hast."

„Wenn es irgend in meiner Macht ist, soll es geschehen. Sag an."

„Bitte, sprich mit deinem Bruder Babaia Naidu und mit Krischna Rao und den andern Häuptern des Dorfs und suche sie dahin zu bringen, daß sie die Verfolgung gegen die Christen einstellen und sie zu ihren früheren Geschäften zurückkehren lassen. Es ist mir, als müßte der lebendige Gott uns strafen, wenn die an den Christen verübten Ungerechtigkeiten noch länger so fortgehen."

„Sabamma hat bereits mit Babaia Naidu und Krischna Rao über Obalas heutige Rede gesprochen und nicht vergessen, dabei zu bemerken, daß du ihn sogar, nachdem er unsre Götter geschmäht, wie einen Freund mit Milch bewirthet habest," erwiderte Appaia

Naidu in mildem Ton; „denn obschon er sich im Grund über Sitammas Fürsprache freute, war er nicht gewiß, damit durchdringen zu können, weil er wußte, daß die erzürnte Sabamma ihren ganzen Einfluß gegen die Christen aufbieten werde. Seine Besorgniß war übrigens grundlos; er fand seinen Bruder ganz geneigt, auf seinen Vorschlag einzugehen, und sobald bekannt wurde, daß eine weitere Belästigung der Christen nicht nach dem Sinn des Munsifs und seines Bruders sei, standen die meisten davon ab. Als Krischna Rao die neue Wendung der Dinge erfuhr, sagte er achselzuckend: „Das Schicksal scheint den Christen gewogen zu sein." Von da an hatten sie in Ahmadala Ruhe.

Zu allgemeinem Staunen verbreitete sich bald auch in der Umgegend die Kunde, Babaia Naidu und sein Bruder Appaia Naidu haben den Christen, wenn nicht ihre Zuneigung, so doch ihr Wohlwollen zugewendet. Allerlei Vermuthungen wurden über diesen plötzlichen Wechsel laut, denn die beiden Brüder waren nicht eben als wankelmüthige Männer bekannt; ihr Verhalten schien daher um so räthselhafter. Einige meinten, der Gouverneur von Madras habe ihnen einen Befehl zugehen lassen, von der Verfolgung der Christen abzustehen. Andre wollten wissen, der Missionar von Ongol habe ihnen ein großes Geschenk geschickt. Wieder Andre hielten für möglich, daß ihnen der Christengott erschienen sei und sie erschreckt habe. Den wahren Grund aber ahnte niemand, und Babaia Naidu und sein Bruder hüteten sich wohl, ihn zu verrathen. Während Obala mit ihnen sprach und eine Weile nachher hatten sie fast gewünscht, selber Christen zu sein; aber dieser Wunsch war schnell wieder erloschen. Sie beruhigten sich mit dem Gedanken, der Gott Rangaias und Obalas, zu dem nun auch Sitamma zu beten angefangen, werde wohl einer jener 330 Millionen Götter sein, von denen sie stets gehört hatten, oder auch ein weiterer Gott, der erst mit den Engländern ins Land gekommen, der aber doch nicht mehr Anspruch auf Verehrung habe als jeder andre.

Verschwendung und Mangel.

Ein Aufruf.

Wie anders würde es in der Welt aussehen, wenn wir alle bessere Haushalter und weisere, willigere Austheiler der uns anvertrauten Gottesgaben wären. Wie mancher Noth könnte abgeholfen werden, wenn's keine Verschwendung gäbe, und wie viel Mangel würde ein Ende haben, wenn nur Gottes Gaben nicht von vielen so schrecklich mißbraucht würden! Mißbrauch und Verschwendung sind schuld an dem häuslichen Unglück des Trunkenbolds. Habsucht und Geiz sind schuld an der Uebervölkerung unserer großen Städte, wo so viele Tausende ohne Licht und Luft ein sieches Sklavenleben führen müssen. Wie weite Strecken fruchtbaren Landes liegen noch brach, während hunderte von Familien auch nicht ein Fleckchen Erde ihr eigen nennen können. Gewiß hätte die Erde Raum genug für alle, wenn nur die Menschen dem urältesten Missionsbefehl Gottes besser folgen wollten: Seid fruchtbar und mehret euch, und erfüllet die Erde und machet sie euch unterthan! Jeder Schritt in dieser Richtung ist auch ein Schritt zur Besserung unserer socialen und wirthschaftlichen Zustände. Ohne Auswanderung gehen wir der Versumpfung entgegen.

Was auf materiellem Gebiet die Auswanderung, das ist auf geistigem und geistlichem die Mission. Ihre Aufgabe besteht darin, Gottes Gaben recht zu vertheilen, die Vermittlerin zu sein zwischen denen, die Mangel leiden, und denen, die Ueberfluß haben. An Brod des Lebens fehlt es nicht, wohl aber an solchen, die dasselbe über's Wasser tragen. Daheim sitzen bleiben und an der reich besetzten Tafel mitessen, das ist viel bequemer, als hinausziehen in die Länder der Hungersnoth und Dürre. Es ist aber auch ein schmählicher Ungehorsam gegen das klare Wort des Herrn: Gehet hin! d. h. bleibet nicht sitzen. Die Christenheit ist gleich einer Schaar von Knechten, deren Herr über Land gezogen ist auf lange Zeit. Beim Abschied hat er ihnen sein Haus, Garten, Feld und ganzen Grundbesitz übergeben mit der bestimmten Anweisung,

alles noch unbebaute Wald-, Sumpf- und Heideland urbar zu machen und so Stück für Stück seinem Acker- und Gartenland hinzuzufügen. Was haben die Knechte gethan? Anfangs sind sie hinausgegangen und haben der Wildniß manch schönes Stück abgewonnen. Nach und nach aber nahm ihr Eifer eine andere Richtung. Sie fiengen an — ein jeder nach seinem Geschmack — im wohlangepflanzten Garten allerlei Neuerungen, Ausschmückungen und vermeintliche Verbesserungen anzubringen. Darüber entstand Streit, denn jeder verlangte von allen übrigen, sie sollten *nach seinem Plan* Wege anlegen, Bäume pflanzen, Hecken beschneiden, Blumen ziehen und was dergleichen Allotria mehr waren. Einer hinderte den andern. Der Garten wurde darüber nicht schöner, sondern immer wüster, und die umliegende Wildniß mit ihrem Unkraut, Gestrüpp und Dornen fieng an — eher zu- als abzunehmen!

Ist es nicht eine Sünde und eine Schande, wenn in der alten Christenheit die Vertreter verschiedener Parteien und Richtungen — von „Kirchen und Sekten" gar nicht zu reden — einander auf die Füße treten und darüber die Heiden zu Grunde gehen lassen? Wie viel Kraft, Zeit, Geld und — Geist wird doch verschwendet durch unsere Trägheit einer- und durch unsere Streitsucht andrerseits! Man spricht heutzutage viel vom rückwirkenden Segen der Heidenmission und zwar nicht selten in einer Weise, wie wenn hierin das Hauptmotiv zur Betreibung dieses Werkes läge. Aber bei alle dem haben unsere Kirchen- und Parteimänner noch lange nicht begriffen, was eigentlich das Geheimniß jenes Segens ist. Es ist der Gehorsam gegen ein unverbrüchliches *Lebensgesetz*, welches wie der menschlichen Gesellschaft überhaupt, so insbesondere auch der christlichen Kirche gilt, der Gehorsam gegen den uralten und durch Matth. 28, 19 nur in höherem Sinn erneuerten Missionsbefehl: „Breitet euch aus! gehet hin! füllet die Erde!" Wo hienach gehandelt wird, da ist gesundes, frisches Leben; wo man dagegen sündigt, da entsteht eine krankhafte Anhäufung von Kräften, eine Versumpfung und Zersplitterung nicht nur des kirchlichen, sondern auch des geistlichen Lebens überhaupt.

Es ist eines der hoffnungsvollsten „Zeichen" neuerer Zeit, daß dieses Lebensgesetz *von manchen* immer besser erkannt, immer energischer betont und auf alle Gebiete der christlichen Thätigkeit angewandt wird. So ist neulich von einer englischen Dame ein

Schriftchen*) erschienen, welches auf die 100 Millionen „Frauen“ Ostindiens hinweist — „Mädchen“ giebt es ja eigentlich nicht in einem Lande, wo die Kinder mit 4—8 Jahren verlobt und mit 12—14 Jahren verheirathet werden — und die englische Frauenwelt aufruft, aus dem eigenen Ueberfluß heraus dem Mangel dieser armen heidnischen Schwestern zu Hilfe zu kommen.

„Hundert Millionen Frauen! Frauen, die wie wir nach ehelichem Glück, nach häuslichem Frieden, nach Mutterfreude sich sehnen, aber kaum je etwas davon zu schmecken bekommen, weil sie in der Regel von ihren Vätern verachtet, von ihren Männern vernachläßigt, in ihrer Witwenschaft mit Füßen getreten werden; Frauen, deren Wohnungen Gefängnisse sind und deren ganzes Leben sich lediglich zwischen geistloser, drückender Sklavenarbeit auf der einen und roher Sinnenlust auf der andern Seite bewegt; Frauen, denen im Diesseits keine reine Freude blüht und die eine Hoffnung aufs Jenseits nicht kennen; Frauen, die nur zum stummen Leiden und Sterben da zu sein scheinen, die ungeliebt, unverstanden, unerzogen und ungebildet durchs Leben gehen; Frauen, die, obgleich mit den herrlichsten Gaben ausgerüstet, durch ein gräusames Heidenthum in den Staub getreten werden!

„Und was könnte diesen unseren armen Mitschwestern aufhelfen? Nichts, als christliche Liebe, christliche Erziehung und christlicher Unterricht! Nur das Evangelium kann ihnen Licht, Leben und Freiheit verschaffen. Und wer soll ihnen das bringen, wenn nicht wir? Was unsere verschiedenen Missionsgesellschaften für die indische Frauenwelt thun, ist ein Tropfen auf den heißen Stein. Im Ganzen mögen es 400 Lehrerinnen sein, die von englischen und amerikanischen Gesellschaften nach Indien sind gesandt worden. Aber was ist das unter so viele! Nehmen wir an, daß mit Hilfe einer Schule und einer guten eingebornen Gehilfin jede dieser Missionarinnen auf etwa 100 Häuser einwirken kann und daß in jedem dieser Häuser 10 Frauen sich befinden, so sind es je 1000 Frauen, die von einer Lehrerin erreicht werden. Ihrer tausend wären also nöthig, um nur eine von den hundert Millionen Frauen Indiens einigermaßen zu beeinflußen, und 100,000, um die gleichen Seg-

*) *Waste and Want;* or, what is, and what might be. By Mrs. *H. Grattan Guinness.* London.

nungen ihnen allen zuzuwenden. Wie sollen unsere Gesellschaften je eine solche Zahl von Arbeiterinnen aufbringen!?

„Und doch — wie viel weibliche Arbeitskräfte werden in England — verschwendet. Was! verschwendet? Ja, freilich! Wie manche christliche Frau oder Jungfrau steht müßig am Markt, führt ein unnützes und darum auch unbefriedigtes Dasein, weil ihr der Trieb oder die Gelegenheit fehlt, die Gaben zu brauchen, die Gott ihr gegeben hat; die Dienste zu thun, für welche sie wie geschaffen ist, die Liebe zu üben, durch welche sie sich und andere glücklich machen könnte.

„Die Jungfrau ist freilich in erster Linie zur Ehe bestimmt. Das ist ihr natürlicher, von Gott bestimmter Beruf. Als Gattin und Mutter wird sie am leichtesten lernen, für andere, nicht für sich selbst zu leben. Da liebt sie und wird geliebt. Da hat sie einen Wirkungskreis, den sie sich nicht selbst erwählt hat, sondern der in Erfüllung ihres natürlichen Berufes ihr geworden ist. Nun wird aber bei uns, weil es mehr Frauen als Männer giebt und weil unsere socialen Verhältnisse vielen das Heirathen fast unmöglich machen, einer großen Zahl dieser schönste und natürlichste Wirkungskreis nie zu Theil. Und dieser Klasse gehören die Unglücklichen an, deren Leben nur zu oft verschwendet wird, die keinen eigentlichen Lebenszweck und keine bestimmte Aufgabe haben und die allmählich in bemitleidenswerthe Selbstsucht und Kleinlichkeit zu versinken pflegen.

„O wenn alle diese dahin gehen wollten, wo man ihrer so dringend bedarf! Welches Glück, welchen Segen könnten sie den armen Hindu-Frauen und Witwen bringen, und wie reich an Liebe, an Glück könnten sie selbst werden, wenn sie hinausziehen und auf dem Missionsgebiet einen Wirkungskreis sich suchen wollten!

„Mir schweben 3 Klassen von christlichen Damen vor, die sich wohl fragen dürften, ob nicht sie etwas dieser Art unternehmen sollten, oder vielmehr: die den Herrn fragen sollten: Was willst du, daß ich thun soll?

„1) Solche, die über bedeutendere Geldmittel verfügen und auch in anderer Hinsicht unabhängig dastehen. Eine solche kann, selbst wenn sie schwacher Gesundheit und schon in einem Alter ist, wo man nicht leicht eine fremde Sprache lernt, sich doch sehr nützlich machen, wenn sie sich in Indien niederläßt und zwei oder drei

jüngere, weniger bemittelte Lehrerinnen ins Haus nimmt, diesen ein freundliches Heim bietet und leitend, dann rathend, unterstützend ihre Arbeit zu fördern sucht, natürlich im Anschluß an irgend eine schon bestehende Mission. Es ist nicht zu sagen, wie segensreich eine christliche Häuslichkeit dieser Art in Indien wirken würde.

„2) Solche, die nicht so reich sind, aber doch genug haben, um auf eigene Kosten nach Indien zu reisen und dort für sich leben zu können. Wenn eine erwachsene Tochter, deren Vater etwa zum zweitenmal geheirathet hat, deren jüngere Geschwister also versorgt sind, oder eine junge, kinderlose Witwe, oder eine alleinstehende Waise in solcher Lage ist, warum sollte sie nicht dem Beispiel der begabten Schriftstellerin A. L. O. E. (Frl. Tucker) oder der indischen Beamtentochter Frl. Reade oder einer Frl. Lowe, Frl. Austey und anderer folgen, die jetzt in gesegneter Arbeit in Indien stehen, ohne von einer Gesellschaft angestellt und besoldet zu sein? Sie braucht sich nur an eine der genannten Damen oder an eine der Zenana-Missionsvereine in England zu wenden, so wird sie bald über den Ort und die Art der von ihr zu ergreifenden Thätigkeit ins Reine kommen. Freunde und Verwandte werden natürlich abrathen; aber das thun sie ja immer, wenn man für den Herrn etwas wagt; durch solche Einreden sollte also niemand sich abschrecken lassen. Was der Herr sagt, das ist die Hauptsache. Und wie gern möchte Er aus mancher Jüngerin, die daheim eine vergleichsweise unnütze alte Jungfer bliebe, in Indien eine „fröhliche Kindermutter" — im höheren Sinne des Wortes — machen! Ja, in wie manchen Fällen hat er das schon gethan!

„3) Endlich denke ich an die, welche willig und tüchtig zum Missionsdienst sind, denen aber die Mittel fehlen, auf eigene Hand hinauszuziehen. Nun, solche mögen sich als Lehrerinnen oder Krankenpflegerinnen der einen oder andern Missionsgesellschaft zur Verfügung stellen, und wenn sie hier nicht angenommen werden, mögen sie Gott bitten, ihnen sonstwie den Weg zu bahnen und eine Thür zur Arbeit aufzuschließen. ‚Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.' Es kommt nur darauf an, daß wir die Nothwendigkeit und die Ausführbarkeit der Frauenmissionsarbeit — zunächst für Indien — einmal uns recht klar vorstellen und dann alle Opferscheu überwinden und unsere Pflicht thun."

Soweit Frau Guinneß, deren Aufruf freilich nur an die christlichen Frauen und Jungfrauen Englands gerichtet ist, die aber doch auch in unseren kontinentalen Missionskreisen gehört zu werden verdient. Für uns Binnenländer ist ja weder die von ihr betonte Verpflichtung so dringlich, noch auch die Ausführbarkeit so leicht. Doch sind auch schon aus Deutschland und der Schweiz manche beherzte Christinnen nicht nur nach Indien, sondern selbst nach Afrika und China gezogen, um dort nicht sich selbst zu leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist. Zu groß ist ihre Zahl noch nicht. Der „Berliner Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenland" z. B. könnte wohl noch mancher Arbeiterin den Weg in die Heidenwelt bahnen. — „Wohlan also, liebe Schwester, die du etwa zu diesem hohen Beruf dich gezogen fühlst, fange an, im Stillen dich darauf vorzubereiten. Frische dein vielleicht früher schon gelerntes Englisch wieder auf, oder mache dich an die Anfangsgründe dieser Sprache, wenn sie dir noch fremd ist. Was du von weiblichen Arbeiten, von Diakonissendiensten lernen, was von Bibel- und Schulkenntnissen sammeln kannst — alles wird dir nützlich sein; und wenn du nur kindlich deinem Heiland dich übergibst als seine geringe Magd, die es für Gnade hielte, in seinem Weinberg mithelfen zu dürfen, so wird er dich Mittel und Wege schon finden lassen.

Leib und Leben läßt man fahren
Für den theuren Schmerzensmann."*)

Missions-Zeitung.

Afrika.

Am 16. Okt. brachen die engl.-kirchl. Missionare Hannington, Stokes, Ashe, Gordon und Wise von Uyui auf, wo Hannington 6 Wochen lang das Bett hatte hüten müssen, und zwar nach Urambo, wo sie am 22. Okt. ankamen und von Mirambo freundlich empfangen wurden. Am 26. gieng die Reise dann weiter ans Südende des Viktoria-Njanza,

*) Worte einer schweizerischen Pfarrfrau, aus deren (freier) Uebersetzung des Aufrufs der Mrs. G. Guinness wir im Obigen manches entlehnt haben.

bis wohin Mirambo ihnen einen Führer mitgab. Hannington befand sich etwas besser, mußte aber den größten Theil des Weges getragen werden.

— Die Londoner Miss.-Ges. hat im Januar ein Dampfboot für den Tanganjika-See „Good News", 55 Fuß lang, in mehr als 400 einzelnen Stücken nach Kilimane gesandt, von wo die „African Lakes Company" es via Njassa-See an seinen Bestimmungsort bringen soll.

— Im Mai sollen ein Geistlicher und ein Laie der Vereinigten Presbyterianerkirche Schottlands als Visitatoren der Missionsstationen im Kafferland nach Südafrika abgehn.

— Zum Bischof von Sierra Leone ist der entschieden evangelisch gesinnte englische Pfarrer E. G. Ingham ernannt worden.

— Der am 11. Nov. 1881 in London getaufte türkische Ulema Ahmed Tewfik Effendi ist auf Kosten einiger Freunde nach Kairo gegangen, um dort unter der Leitung des englisch-kirchlichen Miss. Klein zu arbeiten und vielleicht später von der Miss.-Ges. angestellt zu werden.

Indien.

Die Missionsstatistik von Vorderindien, Ceylon und Barma, welche für die in Kalkutta tagende Konferenz von einem schottischen, einem engl.-kirchlichen und einem Londoner Missionar zusammengestellt worden ist, füllt 72 große Druckseiten und gibt ebenso erfreulichen als belehrenden Aufschluß über die Fortschritte, welche das Christenthum in den letzten 10 Jahren in den genannten Ländern gemacht hat.

Von 1871—1881 hat sich die Zahl der Christen in Indien um 86 Procent vermehrt, während in den Jahren 1861—1871 die Vermehrung nur 61 und in den Jahren 1851—1861 etwa 53 Prozent betrug. Die Zahl der Abendmahlsgenossen, d. h. der vollberechtigten erwachsenen Gemeindeglieder, hat sich in noch auffallenderer Weise gemehrt, nämlich 1851—61 beinahe verdoppelt und in den beiden letzten Dekaden jedesmal mehr als verdoppelt.

Am größten ist der Zuwachs in den älteren Missionen Südindiens gewesen, wo die Zahl der Christen jetzt 299,742 beträgt, während sie 10 Jahre vorher nur 160,955 betrug. Am schnellsten ist übrigens das Wachsthum im Pandschab gewesen, wo aus 1870 Christen in 10 Jahren 4762 geworden sind. In Bengalen, Bombay und den Centralprovinzen hat sich die Zahl etwas mehr als verdoppelt, in den Nordwestprovinzen und Audh aber nur um 50 Prozent gehoben. Zusammen gab es 1881 in Indien allein 417,372 Christen, einschließlich 113,325 Abendmahlsgenossen. Nimmt man Barma u. Ceylon dazu, so waren es 528,590 Christen, darunter 145,097 Abendmahlsgenossen. Merkwürdigerweise haben unsere Statistiker aber die Tamil-Kuli-Mission und die englisch-kirchliche Singalesen-Gemeinde in Kandy übersehen, so daß die Gesammtzahl der Christen um mindestens 2000, die

der Abendmahlsgenossen um etwa 500 zu gering ausgefallen ist. Die Beiträge dieser Christen für kirchliche Zwecke belaufen sich auf 4 Mk. pro Kopf der Abendmahlsgenossen!

Die Zahl der Hauptstationen beträgt 569 gegen 423, die der ordinirten Missionare 586 gegen 488, die der ordinirten Eingebornen 461 gegen 225.

Die Zahl der christlichen eingebornen Lehrer beträgt 4345 gegen 2294, während die der heidnischen Lehrer im Missionsdienst, die freilich hätte abnehmen sollen, sich von 2227 nur auf 2539 vermehrt hat. Sehr energisch in Beseitigung heidnischer Schullehrer ist die hochkirchliche Ausbreitungsgesellschaft gewesen: 1871 hatte sie 218 christliche und 204 nichtchristliche Lehrer; im Jahr 1881 nur noch 98 nichtchristliche neben 645 christlichen!! Die Zahl der Schüler betrug 1851: 63,855, zehn Jahre später 74,875, wieder zehn Jahre später 111,372 und 1881: 168,998.

Großartig ist der Aufschwung, den die weibliche Missionsarbeit genommen hat. 1871 gab es 423 europäische und halb-europäische Missionarinnen, 1881 dagegen 541. Die Zahl der eingebornen weiblichen Gehilfen ist von 947 auf 1944, die der Zenana-Schülerinnen von 1997 auf 9228, die sämmtlicher Schülerinnen von 31,580 auf 65,761 gestiegen! 1851 waren es 13,995, 1861: 21,024. Ungefähr der fünfte Theil dieser Frauenarbeit geschieht unter der Leitung besonderer Frauengesellschaften, alles übrige im Zusammenhang mit den gewöhnlichen Missionsgesellschaften.

— Die Orforder Missionare haben u. And. zwei Vorträge des bekannten Nilakantha Goreh herausgegeben, in welchen er den Brahmaisten unwiderleglich nachweist, daß der Theismus, welchen sie in den Vedas und überhaupt im älteren Hinduismus zu finden vorgeben, einzig und allein aus dem Christenthum stammt, respektive einer christlichen Auffassung der betreffenden Veda-Stellen und Hindulehren entsprungen ist. Von sich selber sagt er bescheiden, er habe keinen Anspruch auf den Titel eines gelehrten Panditen, aber „so lange ich ein Hindu war, war ich ein wirklicher Hindu, auferzogen in ächt hinduistischen Anschauungen in einem Kreise gelehrter und orthodoxer Hindus in Benares, und meine Ueberzeugungen waren ganz unbeeinflußt von irgend welchen ausländischen Anschauungen." Und dieser Mann bezeugt nun: „Ich weiß und bin dessen so gewiß, als meines eigenen Daseins, daß ich den Theismus erst aus dem Christenthum kennen gelernt habe und daß überhaupt nur das Christenthum ihn lehrt und er nirgend anders als aus dieser Quelle gelernt werden kann." Wer unter christlichen Einflüssen aufgewachsen sei, der trage eben unwillkürlich christliche Ideen in seine Auffassung des Hinduismus hinein, die aber ein eigentlicher Hindu nie und nimmermehr darin gefunden hätte oder gefunden haben könnte. „Ja, in kurzer

Zeit wird vielleicht niemand mehr übrig sein, der sagen kann, was eigentlicher und ächter Hinduismus ist."

Es ist erfrischend, einen, der selbst ein ächter Hindu gewesen ist, diesen energischen Protest gegen die zum Theil von unsern modernen Religionswissenschäftlern verschuldete grundfalsche Darstellung des in all seinen Phasen rein nur pantheistischen Hinduismus ablegen zu hören; und nicht minder erfrischend, daß ein Kenner Indiens wie Sir A. Lyall in seinen „asiatischen Studien" gleichfalls angefangen hat, in direktem Widerspruch gegen Max Müller den Hinduismus so darzustellen, wie er wirklich ist, nicht wie er nach den Wünschen der „vergleichenden Religionswissenschaft" sein sollte. Diese Studien enthalten überhaupt viel Gesundes und gar manches, wodurch die nur zu oft verachteten Urtheile der Missionare bestätigt und gerechtfertigt werden. Auch Sir A. Lyall ist z. B. der Ansicht, daß Kaste und Religion in Indien unzertrennlich, ja identisch sind. Max Müller's Behauptung, der Brahmanismus gehöre nicht zu den missionirenden Religionen, widerlegt er durch die Thatsache, daß unter den Bergvölkern (wie Gurkhas, Santals, Bhils u. s. w.) ein Hinduisirungsprozeß vor sich geht, durch welchen jedes Jahr dem Brahmanismus allein mehr neue Anhänger zugeführt werden, als allen andern Bekenntnissen zusammengenommen. Vom Christenthum und der Mission hält er, scheints, nicht hoch. Um so beachtenswerther dürfte seine Voraussagung sein: „Das Ende des nackten Heidenthums in Indien ist nicht sehr fern."

— Am 1. Januar 1883 hat Kesab Tschander Sen als „berufener Apostel der Kirche der neuen Offenbarung" ein Manifest „an alle Völker und Nationen, an alle Heiligen und Weisen, an alle Bischöfe und Aelteste, Prediger und Missionare, an alle Anhänger Moses, Jesu, Buddhas Zoroasters, Muhammeds, Nanaks, Confucius' und an alle Zweige der „Hindu-Kirche"(!)" erlassen, worin er im Tone der Apostel und Propheten alle Menschen auffordert, ihre Sondermeinungen aufzugeben, allen Religionshaß fahren zu lassen und einander zu lieben, damit Asien, Europa, Afrika und Amerika jedes in seiner Tonart, aber einmüthig die neue Offenbarung preisen und singen möge von der Vaterschaft Gottes und von der Verbrüderung aller Menschen!

China.

In Kanton baten neulich zwei Chinesen um die Taufe, nachdem sie aufmerksam einem Predigtgottesdienst in der Wesleyanerkapelle beigewohnt hatten. Man sagte ihnen, die Taufe sei eine ernste Sache, mit der man's nicht so leicht nehmen dürfe, und nun erzählten sie ihre Geschichte, aus der hervorgieng, daß der eine seit vier, der andre seit sechs Jahren „ein Christ zu sein versucht" hatte. Lau hatte schon 7 Jahre lang ziemlich regel-

mäßig christliche Gottesdienste besucht und bereits am Anfang dieser Zeit dem Götzendienst entsagt, ohne jedoch einen rechten Ersatz hiefür zu kennen. Da er meinte, Gott wohne im fernen Blau des Himmels und sei zu erhaben, als daß man ihn mit irdischen Kleinigkeiten plagen dürfe, so beschränkte er seine Andacht darauf, daß er jeden Abend und jeden Morgen auf einem freien Platz hinter seinem Hause 5—6 Wachskerzen anzündete und sich platt auf den Boden warf, um dem Herrn des Himmels seine Huldigung darzubringen. So trieb er es mehrere Jahre lang, bis er in ein Haus zu wohnen kam, dessen andere Hälfte von einem gewissen Lo bewohnt war, der weder Götzen noch Ahnentafeln besaß, sondern, obgleich selbst kein Christ, doch den Christengott verehrte und den Lehren der Missionare nachzuleben suchte. Von nun an kamen beide Familien alle Morgen und Abend zu gemeinschaftlichem Gebet zusammen. Lo war noch nicht so lange mit dem Christenthum in Berührung gestanden wie Lau, hatte aber mehr Einsicht in dasselbe gewonnen als jener, besaß auch christliche Bücher und konnte beten. Es dauerte nicht lange, so brach gegen die beiden heimlichen Christen eine Verfolgung aus. Auch Lau's Frau benahm sich als ächte Heidin. Diese Verfolgung brachte die beiden zur Entscheidung, so daß sie gemeinschaftlich, wie oben erwähnt, um die Taufe baten. Jetzt stehen sie im Taufunterricht, und auch Frau Lau hat dem Götzendienst den Abschied gegeben. Wie manche Heiden mögen noch in China und anderwärts so im Dunkeln Gott suchen!

— Eine gnädige Bewahrung hat der wesleyanische Missionsarzt Dr. Wenyon in Fatschan erfahren. Auf einer Reise flußaufwärts hatte er soeben sein Boot verlassen und sich im Grase des Ufers niedergelassen, als aus einer Dschunke zwei Schüsse auf ihn abgefeuert wurden, die ums Haar getroffen hätten. Der Thäter soll ein kürzlich aus Kalifornien zurückgekehrter Chinese gewesen sein. Das Motiv war jedenfalls nur Fremdenhaß, nicht Feindschaft gegen das Evangelium, denn der Betreffende konnte unmöglich wissen, daß der am Ufer Sitzende ein Missionar war.

— In Futschau wurden im Juni v. J. die Mutter, die Frau und eine Schwester des bekannten Ahok getauft, der noch als Heide 40,000 Mk. für eine christliche Erziehungsanstalt gegeben hatte und selbst erst vor Kurzem übergetreten ist.

— Der bekannte „christliche Mandarin" Jang Wing ist zum Taotai oder Regierungspräsidenten von Schanghai ernannt worden.

Korea.

Der König von Korea hat in einer Proklamation, welche allerorts öffentlich angeschlagen werden soll, seine Unterthanen darüber aufzuklären und zu beruhigen gesucht, daß und warum er die seit 500 Jahren befolgte

Politik der strengsten Abschließung gegen das Ausland aufgegeben und zuerst mit Japan (1876), jetzt auch mit Amerika, England und Deutschland Handelsverträge geschlossen hat. Er beruft sich auf den Vorgang von China und Japan, welche es auch für gut befunden haben, aus ihrer Isolirtheit herauszutreten und sich dem allgemeinen Völkerbunde anzuschließen, der — eine Frucht von Eisenbahnen und Dampfschiffahrt — denjenigen Nationen, die daran theilnehmen, Wohlstand, Macht und Frieden zu verschaffen scheine. Ja, er deutet an, daß die beiden genannten Länder, auch wenn sie gewollt hätten, doch nicht stark genug gewesen wären, „um dem Druck der Zeiten zu widerstehen", daß also auch Korea wohl oder übel habe nachgeben müssen. Daß viele mit dieser Neuerung unzufrieden seien, könne man gut verstehen. Zu fürchten sei aber dabei nichts. Man solle sich durch eigensinnige Gelehrte nicht irre machen lassen, welche aus der alten Geschichte beweisen wollen, wie gefährlich solche Verträge mit andern Nationen seien. Auch die alten Klassiker und ihre Erklärer kennen ein Gesetz des internationalen, völkerrechtlichen Verkehrs. Wenn Korea sich ferner abschließen wollte, würde es ein Gegenstand nicht nur allgemeiner Verachtung, sondern auch allgemeiner Feindschaft werden und darüber zu Grunde gehen. „Was wäre daran Tugendhaftes?" Die Gegner der Verträge fürchten, „die ausländischen Nationen könnten uns mit ihren entarteten Religionen anstecken. Aber es steht uns natürlich frei, die ausländische Religion zu verbieten ..... Nach den Regeln der Wohlanständigkeit kann es nicht gestattet werden, daß (diese) Religion im Innern ausgebreitet werde; und überdies: wie wäre es möglich, daß ihr, die ihr so lange nach den Lehren des Konfucius und Mencius gelebt und euch in Anstand und Rechtlichkeit Lebenslang gebadet habt, plötzlich das Wahre verlassen und dafür das Falsche und Schlechte annehmen solltet? Angenommen, ein dummer ungebildeter Lümmel würde heimlich versuchen, seine Lehren (in unsrem Lande) zu verbreiten, so haben wir ja unser Landesgesetz, nach welchem alle solche ohne Erbarmen ausgerottet und vernichtet werden sollen; welcher Grund ist also da zu fürchten, daß wir mit solchem Unfug nicht fertig werden würden? Ueberdies, wenn diese Mißvergnügten sehen, daß mit der Einführung ausländischer Methoden auf dem Gebiet der Mechanik und Technik auch nur ein kleiner Anfang gemacht wird, so erblicken sie darin sofort eine Befleckung durch fremdländische Irrlehren; das ist doch über alle Maßen dumm! Ist die ausländische Lehre anzusehen als eine unsittliche, zur Lüderlichkeit führende, so kann sie fern gehalten werden; sind aber die ausländischen Maschinen von Nutzen, so können wir diesen Nutzen auch uns aneignen und unseren Wohlstand dadurch vermehren. Warum sollte man sich fürchten vor und nicht lieber Ge-

brauch machen von solchen Dingen, wie Ackerbau, Medicin, Kriegswissenschaft, Schiffen, Wagen ꝛc.? Laßt uns die Lehren der Ausländer von uns stoßen, ihre Maschinen aber zu gebrauchen und nachzuahmen lernen! Beides kann ganz wohl mit einander vereinigt werden, und so wird die Wohlanständigkeit durchaus nicht verletzt werden".

Die Proklamation erklärt dann weiter, im Interesse des Landes selbst hätten die bevorstehenden Neuerungen nicht länger aufgeschoben werden dürfen. Der Konflikt mit Japan beweise, daß eine Fortsetzung der alten Politik nur zu Schande und Schaden führen müsse. Alles Volk solle nur ruhig seiner Arbeit nachgehen, die Bauern ihren Feldgeschäften und die Gelehrten ihren Studien. Die Fremden, welche in den ihnen geöffneten Hafenstädten sich sehen lassen, solle man in Ruhe lassen und selbst nicht den ersten Anlaß zu Verwickelungen geben. Wenn's aber je zu solchen kommen sollte, so könne man sich darauf verlassen, daß gegen Ausländer und Einheimische mit aller Unparteilichkeit gleiches Recht geübt werden wird.

Japan.

Der englisch-kirchliche Miss. Hutchinson, der neulich von Hongkong nach Nagasaki versetzt worden ist, beschreibt seine ersten Eindrücke von Japan in höchst anziehender Weise. Einmal reiste er mit dem russischen Bischof Nikolai, der ihm in fließendem Englisch von seinen 6000 Bekehrten erzählte; dann sah er in Kagoschima den Ort, wo gerade 333 Jahre vorher Franz Xavier ans Land gestiegen war und hörte von den 20,000 Anhängern, welche die römische Kirche in Japan zählt und deren viele Abkömmlinge der alten katholischen Märtyrer sein sollen; in Nagasaki imponirte ihm besonders die großartige Mädchenschule, welche dort von den amerikanischen Methodisten um 48,000 Mk. ist errichtet worden. Später traf er mit dem amerikanischen Bischof Williams zusammen, der 1859 als erster evangel. Missionar nach Japan gekommen war und mit Rührung und Dank von dem Kontrast zwischen damals und jetzt sprach. Am interessantesten aber war ihm ein Besuch in Saga und Kumamoto und der Verkehr mit den eingebornen Katechisten, über deren Kenntnisse, feine Manieren und christlichen Eifer Miss. Hutchinson sich nicht genug freuen konnte. In Kumamoto lernte er einen christlichen Arzt, Dr. Osatta San, und einen gewissen Kan Mori San kennen, der ihm Folgendes aus seinem Leben erzählte: „Es sind nun 11 Jahre verflossen, seit ich hier in meiner Vaterstadt Kumamoto die Schule besuchte, welche damals von Kapitän Janes, einem Amerikaner, gehalten wurde. Vier Jahre lang war derselbe bemüht, seine Schüler dem Herrn Jesus zuzuführen; dann kehrte er plötzlich — in Privatangelegenheiten — nach Amerika zurück, und 14 Tage darauf brach die Satsuma-Re-

volution los, in welcher er sicher sein Leben verloren haben würde, da dieselbe die völlige Zerstörung des Fremden-Einflusses und die Wiederherstellung der alten Sitten zum Zweck hatte. Jeden Samstag Abend hielt er eine englische Bibelstunde und jeden Sonntag predigte er 2—3 Stunden lang der Reihe nach der ersten, zweiten und dritten Klasse seiner Schule, ebenfalls englisch. Wir pflegten zuzuhören, bloß um uns im Verstehen des Englischen zu üben und die christliche Lehre zu kritisiren; schließlich aber wurden wir von ihr überwunden. Kapitän Janes sagte uns, wir möchten auch unseren jüngeren Mitschülern auf Japanisch mittheilen, was wir von ihm gehört. Und endlich thaten sich 30 von uns zusammen, schrieben unsere Namen in eine Liste und kamen auf jenem Berge da unter den Bäumen und Sträuchern zusammen, um zu beten. Wir gelobten einander, Diener Jesu Christi zu werden und dem Götzendienst gänzlich zu entsagen. Bis dahin hatten wir nur erst das Evangelium Matthäi und Johannis gelesen. 20 von uns fielen wieder ab, später jedoch kehrten 10 von diesen zurück und 10 neue kamen dazu; und diese 30 stehen jetzt fast alle im Dienste der verschiedenen Kirchen als Prediger oder Katechisten (während hunderte von Samurais, die sich in jener Revolution durch Eidschwüre, Namensunterschrift und gegenseitiges Bluttrinken verbunden hatten, die europäischen Neuerungen auszurotten, größtentheils elendiglich ums Leben gekommen sind).

„Als ich den Meinigen gesagt, was für eine Veränderung mit mir vorgegangen sei, schlossen sie mich ein und hielten mich 70 Tage lang im Haus gefangen; meine Schulkameraden aber ermunterten mich brieflich zum Festbleiben. Um dieser Korrespondenz ein Ende zu machen, schickte man mich endlich zu einem entfernten Verwandten, wo ich weitere 70 Tage gefangen gehalten wurde, so daß ich auch dem Schuleramen nicht beiwohnen konnte. In dieser Einsamkeit wollte mir der Muth fast entfallen; aber schließlich brachte man mich doch nach Kumamoto zurück und meine Familie erklärte: ‚Du kannst gehen; wir wollen keinen Christen unter uns haben, geh!' Das war vor 7 Jahren. Jetzt bin ich zum ersten Mal wieder hieher zurückgekehrt und habe freundliche Aufnahme gefunden; erst gestern Abend kam ich an (Okt. 1882) und morgen muß ich wieder fort; aber ich hege die lebhafte Hoffnung, daß meine Mutter mich begleiten wird an meine Arbeit. Ich gieng damals nämlich nach Osaka, wo ich von amerikanischen Missionaren unterrichtet wurde, dann nach Jokohama, und jetzt bin ich seit 2 Jahren als Prediger in Bisen, 30 Stunden westlich von Osaka, stationirt, wo kein Missionar wohnt und 160 Christen (darunter 60 Abendmahlsgenossen) sich um mich schaaren."

In Kagoschima sah Hut-

chinson mehrere buddhistische Tempel, die alle erst in den letzten 4 Jahren gebaut worden sind, und ein modern eingerichtetes Spital, das wohl 200,000 Mark gekostet hat, von den buddhistischen Priestern aber dem Stadtrath als Geschenk überlassen worden ist — eine Folge des eifersüchtigen Mißtrauens, womit die Regierung auf die Erfolge des Buddhismus sieht, welcher im Satsuma-Distrikt Jahr für Jahr an freiwilligen Opfern mehr einnimmt, als die Staatskasse an Steuern! In Saga hat die Schinschiu-Sekte einen schönen Tempel, in welchem Tausende dem prunkhaften, musikalischen Gottes(?)-dienst beiwohnen und den beredten Predigten der Priester lauschen, von denen mehrere in England, namentlich in Oxford, den anglikanischen Ritualismus kennen gelernt haben, welchen sie nun — wie wenigstens Miss. Hutchinson meint — hier nachzuahmen suchen. Neben dem Tempel steht ein modern gebautes Seminar, in welchem Priester erzogen werden. Nächstens soll — wie angekündigt wird — von dieser Sekte ein bedeutendes Werk gegen die christliche Religion veröffentlicht werden. Sieht man, wie verschwindend gering neben ihrem pomphaften und populären Auftreten die Erfolge des evangelischen Christenthums erscheinen, so kann man sich nur freuen, daß diese Buddhisten es überhaupt für der Mühe werth halten, gegen den äußerlich so verächtlich scheinenden Rivalen zu Felde zu ziehen.

— Ein schottischer Missionar schreibt: „In Japan hat das Christenthum ungewöhnlich rasche Fortschritte gemacht, so daß man Grund hat zu hoffen, dies Land werde innerhalb eines Menschenalters christianisirt sein, vorausgesetzt, daß die Missionsgemeinden der Heimat ihre Pflicht thun..... Man sage nicht, Japan habe im Verhältniß zur Zahl seiner Bevölkerung schon mehr Missionare als China, Indien und manche andere Heidenländer. Nach Napoleon I. ist die rechte Kriegskunst die, welche es versteht, an Einem gegebenen Punkt am stärksten zu sein. Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. Wo der Feind am schwächsten ist und die Gelegenheit am günstigsten, da muß man am raschesten vordringen, da die Kräfte concentriren. Durch einen raschen und vollständigen Sieg an Einem Punkt, wird der Feind auf der ganzen Linie geschwächt und die Macht des Siegers dauernd befestigt. Schon hat das Beispiel Japans mehr als alles andere dazu beigetragen, die chinesische Regierung aus ihrer Lethargie aufzuwecken, und wenn Japan vollends ein christliches Land würde, so könnten wir noch Wunder erleben auch in China. Es ist offenbar eine richtige Missionspolitik, in erster Linie solche Länder in Angriff zu nehmen, wo man am leichtesten und schnellsten auf das Volksganze einwirken kann. Warum sind die Missionen in der Südsee so erfolgreich gewesen? — weil sie hier auf einem nicht zu großen,

abgeschlossenen Gebiet arbeiten und auf ganze Völker und Stämme zumal einwirken konnten. Es ist gewiß nicht immer weise, die größten und am dichtesten bevölkerten Länder zuerst in Angriff zu nehmen. Paulus wurde vom Geist nicht ostwärts zu den Völkerrassen Asiens, sondern westwärts in das weit dünner bevölkerte und kleinere Europa geführt u. s. w."

— Im letzten Jahresbericht der reformirten amerik. Mission heißt's u. A.: „Es ist Zeit, daß wir in Japan aggressiv zu Werke gehen, denn unsere Feinde sind auch aggressiv. Sowohl die Schinto- als die Buddha-Priester nehmen ihre ganze Kraft zusammen. In Tokijo wird der Schintoismus durch eine, der Buddhismus durch drei Zeitschriften vertreten. Für ihre Versammlungen brauchen sie jetzt auch das Wort, das bei uns die Kirche (Kijo Kuwai) bezeichnet. Das ‚Predigen' (sekkijo und kogi) war ihnen schon früher geläufig. Zur Ausrottung des Christenthums machen sie allerlei abenteuerliche Vorschläge, während die weltlichen Blätter ihnen den Gamaliel-Rath geben, das Christenthum in Ruhe zu lassen und lieber sich selbst zu reformiren, die Vorzüge ihrer Religion recht hervorzukehren u. s. w., jedenfalls aber nicht zu verfolgen, da der Buddhismus in Japan ja selbst nur als verfolgte Religion den Sieg davongetragen habe. In Nagoja sind große Plakate zum Verkauf ausgestellt, welche Christus am Kreuz darstellen und in einer Liste all die verschiedenen Arten von Narren aufzählen, welche seine Lehre annehmen — zur großen Belustigung des Publikums. Auch ein Verslein: „O Christus, der du andern hilfst, dein eigen Fleisch aber nicht schützen kannst vor den Nägeln, die es durchbohren" findet großen Beifall. Die reformirten Buddhisten der Schinschiu-Sekte strengen sich auch gewaltig an, durch Errichtung von Schulen, durch Vorträge und dgl. dem Christenthum entgegenzuwirken. Millionen von Dollars sind allein im vorigen Jahr — hauptsächlich von Kaufleuten und Bauern — zur Restaurirung und Vergrößerung ihrer Tempel, sowie zur Ausbreitung ihrer Lehre beigesteuert worden. Durch einige tumultuarische Versuche, christliche Gottesdienste und Vorträge zu stören, haben sie deutlich bewiesen, daß wenn sie die Macht hätten, von Toleranz keine Rede sein würde. Andrerseits freuen wir uns, daß auch ein streitbares Christenthum unter den Japanern selbst immer mehr sich entwickelt. Da ist z. B. ein christlicher Jünglingsverein, der seit einem Jahr ein Monatsblatt herausgibt, das schon 1000 Abonnenten zählt, der eine schöne Bibliothek hat, Vorträge veranstaltet u. s. w. Ueberhaupt wird jetzt viel durch Vorträge gewirkt. Manche, die nie zu einer Predigt kommen würden, gehen doch in einen Vortrag, und unsere jungen Leute benutzen das, um das Evangelium auszubreiten in Stadt und Land."

— Dr. Davis entwirft ein

schauerliches Bild von der Sittenlosigkeit Japans: „Von den Hunderten japanischer Zeitungen ist keine anständig genug, um als Familienlektüre dienen zu können; die englischen Schulen und die große kaiserliche Universität sind Brutstätten des Lasters und der Corruption, so daß ein eingeborner Schriftsteller neulich meinte, $^9/_{10}$ der jungen Leute kehren aus denselben schon nach 2 Jahren völlig ruinirt nach Hause zurück. Fragt man, wie viel junge Leute es in Japan etwa gebe, die tugendhaft seien, so erhält man aus ihren eigenen Reihen fast regelmäßig die Antwort: ‚Die Christen ausgenommen, nicht Einen!' Die buddhistische Priesterschaft ist so entsittlicht, daß einer von ihnen, der vergeblich eine Reform hatte herbeiführen wollen, etwa vor einem Jahr in einem Tempel zu Kijoto vor einer großen Versammlung aufstand und sich selbst die rechte Hand abhieb zum Zeichen, daß es ihm ernst sei und — wie er sagte — damit er nicht in Versuchung komme, Hand an die entarteten Priester zu legen!" Der gleiche Missionar, der beinahe 10 Jahre lang in Japan gearbeitet hat, zeigt dann aber, wie allen Hindernissen zum Trotz das Christenthum doch schon wunderbare Fortschritte in Japan gemacht habe, und fügt hinzu: „Stünden da, wo jetzt Ein Missionar steht, jedesmal 10, und da, wo Ein Eingeborner arbeitet, jedesmal 50, so dürften wir hoffen, Japan bis zum Jahr 1890 christianisirt zu sehen."

In Japan werden gegenwärtig die bisher ungedruckten Werke eines Gelehrten, Hakuseki, der im vorigen Jahrhundert lebte, herausgegeben. In einem derselben beschreibt er den mißlungenen Missionsversuch des Pater Sidotti, der 1708 nach Japan kam und 1715 im Gefängniß starb, nachdem er ein altes Ehepaar, das ihn bediente, bekehrt und durch sein edles Benehmen und muthiges Zeugniß einen tiefen Eindruck auf die Beamten gemacht hatte. Hakuseki theilt bei dieser Gelegenheit auch einen Abriß der christlichen (katholischen) Lehre mit und meint, der Gründer des Buddhismus sei wohl auch der Vater des Christenthums: so ähnlich seien beide Religionen einander! Durch das jetzt im Druck erschienene Buch des japanischen Gelehrten setzt nun Sidotti seine Mission gleichsam fort und des einst in die Kerkermauern Eingeschlossenen Stimme wird nun von Tausenden gehört!

— Die kleine Gemeinde, welche vor einigen Jahren von dem bekannten Nisima an seinem Geburtsort Annaka gegründet wurde und von Anfang an finanziell selbständig war, zählt jetzt 70 Mitglieder, darunter mehrere einflußreiche Männer.

— Eine japanische Christin, die von Osaka nach Kagoschima übergesiedelt war, sagte bei einer Abendmahlsvorbereitung: „Als ich hieher kam, kannte ich gar niemand, und jetzt habe ich hier mehr Freunde als in Osaka, denn sämmtliche Christenfrauen haben mich wie eine Schwester aufgenommen."

Amerika.

Der anglikanische Miss. Gwyther in Guiana, selbst unverheirathet, meint, der Indianer-Missionar müsse eine Frau haben, „um seiner selbst und um des Werks willen. Die Indianer verstehen seine Ehelosigkeit nicht, und als Gesellschafterin und Trösterin in gesunden wie in kranken Tagen ist eine Frau beinahe eine Nothwendigkeit. Das klingt freilich stark, zumal wenns von einem Unverheiratheten kommt; aber ich weiß, was ich sage. Was die Indianer von der Sache halten, das liegt in den Worten, die ich von einem derselben zu hören bekam: ‚Was! mich nie sehen Mann früher ohne Weib!‘ Der Indianer-Missionar sollte auch viel Geduld haben. Die Eingebornen sind furchtbar neugierig, äußerst unpünktlich und — mit seltenen Ausnahmen — nie in Eile. „Es macht nichts; morgen geht die Sonne ja von neuem auf“ — ist ihr Motto. Um mit ihnen auszukommen, muß man ein ruhiges Temperament und einen festen Willen haben. Sie sind leicht zu behandeln, wenn man ihnen gegenüber ein gleichmäßiges, stetiges Verfahren beobachtet; ja sie thun dann alles für einen. Ist man aber schwach und schwankend, so verachten sie einen; und fängt man an zu schelten und zu zanken, so gehen sie einfach durch — ohne alle Aufkündigung — und lassen einen allein.“

— Angesichts des Kometen, der vor einiger Zeit zu sehen war, meinten einige dieser Indianer, „der Mond habe ein Kleines bekommen.“

— In Boston hält eine Frl. Carter eine chinesische Sonntagsschule, welche von mehr als 100 Chinesen, meist Waschern, besucht wird. Als diese hörten, daß die Bostoner Miss.-Ges. in Hongkong eine Station zum Besten ihrer von dort auswandernden oder wieder heimkehrenden Landsleute gründen wolle, trugen sie 456 Mk. für dies neue Unternehmen bei!

— In Kalifornien hat die Mission unter den Chinesen durch das Anti-Chinesen-Gesetz keinen Abbruch gelitten. Namentlich die Schulen üben eine segensreiche Wirkung, untergraben das Heidenthum, machen viele dem Christenthum geneigt und führen je und je auch Einzelne oder kleine Häuflein der Kirche zu. Am schwersten zugänglich sind 1) die reichen Kaufleute und Fabrikanten, welche meist auch an ihr eigenes Heidenthum nicht mehr glauben und denen ihr Geschäft wie zur Religion geworden ist; 2) die Abergläubischen, welche noch ganz dem Götzen- und Ahnendienst ergeben sind und vor jeder Berührung mit christlichen Missionaren sich fürchten; 3) diejenigen, welche durch rohe und gewaltthätige Behandlung von Seiten sogenannter Christen verbittert und mit Vorurtheilen erfüllt sind; 4) die Lasterhaften und Verbrecherischen, welche überhaupt das Licht scheuen und nur durch Extra-Anstrengungen zu erreichen sind.

Allerlei.

Die engl.-kirchliche Miss.-Ges. hat ihre Missionare angewiesen, den bekehrten Heiden und Muhammedanern bei der Taufe keine neuen Namen beizulegen, sondern ihnen die alten Namen als charakteristisch für ihre Nationalität und wichtig für ihre Identität zu lassen. Auch Kinder sollen in der Regel nicht mit biblischen oder gar europäischen Namen belegt werden, sondern solche Namen erhalten, die ihrer eigenen Sprache entnommen sind. Diese Verordnung hat uns sehr gefreut. Wie matt, langweilig und lächerlich klingt es, wenn ein bekehrter Brahmane, Fetischpriester oder Indianerhäuptling als John Williams, als Peter Johnson oder gar als Jakob Vonbrunn oder des etwas erscheint. Wie triumphirend dagegen mahnen uns die alten Göttternamen Golak Nath, Ram Tschandra, Nilakantha u. s. w., welche jetzt von hervorragenden Hinduchristen getragen werden, an die Niederlage des ganzen indischen Götter- und Götzenthums, welche schon angefangen hat. Wie viel netter wäre es, wenn Westafrika statt eines Bischof Samuel Crowther, bei dessen Nennung nur die Eingeweihten daran denken, daß er ein befreiter Negersklave ist, einen Bischof Adschai hätte. Und wenn jene beiden Uebelthäter in der Nigermission, die neulich in Sierra Leone zu schwerer Strafe verurtheilt wurden, statt ihrer englischen, afrikanische Namen gehabt hätten, wäre es unsern deutschen Zeitungen vielleicht doch nicht passirt, dieselben für europäische Missionare zu halten. Man wende nicht ein, die Bekehrten könnten doch nicht ihre alten heidnischen Namen einfach behalten. Warum denn nicht? Haben wir denn nicht sogar im N. Testament einen Diotrephes, Dionysius, Epaphroditus, Hermes u. s. w.? Solche, die als Kinder getauft werden und die überhaupt erst bei dieser Gelegenheit ihren Namen erhalten, wird man natürlich nicht nach heidnischen Gottheiten nennen, sondern ihnen christliche Namen geben. Diese sollten aber die Sprache und Nationalität der Betreffenden nicht verleugnen. Der Basler Miss. Kies hat s. Z. für Indien eine ganze Liste schöner christlicher Namen vorgeschlagen, die auch theilweise bei uns im Gebrauch sind, wie Dewaprija (Gottlieb), Jesudasen (Knecht Jesu) u. s. w. So hat z. B. ein am 14. Januar nach 13jährigem Zögern in Mangalur getaufter Brahmane den Namen Tedschapal, d. h. Lichtträger angenommen, und seinen bisherigen Namen Rama Rao als Familiennamen beibehalten. Hie und da können ja auch biblische Namen gewählt werden, vorausgesetzt, daß ihnen ein anderer landesüblicher Name zur Seite geht. So haben wir einen David Asante, Paulo Mohenu, Hermann Kaundinja (und noch besser Ananda und Ranga Kaundinja). Im Allgemeinen wird aber die Regel richtig sein: je charakteristischer für die Nationalität der betreffenden Täuflinge,

desto besser. Solche Namen, wie Tijo Soga, Nasalama, Wedanaichen, Imad-ed-din, Jang Wing, Nisima u. s. w. werden tiefer in die Tafeln der Geschichte eingegraben bleiben, als all die guten Jakobs und Peters, Hannas und Marias, denen wir ja gern alle ihnen gebührende Ehre anthun wollten, wenn wir sie nur besser voneinander unterscheiden könnten.

Jetzt haben wir nur noch den Wunsch, daß man auch den Bergen, Seen und Ortschaften überall die landesüblichen Namen lassen möge. Warum Viktoria-Njanza sagen statt Ukerewe-See? Warum die anglikanischen Stationen im Kafferland St. Mark's, St. Augustine's ꝛc. nennen, statt mit einheimischen Namen? Auch die Bethels und Ebenezers, welche nur zu Verwechselungen Anlaß geben, sind mehr sentimental als praktisch. Man lasse doch allem seine „natürliche Farbe"!

— Die englisch-kirchliche Miss.-Ges. hat ihren Miss. W. Dening (zuletzt in Hakodate, Japan) nach 12 jährigem Dienst entlassen, weil er gewisse Irrlehren (bedingungsweise Unsterblichkeit, schließliche Vernichtung der Gottlosen ꝛc.) nicht nur für seine Person angenommen, sondern auch zu lehren angefangen hatte.

— Dem letzten Jahresbericht der großen amerikanischen Miss.-Ges. in Boston entnehmen wir folgende zum Theil überraschende Angaben. Der Zuwachs des Jahres 1881 bestand in 26 Missionaren und Missionsfrauen, 23 Gemeinden, 1700 neuen Mitgliedern, 80 eingebornen Pastoren und Predigern, Errichtung von 17 höheren Schulen mit zusammen 1000 Schülern — eine Frucht des Otis-Legats — und einer Vermehrung der Elementarschülerzahl um 1500! Die Gesammtzahl der vollen Gemeindeglieder hat sich auf 19,755 gehoben, und diese trugen für Kirchen, Schul- und Missionszwecke über 320,000 Mk. bei. Als charakteristisch fürs letzte Jahr wird hervorgehoben, daß überall Thüren sich geöffnet haben, so daß bei größeren Mitteln und Kräften die Missionsthätigkeit ins Unendliche vervielfältigt werden könnte (limitless opportunities); daß der höhere christliche Unterricht, die Mitarbeit der Eingebornen und die Frauenmissionsarbeit ganz besondere Fortschritte gemacht haben. Was die letztere betrifft, so stehen jetzt 100 ledige Missionarinnen im Dienste der Gesellschaft, deren Inspektor Dr. Anderson doch 1854 zum tiefen Schmerz vieler erklärte, die Kommittee werde in Zukunft keine unverheiratheten Frauenzimmer mehr aussenden! Gestorben sind nur 1 Missionar und 2 Frauen, ausgetreten dagegen, meist wegen Krankheit, 8 Missionspaare und 3 Unverheirathete. Neu ausgesandt wurden 40, darunter 15 ledige Missionarinnen; zum zweiten oder dritten Mal zogen 25 aus. In Indien und Ceylon sind von 72 Missionsgeschwistern nicht weniger als 24 Kinder von Missionaren. Vom schwarzen Miss. Miller, welcher der Expedition nach Bihe beigegeben ist, heißt es, er habe durch Hingebung und Takt

die Herzen seiner weißen Begleiter so gewonnen, daß sie mit ihm „durch die zartesten Bande christlicher Gemeinschaft verbunden sind." Viel Noth dagegen hat den Missionaren und der Kommittee das „Amerika-Fieber" bereitet, das in ihrer armenischen Mission ausgebrochen ist und darin besteht, daß die jungen, in den Missionsschulen gebildeten Armenier durchaus nach Amerika wollen und daß überhaupt viele eingeborne Gehilfen und Gemeindeglieder es nicht ertragen können, in irgend einem Stück noch den amerikanischen Missionaren nicht ebenbürtig oder gleichberechtigt zu sein. Großartig ist die literarische Thätigkeit dieser Mission: im letzten Jahr lieferten ihre Pressen 31 Millionen Druckseiten pädagogischen und religiösen Inhalts in 10—15 Sprachen.

Dem Jahresbericht ist beigegeben ein höchst lehrreicher Rückblick auf die bisherige Geschichte der Gesellschaft von 1810 an. In demselben wird nachgewiesen, daß während im ersten Jahrzehnt die Zahl der Missionare ausreichte, um die ihnen zugänglichen Bevölkerungen zu evangelisiren, gegenwärtig die gesammte Thätigkeit der Gesellschaft verdreifacht werden müßte, um den an sie herantretenden Anforderungen auch nur einigermaßen zu genügen. Hiezu wären jährlich etwa 8 Mill. Mk. nöthig, d. h. die Hälfte von dem, was in der einzigen Stadt Neu-York für Unterrichtszwecke ausgegeben wird! Es kämen dann auf den 20 Gebieten der Gesellschaft etwa drei Missionspaare, zwei Lehrerinnen und ein Arzt auf je 500,000 Seelen, während in den Vereinigten Staaten auf je 700 Einwohner mindestens ein evangelischer Prediger kommt!

Auffallend ist die Thatsache, daß obgleich in den letzten 30 Jahren die Zahl der ordinirten Missionare nicht gewachsen ist, die jährliche Ausgabe von 1,028,000 auf 2,600,000 Mk. gestiegen ist. Sie erklärt sich durch die Fortschritte, welche im Missionsbetrieb oder in der Arbeitsmethode gemacht worden sind. Die Zahl der eingebornen Arbeiter — 1000 Schulmeister nicht mitgerechnet — ist jetzt dreimal so groß, als vor 30 Jahren; die Zahl der Außenstationen, welche bloß von eingebornen Predigern bedient werden, war damals 45, jetzt 708! Die Zahl der höheren Schulen und Seminare ist von 17 auf 104, die der Zöglinge in denselben von 969 auf 3898 gestiegen. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt also nicht mehr in dem, was der einzelne Missionar selbst thut, sondern in dem, was unter seiner Leitung von Eingebornen in allerlei Eigenschaften und auf allerlei Weise gewirkt wird. Diese Vervielfältigung der Thätigkeit des einzelnen Missionars wäre nicht möglich ohne die erwähnte Vermehrung der Ausgaben. Und doch liegt darin ein großes Ersparniß. „Die Durchschnittssumme, welche eine einzige Missionsfamilie, einschließlich Ausrüstung, Reise, Wohnung, Kindererziehung, Krankheitskosten u. s. w. jährlich bedarf, ist so

groß, daß — wo die nöthigen Erziehungsanstalten vorhanden sind — 40 junge Eingeborne ein Jahr lang davon unterhalten und unterrichtet, also für den Missionsdienst herangebildet werden können; oder können davon 40 Eingeborne, zu deren Anstellung die Beiträge der Neubekehrten noch nicht ausreichen, so unterstützt werden, daß sie ihre ganze Zeit der Missionsarbeit widmen können. Nachdenkliche Missionsfreunde, wie Hr. Jones in England, haben angefangen, die Sachlage zu verstehen und große Summen zur Erziehung und Unterstützung eingeborner Prediger zu stiften." Der amerikanischen Gesellschaft hat das Legat des † Hrn. Asa Otis, gerade als das Bedürfniß, ja die Noth aufs höchste gestiegen war, einen ähnlichen Dienst gethan. Wie wenig Verständniß aber die Missionsfreunde für dieses Bedürfniß haben, sah man daran, daß von allen Seiten Aufforderungen zur Errichtung neuer Missionen an die Kommittee gelangten. Diesem Unverstand wird entgegengehalten: „Das uns anvertraute Missionsgebiet ist bereits so ausgedehnt und die Anforderungen, welche dasselbe stellt, sind so groß, daß die größte Vorsicht und Weisheit nöthig waren, um übertriebene Erwartungen sowohl daheim als draußen niederzuhalten und keinen Dollar auszugeben, wo eine gesunde Missionspolitik es nicht gebot (except for the best missionary reasons)." Die Hoffnung, daß nachdem durch jenes große Legat manche seit Jahren schreiende Bedürfnisse gestillt und klaffende Lücken ausgefüllt waren, das christliche Publikum nun einen neuen Aufschwung nehmen und die Kommittee zu größeren aggressiven Unternehmungen in den Stand setzen würde, hat sich bis jetzt nicht erfüllt. Aufs Neue wird daher den Freunden zugerufen, was schon vor vielen Jahren als Parole auf einem Missionsfest ausgegeben wurde: „Große Plane, energische Thätigkeit, alles im Aufblick zu Gott." Ja, sie werden erinnert an ein Wort, das 1830, als ein schweres Deficit auf der Gesellschaft lastete, der damalige Berichterstatter sprach: „Auf tausend Weisen fühlt man in unsrem heimatlichen religiösen Leben den segensreichen Einfluß der Heidenmission. Sollten wir je durch die Gleichgültigkeit der Christen gegen die Bedürfnisse der Heidenwelt genöthigt werden, unsere Thätigkeit zuerst zu beschränken und endlich ganz einzustellen, so wäre das in der That ein schweres Unglück, das die traurigsten Folgen haben müßte für den Bestand all unsrer heimatlichen Einrichtungen. So laßt uns denn erkennen und alle recht zu Herzen nehmen, daß es keinen Weg gibt, auf welchem wir Gottes Werk in unsrem eigenen Lande besser fördern können, als wenn wir unsere Opfer zur Rettung ferner Heiden verdoppeln, ja vervierfachen."

Interessant ist auch die Erwähnung zweier Experimente, welche im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens von der Gesellschaft gemacht wurden. 1816 wurde in

Cornwall, Connecticut, ein Seminar für junge Eingeborne aus den Heiden errichtet, das einmal über 30 Zöglinge hatte, aber schon nach 10 Jahren wieder aufgehoben wurde. Die jungen Leute, deren Erziehung in Amerika natürlich mit großen Kosten verbunden war, nützten schließlich der Mission nichts. Von 12 jungen Griechen z. B. wurden später nur 2 im Missionsdienst verwandt und auch diese nur für kurze Zeit. Eine Frucht aber hat dieser mißlungene Versuch doch getragen: er hat den Beweis geliefert, daß eingeborne Arbeiter nicht im Ausland, sondern auf ihrem heimatlichen Grund und Boden ausgebildet werden müssen, so daß sie ihren Volksgenossen nicht entfremdet werden, sondern die nöthige Fühlung mit ihnen behalten. Die Errichtung von Schulen und Seminaren zur höheren christlichen Ausbildung der Eingebornen in den Missionsländern selbst ist dadurch für immer gerechtfertigt. Das zweite Experiment bestand in einer Art Industrie- und Kulturmission, mit der man unter den Indianern und in Hawaii dem Evangelium den Weg bahnen wollte, aber nur um die wichtige Erfahrung zu machen, daß die Predigt des Evangeliums der Civilisation vorangehen muß und nicht umgekehrt.

Wichtig ist das Zugeständniß, daß, nachdem man die Mission in Hawaii für abgeschlossen erklärt und sich fast ganz von dort zurückgezogen hatte, die Erfahrung doch gezeigt habe, daß man die dortigen Christen zu früh aus der Aufsicht und Fürsorge der Männer und Frauen entlassen hatte, deren sittlicher und religiöser Charakter die Frucht einer jahrhundertelangen christlichen Entwicklung war, daß man den Neubekehrten also mehr Zeit lassen müsse, sich in die socialen und sonstigen Ordnungen des Christenthums einzuleben, ehe man sie auf eigene Füße stellt. Im Uebrigen erklärt die Kommittee: „Das Eine höchste Ziel: sich selbst erhaltende, sich selbst regierende und sich selbst vervielfältigende christliche Gemeinden zu gründen — behalten wir fest im Auge; für Detailfragen aber gibt es keine Regel und keine Methode, die man überall und immer anwenden könnte."

— Die „reformirte Kirche in Amerika" hat seit 50 Jahren (1832) eine eigene Missionsgesellschaft (Board of Foreign Missions), welche jedoch bis zum Jahr 1857 nur einen Hilfsverein der großen Bostoner Gesellschaft bildete und erst seit 25 Jahren selbständig missionirt, und zwar in Südindien (Arkot), China (Amoy) und Japan (Jokohama, Tokijo und Nagasaki). In den letzten 5 Jahren hat die Zahl ihrer Stationen sich zwar von 11 auf 9 vermindert, während die der Missionare sich gleich geblieben ist. Dagegen hat die Zahl der Außenstationen oder Predigtplätze sich von 19 auf 1[illegible] die der Gemeinden von 29 auf 37, die der eingebornen Pastoren von 5 auf 13, die der Kommunikanten von 1559 auf 26[illegible]

die der Tagschulen von 44 auf 90, die der Schüler von 1437 auf 2210 gehoben. Die Zahl der Missionare ist 16, der Missionsgehilfen und Gehilfinnen 24, der eingebornen Katechisten 57, der „Vorleser" 36, der Schulmeister 38, der Lehrerinnen 13, der Kolporteure 2.

In Indien wurde diese Mission durch den bekannten Dr. Scudder angefangen. Mehrere seiner Söhne und ein Großsohn führen dieselbe jetzt fort. In China arbeitet sie Hand in Hand mit den englischen Presbyterianern, in Japan mit den Unirten Presbyterianern aus Schottland. Ihr Dr. Verbeck war einer der ersten evangelischen Missionare, welche 1859 in Japan einzogen. Im vorigen Jahr haben sich zwei junge Japaner, die in Amerika Theologie studiert hatten, ihr zur Verfügung gestellt. Sie sind ordinirt und ausgesandt worden. Eine Hauptrolle spielt in dieser Mission die ärztliche Thätigkeit und die Heranziehung der eingebornen Gemeinden zu kirchlicher Selbständigkeit. Die — freilich kleine — Heimatgemeinde muß leider ziemlich stark bearbeitet werden, wenn die Einnahmen den Ausgaben entsprechen sollen.

Todesfälle.

Im Oktober v. J. starb in Bombay, 68 Jahre alt, Rao Bahadur Dadoba Pandurang, einer der eifrigsten und edelsten Reformer im westlichen Indien, der Gründer der sogen. Paramhans Sabha, aus der später der Prarthana Samadsch (Gebetsverein) wurde, Herausgeber mehrerer Schulbücher, Verfasser der Schrift „Die Thränen der Witwen getrocknet" und mehrerer andrer Bücher. Das Merkwürdigste an ihm war seine gleichzeitige und gleich starke Bewunderung für die Hindu-Philosophie und für das Christenthum, sowie seine Schwärmerei für Swedenborg. Ueber letztern schrieb er ein Büchlein, das von den englischen Swedenborgianern in einer englischen und in einer Mahratti-Ausgabe gedruckt und in Tausenden von Exemplaren verbreitet wurde.

— Der junge Miss. Macgregor von der China Inland Mission ist am 30. Okt. 1882 in Ganking an den Pocken gestorben. Er hätte als erster evang. Missionar in die Provinz Kwangsi einziehen sollen; nun stehen seine Genossen „statt vor einer durch ihn geöffneten Provinz, vor einem für ihn geöffneten Grab". M. war ein Schotte und hatte bis zu seinem Eintritt in den Missionsdienst als Zimmermann gearbeitet. Obgleich fromm erzogen, hatte er sich in Edinburg den sog. Christadelphianern, einem Verein von ziemlich frivolen Freidenkern, angeschlossen, ja einige seiner Freunde zum Unglauben zu bekehren gesucht. Einmal besuchte ihn einer seiner alten Schulkameraden, um über sein Seelenheil mit ihm zu reden. Im Lauf der Unterhaltung sagte M.: „Wenn ich glauben würde, daß es eine Hölle giebt, so würde ich hingehen und jeden, der mir in den Weg kommt, vor der drohenden Ge-

fahr warnen." Der Freund zog nun sein N. T., Macgregor eins seiner rationalistischen Bücher hervor. Von Gott sprach er immer nur mit der Beifügung: „wenn es einen solchen giebt". Die Unterhaltung schien keinen Eindruck auf ihn zu machen. Einige Monate darauf bat er aber den Freund wegen seines damaligen Betragens um Verzeihung und erklärte sich für bekehrt (Januar 1879). Von da an war er wie umgewandelt. Manche seiner Bekannten meinten, er habe den Verstand verloren. Um Ostern 1879 hörte er einen Missionar über China reden und vernahm da den ersten Ruf zum Missionsdienst. Einige Monate später gieng er in eine Gebetsversammlung und war erstaunt, als hier speciell für China gebetet wurde. Bald darauf stellte er sich der China Inland Mission zur Verfügung und wurde im März v. J. ausgesandt.

Bücherschau.*)

Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien. Eine Darstellung der Lehren und Geschichte der buddhistischen Kirche von H. Kern, Professor an der Hochschule zu Leiden. Uebersetzt von H. Jakobi. Leipzig, Otto Schulze, 1882. Preis geb. 9 Mk.

Der gelehrte Verfasser verficht die Ansicht, daß „die unleugbare Wahrheit der Buddha-Legende, nach Abzug von Kleinigkeiten, nicht diejenige der Geschichte, sondern der natürlichen Mythologie ist," bemüht sich aber zugleich, durch eingehende Behandlung technischer, resp. kritischer Detailfragen dem Leser einen „Begriff von den Schwierigkeiten und Unsicherheiten, mit denen die Forschung verbunden ist," beizubringen. Er wird es daher nicht übel nehmen, wenn wir — wie selbst sein Uebersetzer — keineswegs mit der von ihm aufgestellten Hypothese (Buddha = Sonne oder Sonnengott) uns einverstanden erklären können. Fachgenossen werden aus seinem Buche Anregung und Belehrung empfangen; für Laien ist dasselbe nicht.

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Die norwegische Missionsgesellschaft.

Von P. von Möller.

Bereits sind drei Jahre verflossen, seit diese Zeitschrift in kurzen Umrissen ihre Leser mit der Entstehung und der wachsenden Thätigkeit der norwegischen Missionsgesellschaft nach innen wie nach außen bekannt gemacht hat, und wir zweifeln nicht, daß eine kurze Uebersicht über den Fortgang und gegenwärtigen Stand dieses in so reichem Maaße gesegneten Werkes als eine erwünschte Gabe von Denen begrüßt werden wird, denen die Ausbreitung des Reiches Gottes eine Herzenssache geworden ist. Wir schöpfen dabei hauptsächlich aus dem kürzlich erschienenen inhaltsreichen Dreijahrsberichte der Gesellschaft.

1. Die Heimat.

Es stimmen hier die Berichte der sechs das ganze Land umfassenden Missionskreise im Wesentlichen mit einander überein. Während einerseits der Unglaube und der Materialismus, sowie auch Lauheit und Gleichgültigkeit, stellenweise auch sektirerisches Wesen in die Gemeinden immer mehr einzubrechen drohen und auf jede christliche Thätigkeit, besonders aber auf die Mission lähmend und erdrückend einwirken, so muß doch auch andererseits die erfreuliche Thatsache hervorgehoben werden, daß trotzdem durch die Missionsfeste, die überall eingeführten Missionsgottesdienste und gelegentliche Reisepredigt, das Interesse für diese heilige Sache sich nirgends verringert, in den meisten Orten sogar entschieden zugenommen hat. Die Männervereine haben sich gemehrt; am Schluß des Trienniums (1879—81) gab es ihrer 810. Unter den Studenten bildete sich in Christiania 1881 ein besonderer Missionsverein. Auch

die noch größere Zahl der Frauenvereine ist bedeutend gewachsen; im Kreise Bergen allein gibt es deren 270, indem 1881 30 bis 40 neue gegründet wurden. Hier wie überall sind diese Frauenvereine „ein Hauptfaktor in der Missionsarbeit, indem sie durch ihr Beispiel namentlich auf das heranwachsende Geschlecht Einfluß üben und durch ihre Beiträge mehr als die Hälfte der Einnahmen aufbringen." Auch sonstige Beiträge, wie z. B. von Missionsäckern, vom Fisch- oder Hasenfang, von Missionsrennthieren (im nördlichsten Kreise) u. s. w., haben sich gemehrt. Im Ganzen beliefen sich die Einnahmen der Gesellschaft vom 1. April 1879 bis 1. April 1882 auf 558,017 Kronen (626,985 M.), wovon 200,985 Kronen auf's letzte Jahr kommen. Die Einnahmen der vorigen drei Jahre wurden hiebei um 18,000 Kronen überstiegen. Indessen sind auch die Ausgaben in diesem Jahre ungewöhnlich groß gewesen, wie es das bedeutend erweiterte Arbeitsfeld auf Madagaskar, die Wiederaufnahme der Mission im Zululande, die Aussendung neuer Arbeitskräfte und die reichere Reisepredigtthätigkeit in der Heimat unerläßlich forderte. So überstiegen denn die Ausgaben die Einnahmen um 129,257 Kronen (145,233 M.), so daß das Vermögen der Gesellschaft jetzt ganz verbraucht ist. In literarischer Hinsicht hat man sich auf die fortgesetzte Herausgabe der »Norsk Missionstidende« beschränkt, die in 6000 Exemplaren gedruckt wird und seit Anfang dieses Jahres bei gleichem Preise in schönerem Gewande und in vergrößertem Formate erscheint. Der Inhalt ist immer ein gediegener.

Das Missionsseminar konnte aus verschiedenen Gründen erst am 10. Oktober 1880 wieder eröffnet werden, und zwar mit 12 Zöglingen, von denen am Schluß des Probejahres 8 definitiv aufgenommen wurden. Die Meisten sind früher Handwerker gewesen, einer war Steuermann, ein anderer Kaufmann.

Das Missionspersonal ist im Laufe der drei Jahre bedeutend verstärkt worden. Das Seminar schloß im Jahre 1879 seinen Kursus mit 9 Zöglingen, die 1880 von Bischof Moe zu Missionspastoren feierlich ordinirt wurden und im Mai desselben Jahres mit dem Missionsschiff Elieser die Heimat verließen, um nach dem Zululande und Natal, drei um nach dem Innern von Madagaskar, und die übrigen zwei um nach der Westküste der Insel zu gehen. Zugleich mit ihnen wurden vier für das Zulu-land

Madagaskars bestimmte Lehrerinnen ausgesendet. Später im Jahr wurde eine Lehrerin nach Umpumulo in Natal und im Oktober 1881 eine für die Zulumission ausgebildete Diakonissin abgeschickt. Ihnen sind im Mai vorigen Jahres wieder zwei Lehrerinnen und sieben Missionarsbräute gefolgt. Der Abgang des Personals ist zwar nicht erheblich; der Tod einer Frau und des sehr tüchtigen Missionar Pedersen, sowie das Austreten des Missionar Bekker bleibt jedoch zu beklagen. Im Ganzen befinden sich jetzt 8 unverheirathete Arbeiterinnen, 2 Aerzte und 38 Missionare, von denen 13 im Zululand und Natal, 21 im Inlande und 4 auf der Westküste von Madagaskar wirken, im Dienste der Gesellschaft. Außerdem ist vor wenigen Monaten Pfarrer Emil B. Riis von der Direktion freudigst als Missionar für Madagaskar angenommen worden. Er ist ein Sohn des früheren Basler Missionars Andreas Riis, der 1831—46 auf der Goldküste wirkte, dann mit gebrochener Gesundheit heimkehren mußte und bis zu seinem Tode 1854 in Norwegen als Reiseprediger mit Kraft und Segen für die Mission gearbeitet hat. Ferner hat sich vor kurzem in Christiania eine Kommittee für ärztliche Mission konstituirt. Dieselbe besteht aus 3 Professoren (2 Medizinern und 1 Chemiker) und 5 anderen Männern in hervorragenden Stellungen, welche sich vorgenommen haben: „Die in Verbindung mit der norwegischen Missionsgesellschaft schon angefangene ärztliche Mission auf Madagaskar zu unterstützen, deren Zweck es ist, die eingeborne Bevölkerung durch ärztliche, im christlichen Geiste ausgeübte Thätigkeit für das Christenthum vorzubereiten." Der Vorsitzende, Prof. Dr. med. Winge, ist ein Mann von entschieden christlicher Gesinnung, und dasselbe gilt von den meisten anderen Mitgliedern der Kommittee, welche übrigens auf Beiträge von solchen Leuten rechnet, die ohne specielles Missionsinteresse doch für alle menschliche Noth ein theilnehmendes Herz haben, namentlich aber auf Unterstützung von Seiten des ärztlichen Standes.

Aber freilich — ohne Sorgen ist das letzte Jahr auch nicht abgelaufen. Konnte die Missionsdirektion einerseits über die neugewonnenen Arbeiter, sowie über manche Beweise der Achtung und des Wohlwollens auch von solchen Schichten der Gesellschaft, von denen kaum solche Gefühle zu erwarten waren, mit Recht sich herzlich freuen, so wurde sie andererseits von dem schweren Schlage ge-

troffen, das Vertrauen der Missionsfreunde durch den unverantwortlichen Leichtsinn eines ihrer eigenen Mitglieder ernstlich gefährdet zu sehen. Im Oktober kaufte nämlich der treue Schatzmeister der Gesellschaft vom Grossirer C. B. Svendsen 300 £, und der letztere gab ihm einen Wechsel in diesem Betrag auf sein Haus in London, that aber nichts, um den Wechsel zu decken. Folglich kommt derselbe in wenigen Wochen protestirt zurück. Der Kaufmann macht Bankerott, und die Summe ist verloren. Eine Subskription wird aber sofort vom Sekretär und dem Vorsteher des Seminars unter ihren Freunden zuwegegebracht und der Verlust ist sicherlich jetzt schon gedeckt. Auch ist das Zutrauen zur Direktion keineswegs durch diese traurige Sache verringert; das beweisen die reichlichen Gaben. So sandte — um nur ein paar Beispiele anzuführen — ein Privatmann in Lillehammer dem alten Missionar Oftebro, der über den Mangel an Kirchenraum in Ekjowe geklagt hatte, 2700 Kronen und Svend Foyn — ein seiner großartigen Wohlthätigkeit wegen allgemein bekannter Walfischfänger in Tönsberg — 10,000 Kronen für die Mission und 500 Kronen zur Deckung des oben genannten Verlustes. „Es ist," so schreibt der Sekretär in einem Briefe vom 16. Januar, „als wenn Gott im Himmel uns über die Schande, die S. über die Direktion gebracht hat, durch die großen Gaben einzelner Freunde trösten wollte, die eingegangen sind, seit jene Wechselgeschichte die Runde durch die Blätter gemacht hat."

---

2. Die Zulumission.

Im Anfange des zu beschreibenden Zeitraumes wüthete der Krieg mit den Engländern. Die englischen Truppen brachen ins Zululand ein; sämmtliche Missionare mußten sich nach Natal flüchten, die ganze Mission war so gut wie aufgegeben. Aber auch in Natal konnten die norwegischen Missionare ihrem Berufe, Gottes Wort unter den Heiden zu verkündigen, nur mit großer Schwierigkeit nachkommen, ja, auf Umpumulo, ihrer einzigen Station in diesem Lande, mußten die Brüder ihre Thätigkeit für eine Weile gänzlich einstellen, da sie Ordre empfiengen, die Station zu verlassen, weil sie den Einfällen der Zulus zu sehr ausgesetzt sei. Sowie aber der

Sieg der Engländer und die Gefangennahme Ketschwajos bekannt wurde, beeilten sich die Missionare, ihre alten zertrümmerten Stationen wieder zu besetzen, um wo möglich die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen. Am 5. September 1879 setzte der fast 60jährige aber immer noch rüstige Superintendent Oftebro, von drei Brüdern begleitet, über die Tugela und erreichte am Abend die Ruinen Ekjowes. Da jedoch John Dunn den Missionaren das Wohnen in seinem Lande entschieden verbot, gieng Oftebro wieder zurück, um die neuen Verhältnisse näher zu erforschen und sich mit dem Konsul Cato zu berathen. Nachdem nochmals eine entschiedene Weigerung von Dunn eingegangen war, der ein Protest von Seiten Oftebros folgte, beschlossen die Brüder eine außerordentliche Konferenz abzuhalten, um zu berathschlagen, was jetzt zu thun sei. Dieselbe fand am 10. Oktober auf Umbonambi statt, und die sofortige Besetzung der alten Stationen, wo es die Häuptlinge gestatteten, wurde beschlossen. Ueberall freuten sich die Häuptlinge und das Volk über die Rückkehr der Missionare; nur auf Emzinjati und Ekjowe wollten die ersteren nichts von ihnen wissen. Die erstgenannte Station ist auch immer noch den Norwegern verschlossen, weil der Häuptling nur anglikanische Missionare haben will; auf der andern änderte sich aber das Verhältniß sehr bald, indem sich John Dunn eines Besseren besann und bereits am 30. Oktober dem Superintendenten bedeuten ließ, es sei nun Zeit, die Arbeit auf Ekjowe wieder aufzunehmen. Jetzt wurden so schnell als möglich provisorische Häuser auf den Stationen aufgeführt, und im Frühjahr 1880 ward das Missionswerk auf den sechs alten Stationen wieder aufgenommen. Dunn hat sich seitdem stets sehr freundlich gegen die norwegischen Missionare gezeigt; andere z. B. die Hermannsburger mag er aber gar nicht in seinem Lande haben. Seinem Wunsche gemäß wurden zwei neue Stationen, Ekombe und Umgoje, (1881) angelegt, letztere nur eine norwegische Meile von Dunn's eigenem Wohnorte entfernt. Auch die Leute sind im allgemeinen freundlich gesinnt und besuchen in größerer oder geringerer Zahl den Gottesdienst. Nur auf Intlasakje findet der Missionar die Leute jetzt weniger empfänglich für das Wort Gottes, als vor dem Kriege. Am schnellsten geht es auf Ekjowe, der Station Oftebros, voran. Ihm helfen einer von den neuausgesandten Brüdern und zwei Eingeborene. Br. Norgaard giebt Gesangunterricht, predigt

mit Hilfe eines eingebornen Christen und hält Abendschule; die den Lesern schon bekannte Maria Magdalena (s. Magazin 1882, S. 365) hilft beim Schulunterricht und wird als ein sehr frommes und ernstes Mädchen gelobt; ihr Vater, Abraham, ein im Glauben warmer und sehr merkwürdiger alter Mann, hat kein sehnlicheres Verlangen, als seinen Landsleuten das Heil in Christo zu verkündigen und sie zum Missionar zu führen. Im Ganzen sind auf dieser Station 115 Seelen getauft, davon 20 im Jahre 1881 und 25 am 1. Oktober 1882. Einen Einblick in die Arbeit der Norweger im Zululande gewährt die letzte Jahreskonferenz, September 1882, die fünf Tage in Anspruch nahm und von welcher Oftebro schreibt: „Wir waren brüderlich zusammen und hatten viel zu besprechen und zu berathen. Das Konferenzprotokoll füllt mehr als 20 Bogen, wird aber nur auszugsweise veröffentlicht. Wir beschlossen die Errichtung von Wohnungsgebäuden auf drei Stationen (Empangeni, Ekjowe und Ematlabatini), sowie die sofortige Errichtung einer Katechetenschule. An der letzteren wird hier auf Ekjowe schon mit allen Kräften gebaut. Br. Stavem wird der Hauptlehrer werden. Voriges Jahr schlugen wir auch die Errichtung einer Industrieschule vor, damit alle die jungen Christen, die Lust dazu haben, ein nützliches Handwerk lernen könnten und nicht, wie es jetzt der Fall ist, genöthigt wären nach Natal zu gehen, um zu dienen und das nöthige Geld zu erwerben, wenn sie nämlich nicht auf der Station Arbeit bekommen können; aber die Missionsdirektion gieng aus Mangel an Geld auf diesen Vorschlag nicht ein. Denselben dieses Jahr zu wiederholen, wagten wir nicht; wir wollen aber später darauf zurückkommen, da wir es für unsere Pflicht halten, auch in dieser Richtung zu thun, was wir können. Vom Kirchenbauen dürfen wir noch gar nicht reden, obschon das Bedürfniß geradezu ein schreiendes ist, namentlich hier auf Ekjowe. Wir beschlossen auch, wieder einen Versuch mit jährlichen Versammlungen aller unserer Christen zur Erbauung und Belehrung, namentlich über den Fortschritt des Reiches Gottes auf Erden, zu machen, um das Gefühl der kirchlichen Zusammengehörigkeit und das Bewußtsein ihrer Verpflichtung zur Mitarbeit am Reiche Gottes in ihnen zu wecken. Ferner beschlossen wir unsre Zulubücher in Norwegen drucken zu lassen u. s. w. Jeden Abend hatten wir Vorträge, theils theoretischen, theils praktischen Inhalts mit nachfolgender lebhafter Debatte."

Auf Umpumulo, der Station in Natal, haben im Ganzen, seitdem die Mission besteht, 234 Taufen stattgefunden; davon im letzten Triennium 19 Erwachsene und 35 Kinder. Durchschnittlich besuchen 300 Eingeborne den Gottesdienst auf der Hauptstation und den Nebenstationen. Die Zahl der Kommunikanten ist 55, der Katechumenen 12. Ganze Familien gehen zum Christenthum über und auch die Heiden senden ihre Kinder mit großer Bereitwilligkeit in die Schule. Infolge dessen ist man wohl berechtigt, auf ein baldiges kräftigeres Erblühen der Mission zu hoffen, jedoch schien es Oftebro bei seiner letzten Visitation (November 1882), als hätte das Gerücht von der nun zur Thatsache gewordenen Rückkehr Ketschwajos eine größere Stumpfheit der Heiden gegen das Wort Gottes zur Folge gehabt. Mit der Gemeinde stand es übrigens gut. Das schöne Schulhaus für die Kinder der Missionare ist jetzt vollendet; ihrer 13 empfangen dort ihren Unterricht unter der Leitung des tüchtigen Br. Braadtvedt.

3. Die Mission im Innern von Madagaskar.

Hier wüthete 1879 eine Fieberepidemie, die Tausende von Menschen dahinraffte, auch mehrere Missionsfamilien ergriff und dem Br. Haslund seine beiden Kinder entriß; im folgenden Jahre trat dann in Folge von Dürre eine Theuerung ein, die stellenweise zu einer wahren Hungersnoth wurde; dann folgten auch noch die Heuschrecken. Daß manche Heiden in diesen Nöthen eine Strafe der alten Götter wegen der neuen Gottesverehrung erblickten, kann nicht befremden. Auch die räuberischen Einfälle der Sakalawas auf die Westgrenze des Missionsgebietes waren ein bedeutendes Hinderniß für die Arbeiten der norwegischen Missionare. Trotzdem hat diese Mission in den drei Jahren außerordentlich große Fortschritte gemacht. Immer weiter dringt das Evangelium vor, immer tiefer auch dringt es hinein in die Herzen der Leute, so daß es eine Macht geworden ist, gegen welche der heidnische Aberglaube nicht mehr aufkommen kann. Daß das Werk sich in so erfreulicher Weise ausdehnt und befestigt, davon ist die Ursache — außer in erster Linie im Walten Gottes und im Wehen des heiligen Geistes — wohl namentlich in der freundlichen Haltung der Regierung zu

ſuchen, die auch je länger je mehr den Segen anerkennt, den die Arbeit der Norweger dem Lande und Volke bringt. Auch haben die Norweger ſich ſtets ſehr ehrerbietig gegen die Regierung verhalten, ſo daß die Königin mehrmals erklärt hat, die norwegiſchen Miſſionare ſeien ihr nie läſtig geweſen, und „wenn ein Gouverneur jetzt in Nord-Betſileo eingeſetzt werden ſollte, ſo müſſe es, aus Rückſicht auf die Miſſion, ein Lutheraner ſein.“ Durch dieſe Worte iſt alſo Nord-Betſileo als ausſchließlich norwegiſches Miſſionsgebiet anerkannt.

Was die eigentliche Miſſionsarbeit betrifft, ſo gibt folgende kleine Tabelle einen Ueberblick über den ſchnellen Fortſchritt derſelben (in runden Zahlen):

	Katechumenen	In die Gemeinde aufgenommen		Kirchgänger	Schüler	
		im Ganzen	durch Taufe		wirkliche	eingeſchriebene
1879	ca. 450	ca. 400	ca. 380	ca. 8000	ca. 3000	ca. 5000
1880	„ 500	„ 500	„ 423	„ 14000	„ 8000	„ 10000
1881	„ 1000	„ 850	„ 731	„ 19000	„ 10000	„ 14000

Die Zahl der Nebenſtationen iſt ebenfalls bedeutend gewachſen — es giebt deren jetzt 200 — namentlich in Süd-Betſileo, wo auch die Zahl der Kirchenbeſucher am meiſten zugenommen hat. In dieſem Diſtrikte hatte die Miſſion in den drei Jahren anfänglich einen ſtetigen raſchen Fortſchritt, ſpäter aber auch außerordentlichen Widerſtand. Die Leute waren ja bisher gewohnt, durch allerlei, ſelbſt gewaltſame Mittel, ſich den mit der Regierung in Verbindung ſtehenden independentiſchen Kirchen und Schulen anſchließen zu müſſen; jetzt, da dieſer Zwang durch Ordre der Königin aufgehört hat, haben ſie ſich ſchaarenweiſe den Norwegern angeſchloſſen, die weder Gewalt brauchten noch darauf ausgiengen, möglichſt viel Geld, Reis oder Arbeit zum Bauen von Kirchen und Schulen, zum Unterhalt der Lehrer u. ſ. w. zu erpreſſen, ſondern nur mit dem freundlichen Einladen des Evangelii die Leute zu locken ſuchten. Dieſer Anſchluß erweckte den Neid der independentiſchen Lehrer — wohl nicht allein der eingebornen — die im Verein mit gewiſſen Großmännern Verfolgungen gegen die norwegiſche Miſſion in's Werk ſetzten. Ihre Kirchen wurden niedergeriſſen oder verbrannt, ihre Schüler mißhandelt u. ſ. w., allein alles ohne andere Folge, als die Sympathie der Leute für die Norweger noch mehr zu erwecken. In Mittel-Betſileo (zwiſchen

den Flüssen Imania und Matsiatra) sind die Erfolge am geringsten, theils wegen der oben genannten Hindernisse — räuberische Einfälle der Sakalawas, Krankheit der Missionare u. s. f. — theils wegen der Gesetzlosigkeit, die in diesem Theile des Landes noch herrscht. Es konnten jedoch im Jahre 1881 43 Eingeborne in diesem Distrikte getauft werden und die Zahl der Kirchenbesucher belief sich auf 2100. In Nord-Betsileo, dem volkreichsten und gesundesten Missionsgebiete auf der ganzen Insel, macht die Mission trotz des zähen passiven Widerstandes der Heiden rasche Fortschritte. Der norwegischen Gemeinde in der Hauptstadt haben sich mehrere Orte in den Ankaratra-Bergen als Filiale angeschlossen, so daß diese Gemeinde Ende 1881 300 Mitglieder, 1000 Kirchenbesucher und 540 Schulkinder zählte. Das ganze Missionsgebiet ist im Laufe der drei Jahre vom Superintendenten visitirt worden, Nord-Betsileo sogar zweimal.

In Bezug auf Selbsterhaltung sind allerdings diese Gemeinden weit zurück. Namentlich scheint dies in Süd-Betsileo der Fall zu sein, wo auch die Konkurrenz der verschiedenen Gesellschaften größer ist, als sonst irgendwo auf der Insel. Namentlich sind es die Jesuiten, die hier alle — man möchte sagen — mögliche und unmögliche Mittel in Bewegung setzen, um die protestantischen Gesellschaften zu bekämpfen. Alle Versuche, die Leute hier zu Kirchenbauten oder zur Besoldung ihrer Lehrer zu bewegen, sind bis jetzt gescheitert. Ein Fall, den Br. Valen in Fianarantsoa erzählt, ist zu charakteristisch, um hier nicht angeführt zu werden. Es waren in einem Gemeindehause die Strohmatten, welche den bloß aus gestampfter Erde bestehenden Fußboden bedecken, abgenutzt, und der Missionar forderte nun die Gemeinde auf, neue anzuschaffen. Aber die ganze Gemeinde drohte sofort ihn zu verlassen und zu der in der Nähe befindlichen Jesuitenkirche zu gehen, wo sie sich vor solchen Zumuthungen sicher wußten! Wie viel Geduld und Nachsicht ist da nöthig!

Auf die Schulthätigkeit haben die Norweger — und gewiß mit Recht — von vorne herein stets ein großes Gewicht gelegt. Die Zahl der Schüler ist auch mit jedem Jahre (s. die Tabelle), namentlich aber im letzten, in wahrhaft überwältigender Weise gewachsen. Zwar wurde schon auf dem großen Landtag im März 1881 nominell allgemeiner Schulzwang eingeführt und ein besonderes

Departement für das Schulwesen mit einem Minister und mehreren Schulinspektoren eingesetzt; allein diese guten Herren legten erst im Jahre 1882 Hand an's Werk, indem sie das Land bereisten und die Schulkinder im Alter von 8—16 Jahren einschrieben; namentlich löste der eine Inspektor Salomon seine Aufgabe in wahrhaft musterhafter Weise. Dieser Mann war früher, seitdem er seine Studien im theologischen Seminar zu Antananariwo beendet hatte, einige Jahre Lehrer an der Lehrerschule auf Masinandraina, wo er sich in jeder Beziehung auszeichnete. Nun, bei der Schuleinschreibung prallte jeder Bestechungsversuch bei ihm ab — etwas in Madagaskar noch nicht dagewesenes — und er lehrte die Großmänner Betsileos, wie ein Regierungsauftrag auszurichten ist. Er und noch drei andere werden in kurzer Zeit zu Pastoren ordinirt werden — die ersten Eingebornen, die in der norwegischen Mission diese Würde empfangen. Die Zahl der Schüler belief sich am Schluß des vorigen Jahres auf 25—30,000 — wohl mehr, als in allen anderen lutherischen Missionen zusammen. Wo aber Lehrer zu allen diesen Kindern hernehmen und wo das Geld? Nun, in letzterer Hinsicht streugen sich die Freunde schon an, das erforderliche Kapital zusammenzubringen, und in ersterer Hinsicht hat die Gesellschaft über folgende Kräfte zu gebieten: Das theologische Seminar in der Hauptstadt beendete 1877 seinen ersten Kursus mit 12 und 1881 seinen zweiten Kursus mit 18 Zöglingen. Von diesen stehen zur Zeit 18 (9 von jedem Kursus) im Dienste der Mission. Einer ist zum Gouverneur von Mojanga avanciert und hat der Mission bereits große Dienste geleistet. Weitere 20, welche von den 29 Zöglingen noch übrig sind, mit denen 1880 der dritte Jahreskursus begonnen wurde, können ebenfalls bald angestellt werden. Und auf sie kann die Mission um so zuversichtlicher rechnen, da sie schon vor ihrer Aufnahme in's Seminar norwegische Gemeindemitglieder waren und daher wohl nicht wegen eines etwas höheren Gehaltes in die Dienste einer anderen Gesellschaft treten werden — ein Anerbieten übrigens, welches von keiner protestantischen Missionsgesellschaft angenommen werden würde. Ferner hatten die Norweger zwei Schullehrerseminare, das eine auf Masinandraina, welches 1878 eröffnet wurde und 1880 seinen zweijährigen Kursus mit 19 Zöglingen abschloß, die alle im Missionsdienst stehen und ihren Platz gut ausfüllen. Sofort wurde wieder mit 37 Zöglingen

begonnen, und diese sind wohl jetzt auch schon als Lehrer thätig. Das andere Seminar befindet sich in Fianarantsoa (Süd-Betsileo) und wurde der großen Lehrernoth wegen 1881 mit 56 Zöglingen eröffnet. Nach dem ersten Probejahre bestanden aber nur 38 das erforderliche Examen, und von diesen sind nur acht unverheirathet. Sie werden alle von ihrem Lehrer Valen gerühmt, namentlich wegen ihres großen Interesses für die religiösen Fächer. Zu Anfang dieses Jahres sollte das Schlußexamen stattfinden. Außer diesen tüchtigen, ordentlich ausgebildeten Lehrern müssen aber natürlich auch viele weniger tüchtige „Stundenlehrer" vorläufig benutzt werden. Br. Engh auf Betafo z. B. hat für seine 5000 Schulkinder als Lehrer theils ältere christliche Männer aus der Gemeinde, theils einige seiner früheren Schüler genommen. Viele von diesen meldeten sich freiwillig zum Dienst, als sie die Menge der Kinder sahen. Es war ja auch ein Vortheil, Lehrer zu sein, denn als solche sind sie der Wehrpflicht enthoben, den die Madagassen nicht lieben, da sie in demselben häufiger in die Lage kommen, zu Tode zu hungern, als zu Tode geschlagen zu werden. Während die heidnischen Eltern ihre Kinder von den Schulen fern zu halten suchen, ist es den Kindern selbst die größte Freude zu kommen; „sie flüchten zur Schule," schreibt Engh „trotz der Versuche der Eltern, sie fern zu halten." Dasselbe schreiben auch andere Missionare.

Was die Stellung der norwegischen Mission zu den übrigen protestantischen Gesellschaften betrifft, so ist sie im ganzen eine brüderliche und friedliche gewesen. Mit den Anglikanern und Quäkern sind nie Differenzen vorgekommen, wohl aber stellenweise — wie schon angedeutet — mit den Independenten (Londonern). In manchen Distrikten, namentlich in Süd-Betsileo, giebt es ein buntes Gemenge von englisch-independentischen und norwegisch-lutherischen Gemeinden und Schulen. Jene haben auch bis jetzt eine ganz andere Missionspraxis befolgt als diese. Bei den Norwegern heißt es „langsam aber gründlich", bei den Londonern: „nur schnell, wenn auch oberflächlich". Während die ersteren von Anfang an ein längeres Katechumenat forderten, wodurch der Ernst des Taufkandidaten geprüft werden konnte, tauften die von den Londoner Missionaren eingesetzten madagassischen Lehrer ohne weiteres die Leute schaarenweise und benutzten das Gebot der Königin, daß das Volk „beten" solle, dazu, das Christenthum selbst zu einer Art Re-

gierungsarbeit (Frohndienst) zu machen, ja sogar Geld zu erpressen. Der Sache müde, wendet sich das Volk jetzt, nachdem die Art und Weise der Norweger bekannt geworden, immer mehr den Londonern ab und den Norwegern zu. Nord-Betsileo ist bereits ganz von den Independenten verlassen, und ihr erfahrener Missionar Pearse, der vor ein paar Jahren den Süden der Provinz inspizirte, gab unverhohlen dem Missionar Valen seine Absicht kund, der Direktion seiner Gesellschaft vorzuschlagen, sie möchte sich auch von diesem Distrikte ganz zurückziehen, um ihn den Norwegern allein zu überlassen. Ihre Mißgriffe haben die Londoner jetzt eingesehen; sie zu berichtigen, wird aber eine ebenso schwierige Arbeit für sie selber sein, als es für die Norweger ist, aus den von den Independenten übernommenen getauften Heiden wahre Christen zu machen.

4. Die Mission auf der Westküste von Madagaskar.

Auf diesem Missionsgebiete geht es noch immer durch viele Nöthe und Drangsale hindurch, und es ist ein wahres Wunder, daß die Missionare überhaupt noch Stand halten können. Die Gesetzlosigkeit, die namentlich in Lahimorissas Reich eine grenzenlose ist, hat auf der Station Tullear eine eingreifende Missionsarbeit geradezu unmöglich gemacht. Die Expedition der Howas, um die wichtigsten Punkte zu besetzen und Ordnung einzuführen, ist an dem Konflikt mit Frankreich vorläufig gescheitert. Der Repräsentant dieses Landes auf Madagaskar hat die Absendung von Truppen für einen casus belli erklärt. In Morondava ist aber die eingeborne Gemeinde zu 17 Seelen herangewachsen und wäre sicherlich noch größer, hätte nicht das hier herrschende böse Fieber die Kräfte der Missionare in so hohem Grade gelähmt. Missionar Jakobsen, der hier acht Jahre hindurch in großer Treue ausgehalten hat, wurde schließlich vom Fieber ganz gebrochen und mußte nach dem Innern reisen. Die Bäder in Sirabe werden ihm hoffentlich die verlornen Kräfte wiedergeben und ihn wieder arbeitsfähig machen. Der junge Bruder Aas steht jetzt allein auf dem ungesunden Posten.

Möge Gott der Herr die treue, ausdauernde und gründliche Arbeit der norwegischen Missionare auch fernerhin mit seinem reichen Segen begleiten!

Aus der Telugu-Mission.

8. Ein geistiger Waffengang.

Etliche Wochen nach dem soeben Erzählten herrschte in der ganzen Umgebung von Ahmadala eine nicht geringe Erregung. Auch in einigen Nachbardörfern waren kleine Christenhäuflein herausgetreten, und jetzt verbreitete sich die Kunde, der Missionar von Ongol habe in dem etwa eine Stunde entfernten Kapsa sein Lager aufgeschlagen und an die zerstreuten Bekehrten die Einladung ergehen lassen, ihn während seines mehrtägigen Aufenthalts fleißig zu besuchen, ja wo möglich auch ihre Freunde mitzubringen. In Kapsa selbst war man geradezu bestürzt. Brahmanen und Moslemen entwarfen einen gemeinsamen Plan, dem weitern Umsichgreifen des Christenthums zu wehren. Der Missionar sollte zu einer öffentlichen Disputation eingeladen werden, zu der die Brahmanen einen in einer Regierungsschule mit europäischem Wissen vertraut gewordenen Gelehrten, und die Moslemen den berühmtesten Mullah der Gegend kommen lassen wollten. Groß war die allgemeine Enttäuschung, als der Missionar die ihm zugedachte Ehre mit aller Höflichkeit ablehnte, indem er erklärte: sich in eine Disputation einzulassen gedenke er nicht; haben aber die beiden Gelehrten ihm etwas mitzutheilen, so werde er sich gerne einfinden, um es zu vernehmen. Der Brahmane wie der Mullah hatten beide gehofft, in rascher Reihenfolge von Frage und Antwort durch allerlei Spitzfindigkeiten ihren Gegner zu verwirren und so in den Augen der Hindus den Sieg davon zu tragen. Zu ihrem Verdruß sahen sie nun diese Hoffnung vereitelt und mußten sich zu regelrechten Vorträgen bequemen.

Zur bestimmten Zeit strömten Leute aller Kasten aus der ganzen Umgegend herbei, auch Appaia Naidu, sein Bruder Babaia und Krischna Rao stellten sich ein. Der Missionar, von einigen seiner Evangelisten und einer Anzahl Neubekehrter begleitet, begab sich gleichfalls auf den Versammlungsplatz und ließ sich nahe genug bei den Rednern nieder, um alles deutlich hören zu können.

Der Hindu-Gelehrte nahm ein Buch aus der Hand eines neben ihm stehenden Freundes, berührte, um Ganeſa, den Gott der Weisheit anzurufen, ſeine beiden Schläfen damit, öffnete es, las einige Sanskritverſe vor und begann dann ſeine Rede: „Ihr habt mich nach Kapſa gerufen, um euch mitzutheilen, was unſre heiligen Bücher über die Kaſte, über Indien und über die Religion unſrer göttlich verehrten Väter ſagen.

„Europäer haben unſer Land eingenommen und ſind augenblicklich deſſen Beherrſcher. Sie haben es durch Trug und Liſt an ſich gebracht und die kaſtenloſen Mala und Madiga in ihre Dienſte genommen. Dieſe ſtrömen ihnen zu, um ein wenig Geld zu erlangen, und jetzt will man nach wohldurchdachtem Plan ihren väterlichen Glauben untergraben, unſre gottverordnete Kaſte zerſtören, unſre heiligen Plätze entweihen und unſer theures Indien, den Lieblingsaufenthalt der Götter, zur Behauſung ſchlechter Menſchen und böſer Geiſter erniedrigen. Zur Erreichung dieſes Zweckes haben ſich in allen unſern größern Städten Leute niedergelaſſen, die man Miſſionare nennt. Sie durchreiſen das Land und ſuchen Bekehrte zu machen, wofür ſie, wie verlautet, gut bezahlt werden, denn alle ihre Auslagen trägt die Regierung und für jeden Bekehrten erhalten ſie 200 Rupies (400 Mk.). Da aber all dieſe Unkoſten von den uns auferlegten Steuern gedeckt werden, ſind eigentlich wir es, die das fette Einkommen von Leuten aufbringen, welche unſre heiligen Ordnungen umzuſtürzen ſuchen. Wir dürfen jedoch nur feſt bleiben. Wie ſie gekommen ſind, werden ſie auch wieder abziehen, und Indien wird wieder unſer ſein.

„Höret nun den Urſprung unſrer bedrohten Kaſten, deren Verluſt uns zu unreinen Thieren machen würde. Damit das Menſchengeſchlecht ſich vermehre, ließ der Allherr Brahma aus ſeinem Mund, ſeinen Armen, Lenden und Füßen Brahmanen, Kſchatrias, Waiſias und Sudras hervorgehen. Darum ſind die Brahmanen Prieſter. Ihr Erbtheil iſt Weisheit, Tugend und Heiligkeit; deßhalb müſſen ſie von allen andern Kaſten göttlich verehrt werden. Die Welt iſt den Göttern unterthan und die Götter den Mantras; der Brahmane iſt der Herr der Mantras und durch ſie der Herr der Götter. Der Brahmane iſt der geiſtliche Führer aller Kaſten. Er muß verehrt werden, ob er gelehrt oder unwiſſend, gut oder ſchlecht iſt, denn er gleicht dem mit Aſche vermengten Feuer. — Zu den Kſchatrias

gehören die Könige, Fürsten und Krieger. Ihre Pflicht ist Tapferkeit, Gerechtigkeit, Großmuth und fürstliches Benehmen. Die Waisias sind Kaufleute; ihre Aufgabe ist es, von den ersammelten Schätzen unsre Tempel zu bauen und die Priester zu erhalten. Die Sudras sind die zur Unterthänigkeit bestimmten Handwerker. Wird an dem Ursprung der Kasten gerüttelt, so fällt unsre ganze Religion. Wollen die kastenlosen Mala und Madiga, die bisher unsre Sklaven waren, der englischen Religion zufallen, so laßt sie gewähren; sie werden bald genug wieder davon zurückkommen.

„Weiter bitte ich euch, auch des Ruhms unsrer Ahnen zu gedenken. Als die Vorfahren der englischen Eroberer noch Wilde waren, die hinter einander her durch die Wälder und Berge Europas jagten, bildeten die unsern schon ein mächtiges Volk, dessen Geschichte sich im grauen Alterthum verliert. Vieles darüber verkünden uns aber doch neben unsren heiligen Sanskritschriften die prachtvollen Trümmer von Tempeln und Städten. Ein englischer Schriftsteller sogar sagt: ‚Alle metaphysischen Theorien der Griechen und unsrer neueren Philosophen waren den indischen Weisen schon wohlbekannt.' Der gleiche Gelehrte gibt auch zu, daß wir in verschiedenen Wissenschaften Fortschritte gemacht hatten, die in Europa erst Jahrhunderte hernach erreicht wurden, und daß die ganze Schärfe der Logik, die ganze Feinheit der Grammatik und aller Wohllaut der verschiedenen Versmaße der Griechen und Römer sich schon in vielen Schriften unsrer heiligen Sanskritsprache finden, der an Schönheit des Ausdrucks und an Reichthum der Bilder keine andere gleichkommt.

„Unsre Ahnen ermangelten auch nicht des Patriotismus und der Tapferkeit. Vor Zeiten war Indien nicht unter einem einzigen Herrscher vereinigt; es wurde von vielen Radschas oder Königen regiert. Diese lebten für gewöhnlich im Frieden mit einander; war es aber nöthig, so wußten sie auch das Schwert zu führen. Einer dieser Könige, Asoka, schlug vor mehr als tausend Jahren Alexander den Großen, als er den Dschilam zu überschreiten suchte, nachdem er das Abendland unterworfen hatte. Auch gegen die grausamen, habsüchtigen Moslemen vertheidigten sie jeden Zollbreit Landes, und zwei Jahrhunderte lang kam das Schwert nicht in die Scheide. Wir sind unsern Göttern untreu geworden, und sie haben uns verlassen. Aber jetzt ist es Zeit, daß wir uns wieder fassen,

soll nicht der Hoffnungsstern, der uns bisher noch geleuchtet hat, für immer verlöschen.

„Unser Land ist groß. Es erstreckt sich von dem stolzen Himalaja bis zum Kap Komorin, und von den Gebirgen Afghanistan's im Westen bis zu denen von Arakan im Osten. Auf diesem heiligen Boden verehren 200 Millionen Menschen den großen Allherrn und suchen durch Beten und Fasten und verdienstliche Thaten wieder aufgelöst zu werden in ihn, dem sie entsprossen sind. Unsre Ahnen waren seine Lieblinge, wahre Religion und Erkenntniß war ihnen vor allen andern Völkern anvertraut, von Indien aus verbreitete sie sich über die übrige Welt. Und wie es einst war, so kann es wieder werden. Laßt euch aus der „Madraspost" vorlesen, was Dr. Dresser kürzlich in London gesagt hat: ‚Wir haben Gewerbeschulen in Bombay, Kalkutta und andern indischen Städten errichtet, und was ist der Erfolg davon? In der Ausstellung des Jahres 1862 waren von unsern Schülern gewobene Teppiche zu sehen, die neben den einheimischen Webereien eine nationale Schmach auf uns warfen. Wir haben ihren Geschmack nur verderbt, statt ihr Verständniß der dekorativen Kunst zu fördern. Statt Geld auf Schulen für sie zu verwenden, thäten wir besser daran, bei jenen eingebornen Künstlern, welche die ersten Ornamentiker der Welt sind, in die Lehre zu gehen.'

„Doktor Dresser hat Recht. Alle wahre Bildung und Religion ist auf unsrer Seite. Laßt uns nur unsern Ahnen treu bleiben und an ihren Sitten und Lehren festhalten, so wird uns bald die ganze Welt zu Füßen liegen. Habt nichts mit den Engländern zu schaffen. Seid ihnen unterthan, weil ihr müßt, und sucht euch in ihre Herrschaft zu schicken, bis die Götter versöhnt sind und diesen Fluch von uns nehmen."

Jetzt setzte sich der tapfere Anwalt des Hinduismus, und durch die Menge lief der hundertstimmige Ruf: „Narajana! Narajana! Rama! Rama!" während die Andächtigsten und Gelehrtesten ihre Mantras murmelten. Die eingebornen Evangelisten saßen verwirrt und niedergeschlagen da, um die Lippen des Missionars aber konnte man ein halb unterdrücktes Lächeln spielen sehen.

Manches von dem, was der Brahmane gesagt, hatte natürlich den Mullah sehr unangenehm berührt, doch hatte ers schweigend hingenommen. Jetzt war die Reihe des Sprechens an ihm.

„Allah Akbar, Gott ist groß!" hob er an, indem er aufstand und sein Auge über die Versammlung hinlaufen ließ. „Ihr kennet die Leute meiner Religion. Wie mein gelehrter Freund, der Pandit, schon gesagt hat, drangen vor tausend Jahren meine Vorfahren in Indien ein. Vor etwa 800 Jahren gefiel es Allah, sie festen Fuß im Lande fassen zu lassen. Etwa 600 Jahre später erkannten alle Radschas und Zemindare vom Himalaja bis nach Ceylon hinab ihre Macht an und brachten dem Großmogul in Delhi willig ihren Tribut. Dann verkehrte Allah aber unsern Ruhm in Schmach und sandte jene Fremden, um uns zu züchtigen. Aber mein gelehrter Freund hat ganz richtig bemerkt, daß ihre Herrschaft nur von kurzer Dauer sein wird, weil sie das Land durch List gewonnen haben, wie sie es jetzt durch List regieren. Zuerst kamen sie als ein Häuflein Händler und baten da und dort um ein Stückchen Land, um ihre Häuser und Faktoreien darauf zu bauen. Es wurde ihnen gewährt. Dann verlangten sie das Recht, diese Häuser zu befestigen und etliche Sipahis zu halten, um ihre Güter zu beschützen. Nun boten sie verschwenderischen Baronen und andern großen Grundbesitzern Geldvorschüsse an, von denen sie wußten, daß sie ihnen nicht zurückbezahlt werden würden. Bald auf friedlichem, bald aber auch auf andrem Wege brachten sie die ihnen verschuldeten Ländereien dann ganz oder theilweise an sich. Zu andern Zeiten stifteten sie durch ihre Agenten unter unsern kleinen Königen Händel an und verschafften einem der streitenden Theile Geld oder englische Waffen und Soldaten. War dann der Krieg beendet, so forderten sie einen Theil der Beute für sich und dazu noch solche Summen, wie die wenigsten Radschas sie in Geld leisten konnten. Unfähig, die geforderte Bezahlung zu erschwingen, entledigten diese sich ihrer Verbindlichkeiten durch Abtretung von Ländereien. So trieben die Engländer es weiter und weiter, bis ganz Indien zu ihren Füßen lag, und jetzt saugen sie wie Blutegel unser Land und Volk aus.

„Vielen von euch ist wohl eine Fabel bekannt, an die sie mich erinnern. Ein Araber war mit seiner Frau und seinen Kindern in seinem Zelt. Die Nacht war kalt und stürmisch, doch hatten sie's ganz behaglich. Da hörte man ein Geräusch an der Thüre

und der Araber sah, daß ein Kamel seinen Kopf hereinstreckte. Er fragte: ‚Warum kommst du ohne Erlaubniß in mein Zelt?‘ Das Kamel antwortete: ‚Es stürmt draußen und mich friert. Bitte, jage mich nicht fort, sonst komme ich um; laß mich nur wenigstens meinen Kopf hereinlegen, ich thue dir gewiß nichts zu leid. Der gutherzige Araber willigte ein und schlief weiter. Nach einer Weile erwachte er wieder und sah, daß das Kamel auch seinen Hals und seine Vorderfüße hereinstreckte. Er machte ihm Vorstellungen, allein das Kamel antwortete: ‚Es war so sehr kalt und ich bin nur ein klein wenig weiter hereingerückt; ich will dir gewiß nichts zu leid thun.‘ Der Araber erlaubte ihm zu bleiben und schlief abermals ein. Als er aber am Morgen erwachte, konnte er sich kaum noch rühren; das Kamel war ganz hereingekommen und füllte das Zelt fast aus. Jetzt schalt und drohte er; aber das Kamel antwortete: ‚Ich habe von diesem Zelte Besitz genommen und bin größer und stärker als du. Ich könnte dich und deine Kinder zertreten. Willst du, daß eines von uns in den Sturm hinausgehe, so geh selber.‘ Gerade so, wie dieses Kamel dem Araber, haben die Engländer es uns gemacht.

„Und listig, wie sie Indien in ihren Besitz gebracht haben; regieren sie jetzt auch das Land! Dem Volk werden schwere Abgaben auferlegt; alles, was wir haben, außer Luft und Wasser, ist besteuert. Und was wird aus all diesem Geld? Das meiste davon erhalten die paar tausend Engländer in Indien. Alle einträglichen Stellen werden von ihnen in Beschlag genommen, und ihre Untergebenen, die die Hauptarbeit thun, müssen sich mit den Abfällen begnügen. Es wird ein großes Sipahi-Heer von verschiedenen Sprachen und Kasten gehalten. Die Madras Sipahis werden nach Bengalen und Bombay, und die dortigen Regimenter nach Madras geschickt. Warum das? Damit die Sipahis sich unter einer Bevölkerung von fremder Sprache befinden und um so gefügigere Diener ihrer Herren seien. Wie sie's mit dem Polizeiwesen halten, könnt ihr hier in Kapsa sehen. Ist ein muhammedanisches Fest, so werden alle muhammedanischen Polizeibeamten in entlegene Dörfer geschickt und die Hindus mit dem Dienst betraut; haben die Hindus ein Fest, so müssen Moslemen sie überwachen. Dieselbe Politik befolgen sie den verschiedenen Kasten gegenüber; die Brahmanen werden gegen die Moslemen und Sudras, und diese gegen die Brahmanen

aufgestachelt. Heute schmeicheln und morgen schmähen sie. Einmal scheinen sie die Augen zu schließen gegenüber von Verbrechen, die zu erzählen euer Blut gerinnen machen würde, und ein andres Mal strafen sie über jedes Maß der Gerechtigkeit hinaus ein Vergehen, das vielleicht aus bloßer Unkenntniß irgend eines Gesetzes begangen wurde.

„Gutes kann nicht aus Bösem und Böses nicht aus Gutem kommen; wie die Wurzel, so die Frucht. Menschen, welche ein Land an sich bringen und es regieren wie die Engländer das unsere, können nicht anders als schlecht sein. Welch unreinen Wandel viele von denen geführt haben, die ihr persönlich kanntet, wisset ihr ja. Branntwein und Geld und Kebsweiber sind die Götter, denen sie dienen. Sind die Menschen so schlecht, so muß auch ihre Religion schlecht sein. Es gab eine Zeit, in welcher die christliche Religion Allahs Wohlgefallen besaß; aber damals war sie anderer Art als heute. Als das Verderben in sie einriß, gab Allah durch seinen heiligen Propheten Muhammed der Welt eine neue Offenbarung in unserem Koran, darum brauchen wir in Indien weder die christliche Religion noch die englische Herrschaft.

„Ein reicher Thierliebhaber sah einst zum ersten Mal ein Schwein, das sich gerade im Koth wälzte. Er kaufte es um hohen Preis und ließ es durch seinen Diener waschen und in seinen Palast bringen. Es dauerte aber nicht lange, so entwischte das Schwein und wälzte sich wieder im Koth. Traurig sah das sein Besitzer und sagte: ‚Auch im Palast also bleibst du ein Schwein! So lange du deine Schweinenatur behältst, ists vergeblich, dich zu waschen.‘ Und damit trieb er es von dannen.

„Die Nutzanwendung ist leicht zu machen. Vor langen Jahren sahen unsre Radschas und Nabobs die Kaufleute der ostindischen Compagnie. Sie gönnten ihnen einen Platz in diesem schönen Land und trauten ihren glatten Worten. Durch Treulosigkeit und Raub kamen diese Kaufleute in den Besitz großer Schätze und bereicherten ihr ganzes Volk mit unsrem Gold und Silber und Edelgestein. Trotz allem Guten, das sie empfangen haben, sind die Engländer aber wie vor hundert Jahren auch heute noch Räuber. Ihre Religionslehrer predigen wohl schön; aber sie selbst thun das gerade Gegentheil davon. Die einzige Wohlthat, die sie Indien erweisen können, ist das Land zu räumen, und das je eher je lieber. Laßt euch darum Alle warnen und hütet euch selbst und eure Frauen

und Kinder wohl vor den Lehrern der christlichen Religion, sie sind alle doppelzüngig."

Als der Mullah geendet hatte, verriethen die flammenden Blicke und manch bittre Bemerkung der anwesenden Moslemen, daß er nicht umsonst ihren Fanatismus gegen das Christenthum aufgestachelt hatte. Unruhig giengen sie hin und her, zogen an ihren langen schwarzen Bärten, spuckten auf den Boden und setzten den Fuß darauf — lauter Zeichen verhaltener Wuth. Und im Haß gegen die Fremdherrschaft und die fremde Religion waren die Hindus in diesem Augenblick mit ihnen einig, so getrennt sie auch sonst einander gegenüberzustehen pflegen.

Furchtlos saß noch immer der Missionar mit seinem Christenhäuflein da, und da die Muhammedaner nur in der Minderheit waren, die Hindus im Allgemeinen aber friedliebend und Gewaltthaten abgeneigt sind, war die persönliche Sicherheit der Christen auch in der That nicht bedroht. Zudem sind die Telugus ein von Natur sowohl als durch Erziehung höfliches Volk, das bei öffentlichen Verhandlungen gern ehrliches Spiel sieht. Bei ihren Disputationen übertreiben sie nach Art der meisten morgenländischen Völker und theilen gewaltige Hiebe unter ihre Gegner aus; aber mit einer Art Genuß lassen sie sich auch mit derselben Münze wieder heimbezahlen, sobald es nur in höflicher Form geschieht. Auf diese Eigenthümlichkeit rechnend, erwartete der Missionar, von irgend einer Seite her eingeladen zu werden, auch seine Ansicht preiszugeben; in dieser Erwartung täuschte er sich nicht. Sobald der Mullah sich gesetzt hatte, erhob sich Appaia Naidu von Ahmadala mit den Worten:

„Ihr Alle kennt mich. Ich bin kein Christ, und keiner meiner Angehörigen oder Freunde ist ein Christ. Wir stehen treu zu den Ueberlieferungen und zu der Religion unsrer Väter; aber es scheint mir nur gerecht und schicklich, nun auch zu hören, was der Missionar zu sagen hat. Ihr werdet mir darin um so eher beistimmen, wenn ich euch sage, daß er kein Engländer ist. Laßt uns aus seinem eigenen Munde hören, was er lehrt und was er von uns haben möchte."

„Ja! ja!“ riefen einige Stimmen aus der Menge, „wir wollen den Missionar hören, laßt ihn sprechen.“

Alsbald erhob sich dieser und begann:

„Eigentlich bin ich nicht in der Absicht hiehergekommen zu sprechen, allein einiges von dem, was meine Vorredner gesagt haben, war mir interessant und lehrreich und einige andre Behauptungen haben mir wehe gethan; deßhalb nehme ich gerne die freundliche Einladung an, die an mich ergangen ist. Ich bin, wie Ihr Alle wißt, ein christlicher Missionar, aber kein Engländer. Ich bin ein geborner Amerikaner. Meine Heimat ist durch den atlantischen Ocean von England getrennt. Ich stehe nicht im Dienst der englischen Regierung und erhalte von ihr nichts. Meine Ahnen allerdings sind von England ausgewandert, wo ich auch jetzt noch Verwandte und Freunde habe. Ich bin ein Freund der Engländer; aber ich bin auch euer Freund. Ich bin nicht eures Geldes oder eures Landes wegen nach Indien gekommen, sondern im Gehorsam gegen Gottes Wort. Darum kann ich über viele der diesen Nachmittag berührten Punkte völlig unparteiisch sprechen und etliche der vorhin gegebenen Darstellungen in einer euch Alle befriedigenden Weise berichtigen.

„Ich stimme dem gelehrten Pandit vollkommen bei in der Anerkennung, die er euren Ahnen gezollt hat. Sie waren ein merkwürdiges Volk und ihr thut wohl daran, wenn ihr mit Ehrerbietung von ihnen redet, denn selten, wenn je, hat die Welt ihresgleichen gesehen. Der lebendige Gott hatte ihnen hohe Einsicht und Erkenntniß geschenkt. Aber wir können doch nicht bloß von dem Ruhm unserer Ahnen leben, so groß er auch sein mag. Wo sie einst wandelten, gehen jetzt wir einher. Wie steht's nun aber um das heutige Indien und seine euch und mir bekannten Bewohner? Als eure Freunde vorhin von dem Ruhm eurer Ahnen sprachen und ich das jetzige Geschlecht damit verglich, fiel mir unwillkürlich ein großes Batatenfeld ein, dessen werthvollster Theil im Schooß der Erde begraben ist. Daß in den letzten Jahrhunderten Indien in geistiger und sittlicher Hinsicht tief herabgesunken war, muß jeder denkende Hindu zugeben. Eure heilige Sanskrit-Sprache, auf die ihr mit Recht stolz seid, lebte nicht mehr im Munde des Volks. Eure herrlichen Städte und prächtigen Tempel waren zerfallen oder standen nur als verlassene Denkmäler schönerer Tage da. Ihr waret

von fremden Eroberern bedrängt und durch unaufhörliche Fehden der nicht friedliebenden einheimischen Fürsten geschwächt. Der Pflug des Landmanns, der Stuhl des durch seine feinen Gebilde weltberühmten Webers, das Geräthe all der kunstfertigen Handwerker, deren Arbeiten wir noch heute bewundern, stand still; Waffengeklirr und Trommelschall war an die Stelle all dieser Beschäftigungen getreten. Die natürliche Folge davon war, daß die Pflege der Wissenschaften zerfiel und Unwissenheit und Aberglauben überhand nahmen. Eine Ausgeburt beider im Bunde mit einer wilden, unbändigen Phantasie sind die verkehrten Vorstellungen, die ihr zum Fluch eures schönen Landes über Erdkunde, Naturkunde, Religion und Kaste habt.

„Das war der Zustand Indiens bei der Ankunft der Engländer. Daß sie allerlei List gebrauchten, um euch das Land zu entreißen, mag wahr sein; es war das die Folge ihrer Hab- und Herrschsucht, die zu befriedigen ihr ihnen selbst schnell genug die Hand botet. Denn von Delhi, der Residenz des Großmoguls, an bis ins entlegenste Dörflein schmiedete jeder Radscha, Zemindar und Bauer gegen seinen Nachbar Pläne der Rache oder Uebervortheilung. Stumme Zeugen des damaligen Zustandes sind noch heute alle die über das Land zerstreuten, jetzt zerfallenen Burgen, neben vielen andern bis auf diese Stunde erhaltenen Einrichtungen. Oeffentliche Schulen und Spitäler waren unbekannt; die Mörderbanden der Thags durchstreiften ungehemmt das Land; die Göttin Kali suchte man durch Menschenopfer zu beschwichtigen, viele fanden unter Dschagannaths Wagen ihren Tod, und wie manche Witwe bestieg den Scheiterhaufen, um lebendig mit dem Leichnam ihres Gatten verbrannt zu werden! All dem haben die Engländer allmählich ein Ende gemacht.

„Es ist euch gesagt worden, die Engländer seien schlechte Leute und werden so, wie sie gekommen, das Land auch wieder räumen. Ich meinestheils glaube fest, daß sie gekommen sind, weil Gott sie geschickt hat, und daß sie bleiben werden, so lange sie in der Erfüllung ihrer Pflichten für Indien treu sind, und so lange die Hindus nicht willig und fähig sind, ihr Land selbst in Frieden und Gerechtigkeit, mit Gottesfurcht und Wohlwollen auch gegen den geringsten ihrer Mitmenschen zu regieren. Ist einmal dieser schöne Tag gekommen, dann werden die Engländer das Land räumen, eher nicht.

„Daß einzelne englische Beamte schlechte Menschen sind, will ich nicht leugnen; aber es sind verhältnißmäßig doch nur wenige gegenüber von vielen gerechten, edlen, gottesfürchtigen Männern. Ihr Alle wollt eure Rechtshändel ja viel lieber von irgend einem Engländer entscheiden lassen, als von euren eignen Landsleuten. Beweist das nicht, daß ihr zu der Gerechtigkeitsliebe selbst des schlimmsten Engländers mehr Vertrauen habt, als zu der eines Hindu? In jeder Heerde gibt es räudige Schafe, so auch unter den Engländern. Diese schlechten Menschen sind aber nicht deßhalb schlecht, weil sie Christen sind, sondern weil sie es nicht sind und weil sie, wie auch viele unter euch selbst, weder Gott noch ihren Nächsten lieben, sondern nur nach Ehre und Reichthum trachten, gleichviel, durch welche Mittel sie dazu gelangen.

„Das Christenthum ist eine persönliche Religion. Wie Gott jeden Menschen einzeln in diese Welt eintreten läßt, so wird er sehr wahrscheinlich auch jeden von uns einzeln abrufen, um von seinen Thaten Rechenschaft zu geben. Uns Missionare geht darum das, was gottlose Engländer thun, nichts an. Wir predigen ihnen, wie euch, daß wenn sie nicht Buße thun, an Jesum Christum, den Heiland der Welt, glauben und reines Herzens werden, sie nicht ins Reich Gottes kommen können.

„Euer Pandit und euer Mullah wünschen beide die gute alte Zeit zurück. Aber wann war seit Jahrhunderten Indien so glücklich wie heute? Wie es im grauen Alterthum war, vermag ich nicht zu sagen. Vielleicht gab es damals weniger Menschen als jetzt und sie lebten in der Furcht Gottes und genossen darum seinen besonderen Segen. Seit Menschengedenken aber erfreute sich Indien nie eines ähnlichen Gedeihens wie heutzutage. Unter dem milden Scepter der englischen Königin erfüllt sich euer altes Sprichwort, daß Löwe und Lamm neben einander aus Einer Quelle trinken werden.

„Die Muhammedaner haben ihre Eroberungen nicht zum Besten Indiens gemacht; ihr Hauptzweck war die Ausbreitung des Islam. Sie zwangen die besiegten Hindus, die Gebete der Moslemen herzusagen, was manche mit ihren Götzen unterm Arm thaten. Sie nöthigten sie, das Fleisch in ihren Tempeln geschlachteter Kühe zu essen, brauchten Gewalt, um Tausende und aber Tausende durch die Beschneidung wider ihren Willen zu Moslemen zu machen und ver-

gossen Blut in Strömen. Kein andres Volk hat vielleicht so schwer gelitten, wie die Hindus unter muhammedanischer Herrschaft. Bekamen sie aber da oder dort die Oberhand, so rächten sie sich an ihren Unterdrückern dadurch, daß sie in den Moscheen Schweine schlachteten und sie mit deren Blut verunreinigten. Wünscht ihr etwa die Wiederkehr solcher Zeiten? Hindus und Moslemen beanspruchen beide die Herrschaft für sich; sollten die Engländer je Indien verlassen, so wäre das der Wiederanfang endloser Kriege und grenzenloser Jammers.

„Ihr heißet die Engländer Eindringlinge, und sie sind es. Aber waren die Hindus selbst nicht auch solche Eindringlinge? Habt ihr das Land nicht den Ureinwohnern abgenommen, deren Nachkommen jetzt in die Gebirge zurückgedrängt sind? Daß auch die Muhammedaner Eindringlinge waren, wißt ihr Alle, also gehört das Land weder ihnen noch euch ausschließlich. Ihr habt beide geherrscht, bis Gott die Macht von euch genommen hat. Jetzt hat er sie den Engländern gegeben, und ihr habt wahrlich keinen Grund, euch darüber zu beklagen, vielmehr solltet ihr ihm danken und ihn um die Fortdauer des jetzigen Regiments bitten. Die englische Regierung sucht nach Kräften das Beste des Landes zu fördern, und gelingt ihr das nicht immer, so liegt die Schuld davon großentheils an der Unzuverlässigkeit ihrer eingebornen Beamten und der Werthlosigkeit der Aussagen der eidlich verpflichteten Zeugen. Der Aermste und Geringste findet jetzt vor Gericht so gut Gehör wie der Reiche. Fast fürchte ich, gerade das sei es, was ihr nicht wollet; aber Gott will es, und was Er will, könnt ihr nicht hindern. Jeder Familienvater kann sich jetzt bei Einbruch der Nacht mit Weib und Kind ruhig schlafen legen, und hat er nur einen Stock zur Hand, um einen sich etwa in sein Haus verirrenden Hund oder eine hereingekrochene Schlange zu verscheuchen, so braucht er keinen Ueberfall zu fürchten. Fast in jedem Dorf sind Schulen, in denen die Kinder ganz oder doch theilweise auf Kosten der Regierung lesen lernen können; in allen größeren Städten sind Spitäler, in welchen die Kranken unentgeltliche Verpflegung finden. Gut unterhaltene Wege verbinden die wichtigeren Städte miteinander; eine wachsame Polizei sorgt für die Sicherheit der Landstraßen, Städte und entlegensten Dörfer; Posten, Eisenbahnen, Kanäle und Telegraphen erleichtern den Verkehr. In religiöser Hinsicht kann Jeder es halten wie er

will, und Wischnu, Schiwa, Mahommed oder Jesus Christus verehren. Die englische Regierung mischt sich nicht in die Religion ihrer Unterthanen; aber jeder hat die Freiheit, über die seine zu sprechen so lang und so oft er will, wenn er es mit Anstand thut. Wer zuhören will, mag bleiben; wer es nicht will, kann gehen. Wir wollen nicht wie die Muhammedaner irgend jemand zu unsrer Religion zwingen; aber wir halten es für unsre Pflicht, das Christenthum bekannt zu machen, und wir glauben, daß wenn Gott das Herz eines Menschen rührt, er Jesus als seinen Heiland annimmt. Andre Bekehrte wollen wir nicht.

„Ihr seht also, meine Freunde, daß eure heutige Versammlung unnöthig war: ihr seid gegen Uebel zu Feld gezogen, die in Wirklichkeit gar nicht existiren. Bitte, denket nach über das, was ich euch gesagt habe, und sollte einer von euch gern noch mehr vom Christenthum hören, so ist er herzlich eingeladen, mich heute oder morgen in meinem Zelt zu besuchen. Es wird unsern eingebornen Predigern und mir eine Freude sein, uns mit irgend jemand zu unterhalten, der wirklich verlangend ist, mehr von dem wahren Gott zu erfahren."

Diese Rede machte unverkennbaren Eindruck. Die Brahmanen und Muhammedaner waren ärgerlich über den Missionar, über diejenigen, welche ihn zum Sprechen aufgefordert und über die, welche ihm so aufmerksam zugehört hatten. Die Menge aber wußte nicht recht, was sagen oder denken: nur die wenigsten mochten über das Gehörte sprechen, denn sie fühlten die Wahrheit dessen, was der Missionar gesagt hatte, und wollten das doch nicht eingestehen aus Furcht, von den Andern verlacht zu werden; denn lächerlich zu erscheinen ist etwas, was ein Telugu schwer zu ertragen vermag. Die Angst davor oder vor noch ernsterer Unbill schloß auch Appaia Naidu den Mund, als Krischna Rao und einige andere Brahmanen einander gelobten, dem weiteren Umsichgreifen des Christenthums ein Ende zu machen, koste es was es wolle.

Gegen Rangaia und dessen Angehörige konnten sie ihre Anschläge nicht richten, weil sie wußten, daß Sitamma Fürsprache für dieselben eingelegt und Appaia Naidu und sein Bruder ihr zugesagt hatten, sie zu beschützen. Aber in dem nicht ganz eine Stunde von Ahmadala entfernten Dörflein Sullawar waren etliche Christen. An ihnen beschloß man ein Exempel zu statuiren, sobald sich eine

Gelegenheit dazu bieten würde. Appaia und Babaia Naidu hatten kein Gefallen an diesem Vorhaben, aber sie hielten sich nicht für verpflichtet, gegen irgend einen noch so schlechten Plan Widerspruch zu erheben, wenn ihnen selbst und den Ihrigen kein Schaden daraus erwuchs. So hörten sie denn schweigend zu, nur dann und wann am Schlusse eines Satzes durch einen den Telugus eigenthümlichen Nasenlaut zu verstehen gebend, daß sie dem Gespräch ihrer brahmanischen Dorfgenossen folgten.

Sitamma erwartete in großer Spannung die Heimkehr ihres Mannes. Als er gebadet und seine Mahlzeit eingenommen hatte, fragte sie ihn nach dem Erfolg der Versammlung und den Beschlüssen, die etwa gefaßt worden. Er sagte ihr alles und schloß mit den Worten: „Ich weiß nicht, wo das alles noch hinaus will." Lakschmaia war nicht in Kapsa gewesen, er hatte zu Hause bleiben müssen, um für die Ernte zu sorgen; aber durch seinen Vater, Rangaia und Krischna Rao erhielt er genauen Bericht von dem, was jeder einzelne Redner gesagt, wie von der Wirkung, die seine Worte gehabt.

Ein Brief aus Pitcairn.

Mitgetheilt von Frau E. von Engelhardt.

Das eigenthümlichste Völklein der Welt sind wohl die jetzigen Bewohner der kleinen Insel Pitcairn (25° 4′ Br., 130° 8′ Lge.), die Nachkommen jener Schiffsmeuterer, welche 1789 sich mit einigen Männern und Weibern aus Tahiti hieher flüchteten und durch eine Reihe grauenvoller Verbrechen nicht nur die tahitischen Männer, sondern auch sich selbst gegenseitig zu Grunde richteten, bis endlich der Matrose Adams sich bekehrte und der Patriarch eines neuen, durch seine Liebenswürdigkeit und Sittenreinheit ausgezeichneten Geschlechtes wurde. Erst 1814 wurden sie entdeckt und 1856 auf die Norfolk-Insel versetzt, von wo jedoch drei Jahre später ein Theil wieder in die alte Heimat zurückkehrte. Diese bilden nun mit den wenigen, welche 1856 zurückgeblieben

waren, die gegenwärtige auf etwa 100 Seelen sich belaufende Bevölkerung von Pitcairn.

Während früher tahitisch und englisch nebeneinander gesprochen wurde, ist den jetzigen Pitcairnern nur noch das Englische bekannt. Sie haben ihre eigenen Gesetze, einen Oberrichter und zwei Berather. Jener wird jedes Neujahr neu gewählt, oft behält aber der gleiche Mann mehrere Jahre nacheinander das Amt. Gesetzesübertretung und Strafe sind äußerst selten. Herr S. Young ist Geistlicher und Schulmeister zugleich, seine Tochter Rosalind hilft beim Unterricht; der Sonntag wird mit fast puritanischer Strenge gehalten; in allen Häusern finden regelmäßige Morgen- und Abendandachten statt. In der Kirche ist eine kleine Bibliothek aufgestellt, die jedermann frei benutzen darf. Die Schule hat ordentliche Bänke und Tische, die von den Insulanern selbst angefertigt sind; an manchen Unterrichtsgegenständen, wie Schiefertafeln und Landkarten, herrscht aber empfindlicher Mangel, während Federn, Tinte und Papier (wie auch Seife, Kleiderstoff u. dergl.) von vorbeifahrenden Schiffen erhandelt werden kann.

Ihre Nahrung besteht aus süßen Kartoffeln, Yams und Bananen. Früher hatten sie auch Ueberfluß an Brotfrucht, jetzt sterben aber die Bäume allmählich aus. Reis und Gerste giebt es nicht, wohl aber Ananas, Orangen, Citronen, Kokosnüsse und (wenig) Feigen. Pferde, Esel und Hornvieh kennt man nicht, wohl aber Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Katzen, Hunde und — last not least — eine Masse von Ratten. Thierkrankheiten kommen nie vor. Unter den Menschen sind Kopf- und Zahnweh am häufigsten. Ansteckende Krankheiten sind unbekannt. Eine kleine, aus Valparaiso ihnen zugekommene Apotheke wird von Hrn. Young verwaltet. Von 1859—1878 kamen nur etwa 12 Todesfälle vor. Mit Tahiti hat man keine Verbindung mehr, mit Norfolk und Neuseeland nur spärliche. Der Verkehr mit der Außenwelt wird lediglich durch gelegentlich hier haltende Kauffahrtei-Schiffe vermittelt, so daß es nicht leicht ist, eingehendere Nachrichten über das idyllische Leben und Treiben dieser Leutchen zu bekommen.

Es ist daher als ein Verdienst anzusehen, daß der New York »Independent«, ein überhaupt sehr vielseitig unterrichtetes Blatt, sich in Verbindung mit der oben genannten Frl. Rosalind Young gesetzt und neulich einen charakteristischen Brief von ihr veröffent-

licht hat, der sich mit gemüthlicher Breite über die auf der Insel übliche Sonntagsfeier, Lebensweise u. s. w. ausläßt und dem wir wenigstens einiges entnehmen wollen, zunächst über die Fabrikation des landesüblichen Tuches aus der Papier-Maulbeer-Pflanze, welche unter dem tahitischen Namen Auti auf der Insel bekannt ist. „Dieselbe wird gewöhnlich 7 Fuß hoch, kann aber auch eine Höhe von 12 Fuß und dann einen Umfang von 5—6 Zoll erreichen. In einem Jahr ist sie ausgewachsen und wird abgehauen. Um 1 Stück Tuch (ha-ah) in der Größe eines Betttuchs zu erhalten, braucht man die Rinde von wenigstens 40, wenn sie klein sind, sogar von 100 und mehr solcher Pflanzen. Da die Fasern sehr zäh sind, wird zum Abhauen ein scharfes Beil benutzt. Gewöhnlich wird an einem Tage nur so viel abgehauen, als man für 4 Stück Tuch nöthig hat. Ist das geschehen, so wird die Rinde abgezogen und von dieser wieder mit scharfem Messer die braungefärbte äußere Schichte abgelöst. An dieser Arbeit betheiligt sich Alles. Ist sie vollendet, so wird die Rinde sortirt, d. h. die Stücke, welche ganz weiß sind, werden herausgesucht, um sofort weiter bearbeitet zu werden, während die fleckigen bis zum nächsten Tag liegen bleiben, wo sie dann eine rothe Farbe angenommen haben. Nun folgt das Klopfen der Rinde, was von 10 Frauen geschieht, welche die Rinde quer über einen etwa 12 Fuß langen und 1 Fuß dicken Balken legen, um dann mit einem aus solidem Fischbein bestehenden, seitwärts eingekerbten oder gezahnten Instrument (ores) darauf loszuschlagen. Ist die Pflanze ganz ausgewachsen, so sind die Fasern sehr zäh und hart, müssen also tüchtig geklopft werden, bis sie weich und geschmeidig genug sind. Dabei strömt die frische Rinde einen überaus angenehmen Wohlgeruch aus. Der Lärm aber, den dies tapa-Machen hervorbringt, ist wahrhaft betäubend, namentlich in diesem Stadium der Arbeit. Ist so viel Rinde ausgeklopft, daß man 1 oder 2 Stück Zeug daraus machen kann, so wird sie in kleine Rollen gewickelt und gewaschen. Je härter das Wasser, desto besser. Erst wenn sie durch wiederholte Bäder, wozu durchschnittlich 12 große Eimer voll Wasser*) nöthig sind,

*) Wahrscheinlich Regenwasser, das mühsam gesammelt werden muß, aber doch in genügender Menge vorhanden ist, da es monatlich meist einmal tüchtig regnet. An Quellen und Bächen fehlt es gänzlich. Oder sollte zum Waschen der Fasern Seewasser gebraucht werden?

hindurchgegangen ist, wird die faserige Masse für rein erklärt. Sie bietet nun aber auch einen hübschen Anblick dar, da sie vollkommen weiß ist und einem spitzenartigen Gewebe ähnlich sieht. Das nächste Stadium der Arbeit besteht darin, daß die Rinde zwischen die großen Blätter des Arum giganteum (tahitisch: appi) verpackt wird und fünf Tage darin liegen bleibt, bis sie ganz weich ist. Dann werden die einzelnen Stücke herausgenommen und übereinander auf einem glatten Brett, das etwa 4 Fuß lang und 1½ Fuß breit ist, ausgebreitet.

„Hat das Ganze die gehörige Länge (12 Fuß) und Dicke (etwa ½ Zoll) erreicht, so ist die fleischige Masse fertig, um in Tuch verwandelt zu werden. Was vorher eine weiße, faserige Substanz war, ist jetzt eine braune breiartige Masse geworden, die mit großer Vorsicht behandelt werden muß. Nur 2 Frauen sind dabei thätig. Diese breiten den Stoff noch einmal auf einen langen Balken aus und fangen an, ihn vorsichtig zu klopfen. Die Regelmäßigkeit und Präcision, mit welcher sie ihre Schläge führen, bringt es mit sich, daß nicht jener unangenehme Lärm, sondern ein namentlich in der Ferne ganz wohllautendes Geräusch hervorgebracht wird. Dies Geschäft ist denn auch viel beliebter, als das Klopfen im Anfang, obgleich die Frauen dabei stehen müssen. Haben sie den Stoff zweimal ganz durchgeklopft, so kehren sie ihn um und bearbeiten nun auch die andere Seite. Und das geht so fort, bis das Tuch fertig ist. Je dünner es wird, desto feinere Instrumente (ores) kommen in Anwendung, d. h. jenes Stück Fischbein, das etwa 16 Zoll lang ist und einen runden Griff hat, ist viereckig geformt und trägt auf jeder seiner vier Seiten Einschnitte oder Zähne von verschiedener Größe. Auf der Seite, welche zuerst in Anwendung kommt, sind sie groß und rauh, auf der zweiten schon kleiner und feiner und so fort bis zu der Seite, welche zuletzt gebraucht wird.

„Ist endlich das Zeug fertig, so wird es in der Sonne ausgebreitet, um zu trocknen und zu härten, und hiezu braucht es lange Zeit. Anfangs wird es an der Sonne steif, dann allmählich wieder weich und geschmeidig. Schließlich erhält es noch eine letzte Wäsche, die ihm seinen ursprünglichen weißen Glanz so ziemlich wiedergibt, und dann kann es in Gebrauch genommen werden. Bedarf es von Zeit zu Zeit einer Reinigung, so wird das papierartige Fabrikat auf die gleiche Weise wieder gewaschen und an der Sonne

getrocknet. Seife bedarf es nicht. Erst wenn es eine Zeit lang gebraucht worden ist, wird es mit dem Saft des Candlenut (?)-Baumes gefärbt und dadurch zugleich widerstandsfähiger gemacht.

„Uebrigens spielt die Tapa-Fabrikation heutzutage eine viel geringere Rolle als in früheren Zeiten, da Tapa jetzt nie mehr getragen, sondern nur zu Laken (Betttüchern) verwendet wird. Noch vor 10 bis 11 Jahren freilich waren wir genöthigt, uns aus der Rinde des Brotfruchtbaumes und der Auti-Pflanze unsere Sonntagskleider zu machen. Dieselben sahen zwar recht nett aus, konnten aber nicht viel aushalten und — da sie aus roher Rinde gefertigt waren — keine Wäsche vertragen. Wieviel Grund haben wir doch dankbar zu sein, daß wir unsere Kleider uns nicht mehr so mühsam selbst machen müssen und daß überhaupt der himmlische Vater so freundlich für uns sorgt!

„Nun noch ein paar Worte über unsere Art zu kochen. Da wir keine (Kunst)-Oefen haben, können wirs natürlich auch ohne solche machen. Sie würden uns aber viel Mühe und Zeit ersparen, wenn wir sie nur hätten. Zum Backen hat jede Familie eine Art Backofen aus Stein, nicht aus Backstein. Den Boden und die Decke bilden zwei große aus dem Felsen gehauene Platten. Je nach der Größe der Familie sind auch diese Oefen größer oder kleiner. In ihnen backen wir eine Art Kuchen aus süßen Kartoffeln, denen zuweilen etwas Milch beigemischt wird, ferner Kornkuchen, Brod, Pasteten, Puddings u. dgl. Das Hauptnahrungsmittel sind aber süße Kartoffeln. Außerdem haben wir Bananen, Pisang, Jams und irländische Kartoffeln, aber keine Gartengemüse. Wenn die Brotfrucht reif ist, liefert auch sie einen bedeutenden Beitrag in unsere Speisekammer, ebenso taro. Mehl ist mehr ein Genußmittel, als ein Lebensbedürfniß. Wenn wir Pasteten backen wollen und kein Mehl dazu haben, so mischen wir Jams und Arrowroot mit Kokosnußmilch, und das ist ein genügender Ersatz. Was wir unter Kokosnußmilch verstehen, ist nicht das innerhalb der Nuß sich findende Wasser, sondern der ölige Saft, welcher aus dem reifen Kern ausgepreßt wird und die Stelle von Butter, Rahm und Milch vertritt; z. B. dem Kaffee beigemischt diesem einen ganz delikaten Geschmack gibt. Soll Fleisch gebacken (sic) werden, so geschieht es in primitivster Weise unter dem Boden. Dabei wird das Fleisch in die Blätter der ti-Pflanze gewickelt,

welche ihm einen eigenthümlichen Wohlgeschmack verleihen. Auch Fische werden auf die gleiche Art in ti-Blätter gewickelt und auf den heißen Steinplatten des unterirdischen Ofens gebacken. Jams wird auf verschiedene Arten zubereitet. Mit frischem Fleisch gekocht, ist er sehr gut, zerrieben und zu Pfannkuchen gebacken, ganz ausgezeichnet. Nächst der süßen Kartoffel sind Bananen das Hauptnahrungsmittel. Sie werden bald in reifem, bald in unreifem (grünem) Zustande gesotten, gebacken, geröstet, gebraten oder zu Puddings verarbeitet. Die grün gesottene Banane gilt für die nahrhafteste Speise, welche wir haben, ist aber in dieser Form nicht sehr beliebt. Die Brotfrucht ist am schmackhaftesten, wenn man sie 1—2 Tage lang liegen läßt und dann kocht. Eine ausgewachsene Brotfrucht genügt zu einer Mahlzeit für zwei Personen.

„Für die Kuchen, welche wir aus süßen Kartoffeln, Jams, Bananen oder Brotfrüchten machen, wird hier noch immer der tahitische Name pilhi gebraucht. Zuerst wird die betreffende Frucht auf einem Stein zerrieben, dann wird der Brei in die großen Blätter einer jungen Bananenstaude gewickelt und auf die heiße Steinplatte des unterirdischen Ofens gelegt — natürlich ohne Pfanne oder des etwas. Oben darauf kommen wieder ein paar heiße Steine und schließlich wird das Ganze mit Blättern und Erde zugedeckt, und in kürzester Frist ist alles vollkommen gar.

„Fleisch liefert uns fast ausschließlich die Ziege, nur selten wird Schaffleisch gegessen. An Geflügel haben wir nur gewöhnliche Hühner und ein paar Enten. Truthühner gedeihen hier nicht. Von wilden Vögeln werden zwei Arten gegessen, der Pinsel (noddy), ein schwarzer Vogel, der unter Felsen haust und der weiße Vogel. Je und je wird auch ein Tropikvogel oder ein Habicht geschossen und verspeist. Statt des Schrotes bedient man sich dabei des Samens der indischen Schrotpflanze. Um denselben einzusammeln, schickt man von Zeit zu Zeit die Kinder aus. Der weiße Vogel hält sich meist in den Zweigen des Banjanenbaumes auf und legt seine Eier auf die nackten Aeste desselben, sobald er nur eine Vertiefung darin findet, die groß genug ist, das Ei zu fassen. Oft wird dieser Vogel in großer Menge geschossen. Auf ihn Jagd zu machen oder seinen Jungen auf die Bäume nachzuklettern und sie zu fangen, ist ein Lieblingssport der Buben und jungen Männer. Singvögel gibt es leider nicht; die einzige Vogelstimme, welche sich

hören läßt, ist die des kleinen braunen Sperlings — eine große Entbehrung für diejenigen, welche auf der Norfolk-Insel durch den lieblichen Vogelgesang, der dort die Luft erfüllt, verwöhnt worden sind.

„Fische sind nicht so reichlich zu haben, als man glauben sollte. Zuweilen werden sie allerdings in Masse gefangen, viel häufiger ist aber der Fall, daß unsere Fischer nicht viel heimbringen. Die größte Tiefe, in welcher noch Fische gefangen werden, beträgt 130—140 Faden, die geringste 6—15. Gewöhnlich fischt man in einer Durchschnittstiefe von 25—40. Einige kleine Fischarten werden übrigens auch zwischen den Felsen gefangen, und ihnen hier nachzugehen ist ein Hauptvergnügen für Männer und Frauen. Sowohl das Angeln als das Netzfangen gilt weniger für eine Arbeit als für einen Zeitvertreib. Unglücksfälle sind äußerst selten, und da sämmtliche Insulaner von Klein auf schwimmen lernen, ist hier noch nie jemand ertrunken, außer einmal bei einem Schiffbruch eine einzige Person.

„Einmal wurde ein kleiner achtjähriger Knabe durch eine Sturzwelle vom Felsen gespült. Das Wetter war ruhig und die See kaum bewegt; da der Kleine aber nur zur Noth schwimmen konnte, wurde er doch ziemlich weit ins Meer hinausgetragen, ehe ihn jemand bemerkte. Nun warf sich ein Fünfzehnjähriger ins Wasser, schwamm dem Kinde nach und brachte es glücklich ans Land. Natürlich waren die Eltern dem Retter ihres Söhnleins sehr dankbar, und um ihrer Erkenntlichkeit auch einen sichtbaren Ausdruck zu geben, beschenkte die Mutter des Geretteten ihren Wohlthäter mit einer selbstgefertigten Kleidung. Der brave Junge aber wollte lange nichts von einer Belohnung wissen; es sei ja nicht der Rede werth, was er gethan habe; nur mit Mühe war er zur Annahme des Geschenkes zu bewegen. Nun ist vor einigen Monaten eben diesem Jungen ein Unfall begegnet, der ihn leicht hätte das Leben kosten können. Eines Tages, als er damit beschäftigt war, sein Kanu flott zu machen, warf die heftige Brandung das gebrechliche Fahrzeug ans Ufer zurück und schleuderte zugleich einen im Boot befindlichen Fischkasten mit Fischereigeräthen dem armen Jungen so heftig gegen den Unterleib, daß er eine schwere innere Verletzung davontrug. Trotzdem stellte er seinen beabsichtigten Fischzug nicht ein, ja sagte, auch als er Abends zurückgekehrt war, niemand ein Wort über das Vorgefallene. Erst als er die argen Schmerzen

nicht mehr verbergen konnte, gestand er zögernd, daß er schwer verletzt sei. Unglücklicherweise war gerade auch sein Bruder krank und die wechselseitige Bekümmerniß der beiden untereinander verschlimmerte ihren Zustand nur noch mehr. Wer in irgend einer Weise helfen konnte, half mit Freuden, und wie das hier bei Krankheiten stets der Fall ist, theilten sich die Nachbarn und Nachbarinnen in die Pflege und Nachtwachen. Ueberdies wurde öffentlich und im Stillen der beiden Kranken fleißig vor dem Gnadenthrone Gottes gedacht, und durch seine Barmherzigkeit sind nach langem Leiden nun auch beide Brüder vollkommen wieder hergestellt.

„Wenn je ein Todesfall vorkommt, so stellen sich alle Nachbarn im Trauerhause ein, um ihre Theilnahme zu bezeigen, und jedesmal wird irgend ein recht zum Herzen sprechendes Trostlied gesungen. Zuweilen bleiben mehrere Nachbarn, jedenfalls aber einer von ihnen, eine ganze Woche oder noch länger im Trauerhaus, um der betroffenen Familie die Geschäfte abzunehmen, so daß sie sich ganz ihrem Schmerze überlassen kann.

„Aber nicht nur in Krankheits- und Todesfällen springt man einander aufs bereitwilligste und freundlichste bei; auch wenns irgend eine schwere Arbeit zu verrichten gilt, legt alles mit Hand an, Männer und Frauen. Wenn die Blätterdächer der Häuser erneuert werden müssen, was alle sieben Jahr der Fall ist, so zieht alles aus, um die eben dürr gewordenen Blätter einer gewissen Palmenart einzusammeln, was kein schweres, aber ein recht unangenehmes Geschäft ist, weil diese Blätter mit kurzen, ebenso harten als spitzigen Dornen besetzt sind. (Wenn der Baum noch jung ist, werden aus den Blättern Hüte gemacht.) Eine weitere nicht leichte Arbeit ist die Gewinnung von Salz durch Auskochen des Seewassers. Hierzu werden die Töpfe oder sonstigen Kochgefäße so nah als möglich am Meeresufer aufgestellt und für die jungen Männer und Knaben, welchen das Salzkochen allein obliegt, wird eine Hütte aus den Blättern der Kokospalme errichtet, in welcher sie während dieser Zeit zu übernachten haben. Aeltere Leute betheiligen sich nicht daran.

„Anstatt des Zuckers benutzen wir fast ausnahmslos und mit Vorliebe frischen Syrup. Jede Familie hat ein eigenes Stück Land, das mit Zuckerrohr bepflanzt ist. Dasselbe gedeiht hier gut, wird aber oft durch Ratten und Schweine zerstört. In früheren Jahren

wurde nicht selten Zucker fabricirt; da er sich aber nie hielt, wird jetzt nur noch Syrup gemacht. Auch die Wurzeln der oben erwähnten ti-Pflanze liefern einen köstlichen Syrup. Man siedet sie in einem enormen unterirdischen Ofen, entfernt dann die unbrauchbare Rinde, schneidet mit einem scharfen Beil das Uebrige in dünne Stücke oder Scheiben, stampft es und preßt endlich mit Hilfe eines Hebels den Saft aus. In den Kaffee oder Thee wird dieser Syrup nie gethan; mit heißem Wasser und Kokosnußmilch vermischt, bildet er aber ein angenehmes Getränk. In alten Zeiten, als die Meuterer noch hier lebten, pflegten sie aus diesem Saft der ti-Wurzel eine Art Rum zu brennen und sich damit zu berauschen. Zum Glück wurde später der Destillirapparat zerstört und seither hat man das abscheuliche Getränk nie wieder bereitet. Noch werden allerlei Geschichten unter uns erzählt von den Gräueln, welche früher der Trinkteufel hier anzurichten pflegte. Jetzt ist Trunkenheit etwas Unbekanntes auf Pitcairn. Berauschende Getränke werden verabscheut und auch als Arznei nur selten genommen. Der Tabakraucher sind es auf der ganzen Insel nur sechs; und den jungen unverheiratheten Leuten, wie auch manchen ältern muß nachgerühmt werden, daß sie überhaupt in keiner Weise und nie vom Tabak Gebrauch machen. Vor kurzem war der sehr fromme Kapitän eines Walfischfängers hier, der u. And. die Ueberzeugung hatte, daß das Rauchen, wenn auch nicht geradezu eine Sünde, so doch eine sehr schlechte und dazu unreinliche Gewohnheit sei. So hielt er denn in einer kirchlichen Versammlung, der er anwohnte, auch eine Strafpredigt gegen das Rauchen, wobei er auf 1 Cor. 3, 16 u. 17 hinwies. Unter den Zuhörern befand sich ein Mann, der in jungen Jahren, um das Asthma loszuwerden, das Rauchen angefangen und später es nicht wieder abzulegen vermocht hatte. Es schien, als krümme er sich unter den schonungslosen Worten des Redners, später stellte es sich aber heraus, daß dieselben keineswegs den gewünschten Eindruck auf ihn gemacht hatten. Ein anderer aber aus der Zahl der Tabak-rauchenden und -kauenden Veteranen fühlte sich getroffen und hat seither beiden Gewohnheiten völlig entsagt, während zwei jüngere Männer, welche damals den gleichen Entschluß faßten, denselben auf die Dauer nicht gehalten, sondern es gemacht haben wie die Narren, von welchen Sprüche 26, 11 geschrieben steht.

„Am Sonntag stehen wir gewöhnlich bälder auf, als an anderen Tagen. In aller Morgenfrühe ertönen da die Loblieder, welche in jedem Privathaus zur Familienandacht gesungen werden. Dann rüsten sich die Kinder und jungen Leute zur Sonntagsschule, während die Mütter mit ihren größeren Töchtern das Frühstück besorgen, das bis zum Schluß der Sonntagsschule bereit sein muß, während die Väter sich der ganz kleinen Kinder annehmen und sie durch Geschichtenerzählen oder sonstwie ruhig zu halten suchen.

„Eines Sonntags hörte ich im Vorübergehen an eines Nachbars Hause den jungen Familienvater seinen Kindern eine Geschichte erzählen, die sie höchlichst zu interessiren schien. Ich blieb stehen, um zu hören, und fand, daß es der Bibeltext des Tages war, (2 Kön. 4), die Geschichte vom Sohn der Sunamitin. Sehr erfreut durch diesen Eindruck gieng ich weiter. Zwei von den Kindern, Martha und Ernst, gehören in meine Klasse in der Sonntagsschule, und am Nachmittag, als ich nach beendigtem Unterricht anfieng die Geschichte zu erzählen, rief der kleine Ernst: ‚Ah, ich weiß das Alles! Papa erzählt uns Alles!‘

„Doch ich möchte meine Leser nicht glauben machen, daß das Bild immer nur eine Lichtseite hat. Weit entfernt davon. Es kommt nicht selten vor, daß sich uns eine ganz verschiedene Scene darstellt und lautes Weinen und Schreien uns verkündet, daß die Eltern dieser Generation es nicht ganz vergessen haben, daß der Weise spricht: ‚Ruthe und Strafe giebt Weisheit.‘ — So frei die Insel Pitcairn auch von den großen Verbrechen ist, die in der Welt so manches Gemeinwesen erschüttern, so macht sich die gefallene Natur des Menschen denn doch auch hier in mannigfacher Weise geltend.

„Nach beendigtem Frühstück rüsten sich alle, die nur irgend im Stande sind, dem Gottesdienst beizuwohnen, für den Kirchgang. Der Morgengottesdienst beginnt um halb elf, oder richtiger, die Glocke läutet dann. Gewöhnlich sind alle Glieder jeder Familie auf ihren Plätzen in der Kirche zu sehen, obwohl zuweilen eines der Eltern zurückbleibt, um einen Säugling und die kleinsten Kinder zu hüten. Zwei Kirchenaufseher haben die Befugniß, alles nachlässige Betragen in der Kirche zu verhüten, sowie die unglücklichen Schläfer aufzuwecken, die etwa bei einer langen Predigt einnicken, was besonders vorkommt, wenn das Wetter warm ist, und es ist hier selten anders. Schreiberin dieses fühlt ihre Theilnahme stets erregt in

Betreff derjenigen, die so nickend ertappt werden. Ein weichherziger Kirchenaufseher wurde einmal scherzend interpellirt, daß er seine Pflicht nicht erfülle, namentlich in Betreff einer Frau, die man schlafen gesehen hatte. Er erwiderte, er habe wohl gesehen, daß ihre Augen geschlossen waren; aber er sei nicht sicher gewesen, ob sie im Schlaf oder in Andacht geschlossen gewesen, so habe er sich für einige Augenblicke zur Seite gewendet, und als er dann wieder hinschaute, sah er, daß sie vollständig wach sei, für welche zarte Rücksicht die Frau ihm außordentlich dankbar war.

„Nach dem Morgengottesdienst wird keine Mahlzeit eingenommen, da wir hier nur frühstücken und zu Nacht essen, und ein Mittagsmahl eher eine Ausnahme, als die Regel bildet; so sind es auch hauptsächlich Früchte, was man Sonntags um die Mittagszeit genießt.

„Zwischen den beiden Gottesdiensten versammelt sich jede Familie, einige um das Sonntags-Kapitel zu lesen und die Parallelstellen zu vergleichen, andere um sonst einen Theil des Wortes Gottes zu betrachten, alle im Bestreben, in aller Einfalt und je nach ihren Gaben, in das Verständniß der Bibel einzudringen. Diese Beschäftigung wird immer mit einem kurzen Gebet um den Beistand des hl. Geistes eingeleitet. Es ist zu bedauern, daß das Interesse für die biblische Geographie unter uns nicht geweckt ist. Die Hilfsmittel, welche wir darin haben, sind fast ausschließlich die kleinen Karten, die sich in einigen unserer Bibeln finden; doch haben wir auch Einen guten biblischen Atlas und ein Nachschlagebuch.

„Ein Freund schrieb uns vor einiger Zeit, daß er uns eine Karte von Palästina schicken wolle; aber sie ist niemals hier angelangt, zu unserer großen Enttäuschung. Doch weiter im Text. Um die Zeit, wenn die Familien-Zusammenkunft vorüber ist, wird auch schon die Glocke für den Nachmittags-Gottesdienst geläutet, der meist um 3 Uhr beginnt. Nach Beendigung dieses Gottesdienstes gehen die Eltern nach Hause, während die Kinder für die Nachmittags-Sonntagsschule zurückbleiben. Die 15 Minuten, welche zwischen dem Schluß des Gottesdienstes und Beginn der Schule liegen, werden oft in angenehmer Weise von den Lehrern und ältern Schülern verbracht, indem sie geistliche Lieder mit Orgelbegleitung singen. Musik und Gesang bildet das Hauptvergnügen der meisten unsrer jungen Leute, und da auf unserer Insel alles ohne eine einzige Ausnahme singt, so fehlt es nie an Stimmen, um den Chor zu schwellen,

wenn irgend ein Lied angestimmt wird. Eine Reihe von Jahren hindurch war es Brauch, daß die jungen Leute sich jeden Sonntag Abend in Herrn Youngs Hause versammelten, um geistliche Lieder zu singen. Jetzt wird statt dessen eine Kinderstunde gehalten und der Singabend ist auf den Dienstag verlegt. Jeden anderen Sonntag wird das hl. Abendmahl ausgetheilt und an solchen Tagen findet keine Sonntagsschule am Nachmittag statt, weil das die Zeit ist, wo wir das Liebesmahl feiern. Die Zeit, welche nicht dem öffentlichen Gottesdienst oder der Hausandacht gewidmet ist, wird zur Lektüre geistlicher Bücher verwendet, wovon wir eine reichliche Auswahl besitzen. Es ist allemal angenehm, während der heißen Stunden im tiefen Schatten zu sitzen und die Lektüre eines Buches zu genießen.

„Der Sonntag wird hier nachdrücklich als der Tag des Herrn betrachtet und zu Seinem Dienst und Seiner Anbetung wird er verwendet, alle sonstigen Geschäfte und Vergnügungen werden auf die 6 anderen Tage der Woche vertheilt. Es ist nichts, was den tiefen Frieden des Sonntags hier stört, es sei denn die Ankunft eines Schiffes an diesem Tage."

Missions-Zeitung.

Afrika.

Am 10. März wurde in London der für Ostafrika bestimmte Missionsdampfer „Henry Wright" vom Stapel gelassen und dabei trotz schneidendem Nordostwind und Schneegestöber ein kleiner Gottesdienst unter freiem Himmel gehalten. Die Ceremonie der Schiffstaufe vollzog die älteste Tochter des † Missionssekretärs H. Wright.

— In Lagos hat sich — wie schon früher in Sierra Leone — ein kirchlicher Missions-Verein gebildet, der nun die Missionsbeiträge der eingebornen Christen, welche bisher an die englische Muttergesellschaft geschickt wurden, zu selbständigen Missionsunternehmungen verwenden wird.

— Am 24. Februar wurde in London Dr. E. G. Ingham zum Bischof von Sierra Leone geweiht.

— Die letzten Nachrichten aus Uganda reichen bis zum 10. August 1882 und lauten günstig. Die 5 Getauften halten sich gut und König Mtesa ist freundlich.

— Am 20. März schiffte sich Savorgnan de Brazza in Bordeaux nach dem Kongo ein an der Spitze eines ganzen Stabes von jungen Abenteurern. Proviant wurde massenhaft eingeschifft, darunter 100 Kisten Branntwein, 50 Kisten Likör, und 50 Kisten Wein — ein beliebtes französisches Bekehrungsmittel. An Pulver wurden 30,000 Kgr. mitgenommen, dazu 350 Musketen, 150 Revolver und 4000 Säbel, 160 Kisten Kapseln, 80 Kisten geladene Wurfgeschosse, 220 Kisten Kartuschen und 12 Feldkanonen nebst deren Laffetten. Auch einen kleinen Dampfer, den ‚Papillon', nimmt Brazza mit, um die Flüsse hinaufzufahren. Die Waffen sind hauptsächlich dazu bestimmt, an die Eingebornen vertheilt zu werden. „Brazza wird also die Neger am Kongo mit guten Feuerwaffen versehen und eine schwarze Lawine bilden, die sich stromaufwärts wälzen und die Eroberung bis zu den großen Seen ausbreiten soll. Man kann es den Engländern nicht verdenken, wenn sie diesen Feldzugsplan für phantastisch, aber zugleich auch für sehr bedenklich halten." (Ausland.)

— Die Baptisten am Kongo gefallen sich im Namengeben. Die Station Manjanga am Südufer soll jetzt Wathen-Station und die am Stanley-Pool nicht Liverpool, sondern Arthington-Station heißen zu Ehren der beiden Hauptwohlthäter dieser Mission. Der Name Liverpool bleibt für eine weiter im Innern zu gründende Niederlassung vorbehalten.

Das Werk macht übrigens schöne Fortschritte. Am 24. Okt. traf Miss. Comber nach siebentägigem Marsch von Manjanga aus in „Leopoldville-Arthington" am Stanley-Pool ein und fand hier seinen Angestellten Malonda, der sich vom Fett des Landes genährt, aber nichts gearbeitet hatte, auf gutem Fuß mit den Eingebornen. Unterwegs hatte er 3 Tage in Lutete's Stadt verweilt und einer der Großen dieses Königs hatte ihn nicht nur bis an den Stanley-Pool begleitet, sondern ihn auch in allen am Wege liegenden Städten mit den Worten eingeführt: „Die Engländer sind gekommen, das Land zu bessern und alles gerade zu machen. Gott hat sie gesendet. Sie haben ein Buch und wollen euch alle Seine Worte lehren. Sie werden auch alle eure Knaben lesen und schreiben und Englisch sprechen lehren und werden sie zu lauter guten Sitten gewöhnen. Auch haben sie tausende von Arzneien, mit denen sie alle Kranken heilen können!" Eine nicht ganz angenehme Folge dieser Anpreisung war die Frage, ob die Missionare nicht auch gegen den Tod helfen könnten.

In Leopoldville wurde Comber sehr zuvorkommend von Lieutenant Grang empfangen, der ihm zwei kleine Zimmer mit Bett und Vorrathskammer zur Verfügung stellte. Die Regen hatten angefangen, aber es war furchtbar heiß, und das Gras, das man zum Dachdecken hätte haben sollen, war verbrannt. Das Bauen ist dort überhaupt schwer. Doch hat Comber einen Zimmermann aus

Affra zur Hand. Eine große Plage sind die Moskitos und eine kleine schwarze Fliege, jinkufu genannt. Die Lebensmittel sind ——3 mal so theuer, als auf allen übrigen Stationen, und die Tauschgegenstände, statt hier mehr zu gelten, gelten weniger. Durch ihren Elfenbeinhandel sind die Leute reich an schönen Zeugen, Messingdraht und Messingstäben. Dagegen hatte Comber eine Anzahl kleiner versilberter Glöckchen, die zusammen 31 Mk. gekostet hatten und etwa 6 Pfund wogen, in drei Tagen für 90 Pfund Messingstäbe im Werth von 54 Mk. losgeschlagen. Häuptlingssöhne kauften begierig diese Glocken, um sie sich beim Tanz um den Leib zu hängen. Eine einzige Ziege aber kostet 50—80 Messingstäbe! Die meisten Lebensmittel müssen 5 Stunden weit hergebracht werden, was jedesmal 2 Tage kostet.

Die Lage von Leopoldville schildert Comber als prächtig und gesund. Die belgische Station, welche nur unter großen Schwierigkeiten, während die Eingebornen bewaffnet, bemalt und kampflustig rund herumstanden, erbaut werden konnte, liegt 50 Fuß über dem Fluß; für die Missionsstation dagegen ist ein Hügel bestimmt, der 250 Fuß über dem Fluß und 1400 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Die Bevölkerung besteht 1) aus vereinzelten Bakongo aus Kongo, Zombo, Makuta u. s. w., meist Sklaven, die der König Nga Liema sammt anderen Waaren für sein Elfenbein erhalten hat; 2) Bawumbu, ruhige, anständige und nette Leute; 3) Bateke, aus Kintombu und anderen benachbarten Städten. Ihr Stammeszeichen bilden 12 tiefe Einschnitte auf jeder Wange; das Haar tragen sie phantastisch in Bündeln von Trauben-, Chignon- oder Quastenform; um die Augen, zuweilen auch nur um ein Auge, haben sie einen Kreis von rother, gelber und weißer Farbe, was sehr abschreckend aussieht; 4) Bajansi, aus dem Land oberhalb der Mündung des Kwango oder Ibari-Nkuta: hochgewachsene und schöngeformte Leute, mit prächtigen Speeren und Messern bewaffnet, neugierig, aber nicht aufdringlich, ganz anders als die Bateke. Ihr Haar läuft meist aus in zwei Hörner zu beiden Seiten des Kopfes oder über der Stirne. Diejenigen, welche einen kleinen Bart zur Schau tragen, haben auch diesen in zwei Hörner gedreht. Alle Augenwimpern sind ausgerissen, was schrecklich aussieht. Auch an Bemalung — namentlich um die Augen — fehlt es nicht. Im Haar wird meist eine rothe Papageifeder getragen. Diese Leute kommen in großer Zahl mit ihren Kanus daher, um Elfenbein zu verkaufen; einige bringen auch ihre Frauen und Kinder mit.

Einstweilen haben die Missionare es nur mit den Bawumbu und namentlich mit den Bateke zu thun. Letztere sind lärmende, aufdringliche Plagegeister, die alles in die Hand nehmen, was sie bei den Europäern sehen, und alles kaufen wollen, auch Zelte, Blechkisten, Werkzeuge, Stühle und Gewehre. Es ist schwer, sie sich vom

Halse zu halten. „Inglise, was ist in der Kiste da?“ „Inglise, ich möchte Stanley's Buch über uns sehen!“ „Inglise, zeige mir das Porträt deiner Schwester, das du gestern dem und dem gezeigt hast!“ — so heischen sie ohne Unterlaß, und Comber antwortet: „Morgen, morgen! jetzt macht, daß ihr fortkommt, fort, fort!“ Sie sind sehr schwatzhaft; läßt man sie aber reden, soviel sie wollen, so hören sie einen auch wieder an. „Jetzt wollen wir miteinander plaudern“ — ist eine Lieblingsphrase.

Nga Liema, der König von Kintambu, und seine Großen sind hartköpfige Wilde, stolz auf ihre Körperkraft, ungezügelt und leidenschaftlich. Zuweilen spielt der König den Gelehrigen, zuweilen sogar den Zärtlichen. Was man ihm über den Zweck der Missionsexpedition sagt, glaubt er durchaus nicht. Wieder und wieder fragt er: „Zu was seid ihr denn gekommen?“ Dabei ist er überaus habsüchtig und bettelhaft. Bis jetzt hat Comber ihm nichts gegeben als eine kleine Spieldose, wogegen ihm Nga Liema vorhält, wie freigebig Stanley gewesen und was für ein großer Häuptling er selbst, Nga Liema, sei, so groß, daß man ihm dies und das, ja sogar ein Haus geben müsse! Er hat drei Söhne, deren ältester seinem Vater ähnlich und ein großer Mann in der Stadt ist. Erst 17 Jahre alt, besorgt er doch den ganzen Elfenbeinhandel seines Vaters allein. Die zwei jüngeren sind noch kindlich und leichter zu beeinflussen. Bis jetzt hatte Comber sich überall durch die Kikongo-Sprache verständlich machen können, der Stanley Pool aber scheint eine Sprachgrenze zu bilden; da fängt das Kiteke an, eine ganz andere Sprache, die aber auch zur Bantu-Familie gehört.

Jeden Morgen kommen etwa 6 Kranke zu Comber. Einreibungen und Abführungsmittel sind äußerst beliebt, letztere so sehr, daß Comber — um Unwürdige abzuschrecken — bittere Sachen hineinthat, was aber gar nichts half, da sie alles mögliche gern schlucken, sogar Chinin! Anfang November bekam Comber selbst heftiges Fieber. Lieutenant Grang stand ihm aber treulich bei und seine eigenen Jungen aus San Salvador und vom Gabun pflegten ihn mit aller Sorgfalt so gut sie's eben verstanden. Am 8. Dezember 1882 konnte er wieder schreiben: „Alles steht gut. Zwischen den Eingeborenen und mir bestehen warme, fast herzliche Beziehungen. Sie helfen mir gern bei der Arbeit und ich habe ein paar viel versprechende Jungen, die im Begriff sind, ins Missionshaus einzutreten, um regelmäßigen Unterricht zu empfangen. Von meiner jüngsten schweren Krankheit habe ich mich vollständig erholt.“

— In Altkalabar hatte ein Sklave seinen christlichen (!) Herrn, wahrscheinlich einen jener Händler aus Sierra Leone, die überall britischen Schutz beanspruchen und doch, wenn sie in heidnischen Städten leben, Sklaven halten und so das britische Gesetz

mit Füßen treten, ermordet. Der junge „Christ" war allgemein beliebt gewesen; man beeilte sich daher, seinen Mörder gehörig zu bestrafen. Er wurde gefesselt und nachdem man ihm die Finger abgeschnitten und gebraten hatte, diese zu essen gezwungen; dann wurde ihm ein Auge ausgerissen, er selbst lebendig geschunden, in Stücke gehauen und sein Fleisch von den barbarischen Gerichtsvollstreckern, Sklaven aus dem Innern, gefressen! Und das alles unter den Augen des neulich von einem britischen Konsul eingesetzten Königs Orok von Duke Town!

— Am letzteren Ort verbrannten am 22. December durch die Nachlässigkeit eines Dieners zwei der Vereinigten Presbyterianer-Mission gehörige Häuser.

China.

Ein Herr Hancock hat im Febr. 1882 von Tamsui aus einen Besuch bei den Wilden gemacht, welche das Innere der Insel Formosa bewohnen und mit den Chinesen auf so gespanntem Fuße stehen, daß sie sichs zur Ehre rechnen, möglichst viel Chinesenköpfe als Trophäen davonzutragen. Er fand bei ihnen viel Merkwürdiges und schließt seinen Bericht mit folgenden Worten, die gewiß jedem Missionsfreund zu Herzen gehen werden: „Der Gesammteindruck, den ich mit fortgenommen habe, ist ein konfuser und ziemlich trauriger. Ich war unter einem Volke gewesen, dessen Tage gezählt sind, einem Volke, das manch liebenswürdige und freundliche Charakterzüge erkennen läßt, dessen ganze Naturanlage aber — selbst wenn sie zur Arbeit sich verstehen würden — den systematischen Anstrengungen eines civilisirten Lebens nicht gewachsen zu sein scheint, einem Volke, dessen Unwissenheit und Einfalt es möglich macht, daß sie die Schätze ihrer herrlichen Wälder (Campher ꝛc.) um ein Linsengericht hergeben und von ihren gewissenlosen und habgierigen Nachbarn betrogen und ausgesogen werden, bei einem Volke von starken und gefährlichen Leidenschaften — ohne Freunde, ohne Hilfe, ohne Schutz, arm und unwissend — Kindern des Augenblicks."

Indien.

Die amerikanisch-lutherische „General-Synode" hat im Telugu land eine blühende Mission, deren Hauptstationen Guntur und Palnad sind. Erstere wurde 1842 von C. F. Heyer gegründet, den die Synode von Pennsylvanien ausgesandt hatte. Schon 1843 kam die Station unter die Leitung der lutherischen Miss.-Ges., 1849 wurde die Station Palnad hinzugefügt, 1851 trat die Norddeutsche Miss.-Ges. ihre Station Radschamandri mit den zwei Missionaren Grönning und Heise an die Amerikaner ab. Als während des amerikanischen Bürgerkrieges die Geldmittel ausgiengen, wurde Radschamandri an das lutherische „General-Concil" abgetreten, dem sich inzwischen die pennsylvanische Synode angeschlossen hatte.

Vor uns liegt nun ein in Madras gedruckter, sehr lehrreicher Fünfjahrs-Bericht (1875 — 80)

über die Mission in Guntur und Palnad. Hier wurden in den zwei Jahren nach der großen südindischen Hungersnoth 1700 Heiden getauft. Im Lauf von 5 Jahren fielen aber 601 wieder ab: 335 weil sie keine Unterstützung mehr erhielten, 158 aus Kastenvorurtheilen, 108 aus anderen Gründen. Man hatte sich zuviel auf die oberflächlichen Empfehlungen verlassen, welche eingeborne Evangelisten den Taufbewerbern gegeben hatten. Diese Abgefallenen waren aber nicht der einzige Verlust, den die Mission zu erleiden hatte: 55 zogen fort, 86 wurden Baptisten, 35 traten zur katholischen Kirche über, 185 starben, 94 wurden ausgeschlossen, 4 Polygamisten, die aus Versehen getauft worden waren, wurden wieder von der Liste gestrichen. Trotzdem hat die Zahl der Getauften in den 5 Jahren sich von 2845 auf 5423 gehoben, was einen Reingewinn von 2578 Getauften oder eine Vermehrung um mehr als 90 Procent bedeutet.

Die Mission umfaßt 109 Gemeinden und 223 Dörfer, in welchen sich Christen finden. Neben 3 ordinirten Missionaren stehen über 150 eingeborne Gehilfen. Neu Uebergetretene werden sorgfältig im Katechismus und der biblischen Geschichte unterrichtet, ehe man ihnen regelrechte „Predigten" hält, die sie doch nicht verstehen würden. Viele Mala- und Madiga-Christen machen den Missionaren dadurch große Noth, daß sie immer wieder in ihre alte Unsitte des Aas-Essens zurückfallen. Ganze Gemeinden mußten aus diesem Grunde schon vom Abendmahl ausgeschlossen werden. Dazu kommen Kastenstreitigkeiten. Wenn Madigas getauft werden, fühlen die Malas sich beleidigt und wollen nicht mit jenen zum Abendmahl gehen oder wenigstens nicht mit ihnen zusammen essen. Die Katechisten und Evangelisten sind die einzigen Gemeindeglieder, für welche die Kaste ein überwundener Standpunkt ist und die ohne alle Skrupel mit irgend jemand zu essen bereit sind. Den christlichen Männern wird es in Nothfällen gestattet, heidnische Frauen zu nehmen, nie aber darf eine Christin einen heidnischen Mann heirathen. Der Selbstunterhalt der Gemeinden hat geringe Fortschritte gemacht. Im Jahr 1880 hatten dieselben für kirchliche Zwecke 2032 Mk. beigetragen.

— Ein junger dänischer Graf, Karl von Moltke, der auf einer Reise durch Indien auch nach Santalistan und auf die Station Ebenezer kam, hat hier so tiefe Eindrücke von der Wichtigkeit und Herrlichkeit des Missionswerkes empfangen, daß er sich entschlossen hat, seine Kräfte ganz dieser Arbeit zu widmen und zunächst die Leitung der durch Dr. Arendrup's Tod verwaisten Santal-Kolonie in Assam zu übernehmen. Auch Dr. Arendrup war ja durch die Berührung mit den Missionaren Börresen und Skrefsrud für die Mission, wo nicht für das lebendige Christenthum selbst gewonnen worden. Wenigstens erklärte er seiner Zeit denjenigen, welche ihm allerlei glänzende Anerbietungen machten,

falls er sich in einer der großen indischen Städte niederlassen würde: die Christengemeinde in Ebenezer habe einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er „sich lieber von den Santals bekehren lassen und dann ihnen dienen" möchte, als sonst irgend etwas annehmen oder thun. Aehnlich ist's nun scheints dem jungen Grafen gegangen. Er schreibt an den Herausgeber des Dahkwala, eines dänischen Missionsblattes, aus Ebenezer: „Ich kam mit großen Erwartungen hieher, dieselben sind aber von der Wirklichkeit weit übertroffen worden. Die Santals sind ein merkwürdig liebenswürdiges Volk und bilden darin einen starken Gegensatz gegen die listigen, verlogenen Hindus. Ein Santal lügt fast niemals, und versucht er es, so mißlingt es ihm jedes Mal, da er verlegen wird und sich widerspricht. Sehr groß ist aber auch der Unterschied zwischen den christlichen Santals und den heidnischen; ja, man kann es einem Santal oft am Gesicht ansehen, ob er ein Christ ist oder noch den Bongas dient. Doch selbst die Heiden besitzen eine gewisse Liebenswürdigkeit, und es ist unmöglich, die Santals nicht lieb zu gewinnen, wenn man in Berührung mit ihnen kommt, man trete ihnen denn mit vorgefaßter schlechter Meinung entgegen. Meine meisten Freunde habe ich unter den Buben in der Ebenezer-Schule; sie sind so wohl erzogen, freundlich und liebenswürdig, daß ich nur beklagen kann, daß die dänische Schuljugend ihnen nicht ähnlicher ist.

„Am 1. Dec. reise ich nach Assam, um meinen Posten dort zu übernehmen. Ich werde dort dicht an einem entzückend schönen Strome wohnen, längs dem die Aecker der Kolonie liegen; nach Norden habe ich den Blick auf die mächtigen Himalajaberge. Nach der entgegengesetzten Seite liegt der Urwald, aus dem Tag und Nacht die merkwürdige Musik der Papageien, wilden Hühner, Raubvögel und kleinen Vögel ertönt; hin und wieder werden all diese Klänge von der mächtigen Stimme des Tigers übertönt. Die Bevölkerung der Kolonie ist fleißig und strebsam; es herrscht eine ausgezeichnete Ordnung unter den Bewohnern, die nicht zulassen, daß irgend etwas stattfindet, was gegen ihren Glauben streitet. Sie sollten es hören, wie die Santals in der Kolonie jeden Abend für ihre Freunde in Dänemark und andern Ländern beten; es geschieht mit so großer Liebe und Aufrichtigkeit, daß man es spüren kann: sie beten nicht bloß mit dem Munde, sondern auch mit dem Herzen."

(Mitgetheilt von E. v. E.)

— Der Evangelist Sajid Schah aus Peschawer hat neulich über Swat und Tschitral eine Reise nach Kafiristan gemacht, dort die freundlichste Aufnahme gefunden und auf dem Rückweg auch Kaschmir besucht.

— Ein vor mehreren Jahren durch Bischof Milman in Kalkutta getaufter Dr. Sen hat sich als Missionsarzt den Arbeitern der englischen Ausbreitungsgesellschaft in Delhi angeschlossen.

— Der Bischof von Rangun hat neulich die Andamanen besucht und will unter den rasch aussterbenden Insulanern eine Mission anfangen, ehe es zu spät ist. Eine früher durch Hrn. Warneford getaufte „Martha" fand er in demselben halb thierischen Zustand, wie alle übrigen Eingeborenen.

— Die Oxforder Missionare in Kalkutta hielten am 6. Januar ihre zweite Jahresversammlung und konstituirten sich unter feierlicher und förmlicher Mitwirkung des Bischofs von Kalkutta (Johnson) zu einer Art Mönchsorden "Oxford Brotherhood of the Epiphany". Die Mitglieder sind Willis, Brown und Argles; der letztere hat den Titel eines Superior. Alle haben sich zur Ehelosigkeit verpflichtet.

Allerlei.

Am 29. Januar feierten die „Freien Baptisten" zu Lowell, Massachusetts, das 50jährige Jubiläum ihrer 1833 gegründeten Missions-Gesellschaft, deren erste Sendboten 1836 nach Nord-Orissa giengen, wo namentlich der erst 1879 verstorbene Dr. Phillips durch seine Thätigkeit während der großen Hungersnoth, durch seine Bearbeitung der Santalsprache u. A. sich ausgezeichnet hat. Unter den vier Missionarinnen, welche voriges Jahr von Amerika ins Orissa-Land gesandt wurden, befanden sich auch die Witwe und eine Tochter dieses Mannes. Die letztere ist Doktorin der Medizin und hat auf dem Gebiet der ärztlichen Mission einen neuen Weg betreten: in der von ihr eröffneten Poliklinik und Apotheke hat sie vom ersten Tag an die verabreichten Medicinen nicht verschenkt, sondern verkauft und zwar mit solchem Erfolg, daß von den Einnahmen der drei ersten Monate ihre eingebornen Handlanger bezahlt und neue Vorräthe angeschafft werden konnten, ja noch 300 bis 400 Mk. in der Kasse blieben. Viele Kranke waren weit hergekommen. — Diese Neuerung hat unsern vollen Beifall. Früher wurden Traktate und neue Testamente dem Tausend nach unentgeltlich vertheilt — und wenig geschätzt; jetzt werden sie grundsätzlich nur noch verkauft — und fleißig gelesen! Früher waren alle Missionsschulen Freischulen, ja vielfach wurden die Kinder, namentlich die Mädchen, für ihren Schulbesuch bezahlt! Jetzt wird überall Schulgeld erhoben, und die Folge hievon ist wahrlich nicht die, daß die Schulen weniger geschätzt oder weniger zahlreich besucht werden, sondern das Gegentheil. Aehnlich wird's auch mit der ärztlichen Mission gehen. Alles, was die Mission in den Augen der Eingeborenen als die reiche Spenderin von Almosen aller Art erscheinen läßt, ist vom Uebel. Alles, was die Eingebornen zu finanzieller wie moralischer Selbständigkeit (incl. Selbstachtung) erzieht, ist dagegen mit Freuden zu begrüßen. Daß in Ausnahmefällen auch jetzt noch Traktate verschenkt und Schüler umsonst zugelassen werden, versteht sich von selbst. Ebenso wird gewiß auch Frl. Dr. Phillips ge-

eigneten Orts eine Ausnahme von ihrer Regel zu machen wissen.

— Die amerikanische "Reformed Presbyterian Church" hat seit 1856 eine Mission in Syrien, namentlich in Latakia, welche 1882 112 volle Gemeindeglieder zählte, von denen 65 früher zur einen oder anderen der orientalischen Kirchen, 49 zur heidnischen Sekte der Nosairis gehörten. In 21 Schulen wurden 480 Kinder unterrichtet. Außerdem besteht eine Knabenanstalt mit 46 und eine Mädchenanstalt mit 60 Zöglingen, ja 1881 ist mit 6 jungen Männern auch ein Predigerseminar eröffnet worden. Vier ordinirte Missionare, ein Missionsarzt und eine amerikanische Lehrerin theilen sich in die Arbeit. Vor kurzem hat der erste Eingeborne die Licenz zum Predigen erhalten. Eine neue Station soll nächstens in Tarsus errichtet werden. Alle, welche diese Mission näher kennen, sprechen in den anerkennendsten Ausdrücken von ihr. Die türkische Regierung hat angefangen, Konkurrenzschulen zu errichten, um dem Einfluß derselben entgegenzuwirken — auch ein gutes Zeichen!

Außerdem hat diese Kirche einen Missionar (Johnston) unter den Chinesen in Oakland, Kalifornien. Eine Mission in China selbst steht bevor.

— Ein jüngst bekehrter syrischer Knecht weigerte sich, am Sonntag eine Arbeit zu verrichten, die sein ungläubiger Herr ihm aufdringen wollte. „Aber," sagte ihm dieser, „steht denn nicht in eurer Bibel, daß wenn einem ein Ochs oder Esel in den Brunnen fällt, er ihn auch am Sabbattage herausziehen dürfe?" — „Ja wohl," antwortete ihm der Knecht; „aber wenn der Esel die Gewohnheit annimmt, jeden Sonntag in den Brunnen zu fallen, so muß entweder der Brunnen zugeworfen oder so ein Esel verkauft werden."

— Der "Board of Commmissioners for foreign missions of the Reformed Church in the United States," welcher seit 1878 besteht, hat im Mai 1879 seinen ersten Missionar A. D. Gring mit Frau nach Japan gesandt und in Tokio ein Haus gekauft, das am 28. Juni 1880 von Missionar Gring bezogen wurde. Drei Jahre lang hat er sich ausschließlich dem Sprachstudium gewidmet und erst vor Kurzem angefangen zu predigen. Ferner hat dieser „Board" die Arbeit des Missionar Jakob Hauser unterstützt, der im December 1878 eine gegenwärtig 20 Zöglinge zählende Schule für die Winnebago Indianer in Wisconsin gegründet hat. Auch die zu keiner bestimmten Kirche gehörige „German evangelical Mission Society," welche eine blühende Mission in Bisrampur (Miss. Lohr) unterhält, scheint größtentheils aus Gliedern dieser „Reformed Church in the U. S." zu bestehen. Seinen gegenwärtigen Sitz hat der „Board" in Harrisbury, Pennsylvanien.

— In Metlakahtla ist das Schisma zwischen den Anhängern Duncan's und der treu zur englisch-kirchlichen Miss.-Ges. halten-

den Minorität (etwa 100) nun vollzogen. Letztere stehen unter Bischof Ridley und Miss. Collison, während jene an Bischof Cridge von der „reformirten bischöflichen Kirche“ einen Patron gefunden haben, der selbst nach Metlakahtla gekommen ist und dort zahlreiche bisher ungetaufte Anhänger Duncan's getauft hat. Dieser Cridge war früher anglikanischer Kaplan in Viktoria und eine Hauptstütze der Mission in Metlakahtla. Als 1859 das Bisthum Columbia gegründet war, wurde er Dekan von Viktoria, trat aber später aus der englischen Kirche aus wegen des auch in jene abgelegene Kolonie eindringenden Ritualismus, um sich der oben genannten Separation anzuschließen.

Leider streiten beide Parteien miteinander über den Besitz gewisser Missionsgebäude, selbst nachdem der Gouverneur, der Marquis von Lorne, das Schulhaus, um welches es sich hauptsächlich handelt, der Miss.-Ges. zugesprochen hat. Die Kirche ist im unbestrittenen Besitz von Herrn Duncan. Fast wäre es zu Thätlichkeiten gekommen, als die Anhänger Duncan's einige der Missionsgebäude niederrissen, wenn nicht Bischof Ridley und Miss. Collison ihre Partei erfolgreich zur Zurückhaltung und Friedfertigkeit ermahnt hätten.

— Auch in Hakodate, Japan, droht der englisch-kirchlichen Mission eine Spaltung, indem der von ihr entlassene Miss. Dening dahin zurückgekehrt ist, um die dortigen Christen um sich zu schaaren und die Arbeit fortzuführen, wie wenn sie seine Privatsache wäre. Seiner Aufforderung, sich ganz von der Station zurückzuziehen, das Missionshaus gegen eine Vergütung ihm zu überlassen ꝛc., hat die Gesellschaft natürlich nicht entsprechen können. Sie wird vielmehr nach wie vor 2 Missionare in Hakodate unterhalten und fortfahren, die ganze Station als ihr Eigenthum zu behandeln. Hr. Dening wird von einer Oppositions-Kommittee in England unterstützt, welche seine Ansicht über die Nicht-Ewigkeit der Höllenstrafen resp. Vernichtung der Gottlosen theilt oder doch Duldung für diese Ansicht innerhalb der englischen Kirche und Mission verlangt. Der bekannte Erweckungsprediger Aitken scheint dabei die Hauptrolle zu spielen.

Todesfälle.

Am 20. Januar starb in Freetown der ehrwürdige Missionar C. A. L. Reichardt, Vorsteher des Seminars in Furah Bai, Sierra Leone, nach 30jährigem afrikanischem Missionsdienst. Er war ein Zögling des Basler Missionshauses. Besonders verdient gemacht hat er sich durch seine Bearbeitung der Fulah-Sprache.

— Am 6. Januar starb der eingeborene Pastor des Christendorfes Clarkabad im Pandschab, namens Daud Singh. Vor 35 Jahren war er, ein früherer Fakir, als Erstling der Sikhs getauft worden. Ein anderer Fakir, der mit ihm Christ wurde und den Namen Jonathan erhielt, kehrte bald wieder zu seiner alten unstäten Lebensweise zurück und predigte lange eine Sittenlehre ohne

Christus, bis er selbst in Unsittlichkeit fiel. Von seinem einstigen Genossen, dem nun heimgegangenen David Singh, schreibt Missionar Clark, er habe nie einen Feind gehabt, aber auch nie Böses von irgend jemand geredet.

— Am 18. Februar starb in Syra, Griechenland, der im Dienst der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft stehende Missionar F. A. Hildner, ein alter Basler Missionszögling.

Bücherschau.*)

Römische Bilder aus alter und neuer Zeit. Von Dr. Johann Emil Kuntze, ord. Professor an der Universität Leipzig. Justus Naumann, Leipzig. 1883. Preis 4 Mk.

Etwas von der Anziehungskraft, die Rom selbst auf alle denkenden Menschen ausübt, ist auch diesem frischen und anregenden Buche eigen. Für Freunde der Missions- und Kirchengeschichte haben besonders die beiden letzten Kapitel über die Religiosität der alten Römer und das antike Priesterthum Rom's Interesse.

Kurze **Reformationsgeschichte**, erzählt für Schulen und Familien von W. Rebenbacher. Calw und Stuttgart 1883. Vereinsbuchhandlung.

Zur 400jährigen Lutherfeier erscheint dieses allbekannte Volksbuch in neuer mit 33 Illustrationen gezierter, vortrefflich ausgestatteter Ausgabe. Wir empfehlen es als besonders zu Festgeschenken, Preisgaben und überhaupt zur weitesten Verbreitung geeignet. Der Preis (50 Pfg.) ist erstaunlich billig.

Wider Johannes Janssen und seine Geschichte des deutschen Volkes. Von einem praktischen Theologen. Frankfurt a. M. Schriften-Niederlage des Evangelischen Vereins. 1883. Preis 2 Mk.

Der leider ungenannte Verfasser scheint wirklich ein „praktischer" Theologe zu sein. In volksthümlich derber, oft an Luther selbst erinnernder, fast humoristischer Weise sucht er denjenigen Ungelehrten, welche etwa durch Janssens Buch sollten beunruhigt worden sein, das gute Recht der Reformation nachzuweisen. Dabei reitet er kein hohes Roß, sondern steht auf dem Boden der einfachen Menschlichkeit und Ehrlichkeit, der hoffentlich doch für Katholiken wie für Protestanten noch als ein gemeinsamer kann bezeichnet werden.

Kommt und helfet! Ein Missionstraktat von Johannes Bernhard, Pastor zu St. Lorenz in Lübeck. Brecklum. 1883. Preis 50 Pfg.

Der erste Theil dieses bescheidenen Büchleins (66 S.) kann als Muster gelten für die Art, wie in Missionsstunden das erzählende

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

mit dem belehrenden und erbaulichen Element zu verschmelzen ist. Ausgehend von 2 Kor. 3, 5 behandelt der Verfasser das Leben des berühmten John Williams so, daß ein ganzes Stück populärer Missionswissenschaft aus demselben abgeleitet wird. Der zweite Theil: „Wie wir dabei helfen sollen?" ist wesentlich ein Auszug aus Christlieb's und Warneck's Missionsschriften, auf welche der Verfasser wiederholt empfehlend hinweist. Er selbst bekennt sich zur konfessionellen Mission und legt ein Wort zu Gunsten der Missionsanstalt in Brecklum ein, für welche auch der Reinertrag des Schriftchens bestimmt ist.

Lesebuch der Erdkunde. Illustrierter Hausschatz der Länder- und Völkerkunde. Von Eduard Schwarz und Professor Fr. Behr. Mit vielen Illustrationen. Calw und Stuttgart. Vereinsbuchhandlung. 1883. Erste Lieferg. 112 S. groß Oktav. Preis 1 Mk.

Ein hochgeschätztes Buch, dessen Neubearbeitung seit Jahren immer wieder begehrt wurde und das sich auch zur Uebersetzung in fremde Sprachen vorzüglich eignen dürfte, worauf wir die Missionare unter unseren Lesern aufmerksam machen. Die erste Lieferung enthält eine Einleitung über das Nothwendigste aus der mathematischen und physikalischen Geographie, Ausführlicheres und sehr Anschauliches über die hauptsächlichsten Bodengestalten der Erdoberfläche, sowie den Anfang des ersten Buches, das von Europa handelt (die Alpen, die Schweiz und ein Stück vom deutschen Reich). Die folgenden Lieferungen (2—8) sollen im Oktober d. J. mit einander erscheinen.

Bilder-Tafeln zur Länder- und Völkerkunde mit besonderer Berücksichtigung der evangelischen Missionsarbeit. 178 Tafeln (1690 Bilder) groß Folio, in feinstem Illustrationsdruck. Calw und Stuttgart. Vereinsbuchhandlung. Solid geheftet. Preis 6 Mk.

Dies außerordentlich billige Werk dürfte als Anschauungsmittel sowohl Lehrern (für Schulen) wie Geistlichen (für Missionsvereine) willkommen sein. Leser des Calwer Missionsblattes, des Missions-Magazins und ähnlicher Blätter werden darin neben vielem Neuen auch manch Altbekanntes wiederfinden. Das Ganze ist nach Ländern geordnet und jedes einzelne Bild mit einer Unterschrift versehen. Sehr reichlich ist Ostindien und China vertreten, aus Japan ist ebenfalls viel Charakteristisches mitgetheilt. Europa ist nur gestreift, Palästina eingehend berücksichtigt. Wir kennen keinen Orbis pictus, der für so billigen Preis soviel Werthvolles bietet. Die einzige Ausstellung, die wir zu machen hätten — wenn doch einmal kritisirt werden muß — ist die, daß eher zuviel als zu wenig geboten ist. Manches veraltete oder weniger schöne Bild hätte wohl ohne Schaden wegbleiben können.

Nächtlicher Beschwörungstanz in Südindien.

Aus der Telugu-Mission.

9. Zwei Götzenfeste.

Die Bewegung, welche das Auftreten des Missionars hervorgerufen hatte, war bald verrauscht. Andre Gedanken und Sorgen erfüllten jetzt die Herzen in Ahmadala. Es nahte nämlich der Tag, an welchem im nahen Podala alljährlich die große „Siwa Ratri“ (Siwa's Nacht) gefeiert wird. Die eigentliche Bedeutung dieses Festes ist schwer zu erkunden. Die Einen behaupten, es werde zur Erinnerung an die Noth und Gefahr gefeiert, in welcher Siwa einst geschwebt habe, nachdem er das Gift der großen Vasukischlange verschluckt hatte. Andre versichern, vor langen, langen Jahren habe einmal ein gewaltiger, aber gottloser Jäger im Wald auf einem Baum übernachtet. Um sichs bequemer zu machen, habe er etliche Zweige des Baumes abgebrochen und hinunter geworfen. Diese seien auf ein an jener Stelle befindliches Lingam (Siwa's steinernes Symbol) gefallen, und der Gott habe sie für eine ihm dargebrachte Huldigung gehalten, weil der betreffende Baum ihm geweiht ist und seine Blätter eine ihm stets willkommene Opfergabe sind. In seinem Entzücken darüber habe er alsbald einen feurigen Wagen gesandt, um seinen Verehrer zum Wohnsitz der Götter emporzutragen. Das sei der Grund, warum gute Siwaverehrer die Siwa Ratri durchwachen in der Hoffnung, auch ihnen könnte einmal ein solches Glück erblühen.

Verschiedenartiger noch als die Meinungen über die Bedeutung des Festes sind die Beweggründe zur Theilnahme daran. Der Eine hofft dadurch seiner Sünden los zu werden, der Andre Siwas besondre Gunst zu erlangen; ein Dritter will sich einen vergnügten Tag machen und sich die zusammenströmende Menge, besonders auch die geputzten Frauen, beschauen; weitaus die meisten aber kommen, weil es von jeher Brauch war, zur Siwa-Ratri zu gehen und sie es selbstverständlich auch halten, wie ihre Väter es hielten.

Was immer jedoch die Triebfeder jedes einzelnen Theilnehmers am Feste sein mag, die Vorbereitungen darauf werden von Allen mit demselben Eifer betrieben. Die Frauen namentlich haben geschäftsvolle Zeit. Aller Goldschmuck der ganzen Familie wird hervorgeholt und glänzend gerieben; der ganze Feststaat für Männer, Frauen und Kinder hergerichtet. Sodann werden verschiedene Arten von Kuchen in Schmalz oder Kokosnußöl gebacken; die einen ganz einfach und andre mit einer mehr oder minder reichen Zuthat von Zucker und Gewürzen, denn es gilt, für etliche Tage Mundvorräthe zu bereiten, die draußen auf dem Festplatz verzehrt werden. Jedes Dorf, in dem man Feste zu feiern pflegt, hat einen solchen. Gewöhnlich ist derselbe mit Mango- und Tamarindenbäumen bepflanzt, deren Laubdach in dem trockenen, warmen Klima des Telugulandes den darunter Lagernden genügenden Schutz vor der Hitze des Tags und dem Thau der Nacht gewährt, um ihnen für ein paar Tage eine andre Herberge entbehrlich zu machen.

Am Morgen des ersten Festtags sah man in Podala von verschiedenen Richtungen her Tausende von Festgästen truppweise daherkommen, Alle in ihrem besten Schmuck, die Frauen und Kinder in büffelbespannten Karren, die Männer zu Fuß, jeder einen derben Bambusstock in der Hand. Unter den von Ahmadala Anlangenden befand sich auch Appaia Naidu mit den Seinen. Sobald die drei Brüder mit ihren Familien sich in der Nähe ihrer Kastengenossen einen Platz gesichert hatten, an dem sie Alles möglichst genau sehen und hören konnten, und ihre Thiere versorgt waren, begaben sie sich an den Teich, um zu baden, und nachher auch noch in den Tempel, um dort ihre Andacht zu verrichten. Nur einige Familienglieder blieben bei dem Geräthe, bis die Rückkehr der andern es auch ihnen gestattete, diese religiösen Pflichten zu erfüllen. Sitamma gieng, als die Reihe an sie kam, wohl auch mit zum Bad, aber nicht in den Tempel. Sie war nur aus Gewohnheit mit nach Podala gekommen, nicht um da anzubeten wie in früheren Jahren.

Nachdem man etliche Erfrischungen eingenommen hatte, gieng man abwechslungsweise in Gruppen umher, um sich die buntgemischte, durcheinanderwogende Menge zu beschauen. Welch ein Durcheinander für Auge und Ohr! Reiche Brahmanen und Regierungsbeamte in Palankins und Wagen oder zu Fuß, durch

jeden Blick und jede Bewegung das Bewußtsein ihrer Würde verrathend; andre Kasten in weißen oder bunten Turbanen und langen, um die Schultern und Hüften geworfenen Gewändern, etliche schwatzend, etliche im Singsangton den Namen irgend einer Gottheit murmelnd, wieder andre aus Leibeskräften einem aus dem Gesicht verlornen Kinde oder sonstigen Angehörigen rufend, dann wieder heilige Bettler, Gaukler und Konfektverkäufer — all das zieht an dir vorüber und dringt fast sinnbetäubend auf dich ein. Auch Frauen in Menge sind zu sehen, denn sie sinds eigentlich, welche derlei Feste am meisten genießen. Die Frauen der vornehmen und reichen Kasten bleiben in der Regel singend unter den Bäumen sitzen und gehen nur ab und zu geschwind zu einer Bude, um Zuckerwerk oder andre Kleinigkeiten zu kaufen. Sie und ihre Kinder tragen zum Theil schöne, farbige Seidengewänder und silberne Gürtel um die Hüften oder goldene Ketten im Haar, während in Nase und Ohren, wie um die Hand- und Fußgelenke juwelenbesetzte Spangen funkeln. Die Mehrzahl der Frauen jedoch ist in Baumwolle gekleidet und nur mit ziemlich werthlosem Flitterschmuck behangen.

Gegen Abend gab es ein neues Schauspiel. Nima und Nimabaktarala, zwei für diese Gelegenheit aus Thon gefertigte Götzen, sollten Hochzeit halten, wobei der brahmanische Priester ganz dieselben Ceremonien verrichtete, wie bei einem menschlichen Paar. Dann wurden die beiden Götzen in einen offenen Palankin gesetzt und die ganze Nacht hindurch durch alle Straßen hin und her getragen, alle paar Schritte Halt machend, um Feuerwerk abzubrennen und den begleitenden Dirnen Gelegenheit zu geben, ihre Tänze und Gesänge aufzuführen. Diese ganze Zeit über verbeugte sich das Volk vor den Götzen und brachte ihnen seine Gaben dar.

Am zweiten Tag fanden sich mit der wachsenden Zahl der Festgäste auch etliche eingeborne Prediger und Kolporteure ein. Die ersteren suchten an irgend einem in die Augen fallenden Platz die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, um etliche Zuhörer zu gewinnen; die letzteren mischten sich unter die Menge und boten ihre Bücher zum Verkauf an. Viel war aber nicht zu machen, denn alle Gedanken waren nur auf die kommende Nacht gerichtet. Gegen 7 Uhr Abends vernahm man von den Tempeln her Musik und vielstimmiges Geschrei, und alsbald setzte sich der ganze Menschenstrom nach

dieser Richtung hin in Bewegung. Die Priester hatten Siwa's mit reichem Goldschmuck behangenes Götzenbild auf einem Palankin herausgebracht; die große Siwa-Ratri begann. Eine an Wahnsinn grenzende Aufregung erfaßte die Menge: jeder wollte den Gott sehen und ihm seine Verehrung bezeigen. Das Gedränge wurde so groß, daß die in voller Zahl anwesende Polizei nur mit großer Mühe Unglücksfälle verhüten konnte. Endlich begann die Prozession. Sie dauerte, wie Tags zuvor, die ganze Nacht hindurch, nur waren die Feuerwerke großartiger, die Tänzerinnen zahlreicher, die Verehrer des Gottes noch eifriger.

Am Morgen des dritten Tags wurde der Götze vom Palankin herabgenommen und auf einen jener thurmartigen hölzernen Wägen gebracht, deren größter (der des Götzen Dschagannatha in Puri) durch unzählige Abbildungen weltbekannt ist. Dieser Wagen sollte nun zum Beschluß des Festes von den Andächtigen bis Vormittags 10 Uhr umhergezogen werden. Ehe jedoch das geschehen konnte, mußten den bösen Geistern und Siwa's neidischen Nebengöttern Opfer dargebracht werden; denn obgleich Siwa Mahadeo (d. h. der große Gott) heißt, ist er nach dem Volksglauben doch nicht über den schädlichen Einfluß feindlicher Mächte erhaben. Es wurde also ein großer Haufen Korn gekocht und vor dem Wagen ausgeschüttet; man schlachtete eine Ziege und begoß das Korn mit ihrem Blut; man brachte Weihrauch dar und die Priester sagten ihre Mantras, in welchen die andern Götter angerufen wurden, sie möchten das ihnen bereitete Opfer gnädig annehmen und nicht über die Ehre zürnen, die jetzt dem Siwa widerfahren solle.

Bis zu diesem Augenblick waren Appaia Naidu, Lakschmaia und Sitamma müßige Zuschauer gewesen; jetzt aber wurden Vater und Sohn plötzlich von der Begeisterung der Menge miterfaßt. Was sie schon über die Thorheit des Götzendienstes gehört, war vergessen und, fortgerissen von dem Beispiel der Andern, beugten auch sie sich anbetend vor Mahadeo. Nicht so Sitamma, die das Gesicht abwandte und mit einer kurzen Entschuldigung an ihren Lagerplatz zurückeilte.

Sobald der Weihrauch verbrannt war, bestiegen die zum Dienst des Götzen nöthigen Personen den Wagen. Dazu gehörte außer seinen drei brahmanischen Hütern auch eine Tänzerin, um den Gott mit ihren Gesängen und Liebkosungen zu erfreuen, und ein Zimmer-

mann, um nöthigenfalls irgend eine Beschädigung des Wagens gleich ausbessern zu können. Um Ordnung zu halten, nahm auch ein von der Regierung aufgestellter Polizeidiener hinter dem Götzen Platz.

Jetzt rief der leitende Brahmane: „Die Zeit ist da, daß der Wagen des Weltherrn sich in Bewegung setze. Ziehet Mahadeos Wagen!“ Augenblicklich streckten tausend dienstbereite Hände sich nach dem vier Zoll dicken und gegen 100 Meter langen Wagenseil aus. Auch Appaia Naidu und Lakschmaia gehörten zu dem freiwilligen Gespann. „Hilf Siwa! Laß deinen Wagen kommen! Gebietest du es nicht, so bewegt er sich nicht vom Fleck!“ riefen die mit aller Macht ziehenden Männer. Ohrbetäubend schmetterte dazu die Musik, vermischt mit den Gebeten und dem Geschrei der Zuschauer. Endlich knarrten die Räder, der Wagen schwankte vorwärts. Alle paar Schritte wurde jedoch Halt gemacht, um Weihrauch zu verbrennen; dann drängte sich das Volk herbei, um Bündel von Areka-Nüssen und die gewürzigen Blätter der Betelrebe nebst andern Gaben ins Feuer zu werfen und selbst anbetend vor dem Weltherrn niederzufallen.

War ein Menschengespann müde, so traten schnell andre dafür ein. Obgleich die Telugus im Allgemeinen mäßig leben, schwelgen an diesem Tag die den Götzenwagen ziehenden Männer doch zügellos im Genuß von Arrack, Opium und dem berauschenden Rauch des bhang (ein eigenthümliches Hanfpräparat). In welche Tollheit sich nach und nach die versammelten Schaaren hineinsteigern, bis endlich Dschagannaths Wagen wieder heimgebracht wird und die Menge sich zerstreut, vermag keine Feder zu schildern; manche würden noch heute sich unter die zermalmenden Räder werfen, wie es einst ihre Väter gethan, wäre nicht eine wachsame Polizei zur Hand, solchen Unfug zu verhüten.

Appaia Naidu und Lakschmaia waren bei all dem verhältnißmäßig nüchtern geblieben. Sobald der Götzenwagen an seinen gewohnten Platz zurückgebracht war, suchten sie wieder den Schatten ihres Tamarindenbaumes auf, nahmen mit der ganzen Familie Erfrischungen zu sich und legten sich dann ermüdet zum Schlafen nieder. Als sie erwachten, war es schon 4 Uhr Nachmittags und Zeit, nach Hause aufzubrechen, wo man mit Einbruch der Nacht anzukommen hoffte.

Lakschmaia erbat sich die Erlaubniß, etwas schneller vorauszugehen, um für das Abendessen zu sorgen und nachzusehen, ob der zu Hause zurückgelassene Knecht Kühe, Büffel und Ziegen auch gut verpflegt habe. Nicht lange, so traf er mit Rangaia und einigen Christen von Sallawar zusammen, die auch auf dem Fest gewesen waren, um den eingebornen Predigern zur Seite zu stehen. Ganz von selbst gab es sich, daß sie zusammen giengen. Rangaia hatte Lakschmaia sehr lieb. Er kannte ihn von klein auf und hatte, wie von Sitamma, so auch von ihm schon manche Freundlichkeit erfahren. Seit er ein Christ geworden, hatte er mit Lakschmaia oft von Jesus und dem ewigen Leben gesprochen, darum betrübte es ihn tief, als er ihn heute mit am Götzenwagen ziehen und sich vor Siwa niederwerfen sah. „Mir ist, als habe ich dich heute Morgen Siwa anbeten sehen, oder irre ich mich?“ begann er, sobald sich eine Gelegenheit zu dieser Frage bot.

Mißmuthig und in seinem Gewissen etwas geschlagen, entgegnete Lakschmaia: „Ja, ich hab's gethan, und was ist denn so Schlimmes daran? Ist er nicht der Weltherr? Ist er nicht der Zerstörer? Wenn wir durch einen Akt der Anbetung seine Gunst zu erlangen vermögen, warum sollten wir's nicht thun?“ Darauf erwiderte Rangaia: „O Lakschmaia, Lakschmaia! warum sprichst du so? Ich war der Meinung, du und deine Mutter hätten beide dem Götzendienst entsagt. Ja, ich hoffte schon, ihr seiet geneigt, an Jesus zu glauben.“ — „Halt, halt!“ unterbrach ihn Lakschmaia; „ich bin kein Christ. Hast nicht auch du bis vor wenigen Monaten zu Siwa gebetet? Warum tadelst du mich denn, daß ich thue, was ich und wir alle von jeher gethan? Unsere Väter haben es so gemacht, und ich bin nur ein junger Mensch. Von klein auf hat man mich gelehrt, Mahadeo sei der Weltherr, seine drei Augen bedeuten seinen Blick in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, der Halbmond auf seiner Stirne die Aufeinanderfolge der Monate, die um seinen Hals gewundene Schlange den Lauf der Jahre, sein Halsband von Schädeln das Werden und Vergehen der Menschengeschlechter, sein Leib sei mit Schlangen bedeckt, als dem Sinnbild der Ewigkeit und Unsterblichkeit, sein Seil trage er als der Richter, der die Bösen bindet, den Dreizack als Schöpfer, Erhalter und Zerstörer des Weltalls. Ist dem wirklich so, wozu haben wir dann andere Götter nöthig?“

„Ich bin nur ein ungelehrter Mann, wie du weißt," erwiderte Rangaia, „und kann weder mit dir ſtreiten, noch deine Fragen beantworten. Das aber weiß ich, daß ich von Kindheit an mein ganzes Leben hindurch Siwa gedient habe. Jetzt bin ich alt; meine Haare werden grau; aber ich glaube nicht, daß er mir je irgend etwas Gutes gethan hat. Ich habe keinen Troſt bei ihm gefunden, als meine Kinder ſtarben, keine Vergebung für meine Sünden, keinen Frieden für mein Herz, kein inneres Glück, wie ich es jetzt genieße."

„Genug, Rangaia. Laß uns von etwas anderem ſprechen; ich eile nach Hauſe."

„Aber verſprich mir über das nachzudenken, was ich dir ſoeben geſagt habe und was du vor einigen Wochen vom Prediger Obala gehört haſt."

„So lange Obala ſprach, leuchtete eure Religion mir ein; aber als er wieder fort war, vergaß ich ſchnell, was er geſagt hatte. Euer Gott hat mirs noch nicht ins Herz gegeben, unſre alte, durch tauſend Erinnerungen ehrwürdige Religion zu verlaſſen. Thut ers einmal, dann will ich an Jeſus glauben, wie du's haben möchteſt; aber für jetzt laß mich in Ruhe."

„Lakſchmaia, entſagſt du denn aller Hoffnung auf die himmliſche Seligkeit, die du damals ſchildern hörteſt? Und denkt deine Mutter wie du?"

„Ich weiß nicht, wie meine Mutter denkt; aber jetzt genug davon."

„Es ſei! Das aber wirſt du mir doch erlauben, für dich zu meinem Gott zu beten, daß Er dir Licht ſchenke und ſich dir offenbare?"

„Bete für mich ſo lange du willſt, nur höre endlich auf mit deinen Reden."

Es war Lakſchmaia nicht ganz wohl bei dieſem Geſpräch; denn in der allgemeinen Aufregung war er in Podala weiter gegangen, als es ſeine Abſicht geweſen. Eigentlich hatte er Mahadeo gerade nur ſo viel Ehrfurcht beweiſen wollen, als einerſeits nöthig war, ihn bei guter Laune zu erhalten, falls er wirklich ein Gott war, und andrerſeits, um die Leute von Ahmadala zu überzeugen, daß, obſchon den Chriſten gewogen, er ſelbſt doch kein Chriſt ſei.

Lakschmaia erbat sich [illegible] nach beendigter Ernte am zugehen, um für das [illegible] heiße Jahreszeit, in der die zu Hause zurückgelassen [illegible] Thermometer im Schatten manchmal verpflegt habe. [illegible] zeigt. Gegen Ende Juni pflegt Christen von Sa[illegible] Südwestmonsun die nöthige Regenmenge waren, um den [illegible], mit der dann im Juli begonnen von selbst [illegible] im Jahr 1876. Tage-, wochenlang Lakschmaia [illegible] so regelmäßig eintretenden Regens. von Sitamma[illegible] Dörfern, stiegen auch in Ahmadala bange Seit er ein[illegible] Babaia Naidu und Krischna Rao be- und beru[illegible] in der berathen werden sollte, was man er ihr[illegible] Götter zu versöhnen und den unentbehrlichen wer[illegible] zu erlangen. Viele folgten dieser Einladung, und [illegible] wurden gehalten. Einige meinten, die Bewohner [illegible] ihren Göttern nicht treu genug gedient und [illegible] mit Dürre gestraft; andre suchten die Schuld [illegible] den Christen erlaubt habe, in Ahmadala zu bleiben, darauf, daß Rangaia und die Seinen entweder zur [illegible] den alten Göttern oder zum Verlassen des Orts ge- [illegible] wurden. Am Schluß der Versammlung kam man noch [illegible], daß der Pockengöttin Polaramma in den letzten Jahren [illegible] gefeiert werden sei und ihr Zorn wohl das Unheil her- [illegible] habe. So beschloß man denn vor Allem sie zu versöhnen. [illegible] Dorfvater sollte für den dritten Morgen nach der Versamm- [illegible] einen mit Büffeln bespannten Karren, ein Schaf mit etwas Korn [illegible] Weihrauch bereit halten, um sich damit der zu Polarammas [illegible] anzustellenden Prozession anzuschließen.

Zur bestimmten Stunde brach ganz Ahmadala auf; nur sehr alte [illegible], ganz kleine Kinder und natürlich alle Christen blieben zurück. Magistraten schritten dem Zug voran. Vor Polarammas Schrein [illegible], umkreiste die Prozession denselben dreimal in einem weiten [illegible], dann wurde das mitgebrachte Korn in Haufen vor der Göttin [illegible] aufgeschüttet. Hierauf schlachtete man die Schafe und verbrannte [illegible] Weihrauch in Menge. Jetzt wurden die Kinder herbeigebracht, um die Fürsprecher ihrer Eltern zu machen. Sie warfen sich vor der Göttin nieder und flehten diese an, ihren Eltern doch zu vergeben und ihnen Regen zu schicken, damit sie nicht Hungers sterben müßten. Zum Schluß fielen auch die Erwachsenen noch vor der

nieder, so daß ihre Stirnen den Boden berührten, und brachten Bitten vor wie ihre Kinder. Etliche gelobten auch daß wenn sie ihnen Regen und eine reiche Ernte bescheere, ihr nächstes Jahr ein zweitägiges Fest feiern wollten mit doppelt so großen Opfern an Schafen, Korn und Weihrauch, als diesmal.

Man kehrte nun heim und harrte sehnsuchtsvoll auf den erflehten Regen; aber es kam nichts. Vergeblich wurden auch noch der Wassergöttin Gangamma, sowie verschiedenen andern Göttern und Göttinnen Feste gefeiert; einen Tag um den andern stieg die Sonne wie ein Feuerball am Horizont herauf und goß von dem wolkenlosen Himmel ihre glühenden Strahlen auf das versengte, schmachtende Land.

Monate vergiengen. Es kam die Zeit, da der Nordostmonsun einsetzen sollte, und Alles hoffte zuversichtlich, er werde nun um so reicheren Regen bringen, so daß von einigen schnell reifenden Fruchtsorten immerhin noch eine kleine Ernte in Aussicht stehe. Aber auch der Nordostmonsun blieb aus. Eine furchtbare Hungersnoth war unvermeidlich. Auch starken, tapfern Männern entsank jetzt das Herz und selbst Christen waren versucht, an Gottes Erbarmen zu zweifeln.

10. Verfolgt, aber nicht verlassen.

Beim Beginn des Jahres 1877 waren die alten Kornvorräthe nahezu erschöpft und alle Arbeit stockte. Nur zu fast unerschwinglichen Preisen und gegen baare Bezahlung war noch Getreide zu haben. Räuberbanden durchschwärmten das Land und nahmen, wenn es nicht anders gieng, mit Gewalt, was noch zu haben war. Etwa dreißig solcher Banditen stellten sich auch in Sallawar ein, dessen Christenhäuflein sich auf jener Versammlung in Kapsa die Feinde zum Gegenstand ihrer Rache erkoren hatten. Ein Mann aus der Schäferkaste hütete dort seine Schafe in der Nähe der paar Christenhäuser. Es war ihm gelungen, einen schönen Vorrath Getreide einzuthun, den er in einer Grube bei seiner Heerde verwahrte. Bei Nacht schlug er über dieser Grube sein Feldbett auf und hütete so seine Herde und sein Korn zumal.

Das hatten die Diebe in Erfahrung gebracht, und so kamen sie einmal in der Nacht, packten den Schäfer, stopften ihm ein Tuch in den Mund, banden ihm die Hände auf den Rücken, warfen ihn zu Boden und stellten sein Feldbett über ihn her, auf das einer der Räuber sich setzte, während die andern das Korn ausgruben. Am andern Morgen war natürlich ganz Sallawar voll von diesem nächtlichen Raub, und schnell verbreitete sich die Kunde davon auch ins nahe Ahmadala.

„Jetzt ist die Stunde gekommen, dem Umsichgreifen dieser unausstehlichen Fremdenreligion ein Ende zu machen, die Götter sind für uns!“ triumphirte jetzt Krischna Rao, der bisher still auf der Lauer gewesen. Ein heidnischer Telugu kann Monate, ja Jahre lang auf den günstigen Augenblick warten, seinen Gegner ins Verderben zu stürzen, und inzwischen die größte Freundlichkeit gegen ihn heucheln. Keine Katze, kein Tiger, überhaupt kein Thier, das mit seiner Beute noch spielt, bevor es sie verschlingt, thut es einem Brahmanen gewöhnlichen Schlags an Falschheit zuvor. Krischna Rao eilte also zum Teich, badete und sagte seine Mantras her, dann gieng er in den Tempel, machte seine Verbeugungen vor Ramaswami und Lakschmanaswami, um endlich mit etlichen andern Brahmanen nach Sallawar aufzubrechen.

„Nun ists Zeit, Rache an den Christen zu nehmen und rings umher Alle einzuschüchtern, die dieser neuen Religion geneigt sind,“ sagte er zu dem dortigen Karnam.

„Recht so,“ antwortete dieser. „Bodaia und seine Söhne sind mir in der Seele zuwider. Ich bin doch ein Brahmane und dazu der Karnam von Sallawar, sie aber sind elende Gerber, die, wenn sie mich kommen sehen, auf die Seite treten, ihre Sandalen ausziehen und die gefalteten Hände vor die Stirn halten sollten; jetzt aber grüßen sie mich kaum wie einen ihresgleichen. Zudem haben sie ein Schulhaus erbaut und einen Lehrer von Ongol kommen lassen, der täglich fünfzehn ihrer Kinder unterrichtet. Das darf nicht so fortgehen. Aber was ist dein Plan?“

„Nun, ich höre, das Korn des Schäfers Kotaia sei gestohlen worden.“

„Allerdings, aber was hat das mit Bodaia und seinen Söhnen zu thun?“

„Sehr viel.“

„Das begreife ich nicht. Jederman weiß, daß Bodaia und seine beiden Söhne ehrliche Leute sind. Sie haben eigene Felder und so viel Büffel und Kühe als sie brauchen. Ihr eigener Brunnen hat zur Bewässerung mehrerer Morgen Landes ausgereicht, so daß sie ernten konnten, während alle andern Aecker dürr und versengt waren. Dieser Plan taugt nicht."

„Und doch taugt er, so wahr ich ein Brahmane bin, wenn du mir nur zu seiner Ausführung helfen willst."

„Ich will, sag an."

„Wir gehen zum Schäfer Kotaia und überreden ihn, sofort bei der Polizei Anzeige zu machen und auszusagen, er habe unter den Räubern Bodaias Söhne erkannt. Kommen dann der Polizeiinspektor und der Sergeant von Podala herüber, so sprechen wir mit ihnen und gewinnen sie für unsern Plan. Dem Unter-Richter bedeuten wir, die Sache möglichst zu verschleppen. Da das Gefängniß in Podala voll ist, werden Bodaias Söhne im Freien in den Stock gelegt werden und müssen vielleicht Monate lang da liegen. Das wird sie schon lehren, unsre Götter und die Brahmanen nicht mehr zu verachten."

„Wird aber der Missionar in Ongol diesen Plan nicht schnell durchkreuzen und am Ende gar uns selbst vor Gericht ziehen?"

„All das habe ich wohl bedacht. Der Missionar in Ongol ist, wie ich von Kondaia gehört habe, jetzt sehr beschäftigt und kann nicht von Hause abkommen. Der Sub-Kollektor, der die Sache schließlich zu untersuchen hat, findet für derartige Fälle gegenwärtig keine Zeit, weil er immer unterwegs ist, um Notharbeiten zu beaufsichtigen. Das Beste aber an meinem Plan kommt erst. Hört der Missionar, daß Bodaias Söhne wegen Diebstahls im Gefängniß sind, so wird er sehr böse werden. Er ist ein gestrenger Mann und mit einem Christen, der stiehlt oder raubt, will er nichts zu thun haben. So wird er Bodaia und seine Söhne verstoßen, dann können wir sie strafen nach Herzenslust. Wird es bekannt, daß der Missionar sie aufgegeben hat, so werden sie so lange bitten, bis wir uns beim Unter-Richter für sie verwenden und dieser sie entläßt. Dann ist es zu Ende mit den Christen und wir genießen ungestört wieder dieselbe Verehrung wie unsere Väter."

„Wie können wir aber beweisen, daß Bodaias Söhne unter

den Räubern waren, wenn der Sub-Kollektor nun doch den Fall untersuchen sollte?"

„Dafür laß mich sorgen. Der Schäfer Kotaia wird schwören, daß er sie erkannt habe. Weiter will ich Appaia Naidu und Lakschmaia, die vorige Nacht von Agraharam nach Hause kamen, auffordern zu schwören, daß sie einige Leute davonlaufen sahen und Bodaias Söhne unter ihnen erkannt haben."

„Werden Appaia Naidu und Lakschmaia das thun?"

„Warum nicht? Liegt es nicht im gemeinsamen Interesse aller guten Telugus?"

Der so entworfene Plan wurde buchstäblich ausgeführt. Eine Art Verhör fand in Podala statt, und da kein Raum im Gefängniß selber war, wurden die beiden Christen im Hof in den Stock gelegt. Hier lagen sie mit hundert andern Gefangenen, die alle erdenklichen Verbrechen begangen hatten, der glühenden Sonnenhitze des Tages und den frostigen Winden der Nacht ausgesetzt, ohne irgend welche andere Bedeckung als ihre dünnen Kleider. Aber sie murrten nicht, sondern warfen ihre Sorgen auf den Herrn, ermahnten ihre Mitgefangenen zur Buße und zum Glauben an den Einen lebendigen Gott und sangen ein Lied ums andre von der Sünderliebe des Heilands.

Das an den beiden Christen begangene Unrecht wurde bald unter den übrigen Gefangenen und vielen Andern bekannt, und Manche bedauerten sie aufrichtig. Das Herz des Brahmanen aber kennt kein Mitleid. Tag für Tag gieng der Amtmann an den Gefangenen vorüber, auf die Untersuchung ihrer Sache jedoch warteten sie vergeblich. Die beiden Karnams von Ahmadala und Sallawar, auch andre Brahmanen und Moslemen, sowie etliche Sudras fragten die im Stock sitzenden Christen hin und wieder spöttisch: „Nun, wie stehts jetzt um euer Schulhaus? Wollt ihr jetzt eure heilige Haarlocke wieder wachsen lassen und zu eurer Väter Götter zurückkehren?" Vier volle Monate aber antworteten die beiden jungen Männer auf diese und ähnliche Fragen standhaft: „Wir haben nichts Böses gethan. Wir glauben nur an den Gott, der uns geschaffen hat, der uns erhält und der für uns gestorben ist. Wir haben noch lange nicht so viel für Ihn gelitten, wie Er für uns. Ihr wisset nicht, was ihr thut. Wenn ihr uns auch tödtet oder hier festhaltet, bis wir sterben, können und wollen wir

unsere Religion doch nicht aufgeben, noch unsern Herrn und Heiland verlassen, um hölzernen, steinernen und ehernen Göttern zu dienen, wie ihr."

Der Vater arbeitete natürlich nach Kräften an der Befreiung seiner Söhne. Er gieng nach Ongol und der Missionar half ihm eine Bittschrift schreiben, daß die Christen in Podala doch verhört werden möchten; aber die Brahmanen hatten beschlossen, daß kein weiteres Verhör stattfinden solle, und beinahe wäre es ihnen geglückt.

Doch jetzt wurde der Amtmann von Podala versetzt. Sein Nachfolger war ein Mann, der sich nicht durch Schmeicheleien oder andre Mittel bestechen ließ. Die Christen wurden vorgefordert, da er aber keine Vollmacht hatte, einen so schweren Fall selbst zu untersuchen, mußte er sie nach Ongol senden. Krischna Rao und der Karnam von Sallawar thaten ihr Möglichstes, sich Zeugen zu verschaffen. Unter Andern ließen sie auch Appaia Naidu und Lakschmaia kommen. Alle wurden unterrichtet, welche Aussagen sie zu machen hätten. Als aber Krischna Rao das auch mit Lakschmaia versuchte, entgegnete ihm dieser: „Was haben denn Bodaias Söhne Böses gethan? Ich weiß von nichts, als daß sie an den lebendigen Gott glauben. Ist das etwa ein Verbrechen?"

„Wie?" erwiderte Krischna Rao, „willst du denn auch einer der Ihren werden? Ihre neue Religion ist lauter Eitelkeit. Sie macht sie hochmüthig und faul und unverschämt. Sie thun jetzt, als wären sie unsresgleichen. Sie verachten unsre Götter. Sie verletzen unsre durch väterliche Ueberlieferung geheiligten Bräuche. Willst du das dulden? Zürnst du nicht darüber?"

Lakschmaia wiederholte, er wisse nichts Böses von Bodaias Söhnen. Sie glauben an den wahren Gott und dieser habe sie gesegnet; er sehe nicht ein, warum sie nicht das Recht haben sollten, nach ihrer Ueberzeugung zu leben.

Jetzt hätte Krischna Rao Lakschmaia lieber in Ahmadala zurückgehalten, allein dieser trat dennoch die Reise nach Ongol an. Als das Verhör begann, sagten einige der Zeugen aus, sie hätten Bodaias Söhne in der Nacht, in welcher der Raub verübt wurde, wegeilen sehen; einige andere wollten sie mit Korn gesehen haben; beim Kreuzverhör aber verwickelten sie sich in solche Widersprüche, daß ihre Aussagen völlig werthlos wurden. Appaia Naidu bezeugte, er habe die Angeklagten von ihrer Kindheit an gekannt und nie

etwas Schlimmes über sie gehört. Und als die Reihe an Lakschmaia kam, verrieth dieser dem Unterrichter, wie Polizei-Sergeant Krischna Rao und Andere ihn zu einem falschen Eid hätten überreden wollen, und schloß mit der Versicherung, er halte die beiden Angeklagten für durchaus rechtschaffene Leute. Das Protokoll über die ganze Verhandlung wurde dem englischen Richter in Nellur übersandt, der dann die Anklage als nichtig zurückwies. In der Folge reichten Bodaia und seine Söhne eine Beschwerde wegen fälschlicher Beschuldigung und ungerechter Haft ein, worauf ihnen eine Geldentschädigung für die im Gefängniß verbrachte Zeit und alle erlittenen Verluste zu theil wurde.

11. Die Hungersnoth.

Nicht leicht werden sich in einem Lande so grelle Gegensätze geltend gemacht haben, wie in Indien am Neujahrstag 1877. An ihm wurde ja die Königin von England feierlich als Kaiserin von Indien proklamirt. In Delhi und in andern großen Städten wurden Durbars, Paraden, Bälle und Feuerwerke von einer großartigkeit und einem Glanze veranstaltet, wie man sie selbst in diesem Lande verschwenderischer Radschas und Nabobs kaum je gesehen hatte. Ungeheure Summen wurden dafür ausgegeben. Aber während die Großen sich an all dieser Pracht ergötzten, suchten in Südindien Millionen von Menschen Blätter und Wurzeln, um den nagenden Hunger zu stillen.

Bald jedoch erkannte man in den Regierungspalästen zu Kalkutta und Madras den Ernst der Lage, und vom 1. Februar an wurden großartige Notharbeiten in den von der Hungersnoth betroffenen Distrikten unternommen. Rangaia und die andern Christen in Ahmadala hörten, daß der Missionar in Ongol kontraktmäßig die Herstellung einer Strecke des neuzugrabenden Buckingham-Kanals übernommen habe und brachen nach dessen Lager in Rajapalam auf. Ehe er gieng, verabschiedete Rangaia sich noch bei Sitamma und ihrer Familie. Appaia Naidu freute sich der Gelegenheit, die sich Rangaia zur Erwerbung seines Unterhalts darbot und bemerkte, in einiger Zeit werden vielleicht auch Lakschmaia und etliche andre junge Leute von Ahmadala froh sein, Arbeit in Ongol zu finden. Für jetzt war Rangaias Familie noch vor Mangel geschützt, da er

mehrere große Brunnen besaß, die zur nothdürftigsten Bewässerung wenigstens eines Theils der Felder ausgereicht hatten.

Lakschmaia ließ Rangaia ungern ziehen. Am liebsten wäre er mit ihm gegangen — er wußte selbst nicht warum. Dringend ersuchte er ihn, manchmal von sich hören zu lassen und auch Nachricht zu geben, wie die Arbeit vorangehe und welche Aussichten sie biete. Sitamma aber sagte: „Ich glaube, dein Gott errettet dich, Rangaia; unsere Götter haben uns alle betrogen; ich werde nie mehr ihre Hilfe anrufen. Wenn dein Gott sich nicht unser erbarmt und uns Regen und Speise gibt, müssen wir verhungern. Er ist unsre einzige Hoffnung. Er sei mit dir, Rangaia. Gedenke unser manchmal und bedaure uns."

„Ich vertraue meinem Gott, daß Er für mich und die Meinen sorgen wird," erwiderte Rangaia. „Ach Sitamma, wenn nur du und dein Mann und Lakschmaia auch an Ihn glauben wolltet."

„Vielleicht thun wir es noch," antwortete Sitamma. Eben jetzt aber näherten sich Babaia Naidu und Sabamma, die beide in der letzten Zeit sich mehr und mehr gegen das Christenthum verbittert hatten; deßhalb sprach Sitamma nicht weiter. Es war eigen: während der hereingebrochene Jammer die Einen an den Götzen irre machte und ein Sehnen nach Licht und Wahrheit in ihnen weckte, verhärteten sich die Andern von Tag zu Tag mehr.

Als Rangaia und seine Genossen im Lager des Missionars anlangten, waren sie so schwach, daß sie sich kaum noch fortzuschleppen vermochten; aber etliche Tage gesunder, reichlicher Nahrung und die Aussicht auf gutbezahlte Arbeit flößte bald Allen neues Leben ein.

Kurz darauf ließ der Missionar einmal Rangaia und eine Anzahl der zuverlässigsten Christen rufen und sagte zu ihnen: „Vielleicht sind in euern Dörfern noch manche Christen, die nicht im Stande waren, sich die nöthigen Mundvorräthe zu verschaffen, um den Weg zum Kanal zurückzulegen. Andre eurer Bekannten wissen möglicherweise noch gar nichts von diesem Unternehmen und wieder andre mögen sich fürchten, zu uns zu kommen, denn ich höre, daß man allerlei falsche und böswillige Gerüchte über die Wohlthat ausspreugt, die wir euch erzeigen möchten. Deßhalb wünsche ich, daß jeder von euch mit etwas Geld versehen in seine Heimat zurückkehrt und allen, die gerne hieherkommen möchten, die Mittel hiezu gibt. Ladet Alle zum Kommen ein, und sind etliche zu alt

und zu schwach zur Arbeit, so bringet sie dennoch mit, wir wollen sie versorgen. Vorher laßt euch aber von den Predigern und Aufsehern hier das ganze Unternehmen und alle Vortheile, die es den Kommenden gewährt, genau erklären, damit ihr alle Fragen beantworten könnt, die man euch etwa stellen wird.

Einige Stunden darauf eilten gegen dreißig Männer ihren verschiedenen Heimatdörfern zu. Kaum war Rangaia in Ahmadala angelangt, so suchte er Appaia Naidu und Sitamma auf. Sie freuten sich, ihn wieder zu sehen und luden ihn zum Sitzen ein, damit er ihnen genau berichte, was er alles erlebt habe, „denn," sagte Sitamma, „wir haben schreckliche Dinge gehört über das, was die Missionare im Schilde führen."

„Zum Beispiel?"

„Ach, Geschichten genug. Eine davon ist, daß so bald man alle jungen Leute hinweggelockt hat, die sich für diese Arbeiten gewinnen lassen, Dampfer an der Küste anlegen werden, um sie nach England zu bringen, wo man die Männer zu Soldaten und die Frauen und Mädchen zu Sklavinnen machen will."

„Das ist Ein Märchen! und die andern?"

„Weiter sagt man, euer Missionar richte es so ein, daß Alle, die am Kanal arbeiten, ihre Kaste brechen müssen oder aber mache er sie durch einen Zauberspruch zu Christen. Ferner heißt es, man habe dem Kanal entlang eine Menge Gräber gegraben, und zur bestimmten Stunde werden alle dorthin gelockten Leute erschlagen und dorthin verscharrt werden, um Raum für die Engländer zu schaffen, die gern kommen und sich im Lande niederlassen möchten. Auch soll die Dampfmaschine, die man für eine der englischen Gottheiten hält, zürnen, daß sie so schwere Reislasten in die Hungerdistrikte habe schaffen müssen, und sich weigern, noch weiter zu arbeiten, wenn ihr nicht einige junge Mädchen geschlachtet werden. Geheime Agenten sollen schon unterwegs sein, diese Opfer wegzufangen. Viele Eltern schließen ihre Töchter die Nacht über ein, weil es heißt, diese Häscher gehen bei Nacht umher und betäuben ihre Opfer zuerst durch einen Trank, um sie geräuschlos fortschaffen zu können."

„Genug, Sitamma; ich staune, was die Leute alles wissen. Eines aber ist mir klar: sie beurtheilen Andre nach ihren eignen liebeleeren, selbstsüchtigen Herzen. Hindus, die nur ihre heidnischen Götter

kennen, sind schlechterdings nicht im Stande, die Triebfedern und die Handlungsweise von Christen zu verstehen, deren Richtschnur die Bibel, das Wort Gottes ist. Nein, nein, unsre Missionare sind keine unbekannten Fremdlinge; sie leben schon seit Jahren in unsrem Lande und sind nur aus Liebe zu uns gekommen. Als der Missionar und seine Frau vor 3 Jahren aus Amerika zurückkehrten, haben sie ihr ältestes Söhnlein und ihr ältestes Töchterlein dort zurückgelassen, weil sie hier nicht erzogen werden könnten. Nur aus Liebe thun sie jetzt alles, was in ihren Kräften steht, um Menschenleben zu retten, wie ihre Religion sie's lehrt. Jesus ist aus Liebe zu uns in diese Welt gekommen; warum sollten diese Missionare nicht dem Beispiel ihres Meisters folgen?"

„Aber die Regierung?"

„Sie macht es, wie unsre Prediger sagen, gerade wie ein Hirte, der seine Schafe nicht nur aus Liebe und Pflichtgefühl am Leben zu erhalten sucht, sondern auch, weil sie zu seinem Unterhalt dienen. Käme die ganze Heerde um, so müßte er und seine Kinder verhungern. Ließe die Regierung ihre Unterthanen wegsterben, was würde dann aus den Regenten? Ueberdies heißt es, das auf den Kanalbau verwendete Geld werde in kurzer Zeit schöne Zinsen tragen."

Dann erzählte Rangaia noch eingehender vom Kanalbau und den dabei beschäftigten Schaaren. Mit besonderer Wärme verweilte er bei dem von dem Missionar errichteten Lager in Rasapalam, wo in mehr als 500 Bambushütten gegen 3000 Arbeiter ein Obdach hatten neben den Greisen und Greisinnen und ganz kleinen Kindern, welche unentgeltlich ernährt wurden.

Appaia Naidu und Lakschmaia hörten mit großer Theilnahme Rangaias Bericht an, während in Sitammas Augen Thränen der Freude und Rührung glänzten. Denn Tausende suchten sich allenthalben von Wurzeln und der fast ungenießbaren Frucht des Banianenbaumes zu nähren, was schon jetzt vielfach ruhrartige Krankheiten erzeugte, und zudem war vorauszusehen, daß auch jene nothdürftigen Ersatzmittel für die fehlende Ernte bald erschöpft sein würden.

Rangaia und seine Genossen entledigten sich ihres Auftrags mit großem Eifer und brachten Hunderte mit ins Lager von Rasapalam. Viele wollten aber auch nicht auf sie hören und entgegneten stumpf: „Es ist einmal unser Loos zu sterben, und so werden wir

sterben. Was hilft es, dem von den Göttern beschlossenen Schicksal entrinnen zu wollen? Wird uns nicht ein noch ärgeres Uebel ereilen, wenn wir der Strafe entgehen wollen? Bleiben wir zu Hause, so werden sich vielleicht die Götter unser erbarmen. Warum sollten wir fern von unsrer Heimat sterben?" Einige Wochen darauf mästeten sich Schakale, Hunde und Hyänen von den Leichen jener Unglücklichen.

Wieder und wieder eilten Boten vom Kanal hin und her, um den Verhungernden womöglich noch Rettung zu bringen. Herzzerreißende Scenen begegneten unterwegs ihren Blicken. Hier zerrten wilde Thiere und Raubvögel an den am Wege liegenden Leichen; dort waren zu Gerippen abgemagerte Mütter mit ihren verhungernden Kleinen ohnmächtig niedergesunken und harrten der Erlösung durch den Tod, denn unter fünfzig Vorübergehenden hatte vielleicht nicht Einer die Kraft, diese Verschmachtenden aufzurichten, oder Nahrung, die er ihnen hätte reichen können.

Sechs entsetzliche Monate verstrichen, dann kam wieder Regen. Im September kehrte Rangaia mit seiner Familie nach Ahmadala zurück, um seine kleinen Felder mit der Saatfrucht anzupflanzen, die er von dem beim Kanalbau ersparten Gelde hatte kaufen können. Aber ach! Rangaia und tausenden andern Landleuten verfaulte jetzt die kostbare Saat im Boden. Man gewahrte bald den Schaden, suchte sich mit äußerster Anstrengung neue Saatfrucht zu verschaffen und pflanzte die Aecker zum zweiten Mal an. Hoffnungsvoll grünten die Fluren. In unzählbaren Schaaren fielen nun aber Heuschreckenschwärme über das Land her und ließen abermals eine Wüste hinter sich zurück!

Jetzt entsank auch den Muthigsten der Muth. Die letzten Mittel der meisten ärmeren Landleute und Handwerker waren erschöpft. Von der Regierung glaubte man keine weitere Hilfe erwarten zu dürfen; ein Abgrund von Elend starrte von allen Seiten dem Auge entgegen. All das wurde von einsichtsvollen, wohlwollenden Männern in Madras nach England telegraphirt. Etliche Tage darauf ergieng derselbe Hilferuf auch nach Amerika. Er verhallte nicht im Winde; in England namentlich entfaltete sich ein Liebeseifer, der seines gleichen wohl selten gehabt hat; auch aus Amerika giengen schöne Summen ein. Dieses Geld wurde freigebig zum Ankauf neuer Saatfrucht vertheilt und so wenigstens noch eine theilweise Ernte erzielt.

Im Mai 1878 wurden den Bedürftigen abermals Gelder zum Ankauf von Saatfrucht verabreicht, und vier Monate darauf war die schreckliche Hungersnoth zu Ende, der mittelbar oder unmittelbar sechs Millionen Menschen zum Opfer gefallen waren. Noch heute aber sieht man die Spuren jener Schreckenszeit an den vielen Gebeinen, die auf den Feldern und am Wege bleichen.

Die großartige Wohlthätigkeit der Engländer machte in ganz Südindien einen tiefen Eindruck auf die Gemüther. Die gesammte Bevölkerung mußte sichs gestehen, daß solche Mildthätigkeit in Indien etwas bisher Unerhörtes sei. Die christliche Liebe hatte einen Triumph gefeiert. Tausende dachten insgeheim, was Sitamma offen gegen Rangaia aussprach: „Euer Gott ist der wahre, der lebendige; hinfort will ich nur an Ihn glauben."

Wieder eine neue Missionsgesellschaft.

Seit 1792 die baptistische Missionsgesellschaft in England gegründet wurde, ist kein Jahrzehnt vorübergegangen, ohne daß neue Gesellschaften der Art entstanden wären. Noch neun Jahre, und man wird buchstäblich von einem Jahrhundert der Missionsgründungen reden können. Woher diese große Menge verschiedener Missionen und Missiönchen? Um auf diese Frage genügend zu antworten, müßte man eine ganze Geschichte des modernen protestantischen Missionslebens schreiben. Wir wollen hier nur daran erinnern, daß Anfangs wie in England und Amerika, so auch in Holland und Deutschland das neuerwachte Missionsleben der Hauptsache nach in je Einer großen, umfassenden, man kann fast sagen interkonfessionellen Gesellschaft zum Ausdruck und zur Bethätigung kam. In England war's die Londoner, in Amerika die Bostoner, in Holland die Rotterdamer, für Deutschland und die Schweiz die Basler Gesellschaft. Es schien, als sollte die Mission auf dem Weg innerster Ueberzeugung und Freiwilligkeit wirklich zu

einer Union aller gläubigen Protestanten führen. Aber es blieb nicht so. Je mehr es zur praktischen Ausführung der Missionsgedanken kam, desto stärker machten sich theils die kirchlich-konfessionellen, theils die nationalen und persönlichen Unterschiede geltend. Jede Sonderkirche wollte ihre eigene Mission haben. Namentlich in Deutschland und der Schweiz kamen provinzielle, ja lokalpatriotische Sonderinteressen dazu. Allerlei Persönliches wirkte mit. Je und je stand auch ein Mann auf, der, mit dem Bestehenden unzufrieden, in sich die Kraft und Begabung spürte, etwas Besseres (?), Neues anzufangen. So entstanden nicht nur all die konfessionellen und sonderkirchlichen Gesellschaften, sondern neben Basel pflanzte ein Spittler seine Chrischona, neben die ältere Berliner Gesellschaft ein Goßner seinen neuen Verein, neben die Norddeutsche Missionsgesellschaft zuerst ein Ludwig Harms seine Hermannsburger, dann ein Jensen die Brecklumer und endlich neben die Barmer ein Doll seine Neukirchener Missionsanstalt.

An allerlei zum Theil recht wehthuenden Reibungen und Verletzungen hat es bei dieser Abzweigung immer neuer Vereine von den alten Hauptstämmen nicht gefehlt. Im Ganzen aber wird jeder, der nicht selbst ein fanatischer Parteimann ist, sagen müssen, daß durch diese Vermehrung der Arbeitsherde nicht nur daheim das Missionsinteresse weiter verbreitet und vertieft (weil specialisirt), sondern auch draußen in den Heidenländern selbst quantitativ und vielleicht auch qualitativ mehr geleistet worden ist, als möglicherweise sonst der Fall gewesen wäre. Mit Dank gegen Gott muß es jedenfalls anerkannt und gerade bei unsrer diesmaligen Veranlassung ausgesprochen werden, daß all die genannten und auch die nur angedeuteten Gesellschaften in allen Hauptfragen völlig einig sind, weil sie alle auf dem Grunde der apostolischen Lehre und der reformatorischen Bekenntnisse stehen. Es ist und bleibt eine erhebende Thatsache, daß all die 70 oder mehr Missionsgesellschaften, welche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden sind, sämmtlich „aus dem Pietismus erwachsen“ sind, d. h. der bibelgläubigen, unumwunden zu Christus als ihrem „Herrn und Gott“ sich bekennenden „Richtung“ angehören.

Als etwas wirklich Neues erscheint uns daher die Bildung eines „allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins“, der am 11. April d. J. in Frankfurt a. M. durch hervor-

ragende Führer, Mitglieder und Gesinnungsgenossen des Protestantenvereins*) gegründet worden ist. Nach dem Programm freilich, welches den Frankfurter Verhandlungen zu Grunde gelegen hat, könnte es scheinen, als handle es sich hier um etwas ganz Parteiloses, Urevangelisches; sieht man aber die Liste von mehr als 160 Namen der Männer an, welche dieses Einladungsprogramm unterschrieben haben, so bleibt einem kaum ein Zweifel, daß hier der erste Versuch vorliegt, vom Standpunkt derjenigen Theologie aus, welche nicht an die Auferstehung und nicht an die Gottheit Christi glaubt, eine Christianisirung der Heiden zu unternehmen. Das Günstigste, was wir darüber zu sagen vermögen, ist das, daß neben vielen radikalen Heißspornen des Reformerthums doch auch einige durch ihre Besonnenheit und Milde oder durch ihr warmes Verständniß auch für das, was sie „Pietismus" nennen, uns näherstehende Männer sich zur Sache bekannt haben und daß die eigentliche Triebfeder des Ganzen Hr. Pfarrer Buß zu sein scheint, mit dessen wohlgemeinten, aber kaum ausführbaren Missionsplanen wir unsere Leser schon zur Genüge bekannt gemacht haben (s. Miss.-Mag. 1876, S. 257 ff. u. 1879, S. 68 ff.).

Nach all dem Gesagten halten wir es nicht für nöthig, uns weiter auf eine Kritik dieses neuen Unternehmens einzulassen. Wir glauben nicht, daß das hier vertretene Christenthum „breitester Basis" — näher wird dasselbe im Programm nicht definirt — sich als fortpflanzungsfähig erweisen, d. h. im Stande sein wird, neue Kirchen im Heidenland zu gründen, sind aber trotzdem der freudigen Zuversicht, daß es nach Gottes allweisem Rath doch auch irgendwie zur Förderung seines Reiches wird dienen müssen.

Einstweilen freuen wir uns, daß in dem erwähnten Programm der bisherigen Mission ein so ehrenvolles Zeugniß ausgestellt und darin ausdrücklich versichert wird, es liege den Urhebern des neuen Unternehmens fern, „sich zu ihr in ein oppositionelles Verhältniß

*) Die „Protestantische Kirchenzeitung" sagt hierüber: „Die Richtung der bis jetzt dem Verein Beigetretenen bewegt sich zwischen der Schweizer Reformpartei, dem Protestantenverein, dessen Mitglieder sich zum Theil jedoch noch fern halten, und denjenigen nicht zu diesem gehörigen Männern mittlerer Richtung, die, ohne ihr anzugehören, mit der Mittelpartei Fühlung haben, während diese selbst noch eine freundlich abwartende Stellung einnimmt."

setzen zu wollen." Wir drucken dasselbe hier vollständig ab, damit jedermann sehen kann, was diese Männer versprechen und was sie beabsichtigen. Es lautet:

Marc. 16, 15: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur.

Die Christenheit hat unbestritten die ebenso heilige und erhabene, als unabweisliche Verpflichtung, die Ausbreitung des Evangeliums über die nichtchristliche Welt mit allen dem Geiste desselben entsprechenden Mitteln anzustreben.

Protestantischerseits ist die Christianisirung der Völker nun allerdings besonders seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts kräftig in Angriff genommen. 70 zum Theil großartig organisirte Gesellschaften widmen sich derselben, und Dank ihrer Thätigkeit können bereits ganze, früher heidnische Inselgruppen und Küstenstriche mit ungefähr 2 Millionen Seelen als christlich geworden und für die evangelische Kirche gewonnen betrachtet werden, während zugleich die römische Kirche in allen Erdtheilen eine sehr bedeutende Rührigkeit entfaltet. Allein diese Erfolge bezeichnen Angesichts der bei 1000 Millionen zählenden Menge von Nichtchristen doch erst einen, ob auch verheißungsvollen Anfang. Soll demselben ein gebührender, stetig wachsender Fortgang entsprechen, so ist eine viel allgemeinere Betheiligung, die Mitwirkung womöglich der gesammten protestantischen Christenheit erforderlich. Es stehen jedoch zur Stunde noch unzählige Glieder der Kirche den dahin gerichteten Bestrebungen vollständig fern, und bei einem großen Theil der protestantischen Bevölkerung, Geistlichen wie Laien, herrscht Gleichgültigkeit oder geradezu Abneigung dagegen.

Es mag dies zum Theil auf Unkenntniß und Mangel an religiösem Interesse beruhen. Jedenfalls aber hat es seinen Grund auch darin, daß das Missionswerk, aus dem Pietismus erwachsen, mehr oder weniger zur Sache einer besondern religiös-kirchlichen Richtung geworden ist, der sich nun einmal Viele nicht anzuschließen vermögen, und fast durchweg den Geist und Stempel eben dieser Richtung an sich trägt. Die Abneigung gilt also hier nicht sowohl der Mission als solcher, deren Berechtigung und Nothwendigkeit im Gegentheil auch außerhalb der engern Missionskreise immer allgemeiner anerkannt wird, als vielmehr nur der Art und Weise, wie sie gegenwärtig sowohl in der Heimat als draußen in der Heidenwelt vorherrschend betrieben wird. Allein abweichende Ansichten über den Modus des Missionirens rechtfertigen noch keineswegs die gänzliche Unthätigkeit der Sache selbst gegenüber, da diese mit der bisherigen Art des Verfahrens keineswegs unzertrennbar verbunden ist. Die Unthätigkeit wird vielmehr von jedem aufrichtigen Christen, dem seine Religion ein kostbares Gut

und der Missionsbefehl Jesu heilig ist, als ein schwer zu verantwortendes Unrecht empfunden werden müssen. Vielfache Kundgebungen der letzten Jahre erheben es jedoch über allen Zweifel, daß die Mission als solche auch unter denen, die ihr bisher fern standen, zahlreiche Freunde zählt und daß gar Manche zu Missionsbestrebungen gerne die Hand bieten würden, vorausgesetzt, daß dieselben sich nicht unter den ausschließlichen Einfluß einer besondern Richtung innerhalb der Kirche stellen.

Angesichts dieser Thatsache nun wie in der Ueberzeugung, damit einem vielfach empfundenen Bedürfniß entgegenzukommen, durchdrungen aber vor Allem von dem Bewußtsein des in der bisherigen Theilnahmslosigkeit liegenden Unrechts, wagen es die Unterzeichneten, die weitesten Kreise der protestantischen Welt, ganz besonders aber die an der Mission noch Unbetheiligten, zur Mitarbeit für dieselbe aufzurufen. Wir laden Alle diejenigen, welchen das Bedürfniß der helfenden Liebe, wie das Gefühl der Mitverantwortlichkeit für den Fortschritt des Reiches Gottes nicht länger gestattet, sich ihrer Missionspflicht zu entziehen, ein, mit uns zur Bildung einer Gesellschaft für die Vertretung des Evangeliums in außerchristlichen Kreisen zusammenzutreten.

Mit vollster Hochachtung und Dankbarkeit anerkennen wir den großen Segen, den die bisherige Mission, getragen von reicher Liebe und Aufopferung und geweiht durch das Blut zahlreicher Märtyrer, in der Heidenwelt schon gestiftet. Deßhalb liegt es uns fern, uns zu ihr in ein oppositionelles Verhältniß setzen zu wollen. Wir beabsichtigen lediglich, auch unsererseits einen Antheil an dem heiligen Werke zu übernehmen. Da wir aber die Mission als eine gemeinsame Angelegenheit der gesammten protestantischen Kirche betrachten, die von religiös-kirchlichen Sonderbestrebungen unberührt bleiben soll, so möchten wir den zu bildenden Verein von vorneherein auf die breiteste Basis des gemeinsamen evangelisch-protestantischen Bewußtseins, der Anerkennung jeder aufrichtigen christlichen Ueberzeugung gestellt sehen und auf dieser Grundlage, über die trennenden Differenzen der Heimat hinweg, einfach das große, gemeinsame Ziel in's Auge fassend, unsere Thätigkeit frei und unabhängig nach bestem Wissen und Ermessen gestalten. Wir werden deßhalb die Mitwirkung eines jeden mit Freuden begrüßen, der in diesem weitherzigen Sinne seine Liebe im Dienst des Reiches Christi zu bethätigen wünscht, gleichviel, welcher religiösen Richtung, welcher confessionellen und kirchlichen Partei er im Uebrigen angehöre.

In Hinsicht auf die praktische Bethätigung schweben uns als zu erstrebende Ziele vor: Anbahnung eines regern Austausches

der religiösen Ideen zwischen der Christenheit und der nichtchristlichen Welt; hier mehr wissenschaftlich, dort mehr volksthümlich gehaltene litterarische und persönliche Missionsthätigkeit, die ihr Augenmerk vorzugsweise auf die von der bisherigen Mission noch fast unerreichten und der religiösen Weltanschauung derselben vielleicht dauernd unzugänglichen gebildeten Stände Indiens, Japans, Chinas ꝛc. richten und damit jener ergänzend an die Seite treten würde; zu diesem Behuf Förderung des Studiums der außerchristlichen Religionen, Herausgabe von religionsvergleichenden und apologetischen Werken und Zeitschriften, Veranstaltung von Cyclen wissenschaftlicher und religiöser Vorträge in den Centren der nichtchristlichen Cultur u. dgl. m. Mit dieser selbständigen Thätigkeit läßt sich aber, wofern es sich als wünschbar herausstellt, auch die gemeinsame Arbeit mit andern Missionsgesellschaften, die Unterstützung einzelner bereits bestehender Werke, wie z. B. der durch die römische Propaganda gefährdeten Missionsgebiete oder die Förderung specieller Culturbestrebungen unter der Heidenwelt verbinden. — Zunächst aber würde es sich wohl vor Allem darum handeln müssen, in der Heimat das Missionsinteresse zu beleben, die bestehenden Vorurtheile zu zerstreuen und durch Wort und Schrift eine gerechtere Würdigung der Missionssache herbeizuführen; insbesondere auch eine vermehrte Berücksichtigung der vergleichenden Religionsforschung und der Missionsgeschichte seitens der theologischen Wissenschaft, die Aufnahme dieser Disciplinen in den Lehrplan der theologischen Facultäten, sowie die Errichtung von an diese sich anschließenden Seminarien zur Ausbildung von Missionaren anzuregen, die Landeskirchen zu geeigneten Maßnahmen behufs Förderung der Missionsthätigkeit zu veranlassen und damit zugleich auf allmählige Ueberwindung des kirchlichen Particularismus hinzuwirken, im Fernern Beziehungen mit den Gesellschaften für Ethnologie, Erdkunde und Colonisation anzuknüpfen u. s. f.

Ob und inwieweit es uns nun aber beschieden sein wird, auch unsererseits ein Scherflein zur Lösung der universellen Aufgabe des Christenthums beizutragen, stellen wir getrost dem anheim, der uns den freudigen Glauben an den welterobernden Sieg der Wahrheit in's Herz gegeben. Im Aufblick zu ihm legen wir Hand an's Werk mit dem Wunsch, dasselbe möge sich nicht nur zahlreiche Freunde erwerben, sondern auch an seinem geringen Theil mitwirken zur Förderung des Reiches Gottes in der Nähe und Ferne.

Hochachtungsvollst

Jena: Dr. W. Grimm, Prof. u. Kirchenrath. Dr. Carl Hase, Prof. u. geh. Kirchenrath. Dr. Hilgenfeld, Prof. u. Kirchenrath. Dr. Klopfleisch, Prof. Dr. Lipsius, Prof. u. Kirchenrath. Dr. Pünjer, Prof. Dr. Siegfried, Prof. Lic. Schmiedel, Privatdoc. Auffahrt,

Diak. Dr. Braasch, Superint. Kind, Diak. — Weimar: H. Ernst, Diak. Dr. E. Grimm, Archidiak. Dr. E. Hesse, geh. Kirchenrath. Bogenhardt, Pfr. in Sulza. Kämmerer, Pfr. in Wenigenjena. Koch, Superint. in Dornburg. Plöthner, Pfr. in Wetzdorf. Schminke, Diak. in Auma. W. Stölten, Pfr. in Tautenburg. — Gotha: Dr. O. Dreyer, Superint. Hermann Müller, Stadtpfr. Oskar Müller, Stadtpfr. A. Rebattu, Hofdiak. Dr. Carl Schwarz, Generalsuperint. Schwerdt, Superint. in Walterhausen. — Meiningen: Heyl, Diak. in Heldburg. Horn, Superint. in Eisfeld. O. Horn, Pfr. in Marisfeld, Kayser, Pfr. in Jüchsen. Rolle, Pfr. in Hoheneiche. Sauerteig, Archidiak. in Eisfeld. — Berlin: Dr. O. Pfleiderer, Prof. Dr. F. Abraham, Gymnas.-Oberl. O. Friese. Lic. Th. Hoßbach, Pred. Dr. Kirmß, Pred. Dr. Lisco, Pred. Schaper, Gymnas.-Dir. Schindler, Gymnas.-Prof. J. Schmeidler, Pred. Lic. J. E. Websky, Red. d. prot. Kirchenztg. — Potsdam: Boie, Oberbürgermstr. W. Eckert sen., Kirchenält. Giesecke, geh. Oberrechn.-Rath. E. Häckel, Landesger.-Rath. Iffland, geh. Oberrechn.-Rath. Langhoff, Oberrealschuldir. Miethe, Stadtrath. Persius, Pred. Reichner, Stadtälteſt. Ritter, Pred. Vorkastner, Stadtrath. F. Wennhak, Pastor emeritus. — Eberswalde: Dan. Thomas, Kirchenälteſt. — Mecklenburg: J. Happel, Past. in Bützow. — Breslau: Dr. Räbiger, Prof. Dr. Späth, Kircheninsp. — Hamburg: Dr. Cropp, Past. Glitza, Hauptpast. Dr. Hanne, Past. Dr. H. Keferstein, Seminarl. Dr. Karl Manchot, Past. (früher Bremen). Dr. F. Rode, Past. Dr. H. Schleiden. Dr. H. Spörri, Past. — Bremen: Bock, Past. Holthoff, Past. A. Lammers. Dr. Portig, Past. Dr. Schramm, Past. Dr. Schwalb, Past. — Osnabrück: Dr. Spiegel, Pastor. — Bonn: Dr. W. Bender, Prof. Dr. Benrath, Prof. Dr. Kamphausen, Prof. Dr. Mangold, Prof. — Wiesbaden: Bickel, Pfr. Lücke, Pfr. — Frankfurt a. M.: Dr. Ehlers, Consistor.-Rath. Teichmann, Pfr. — Worms: Dr. jur. B. Schröder, Reichstagsabgeordn. — Rheinbayern: Bähring, Past. in Minfeld. — Heidelberg: Lic. H. Bassermann, Prof. Dr. W. Gaß, Prof. u. Kirchenrath. Dr. Holsten, Prof. Dr. Merx, Prof. Dr. Schenkel, Prof. u. Kirchenrath. Hönig, Stadtpfr. J. Schück, Stadtpfr. Schwarz, Stadtpfr. — Karlsruhe: R. Schellenberg, geh. Kirchenrath. E. Zittel, Dek. — Freiburg i. B.: G. A. Köllreutter, Stadtpfr. — Straßburg: Dr. H. Holtzmann, Prof. Lic. P. E. Lucius, Privatdoc. Dr. Ed. Reuß, Prof. Riff, Insp. in d. Ruprechtsau. — Württemberg: Dr. Aug. Baur, Pfr. in Weilimdorf. — München: Dr. jur. Fr. v. Holtzendorff, Prof. — England: Dr. F. Max Müller, Prof. in Oxford. Dr. Ph. Quenzer, Pfr. in Manchester. — Bern: Dr. A. Immer, Prof. Ed. Langhans, Prof. Dr. Ed. Müller. Prof. Dr. F. Nippold, Prof. R. Steck, Prof. Bähler, Pfr. in Oberburg. Blaser, Pfr. in Langenthal. Dänzer, Pfr. in Lyß. Frank, Pfr. in Twann. R. Gerwer, Pfr. in Thun. W. Glur, Pfr. in Wattenwyl. A. v. Greyerz, Pfr. in Sigriswyl. V. Groß,

Pfr. in Bern. Hartmann, Pfr. in Dießbach b. B. F. Hunziker, Pfr. in Kirchlindach. Hürner, Pfr. in Wimmis. H. Kaffer, Pfr. in Huttwyl. Ed. Lehmann, Pfr. in Wengi. Ernst Müller, Pfr. in Reichenbach. Ochsenbein, Pfr. in Schloßwyl. Lic. R. Rüetschi, Pfr. in Münchenbuchsee. A. Rütimeyer, Pfr. in Walkringen. Fr. Stettler, Pfr. in Bremgarten. Fr. Stettler, Pfr. in Kandergrund. A. Stucki, Pfr. in Laupen. H. Tanner, Schuldir. in Bern. — Zürich: Dr. A. E. Biedermann, Prof. Dr. O. F. Fritzsche, Prof. H. Kesselring, Prof. Dr. H. Steiner, Prof. Dr. G. Volkmar, Prof. E. Egli, Pfr. u. Privatdoc. Bion, Pfr. Dr. K. Furrer, Pfr. Hirzel, Schulpräsid. Dr. jur. A. Schneider, Prof. Burkhard, Kirchenrath in Küßnacht. Herold, Pfr. in Winterthur. C. W. Kambli, Pfr. in Horgen. Scheller, Kirchenrath in Dürnten. W. Spinner, Pfr. in Dynhard. Wißmann, Kirchenrath in Meilen. — Basel: Dr. Paul Schmidt, Prof. Lic. P. Böhringer, Pfr. u. Privatdoc. Zw. Wirth, Oberstth. — Aargau: Lic. Ed. Simons, Pfr. in Rheinfelden. Welti-Kettiger, Institutsvorst. Aarburg. Wernly, Pfr. in Aarau. Zuberbühler-Kettiger, Inst.-Vorst. Aarburg. — Thurgau: Aepli, Decan in Gachnang. — St. Gallen: Mayer, Kirchenrathspräs., St. Gallen. — Glarus: M. Accola, Pfr. in Netstal. Ernst Buß, Pfr. in Glarus. B. Freuler, Dek. in Mühlehorn. Gonzenbach, Pfarrer in Mitlödi. P. Kind, Pfarrer in Schwanden. F. Lenzinger, Pfr. in Matt. Merz, Pfr. in Niederurnen. Pfeiffer, Pfr. in Mollis. Schmidt, Pfr. in Luchsingen. Trüb, Pfr. in Ennenda. — Graubünden: Herold, Dek. in Chur. Lechner, Dek. in Thusis.

Soweit das konfidentielle Einladungsschreiben. Was nun die am 11. April in Frankfurt gehaltene Versammlung betrifft, so wurden bestimmte Beschlüsse dort noch nicht gefaßt. Das wichtigste Resultat der Verhandlungen war die Wahl einer provisorischen geschäftsführenden Kommission (Pfr. Buß, Prof. Kesselring, Prof. Nippold, Prof. Bender, Prof. Bassermann, Pfr. Horn, Pfr. Ehlers, Pfr. Ritter). Alle weiteren organisatorischen Maßnahmen bleiben einer eigentlichen Gründungsversammlung vorbehalten, die etwa in Jahresfrist tagen soll.

„Bei der Debatte über die Grundlage des Vereins erklärten es einige für nöthig, das Bekenntniß zu Christo, dem alleinigen Glaubensgrund, in das Statut aufzunehmen, während andere schon durch den Namen des Vereins „allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein" die Stellung desselben hinlänglich charakterisirt fanden, von einer Seite hingegen ausdrückliche Erwähnung der Bekenntnißschriften unter Zulassung der weitherzigsten Auslegung gewünscht wurde. Doch nahm man für diesen Punkt, wie für die

weiteren Verhandlungen, den von Prof. Holtzmann geltend gemachten Grundsatz an, daß die Versammlung als nur konfidentielle, alle definitiven Beschlüsse erst der noch zu berufenden öffentlichen Versammlung vorbehalten müsse. Man wollte dadurch namentlich auch von rechts her den Zutritt erleichtern, indem man den neu Hinzutretenden den vollen Einfluß auf die Gestaltung des Vereins offen hielt."*)

Es ist hienach klar, daß die Gründer des Unternehmens aufrichtig bemüht sind, den neuen Missionsverein wirklich zu einem allgemein-protestantischen zu machen. Hienach könnte sich fragen, ob an der bevorstehenden Gründungsversammlung nicht auch Vertreter des orthodoxen und pietistischen Missionswesens — vorausgesetzt, daß sie hiezu eingeladen werden — sich betheiligen sollen. Es müßte freilich ein Wunder geschehen, wenn die bisher nicht durch Parteihaß oder theologische Meinungsunterschiede, sondern durch radikale Verschiedenheit des Glaubens von einander Getrennten einig werden sollen. Wie kann man gemeinsam Heiden bekehren, d. h. zu Christen machen, wenn man nicht einig darüber ist, wo eigentlich die Grenze zwischen Christenthum und Heidenthum liegt? und wie kann man gemeinsam das Evangelium oder das Reich Gottes ausbreiten, so lange man sich etwas total Verschiedenes bei diesen Worten denkt? Wenn irgendwo, so ist in der Mission Klarheit und Einigkeit das allererste und unumgänglichste Erforderniß. Ein Mann, der seines Glaubens gewiß ist und sozusagen weiß, was er will, wird hier mehr ausrichten, als der großartigste und umfassendste Verein, der nur auf einem Kompromiß beruht. Ja, wenn wir sogenannte Protestanten alle wahrhaftige Christen wären, dann könnten wir auch gemeinsam eine christliche Mission betreiben. So wie die Sachen aber jetzt einmal stehen, könnte es leicht geschehen, daß solch ein gemeinsamer Missionsversuch zur Achillesverse des modernen Protestantismus würde in ähnlichem Sinne, wie s. Z. Langhans — freilich sehr mit Unrecht — die äußere Mission als Achillesverse des Pietismus bezeichnet hat.

Dabei verkennen wir nicht, daß es manchen der an diesem neuen Unternehmen sich Betheiligenden in erster Linie um Unterstützung der schon bestehenden Missionen und ganz und gar nicht

*) „Protestantische Kirchen-Zeitung" Nr. 17.

um eine Opposition zu thun ist. So schreibt uns einer derselben: „Die direkte Mission wird sich meiner Ansicht nach stets aus den Kreisen des Pietismus rekrutiren, so gut wie die katholische Mission aus den Mönchsorden. Aber wie der Gesammtkatholicismus diesen Orden seinen Rückhalt bietet, so soll es der Gesammtprotestantismus der protestantischen Mission. Und je weiter nach links Männer gewonnen werden, die Recht und Pflicht der letzteren anerkennen, um so mehr wird für die Zukunft herauskommen."

Das ist schön und edel gedacht; wenn nur die Herren alle auch so schön und edel denken wollten! Dann hätten wir schon das Wunder, das wir oben als unentbehrlich zum Zustandekommen eines wirklich allgemeinen protestantischen Missionsvereins bezeichneten — ein Wunder der Demuth und Uneigennützigkeit, das allerdings geeignet wäre, uns mißtrauische Pietisten davon zu überzeugen, daß auch Protestantenvereinler und Reformer in der That gute Christen sind.

Missions-Zeitung.

Afrika.

In Bailunda haben die amerikanischen Missionare jetzt trockene Wohnungen und sind daher ganz gesund. Das Klima sei vortrefflich. Sprachlernen und allerlei Handarbeiten sind ihre Hauptbeschäftigung. Auf die Portugiesen im Lande sind sie nicht gut zu sprechen. In Catumbella speiste Dr. Nichols einmal bei einem Portugiesen. Der oberste Distriktsbeamte war auch da. Das Gespräch kam auf den Sklavenhandel und einige der Anwesenden, selbst Sklavenbesitzer, sprachen ganz offen zu Gunsten desselben. Nur „Seine Excellenz" schien etwas unangenehm von der Unterhaltung berührt zu sein. Wahrscheinlich erinnerte er sich, daß nach portugiesischem Gesetz das Halten von Sklaven ein Verbrechen ist. Nach einer Weile sprang er auf und verließ die Gesellschaft. Einer der Zurückbleibenden aber bemerkte unter allgemeinem Gelächter: „Seine officiellen Gefühle sind verletzt worden." Hienach mag man sich einen Begriff von den Zuständen machen.

— Aus Manjanga schreibt Miss. Bentley (16. November):

„Die Einwohner von Mowa wollten Dr. Peschuel Lösche, den Stellvertreter Stanley's, tödten, weil sie für ihren Elfenbeinhandel fürchteten. Sie lauerten ihm auf und feuerten 10 Schüsse zugleich auf ihn ab. Sein Koch fiel auf der Stelle, er selbst wurde nur am Arm verwundet. Das war auf der Nordseite des Kongo. Aehnliches ist aber auch auf der Südseite geschehen. Lutete, der Häuptling von Ngombi, und dessen Freund Makitu griffen im April die belgische Karawane an und zur Strafe wurde ein Theil von Ngombi zerstört. Hierauf wurde aber Friede geschlossen und auch die Missionare freundlich eingeladen. Im Oktober besuchte ich mit Comber Makitu, der — ein aufstrebender junger Mann von 25 Jahren — jetzt eine eigene Stadt baut. Der Aufenthalt bei ihm (3½ Tage) war sehr angenehm. In Lutete's Stadt legen die Belgier nun auch eine Station an. Die Straße wird immer gangbarer und sicherer. Bis jetzt sind bei allen Streitigkeiten und Gefechten wir Missionare aus dem Spiel geblieben. Die Eingebornen, die vor den Belgiern Angst haben, kommen vertrauensvoll zu uns, um sich Rath oder auch Arznei geben zu lassen. Sie achten und schätzen uns..... Sehr im Schwange geht hier der Unfug der Giftproben und Gottesurtheile, wobei oft Unschuldige getödtet werden. Dies ist übrigens fast die einzige Gelegenheit, bei welcher von Gott (Usambi) gesprochen wird. Man glaubt allen Ernstes, daß er den Unschuldigen beisteht und wirklich eine gerechte Entscheidung herbeiführt."

— Der bekannte P. Augouard schreibt aus der „Mission St. Antonio" an der Mündung des Kongo: „Die Lage des Stanley-Sees ist prachtvoll und ausgezeichnet günstig. Hier ist in Wahrheit der Schlüssel zu diesem geheimnißvollen Kontinent. Die Errichtung einer Mission an dieser Stelle ist allerdings schwierig und gefährlich wegen der wilden Stämme, mit denen man in Verkehr treten muß. Aber wir dürfen doch nicht hinter Reisenden, Protestanten und Kaufleuten zurückbleiben. Ich erwarte daher mit Ungeduld den Augenblick, wo ich das Kreuz in diesen fernen Gegenden, tief im Innern Afrika's, aufpflanzen darf..... Inzwischen arbeite ich mit Eifer an der Wiederherstellung der am Anfang dieses Jahrhunderts infolge der französischen Revolution ihrer Missionäre beraubten Mission von St. Anton." P. Augouard erzählt nun von einem Greis, der wenigstens 110 Jahre alt ist und sich noch erinnert, von den Kapuzinern getauft zu sein, von einer ganzen Dorfschaft s. Z. durch die Mission losgekaufter Sklaven, die sich jetzt noch „das Volk der Kirche" nennen und mit großer Verehrung allerlei Crucifixe, Weihrauchfässer, silberne Kelche, Statuen, Meßbücher, Glocken und heilige Gewänder aufbewahren, diese aber zum „Regenmachen" und anderen heidnischen Ceremonien mißbrauchen.

Dann schildert er die Trägheit, Rachsucht, Wildheit, Beutelust und andere schlechte Eigenschaften der Mussorongos, in deren Mitte er wohnt, und fährt dann fort: „Jeder beliebige Gegenstand von einigem Werthe erregt ihre Habsucht. Das Schlimmste dabei ist, daß sie fest überzeugt sind, die Reichthümer der weißen Männer seien unerschöpflich und es sei nur schlechter Wille von unserer Seite, wenn wir sie nicht beständig beschenken. Gegenwärtig erziehen wir unentgeltlich alle Kinder des Stammes, geben ihnen Nahrung, Kleidung, Wohnung und Unterricht. Trotzdem haben sie sich's in den Kopf gesetzt, wir müßten die Kinder und ihre Eltern noch extra dafür bezahlen.

„Unser Arzt besuchte eines Tages ein Negerkind, das gefährlich krank war, und brachte ihm unentgeltlich alles, was es zur Pflege bedurfte. Als er weggieng, verlangte er von der Mutter des Kindes etwas Wasser, um sich die Hände zu waschen. Sollte man's für möglich halten! die Frau forderte dafür noch eine Entschädigung. Der Arzt gab ihr aber einige Stockschläge für ihre Unverschämtheit, und die Frau war auch damit zufrieden. Wenn sie nicht vor den Missionären, den 'Männern Gottes', eine so große Angst hätten, so würden wir manches blutige Ereigniß zu beklagen haben.

„Endlich noch ein Hinderniß, das sich uns in den Weg stellt, ist der Protestantismus. Seine Missionäre haben unglaubliche Anstrengungen gemacht, um sich in Nemlao (?) am rechten Ufer des Kongo festzusetzen; aber trotz ihrer ungeheuren Geldmittel, gegen welche die unsern verschwinden, waren ihre Bemühungen ohne allen Erfolg. Sie wurden von den Eingebornen verjagt und mußten sich weiter oben am Fluß von Neuem ansiedeln an einem Ort, der ihren großartigen Unternehmungen durchaus ungünstig ist. Als ich vor 14 Tagen die Christen (!) in Nemlao besuchte und in meiner armen kleinen Piroge wie in einer Nußschale von dem gewaltigen Strom hin- und hergeworfen wurde, fuhren die wahrhaft fürstlich ausgestatteten Ruderschiffe der protestantischen Missionäre an uns vorbei. Ich habe für diese armen Leute gebetet, welche ein so riesiges Geld für nichts hinauswerfen.

„Vor einiger Zeit kaufte ich einen Negerknaben los; aber er hatte solche Angst vor mir, daß ich ihm nicht nahe kommen konnte, ohne daß er aus Leibeskräften um Hilfe schrie. Nach den Erzählungen, die er in seiner Heimat gehört, glaubte der arme Kleine, ich hätte ihn gekauft, um ihn zu verzehren!.....

„Obgleich es uns widersteht, mit den entmenschten Sklavenhändlern um diese armen Geschöpfe zu schachern, wie um's liebe Vieh, so müssen wir es doch thun, um die armen Opfer ihrem traurigen Loos zu entreißen. Diese losgekauften Kinder werden später die eifrigsten Christen."

Wir glauben nicht, daß dies Kaufen von Sklavenkindern, so

wohlgemeint es sein mag, weise ist. Wird nicht die Nachfrage nach diesem Artikel von Seiten der Missionare zu immer neuem Angebot, also zu neuen Sklavenzügen und Menschenraub führen?

So erzählt ein anderer katholischer Missionar in Ostafrika von einem Besuch beim Bruder des arabischen Gouverneurs von Tabora in Unjanjembe: „Als wir ihm unsere Absicht kundgaben, Kinder loszukaufen, um sie zu einem rechtschaffenen Leben im Dienste Gottes zu erziehen, heiterte sich das Gesicht des alten Arabers auf und mit Lebhaftigkeit erwiderte er: 'Gut! Sehr gut! Kinder werden Sie hier in Menge haben können..... Sie wollen also Kinder haben: vortrefflich. Lassen Sie *mich* nur machen. Ich werde mit dem Sultan sprechen und er wird keine Schwierigkeiten machen.' So sollte denn die Habsucht dieses Mannes ein Werkzeug der göttlichen Barmherzigkeit werden." Muß eine derartige Praxis der katholischen Missionare nicht auf Araber und Eingeborne den Eindruck machen, als begünstigten sie den Sklavenhandel?

— An der Ostküste Madagaskars, besonders in Tamatawe, nimmt die Einfuhr von Branntwein und infolge dessen die Trunksucht noch immer zu. Die Missionsarbeit ist dadurch sehr erschwert. Nur die Schulen gedeihen, seit der neue Gouverneur, ein früherer Katechist der Londoner Mission, darauf sieht, daß die Kinder fleißig in den Unterricht kommen. Merkwürdig ist der Umstand, daß die Antipathie der Betsimisaraka — so heißt der Völkerstamm — gegen die regierenden Howas es mit sich bringt, daß jene von der Londoner Mission nichts wissen wollen und daher der hochkirchlichen Ausbreitungsgesellschaft den Vorzug geben.

Todesanzeige.

Mit tiefbetrübtem Herzen machen wir unseren Lesern die Mitheilung, daß am 7. April Herr Inspektor **Hermann Prätorius** in Akra auf der Goldküste entschlafen ist, nachdem ein typhöses Fieber durch zweimonatliche Dauer seine Kraft aufgezehrt hatte. Mit freudiger Zuversicht war er im letzten Herbst ausgezogen, um das in kräftigem Gedeihen befindliche Missionswerk der Goldküste zu visitiren; mit frischer Kraft hat er in den ersten Monaten dort gearbeitet und diese Arbeit hat bereits tiefe Furchen auf dem Missionsacker gezogen. Der HErr aber wollte sie noch tiefer ziehen, darum hat er ihn selbst durch lange und schwere Krankheit für sein himmlisches Reich ausreifen lassen und hat nun seinen Leib in die Erde Afrika's gelegt als ein Saatkorn, das noch viele Früchte bringen soll.

Bücherschau.

Von der Liebe. Ein Zeugniß für lebendiges Christenthum von Wilhelm Baur. Zweite vermehrte Auflage. Frankfurt a. M. Schriftenniederlage des Evangelischen Vereins. 1883. Preis 4 Mk. 20 Pfg.

Der bekannte Doktor der Theologie und Berliner Hofprediger hat hier ein Lied aus der Jugendzeit „neu gesungen," doch sind den vor 25 Jahren zuerst gehaltenen und gedruckten Reden 4 ganz neue hinzugefügt und die früheren umgearbeitet worden. Die siebente handelt von der Liebe, welche die Heiden zu Christus führt, und zwar 1) von der Liebe, die uns zu Christen gemacht hat, 2) von unserer Liebe zu den Heiden. Der erste Theil ist ein geistreicher Essay über die Missionsgeschichte Deutschlands, der wohl eines Separatabdrucks und weitester Verbreitung werth wäre, der zweite eine überaus warme sachgemäße Rechtfertigung des modernen Missionswesens, belebt durch zum Theil ergreifende persönliche Erinnerungen des Verfassers, welche bis zum 21. August 1882 herabreichen. Das Ganze können wir als ein sinnig innig Buch von echt deutsch-evangelischer Art nicht warm genug empfehlen.

Modern Missions. Their Trials and Triumphs. By Robert Young. London, T. Fisher Unwin, 17 Holborn Viaduct. 1883. Zweite vermehrte Auflage. Preis 5 Mk.

Dies Buch ist kein oberflächliches Machwerk, sondern beruht auf fleißigem Studium eines umfassenden Quellenmaterials. Anspruch auf eine kritische Bearbeitung dieses Materials, überhaupt auf wissenschaftliche Genauigkeit und Vollständigkeit macht es nicht; es ist vielmehr ein missionsgeschichtliches Lesebuch, in welchem keineswegs alle Parteien gleich ausführlich behandelt werden. Der Verfasser, der durch längere Erfahrungen als freikirchlich-schottischer Missionssekretär nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch mit der Heidenmission vertraut ist, hat offenbar einen weiten Blick und einen ökumenisch-christlichen Sinn. Durch sein Buch möchte er dazu beitragen, daß die verschiedenen Kirchen und Gesellschaften mehr von einander Notiz nehmen, als bisher geschehen ist. Schlecht zu sprechen ist er auf die S.P.G., der er mit Recht ihre Nichtachtung des Grundsatzes der Nichteinmischung in fremde Arbeitsgebiete vorwirft. In zu rosigem Licht hat er die madagassische Märtyrer-Geschichte dargestellt, indem er einfach Ellis gefolgt ist. Der Anhang bringt u. a. einen guten Ueberblick über die Basler Mission auf der Goldküste. Eine kleine Missionsweltkarte und ein farbiges religionsstatistisches Diagramm sind dem hübsch ausgestatteten Buche beigegeben. Wir empfehlen dasselbe ganz besonders zu Geschenken an englisch lesende junge Leute.

Aus der Telugu-Mission.

12. Eine Bekehrung.

In den letzten Monaten der Hungersnoth hatte Lakschmaia sich innerlich viel mit dem beschäftigt, was er vom Evangelium gehört hatte. Manchmal war es ihm vorgekommen, als sei er selbst schon ein Christ, dann waren aber wieder Tage tiefer Niedergeschlagenheit gekommen, in denen er fast an der Hoffnung verzagte, je einmal so wie Rangaia zu einem seligen Gefühl des Friedens mit Gott und einer gewissen Hoffnung des ewigen Lebens zu gelangen. Oft sprach er darüber mit Rangaia, der ihn zu ermuntern und so weit seine eigne christliche Erkenntniß reichte, auf dem Weg des Heils zu fördern suchte. Auch seiner Mutter öffnete Lakschmaia das Herz, ohne jedoch bei ihr Nahrung für sein schwankendes Glaubensflämmlein zu finden. „Du weißt, mein Sohn, daß ich keine Christin bin," sagte sie. „Ich habe zwar dem Götzendienst entsagt und suche zu dem Christengott zu beten, allein ich bin nur ein Weib und kann meine Familie nicht verlassen. Ich muß in dem engen Kreis, in den ich gesetzt bin, es zu machen suchen, so gut ich kann."

Ein andres Mal konnte Lakschmaia beginnen: „Ich möchte doch ein Christ werden und lesen und schreiben lernen. Vielleicht könnte ich sogar ein Prediger werden. Unsre Religion ist ja lauter Lüge, unsre Priester sind Betrüger und die meisten Brahmanen sind Schurken. Wie haben sies nur Bodaia's Söhnen gemacht, und was wäre aus Rangaia und den hiesigen Christen geworden, hättest nicht du, Mutter, dich ihrer angenommen?"

„Ich glaube nicht, daß ich es war, welche die Christen vor Verfolgung schützte," entgegnete jetzt Sitamma; „ich glaube, es war Gott. Er brauchte mich nur als sein Werkzeug, wie ich meinen Kochlöffel brauche, um euern Kari zu bereiten. Daß Er es ist, der Alles lenkt, haben uns die letzten Monate gelehrt. Ich habe von keinem

einzigen Christen gehört, der Hungers gestorben wäre, manche haben sogar Ersparnisse gemacht. Ich möchte um keinen Preis dich irre leiten, mein Sohn. Wohl mußt du Gott gehorchen, aber werde seines Rufs erst ganz gewiß. Dein Vater und dein Onkel sind angesehene Männer; ihre Kaste, wenn auch nicht die höchste, ist bei allen Hindus geachtet. Wirst du getauft und issest mit den Christen, so verlierst du deine Kaste, und Leute dieses Dorfs, die sichs jetzt zur Ehre rechnen würden, deine Sandalen tragen zu dürfen, werden dich schmähen. Dein Vater und dein Onkel werden dir zürnen und dich enterben; vielleicht darf sogar ich, deine Mutter, dich nicht in dem Hause behalten, in dem du geboren bist. Besinne dich darum wohl, ehe du handelst, und möge der Gott der Christen dich leiten."

Einige Wochen verstrichen, in denen Lakschmaia manchmal zu beten versuchte, wie Rangaia es ihn gelehrt hatte: „O Gott! ich bin ein armer Sünder. Ich möchte gerne an Jesus Christus glauben und in den Himmel kommen. Wenn ich nicht gar zu schlecht bin, mache mich zu deinem Kind und bahne mir den Weg, daß ich in die Schule nach Ongol kommen und dann einmal den Leuten meiner Kaste, die jetzt so unwissend und böse sind, den wahren Gott und sein Heil verkünden kann."

Da rief Sitamma eines Tages ihren Sohn und begann: „Lakschmaia, mir ist, du und dein Bruder werdet doch nie recht zusammenpassen. Könntest du irgendwo anders eine passende Beschäftigung finden, so würde michs freuen."

Fühlte sie vielleicht, daß sie in ihren Rathschlägen bis jetzt allzu vorsichtig gewesen war, und wollte sie das Versäumte nachholen? Irgendwie waren diese Worte eine große Herzenserleichterung für Lakschmaia, dem der Gedanke, Ahmadala zu verlassen, nicht nur aus Liebe zu seiner Mutter und den Seinen überhaupt schwer wurde, sondern auch weil er fürchtete, bei der ganzen Familie dadurch den Schein eines pflichtvergessenen Sohnes auf sich zu laden.

Rings um Ahmadala her bewegten jetzt, wie durch einen Hauch von oben angefacht, in weiten Schichten der Bevölkerung völlig neue Gefühle und Gedanken die Herzen. In Hunderten von Dörfern wurde ganz offen die Frage besprochen: „Was müssen wir thun, daß wir selig werden?" und Viele beschlossen, Christen zu werden, Christum zu bekennen und Ihm nachzufolgen, koste es, was es wolle.

Da fragte Sitamma eines Tags ihren Mann, ob Lakschmaia nicht einen Besuch bei seiner in Olate verheiratheten Schwester machen dürfte? Er hatte mit Hilfe seines Bruders und einiger Knechte die Aecker ein paar Tage vor der gewöhnlichen Saatzeit bestellt und konnte, bis diese kam, wieder zurück sein. Appaia Naidu stimmte Sitammas Vorschlag bei, und da Lakschmaia stets bereit war, einen Ausflug nach dem etwa 15 Stunden entfernten Olate zu machen, begann seine Mutter sofort mit den Reisezurüstungen. Außer einigen Jacken, etwas Gelbwurz und rother Farbe, welche er seiner Schwester zum Geschenk bringen sollte, bestanden diese in Mundvorräthen für Lakschmaia und einer Summe Geldes, mit der er sich gut einen halben Monat verköstigen konnte. Sobald alles bereit war, gab Sitamma ihrem Sohn einen herzlichen Abschiedskuß und entließ ihn voll freudiger Erwartung.

Wollte sie ihn wirklich, wie der Vater dachte, nur zum Ueberbringer ihrer Geschenke an ihre Tochter machen, oder war ihre Hauptabsicht vielleicht, ihm die Hand zu bieten zum Aufbruch nach Ongol? Diese Frage stieg unterwegs wieder und wieder in Lakschmaias Seele auf. Zusprechen, ein Christ zu werden, konnte seine Mutter ihm nicht, weil sie nicht zu beurtheilen vermochte, ob sein Glaube fest genug sei, um die seiner wartenden Stürme zu bestehen, und wenn nicht, welche Vorwürfe mußten sie dann treffen, hätte sie ihm gerathen, seine Kaste zu brechen? Wozu aber gab sie ihm denn so viel Geld mit? Zur Reise nach Olate brauchte er es nicht. Dort konnte er am andern Morgen eintreffen, und seine Mundvorräthe reichten für mindestens zwei Tage.

Er war noch nicht sehr weit gegangen, als ihm eine größere Anzahl Wanderer begegnete. Nach Telugu-Sitte fragte er sie, woher sie kommen, wohin sie gehen und wer sie seien? Es waren Christen aus dem Karnuldistrikt auf dem Wege nach Ongol, wo etliche von ihnen die Taufe zu erhalten hofften, alle aber einer größeren Versammlung beiwohnen wollten. „Jetzt," sagte eine Stimme in Lakschmaias Herzen, „zeigt dir Gott den Weg nach Ongol," und im Nu war sein Entschluß gefaßt. Er wollte die Missionare selber sehen und sprechen. Gefielen sie ihm und nahmen sie ihn an, so wollte er sich taufen lassen, wenn nicht, so konnte er einige Ellen Zeug für seine Schwester kaufen, und Niemand zu Hause errieth dann den eigentlichen Zweck seines Ganges nach Ongol.

Sobald Lakschmaia sich dem Zug der Christen angeschlossen hatte, suchte er den sie begleitenden Prediger ausfindig zu machen. Diesem öffnete er sein Herz. „Gott führt dich, folge Ihm und habe guten Muth," sagte dieser in ermunterndem Ton; etliche der nebenhergehenden Christen aber fragten: „Wirst du auch fest bleiben, wenn deine Angehörigen dich schelten und vielleicht sogar schlagen?" Getrost antwortete hierauf Lakschmaia: „Mein Onkel ist der Munsif unsres Dorfs. Ich weiß recht wohl, daß wer stiehlt, betrügt oder sich sonstwie gegen das Gesetz vergeht, bestraft wird; über den, der kein Gesetz übertritt, hat der Munsif keine Macht. Welches Unrecht begehe ich denn, wenn ich ein Christ werde? Niemand wird mich zu bestrafen wagen, und zudem vertraue ich Gott, daß Er sich meiner annehmen wird."

In Ongol angelangt, kehrte Lakschmaia in dem Hause eines Mannes aus Ahmadala ein, dessen Haus gerade dem Missionsgehöfte gegenüber lag. Hier brachte er die Nacht zu und eröffnete seinem Gastwirth erst nach und nach seine Gedanken. „Nur das nicht," antwortete ihm dieser. „Es werden jetzt Madigas und Malas in Menge in diese Religion aufgenommen und jeder Kastenunterschied von den Missionaren mißachtet. Gehst du zu ihnen über, so wirst du von deiner Familie verstoßen und wie todt für sie."

„Aber, was ist an dieser Religion selbst? Ist sie gut oder schlecht?"

„An der Religion ist nichts auszusetzen."

„Und was weißt du von den Missionaren?"

„O, die kenne ich gut, sie sind schon über zwölf Jahre hier und freundliche, wohlwollende Leute, die unser Volk lieben; aber wir leben in der Welt, junger Mann."

Am andern Morgen näherte sich Lakschmaia bedächtig dem Missionshaus. Zögernd trat er ein und erzählte seine Geschichte. Er wurde überaus freundlich aufgenommen, treulich auf alle Kämpfe aufmerksam gemacht, die er als Christ zu erwarten habe, dann sorgfältig geprüft und noch am gleichen Abend getauft (18. Juni 1878).

Am andern Tag hatte die Missionsfrau eine lange Unterredung mit Lakschmaia und drang in ihn, in Ongol zu bleiben, um die dortige Schule zu besuchen. Anfangs willigte er ein; hatte er doch seit Monaten wachend und träumend nur diesen Einen Wunsch

gehabt! Allein dann besann er sich, daß wenn er nicht nach Olate gehe, man ihn beschuldigen könnte, er sei mit den für seine Schwester bestimmten Geschenken davongelaufen; deßhalb beschloß er, zuerst dorthin und dann zu seinem Vater nach Ahmadala zu gehen, um diesem Alles offen zu bekennen, ehe er in die Schule in Ongol eintrete. Nicht ohne ernste Zweifel und Bedenken ließen die Missionare den Neugetauften ziehen; sie wußten, daß man zu Hause alles versuchen werde, ihn von seinem Glauben abwendig zu machen und daß, wenn Gott ihn nicht mit Kraft ausrüste, er unterliegen müsse.

Aber Lakschmaia war ein Eigenthum Jesu geworden, und Er, der Treue, Starke hielt ihn fest. Die Stürme, die des neuen Jüngers warteten, durften sein schwaches Glaubensflämmlein nicht auslöschen, sondern mußten es anfachen helfen zu hellerem, fröhlicherem Brennen. Zürnend hörte Appaia Naidu von der Taufe und dem Wunsch seines Sohnes, Prediger zu werden; ein wahrer Aufruhr aber entstand darüber bei den Onkeln und übrigen Kastengenossen. Sie beriefen eine Versammlung und befragten Lakschmaia aufs Genaueste, was ihm in Ongol widerfahren sei und was er selbst dabei gethan habe. Nachdem man Alles vernommen, kam man überein, daß obschon das Abschneiden der heiligen Haarlocke eine Beleidigung Lakschmanaswamis sei, Lakschmaia hiemit, sowie auch durch seine Taufe die Kaste noch nicht wirklich gebrochen habe und seine Schuld noch gesühnt werden könne, wenn sein Haupt abrasirt, seine Zunge unter den Gebeten des Priesters mit einem Golddraht gebrannt und dem Lakschmanaswami ein Fest gefeiert werde. Lakschmaia jedoch entgegnete unerschrocken: „Ich habe nichts Böses gethan. Aeußerlich bin ich so rein, wie der beste unter euch, und innerlich hat mich mein hochgelobter Herr und Heiland von meinen Sünden gewaschen. Möge Er auch eure Augen öffnen und eure Herzen ändern, wie Er's aus Gnaden an mir gethan hat. Ich gehe nach Ongol" — und mit einem tiefen Salam verließ er die verblüffte Versammlung.

Traurig gieng gleich nach seinem Sohn in entgegengesetzter Richtung auch Appaia Naidu hinweg. Lakschmaia aber eilte zu seiner Mutter und erzählte ihr alles. Sie weinte, doch waren es eher Thränen der Freude, als des Schmerzes. Sie führte ihn ins Haus, schlang ihre Arme um seinen Hals, küßte ihn und sagte: „Geh hin, mein Sohn, Gott segne dich! Eine Mutter kann ich dir nicht länger sein."

Ein ganz anderer Empfang erwartete seiner im Hof und in den Straßen draußen, denn wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von den Beschlüssen des Raths und Lakschmaias Weigerung, ihnen zu folgen, im Dorfe verbreitet. Sabamma erhob ein Jammergeschrei und zerschlug sich die Brust mit den Händen. Wohl hundert Weiber eilten herbei und stimmten in Sabammas Bitten ein, Lakschmaia möge sich doch nicht wegwerfen, nichts übereilen, den ihm ertheilten Rath befolgen. Freundlich, aber fest wies er sie alle ab und schritt weiter. Jetzt rangen sie die Hände, zerrauften sich die Haare, zerschlugen sich die Brüste und erfüllten die Luft mit dem markdurchdringenden Klagegeschrei: „Dahin! dahin! unser Sohn ist todt! todt!"

---

13. Ein Trauerhaus.

Mehrere Monate nach dem Ende der furchtbaren Hungersnoth blieben als deren unheimliches Gefolge noch bösartige Seuchen zurück. Mehr vereinzelt nur trat die Cholera auf, sehr häufig waren dagegen bösartige Wechselfieber. Beide Krankheiten kehrten auch in Lakschmaias Heimat ein. Zuerst brach die Cholera in Ahmadala aus. Von Schrecken ergriffen, brachte man Ma Lakschmi und Polaramma Opfer dar, doch nicht mit dem früheren Eifer, denn manche zürnten diesen Göttinnen, daß sie statt Regen so viel Jammer und Noth gesandt, und andere hatten so gänzlich den Glauben an sie verloren, daß sie ungescheut spotteten.

Unter den von der Seuche Befallenen war auch Mangamma, die Frau des Munsiffs, Sitammas treue Freundin und Beratherin. Vergeblich boten Babaia Naidu, seine Brüder und Sitamma allem auf, die geliebte Kranke zu retten; sie wurde wie im Sturm von ihrer Seite gerissen. Für Sitamma war das ein doppelt empfindlicher Schlag, da seit Lakschmaias Taufe ihre Schwägerin Sabamma sich ihr mehr und mehr entfremdet und in ihrer Verbitterung jedes freundliche Entgegenkommen finster zurückgewiesen hatte.

Nachdem im Herbst 1878 der zweite Nordostmonsun eingesetzt hatte, malte sich im ganzen südöstlichen Indien auf allen Gesichtern frohe Zuversicht. War man doch jetzt gewiß, daß die seit Jahren in ihrer grausigsten Gestalt aufgetretene Plage des Hungers dies

Jahr nicht wiederkehren werde. In diese allgemeine Freude aber mischte sich in Appaia Naidus Hause tiefer Gram. Sitamma lag krank an einem bösartigen Wechselfieber und ihr Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Die Arzneimittel, die im Dorf zu haben waren, blieben erfolglos, und Götzenbilder oder einen Brahmanenpriester, der seine Mantras über sie gesprochen hätte, duldete sie, so lange sie bei Bewußtsein war, durchaus nicht. Jetzt stellte sich auch noch ein heftiger Husten ein und sie fühlte, daß es mit ihr zu Ende gehe. Da rief sie ihren Mann und sprach zu ihm: „Gott hat an unsern geliebten Lakschmaia seinen Ruf ergehen lassen, er ist ihm gefolgt. Laß ihn in Ongol und suche ihn nicht zurückzufordern. Derselbe Gott ruft jetzt auch mich, und ich muß gehen. Ich weiß, daß du an unsrem Sohn Ramaia und seiner Frau wenig Hilfe haben wirst, und ebenso vielleicht auch von Sabamma. Gräme dich nicht um mich. Du bist jetzt ein alter Mann; aber fasse Muth und fürchte dich nicht. Du wirst dich einsam fühlen, allein vertraue auf Gott, dann wirst du mir bald nachkommen. Mehr kann ich nicht sagen."

Viele im Dorf trauerten mit Appaia Naidu, als sich die Nachricht verbreitete, daß für Sitammas Genesung keine Hoffnung mehr sei. Zahlreiche Freunde fanden sich im Hof ein, um sich noch genauer zu erkundigen und mit Thränen die Bestätigung ihrer Befürchtung zu vernehmen. Vielleicht war es aber auch jetzt noch nicht zu spät, Wischnus Hilfe anzurufen, sogar wenn Sitamma selbst es nicht wollte! Es ließ sich doch wenigstens versuchen, da sie schon bewußtlos da lag und nicht mehr protestiren konnte. Manche der versammelten Freunde wollten von Fällen wissen, in denen Wischnu noch geholfen habe, wenn der Kranke schon ganz hoffnungslos schien, wie Sitamma. Also traten sie ins Zimmer der Sterbenden, stellten ein Bild Wischnus auf ein Brett an der Wand, zeichneten an dieselbe drei symbolische Striche, welche an seine drei Füße in in einer seiner Inkarnationen erinnern sollen, besprengten den Boden mit reinem Wasser, verbrannten Weihrauch und fielen anbetend vor dem Götzen nieder. Sie rühmten das wohlwollende Herz und alle die guten Eigenschaften und Thaten ihrer kranken Freundin und baten den Gott, doch den bösen Geist zu verscheuchen, der ihre Krankheit verursacht habe, und sie wieder gesund zu machen. Erhöre er ihre Bitte, so wollen sie ihm einen jungen Stier weihen

und bei einem eigens hiezu veranstalteten Fest als ein heiliges Thier stempeln lassen, das hinfort frei auf ihren Feldern weiden dürfe; auch wollen sie diesem Stier eine junge Büffelkuh zuführen und diesem Paar durch den Brahmanenpriester ein Hochzeitsfest mit Processionen, Musik und Tanz veranstalten lassen, ganz wie für ihre Kinder. Umsonst! Nach wenigen Minuten war Sitamma, wie wir hoffen dürfen, daheim bei Jesus.

Ihr Leichnam wurde in den Hof gebracht, wo bald hundert Frauen und Mädchen des Dorfs die Entschlafene umstanden und, sich die Brüste zerschlagend, ihr Klagegeschrei erhoben: „Sitamma ist dahin! Der Fluch der Götter hat uns getroffen! Das Schicksal ist gegen uns! Was wird aus Sitammas Gatten werden? Sie war das Haupt des Hauses. Was wird aus ihrem Schwager, dem Munsiff, werden? Warum haben die Götter nicht sie gelassen und uns genommen, die wir nun wie Waisen sind? Das Licht in Appaia Naidus Haus ist erloschen, seine Stütze gefallen!“ So gieng es etwa eine Stunde lang fort, bis die ermüdeten Weiber sich endlich verliefen und nur die nächsten Freunde des Hauses zurückblieben. Jetzt halfen alle Familienglieder das Wasser herbeibringen, mit dem der Leichnam übergossen wurde, dann legte man der Verstorbenen ihre besten Kleider und schönsten Kleinodien an und saß still trauernd um sie her.

Nach einer halben Stunde etwa kam eine Art Priester aus der Sudrakaste, der nur bei Leichenbegängnissen funktionirende Satani. Brahmanen nahen sich keinem Sterbenden oder Todten, das würde sie verunreinigen. Den Lebenden hängen sie sich wie Blutegel an, wo aber nichts mehr zu holen ist, sprechen die Regeln der Kaste sie von jeder Belästigung frei. Der Satani brachte eine linsenartige Hülsenfrucht, ließ sie kochen und neben der Todten auf einen Haufen schütten, dann räucherte er davor. Nachdem hierauf alle Anwesenden diesem Gericht ihre Verehrung bezeigt hatten, vertheilte er es unter sie. Durch dieses leichte Mahl stärkten die bisher fastenden Leidtragenden sich zu dem sofort stattfindenden Leichenbegängniß. Appaia Naidus Brüder und nächsten Freunde stellten sich je drei und drei zu beiden Seiten der Verstorbenen auf, reichten einander unter der entseelten Hülle die Hände und trugen sie so zu ihrer letzten Ruhestätte hinaus, denn die Sudras, Madigas und Malas beerdigen ihre Todten, wie die zur Siwasekte gehörigen

Telugus aller Kasten; nur die Wischnuverehrer der drei oberen Kasten verbrennen sie. An einem schönen, schattigen Platze, unweit des Flusses, hielt der Zug. Hier wurde Sitamma sanft niedergelegt, ihre Ohren-, Nasen- und Fingerringe behutsam abgenommen und dann der Leichnam ins Grab hinabgelassen.

Appaia Naidu war wie vernichtet. Hätte er die entseelte Hülle seiner Gattin noch einmal küssen oder auch nur berühren dürfen, so wäre es ihm eine kleine Erleichterung gewesen, aber das gestatteten die Regeln seiner Kaste nicht. Lautlos und thränenlos stand er da, während die Andern weinten und klagten, und als man die theure Leiche forttrug, folgte er ihr in stummem Schmerz. Regungslos blieb er am Grabe stehen, bis sein Bruder, der Munsiff, ihn sanft am Arm nahm und zum Fluß hinabführte, denn Alle mußten baden, ehe sie nach Hause zurückkehrten. Vor Einbruch der Nacht war Alles vorbei. Als es dunkelte, wurden in den Wohnungen der drei Brüder die Lampen angezündet. Das Licht der Familie war mit Sitamma erloschen, aber sie hatten sie begraben und hatten gebadet; länger zu trauern wäre ein Zeichen mangelnder Unterwerfung unter das Schicksal gewesen, und die Lampen, das Sinnbild dieser Unterwerfung einer- und Sitamma's andrerseits, nicht anzuzünden, hätte das Mißfallen der Götter erregt.

Am dritten Tag nach der Beerdigung kam der Satani wieder. Während man für die Angehörigen der Verstorbenen ein Mahl von Reis und Kari zurichtete, formte er aus Thon eine Abbildung Wischnus und stellte sie auf einen Haufen Betelblätter, unter die man Geldstücke gemischt hatte. Nachdem Alle dem Götzen ihre Verehrung bezeigt hatten, nahm man die Mahlzeit ein und vertheilte die Betelblätter. Die Geldstücke waren der Antheil des Priesters.

Am zwölften Tag nach der Beerdigung fanden die Schlußceremonien statt. Nochmals stellte sich der Satani ein. Die Verwandten und Freunde nahmen Speisen, Weihrauch und Feuer nebst dem vor neun Tagen gemachten Götzen und begaben sich in Prozession zum Fluß hinab. Der Götze wurde an den Rand des Wassers gestellt und der Reis daneben. Appaia Naidus Haupthaar und Bart wurde abrasirt, dann warf er den Silbergürtel, den er um die Lenden trug, weg und badete. Nachdem dies geschehen, wurde Weihrauch verbrannt, und Alle fielen anbetend vor dem Götzen nieder. Jetzt vertheilte der Priester den Reis, worauf

man den Götzen sich selbst überließ und sich ans Grab begab. Dieses wurde zuerst mit Wasser begossen, dann formte man einen Hügel und pflanzte einen Schößling des heiligen Thulasistrauches darauf. Nachdem man die Seiten des Grabs noch mit Kalk getüncht hatte, gieng man zu einem Gastmahl nach Hause, zu dem alle Verwandten und nähern Freunde der Familie geladen waren. Nach dieser Mahlzeit wurde der brahmanische Hausprieſter sammt andern Brahmanen noch mit Geschenken an Kleidern, Geld und Reis bedacht, dann kehrte das Leben wieder in sein gewöhnliches Alltagsgeleise zurück.

Nicht aber die Freude in Appaias Herz. Er nahm wohl Theil an den täglichen Rathsversammlungen der Häupter des Dorfs, gab seinem älteren Sohn Ramaia und den gemietheten Knechten die nöthigen Anweisungen zur Feldarbeit, sonst aber sprach er kaum ein Wort. Richtete man eine Frage an ihn, so antwortete er so kurz als möglich und versank wieder in sein voriges Schweigen. Als das Wochen lang so fortgieng, wurde seinen Freunden ernstlich bange um ihn und sie beriethen, was man wohl zu seiner Aufheiterung thun könne? Nach langem Besinnen erschien ihnen als das Einzige, was ihn einigermaßen über Sitammas Verlust zu trösten vermöchte, die Rückkehr des ihr in Vielem so ähnlichen Lakschmaia.

Sie sprachen darüber mit Appaia Naidu und erboten sich, was nur immer in ihrer Macht stehe zu thun, um ihm hiezu zu verhelfen. Appaia Naidu war gerührt über diese freundschaftliche Theilnahme, hatte aber wenig Hoffnung, daß Lakschmaia in ihren Vorschlag willigen und sich den Ceremonien unterwerfen werde, durch die allein er wieder in seine Kaste aufgenommen werden konnte. Und dann, war es nicht Sitammas letzter Wunsch gewesen, daß er ihn in der Befolgung des von Gott an ihn ergangenen Rufs nicht stören möchte? So sehr sich Appaia auch nach seinem noch immer heißgeliebten Sohn sehnte, er wagte doch nicht, ihn zurückzurufen.

Tage und Wochen verstrichen, da kam eines Morgens die Kunde nach Ahmadala, der Ongol-Missionar habe sein Lager im nahen Agraharam aufgeschlagen. Schnell theilte Sabamma dies ihrem Mann und ihrem Schwager, dem Munsiff, mit. Beide eilten zu Appaia Naidu und drangen in ihn, zu dem Missionar zu gehen und sich seinen Sohn von ihm zurückzuerbitten. „Gewiß hat er Mitleid mit dir und gewährt deine Bitte, wenn er alles

hört und dein gramerfülltes Gesicht sieht," sagten sie, „denn er soll ein menschenfreundlicher Herr sein." Auch Krischna Rao und andre Brahmanen ermunterten ihn zum Gang ins Lager und gaben ihm Rathschläge, was er alles vorbringen solle, das Herz des Missionars zu erweichen.

Früh am andern Morgen machte Appaia Naidu sich auf den Weg. Als er im Lager bei Agraharam ankam, trat der Missionar eben aus seinem Zelt. Er erkannte seinen Gast und drückte seine Freude aus, ihn zu sehen; da er schon seit zwei Monaten von Ongol weg war, hatte er von Sitammas Tod noch nichts gehört.

Appaia Naidu begann: „Vor der Hungersnoth war ich, wenn auch nicht gerade reich, doch wohlhabend und glücklich. Ich hatte Aecker, Vieh, Knechte, zwei Söhne, drei Töchter und viele Freunde, nicht nur in Ahmadala, sondern auch in andern Dörfern. Durch die Hungersnoth habe ich viele von meinen Ochsen und Kühen verloren, und all mein Geld habe ich verbraucht, um während jener schrecklichen Zeit meine Familie zu erhalten und meine Felder wieder in Stand zu setzen. Bis dahin war aber doch nur mein Geld verloren und ich war noch immer glücklich. Da wurde mein zweiter Sohn, den ich und seine Mutter besonders liebten, unzufrieden mit der Religion seiner Väter und gieng fort nach Ongol. Du kennst ihn ja wohl. Trotzdem war ich auch jetzt noch zufrieden. Nun starb aber vor einigen Wochen mein Weib, die Freude meines Lebens! Jetzt bin ich einsam zurückgeblieben. Ich altere. An meinem erstgebornen Sohn habe ich keine Stütze. Meine Töchter sind alle verheirathet und leben in entfernten Dörfern. Lakschmaias Frau, Dilamma, und ihre Eltern grollen mir, weil er ein Christ geworden ist, und verlangen, daß ich ihn zu ihr zurückzubringen suche, damit sie nicht in vergeblicher Sehnsucht nach ihm dahinwelke. Willst du nicht Mitleid mit mir haben, Sahib, und mir meinen Sohn wiedergeben, damit ich nicht den Rest meiner Tage im Kummer verlebe, und wenn ich sterbe, niemand habe, der um mich weint und mich zu Grabe geleitet?"

„Was du mir da sagst, ist freilich traurig," entgegnete der Missionar; „aber vielleicht forderst du mehr von mir, als in meiner Macht steht, dir zu gewähren. Nicht ich habe deinen Sohn nach Ongol gerufen, sondern der lebendige Gott hat ihn uns zugeführt. Soll er wieder zu euch zurückkehren, so muß derselbe Gott

ihn euch senden. Aber Lakschmaia hat ja seine Kaste gebrochen, und selbst wenn ich ihn nach Ahmadala zurückschicken wollte und er willig wäre zu gehen, würdest denn du und deine Kastengenossen ihn wieder aufnehmen? Ich sehe also nicht ein, weßhalb ihr ihn haben wollt. Sich die Zunge brennen zu lassen und wieder Götzen anzubeten, um mit euch leben zu können, wird er sicher nicht Willens sein, obschon du sein Vater bist und ich weiß, daß er mit großer Liebe an dir hängt. Willst du ihm aber einen Brief schreiben, so werde ich ihn mitnehmen und Lakschmaia völlig freie Hand lassen, zu thun, was er will. Doch vor allem ruhe hier ein wenig aus und höre mit an, was ich diesen Christen und ihren Freunden von dem lebendigen Gott und unsrer Religion zu sagen habe."

Inzwischen waren die Seitenwände des Zeltes hinaufgezogen und dieses in eine luftige Kapelle verwandelt worden, die sich bereits mit Christen und Taufbewerbern aus den umliegenden Dörfern gefüllt hatte. Der Missionar wechselte mit jedem ein paar freundliche Worte, dann ließen sie sich alle auf die ausgebreiteten Matten nieder. Appaia Naidu folgte ihrem Beispiel. Nun gab der Missionar ein Lied an, welches die eingebornen Prediger und Lehrer mit ihren Schulkindern sangen. Einer der Prediger sprach ein kurzes Gebet, es wurden nochmals einige Verse gesungen, dann erhob sich der Missionar, las aus Lucä 19 die Geschichte des Zachäus vor und sprach darüber, wie Jesus gekommen sei, das Verlorne zu suchen und selig zu machen, wie zu diesen Verlornen alle Menschen gehören und wie die Liebe zu ihnen Ihn auf die Erde und in den Tod getrieben. Hierauf schlug er Psalm 48 auf und las (Vers 15): „Dieser Gott ist unser Gott immer und ewiglich. Er führet uns über den Tod." Daran knüpfte er einige Bemerkungen über das Glück der Christen. Ihr Gott, der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden, verlasse sie nie, sagte er, sondern stehe ihnen immer bei und nehme sie, wenn sie sterben, zu sich in den Himmel. Einen eigentlichen Tod gebe es für sie nicht. Wie der Sturm von den Lehmhäusern der Telugus ein Stückchen ums andre abbröckle, so zerstöre nach und nach allerlei Krankheit den menschlichen Körper, die Seele des Christen aber werde heimgetragen zu Jesus, nur die morsche Leibeshütte sinke ins Grab. Möchte jemand diesen treuen, starken Gott zum Freund haben, so dürfe ers nur machen wie Zachäus, von allen ihm bewußten Sünden ablassen, an Jesum, den

Sünderheiland glauben und Gott bitten, Er möge um Seinetwillen ihn annehmen.

In dieser Weise sprach der Missionar etwa eine halbe Stunde lang, dann folgte eine freie Unterredung mit den Versammelten, worauf die Taufbewerber vorgestellt und geprüft wurden. Es waren etwa 20 Madigas. Sie bekannten ihren Glauben an Jesum und versprachen, allem Götzendienst zu entsagen, keine Sonntagsarbeit mehr zu thun, nur noch zu dem lebendigen Gott zu beten und ihm ihr Leben lang zu dienen. Hierauf schnitten ihnen die Prediger die geweihte Haarlocke ab und geleiteten sie die Stufen zu dem großen Brunnen hinab, den die Regierung hatte an der Landstraße graben lassen. Dort wurden sie unter Gesang und Gebet getauft.

Appaia Naidu hörte und sah alles das mit an — zwar nicht ohne eine gewisse Rührung, aber doch ohne zu dem seligen Entschluß eines Zachäus zu gelangen. Ehe er gegen vier Uhr Nachmittags den Heimweg antrat, ließ er sich nochmals das Versprechen geben, daß seine Bitte und die paar Worte, die er geschrieben, seinem Sohne sicher überbracht werden sollten.

---

14. Probestunden.

Der Tod seiner Mutter war für Lakschmaia ein schwerer Schlag gewesen. Er hatte zwar von ihrer Erkrankung gehört, dieselbe aber nicht für so ernst gehalten. Wäre er nach Ahmadala geeilt, so hätte er Dilamma wohl sehen, aber ihr weder die Hand reichen, noch den kleinsten Liebesdienst erweisen dürfen, denn er war ja ein kastenloser Auswürfling geworden. So war er also in Ongol geblieben; doppelt tief schmerzte es ihn aber darum, die einzige Seele unter den Seinen, die ihn noch verstand, nicht mehr hienieden zu wissen. Es wollte ihm nicht alsbald gelingen, sich in Gottes Wege zu finden, allein die eingebornen Prediger halfen ihm zurecht, indem sie ihn darauf hinwiesen, daß Gottes Liebe Ihn immer nur das Beste seiner Kinder wollen und seine Weisheit Ihn keinen Mißgriff machen lasse, daß Er also ohne Zweifel Sitamma abgerufen und zu sich genommen habe, weil Er an ihrer Seele Wohlgefallen gehabt und sie allem Gedränge habe entrücken wollen. Das stillte Lakschmaias Kummer, wenn auch nicht seine Thränen,

und obschon er oft und viel voll Heimweh der geliebten Mutter gedachte, wünschte er sich doch nicht mehr nach Ahmadala zurück.

Der Brief seines Vaters hätte auch ihn selbst kaum dahin zurückgeführt, wäre nicht vorher schon von anderer Seite eine dringende Aufforderung zu einem Besuch in der Heimat an ihn ergangen. Unter vielen Andern, die stets aus der Gegend von Ahmadala nach Ongol kamen, bald um dort irgend einen Rechtshandel vorzubringen, bald um die Erzeugnisse ihrer Felder zu verkaufen und dafür englische Eisenwaren mit nach Hause zu nehmen, hatte einmal auch Lakschmaias Onkel Pallaia einen Besuch in der Missionsschule gemacht. Er hatte Lakschmaia gesagt, wie sehr Dilamma an ihm hänge, und ihn gebeten, sie nun zu sich zu nehmen. Lakschmaia hatte ihm darauf offen entgegnet, als Christ könne er Dilamma vorerst nur als sein Geschwisterkind betrachten, so bindend auch nach Hindubegriffen durch die Eltern geschlossene Kinderheirathen sein mögen. Habe er einmal seine Studien vollendet und Dilamma liebe ihn noch immer und sei willig, seine Frau zu werden, so können sie dann in die Ehe treten. Bei diesem Verhalten werde gewiß die ganze Verwandtschaft und Freundschaft zugeben müssen, daß er Dilamma gegenüber durchaus ehrlich gehandelt habe. Pallaia hatte nichts dagegen eingewendet, nur nebenbei bemerkt, da Dilamma jetzt in heirathsfähigem Alter sei, wäre es doch besser, er brächte sie gleich nach Ongol, damit sie hier entweder die Schule besuche oder sofort seine Gattin werde. Daß dies nur eine Schlinge war, mit der man ihn zu fangen hoffte, merkte Lakschmaia nicht. Als hiezu nun auch noch der väterliche Brief kam, war er nicht länger ruhig und legte die ganze Sache den Missionaren vor. Diese sprachen unverhohlen ihren Argwohn aus, seine Verwandten werden, an seine kindliche Liebe appellirend und von Dilammas Bitten unterstützt, Allem aufbieten, ihn dem Christenthum abwendig zu machen. Sie sagten ihm aber auch, daß obschon er in eigener Kraft diesen Versuchungen nicht zu widerstehen vermöge, er unbesorgt gehen dürfe, wenn er sein Vertrauen einzig und allein auf Jesum setze und Ihn inbrünstig um seinen Beistand bitte. Ob er zu bleiben oder zu gehen habe, können sie nicht entscheiden; darüber müsse er selbst im Gebet sich Gewißheit erflehen.

Etliche Tage darauf schrieb Lakschmaia seinem Vater, er werde ihm bald einen Besuch machen. Die Missionare sahen dem Erfolg

dieser Zusammenkunft natürlich nicht ohne Besorgniß entgegen und begleiteten den hoffnungsvollen Jüngling mit herzlichen Gebeten. Sein Empfang in der alten Heimat war unerwartet freundlich. Nicht nur sein Vater hieß ihn willkommen, sondern auch Sabamma, sein Onkel Babaia Naidu und die ganze Verwandtschaft. Er durfte in den Hof, ja sogar ins Familienzimmer eintreten und wurde gastlich bewirthet, doch entgieng ihm nicht, daß man die Geräthe, welche durch die Berührung eines Kastenlosen verunreinigt worden wären, entfernt hatte und ihm alle Speisen auf zusammengenähten Bananenblättern vorsetzte, die nach einmaligem Gebrauch weggeworfen werden konnten. Erst am folgenden Tage kam man auf das Christenthum und die Schule in Ongol zu sprechen und hörte mit Verwunderung, daß Lakschmaia schon leichte Bücher lesen könne. Er selbst hätte nach Telugu-Sitte nicht davon anfangen dürfen, denn die Kinder sind an solche Ehrerbietung gegen ihre Eltern gewöhnt, daß seinem Vater gegenüber sogar ein heranwachsender Sohn nie das Wort ergreift, bevor er angeredet worden; jetzt aber war Lakschmaia Gelegenheit gegeben, in aller Bescheidenheit zu fragen, weßhalb sein Vater ihn habe kommen lassen?

In mildem Ton schilderte nun Appaia Naidu seinen Gram um Sitamma, seine Einsamkeit und Verlassenheit bei herannahendem Alter, sowie Dilammas heißen Wunsch, daß Lakschmaia doch bei den Seinen bleiben möchte. Auf Lakschmaias Einwendung, wie er das denn könne, da er die Kaste gebrochen habe, entgegnete sein Vater, darüber würde man sich mit den angesehensten Kastengenossen berathen.

„Aber Vater," erwiderte Lakschmaia, „gleich das erste Mal, als ich von Ongol kam, hast du ja eine solche Berathung veranstaltet, und sie hat Beschlüsse gefaßt, denen ich nicht beistimmen konnte, wozu also einen weitern Versuch?"

„Diesmal würden wir in aller Stille nur Mitglieder unsrer eignen Kaste befragen und die Sache geheim halten, bis sich zeigt, was etwa gethan werden könnte," antwortete Appaia Naidu.

Lakschmaia willigte ein, und am selben Abend noch fanden sich Babaia Naidu und einige andre Häupter der Kamma-Kaste in Appaia Naidus Wohnung ein, worauf Babaia Naidu begann:

„Lakschmaia, du weißt, wie lieb wir alle dich haben, wie deine Mutter Sitamma an dir hieng, wie Dilamma sich nach dir sehnt

und wie das Herz deines Vaters nach dir und deinem Wohlergehen verlangt. Wir haben uns alle darüber berathen und möchten, daß du bei uns bleibst. Willst du's nicht thun?"

„Wie kann ich? ich habe meine Kaste gebrochen," entgegnete Lakschmaia.

„Wenn du zu uns und unsrer Religion zurückkehren willst, werden wir ein Fest veranstalten und thun, als würde deine Zunge gebrannt. Darüber brauchst du dir keine Sorge zu machen. Erhält der Priester einen Wink und ein paar Rupies, so wird er deine Zunge gar nicht mit dem Golddraht berühren."

„Aber Onkel, wie kann ich dem Christenthum absagen?"

„Ach, alle Religionen sind ungefähr gleich, in jeder gibt es gute und böse Menschen. Bist du in der Religion deiner Väter ein guter Mensch, so wird gewiß einst nichts weiter von dir gefordert werden."

„Lieber Onkel und ihr Freunde alle, zürnet mir nicht. Ich glaube von ganzem Herzen an Jesum Christum, meinen Herrn und Heiland, und kann Ihm nicht absagen. Er hat meine Sünden getragen und mir seinen Frieden geschenkt; wie könnte ich Ihn verleugnen? Mein Glaube ist nicht wie ein Lehmhaus, das Wind und Regen hinwegfegen können; er ist ein festes Gebäude und steht auf einem Felsengrund, der jedem Sturme trotzt. Dieser Fels ist Jesus Christus, mein Heiland und der Heiland der ganzen Welt. Wenn ihr mich wirklich lieb habt, so fordert nicht von mir, daß ich von ihm abtrünnig werde, das kann ich nicht."

Der Munsiff schwieg einen Augenblick, dann antwortete er: „Nun wohl, Lakschmaia. Wir wollen dir den Glauben an deinen neuen Gott lassen; aber kehre zu deiner Kaste zurück. Das wenigstens kannst du."

„Wieso?" fragte Lakschmaia.

„Sehr leicht," entgegnete sein Onkel, „denn die Engländer halten ja unter sich so fest an der Kaste, wie wir, eine Verschiedenheit besteht nur hinsichtlich des Ursprungs und einiger Einzelheiten derselben."

„Ich wußte nicht, daß die Engländer auch Kasten haben," warf hier Sabamma ein, die bisher sich mühsam zum Schweigen gezwungen hatte. „O sag uns, Schwager, wie das ist."

„Die Hindus haben ihre Kaste von Brahma erhalten," erwiderte der Munsiff, „und wir weigern uns deßhalb, mit jemand zu essen, der von niedrer Kaste ist, als wir selbst. Die Engländer scheinen ihre Kasten von Bangaramma, der Göttin des Goldes, Silbers und Edelgesteins, erhalten zu haben, denn der Reiche will bei ihnen nicht mit dem Armen, der Vornehme nicht mit dem gemeinen Manne essen. Das sind erbliche Unterschiede, die, wie ich höre, in Madras und England genau beobachtet werden und bis zum Thron hinauf einen wesentlichen Bestandtheil des Staatsgebäudes bilden. Wäre die Kaste ein Unrecht, warum würde sie dann in England gestattet? Nein Lakschmaia, die Missionare fordern mehr von dir, als von ihren eignen Landsleuten. Und dann, hast du nicht die römisch-katholischen Missionare in Batschala gesehen? Warum erlauben denn sie ihren Bekehrten, nicht nur ihre Kaste zu behalten, sondern auch ihre heiligen Haarlocken und die Stirnzeichen, an denen Wischnu und Siwa Gefallen haben? Gewiß, eure Missionare sind zu streng."

„Onkel," erwiderte Lakschmaia, „ich bin nur ein Jüngling und sollte schweigen; aber bitte, höre mich an. Warum die Engländer, wie du sagst, Kastenunterschiede haben, weiß ich nicht, noch kann ich begreifen, daß die katholischen Priester ihren Bekehrten die Kaste gestatten. Das jedoch weiß ich, daß ihr mich immer gelehrt habt, die Brahmanen seien Brahma's wirklicher Mund, die Krieger seine Arme, die Landwirthe seine Lenden, seinen Füßen aber seien die Sudras oder Knechte entsprossen, und die höchste Frömmigkeit bestehe in strenger Unterwerfung unter die Kastenregeln. All dem kann ich nicht mehr beistimmen, denn ich glaube so wenig an Brahma, wie an irgend eine der andern Gottheiten, die ich einst anzubeten pflegte. Euer ganzes System von Göttern und Göttinnen, die lügen und betrügen und einander gegenseitig verfluchen, einen Tag allmächtig und den andern hilfloser sind als wir Menschen, erscheint mir sinnlos."

„Genug Lakschmaia!" unterbrach ihn Babaia Naidu. „Du bist ein Mann und kannst thun, was dir recht dünkt, wir werden dich nicht zwingen, aber wir bitten dich, die Sache wohl zu bedenken." Damit erhob sich der Munsiff und schritt hinaus. Alle andern folgten ihm und ließen Lakschmaia allein im Zimmer zurück. Sie sahen, daß sie nichts ausrichteten und gaben ihn als verloren auf.

Am andern Morgen fragte Appaia Naidu seinen Sohn, ob er nicht auch nach Samanta zu seinem Onkel Pallaia und zu Dilamma gehen wolle?

„Wenn du mir einen Brief mitgeben willst, Vater, so will ich gehen," erwiderte Lakschmaia; „ohne einen solchen werde ich kaum freundlich aufgenommen werden."

„Ich will deinem Onkel schreiben," sagte sein Vater. „Nach der kecken Sprache, die du gestern Abend geführt hast, geben unsre Kastengenossen dich auf und wollen dich nicht wieder sehen, damit du nicht auch andre junge Leute verleitest, es zu machen wie du."

Die Kunde von Lakschmaias kühner Entgegnung auf Babaia Naidus Ueberredungsversuche eilte ihm nach Samanta voraus, und als er dort anlangte, war es bei seinem Onkel schon beschlossene Sache, ihm die Antwort in Betreff Dilammas durch die Ortsvorsteher geben zu lassen. Sobald Lakschmaia den Zweck seines Besuchs mittheilte, ließ Pallaia deßhalb den Munsiff, den Karnam und verschiedene andre Gemeinderäthe zu sich bitten. Als sie kamen, erzählte ihnen Lakschmaia seine Trauung mit Dilamma und daß er nun ein Christ geworden sei; er möchte aber jeden Schein eines Unrechts ihr gegenüber vermeiden und deßwegen Dilammas Eltern bitten, ihre Tochter entweder selbst nach Ongol in die Schule hinabzubringen, wo man aufs beste für sie sorgen werde, oder sie durch zuverlässige Freunde dahin zu senden; sei sie dann nach einem oder zwei Jahren noch Willens, seine Frau zu werden, so solle die (christliche) Trauung stattfinden. Der Karnam und Munsiff erklärten diesen Vorschlag für billig und fragten Pallaia und seine Frau, was sie darüber dächten? Pallaia erwiderte, nach Ongol schicken werde er seine Tochter nicht, sei es aber ihr eigner Wunsch, dahin zu gehen, so hindre er sie nicht, obgleich Lakschmaia die Kaste gebrochen habe. Nun wandte der Karnam sich an Dilamma. Er hielt ihr vor, daß Lakschmaia ihr Vetter und bereits mit ihr verheirathet sei, daß er ein guter Mensch zu sein scheine und sie seines Erachtens ihn nicht zurückweisen sollte, weil er ein Christ sei. Auch das möge sie bedenken, daß wenn sie zu Hause bleibe, sie keine zweite Heirath schließen könne, und falls sie irgend einen Fehltritt thäte, ihre Eltern und das ganze Dorf sich ihrer schämen würden. All dieß war aber zum Voraus verabredet, um während man sich den Schein des Entgegenkommens und eines durchaus loyalen Verfahrens gab, Lakschmaia desto

tiefer zu kränken, und sämmtliche Betheiligte spielten ihre Rolle vortrefflich. Zornig entgegnete Dilamma: „Die Götter haben mich betrogen. Dieser Mensch da ist nicht mein Mann. Mein Mann hat sich selbst das Leben genommen, für mich ist er nur noch ein Leichnam. Nein, mit diesem Menschen gehe ich nicht; er ist wie ein unreiner Wurm. Wollt ihr mich mit einem solchen Auswürfling wegschicken? Nein, nimmermehr will ich das Weib solch eines Menschen werden. Mein Mann war ein Ehrenmann, aber jetzt ist er todt für mich, ich bin eine Witwe. Ich will bei meinem Vater und bei meiner Mutter bleiben. Heißt diesen Menschen gehen, für mich ist er für immer verloren." Damit stand sie auf und verließ das Zimmer.

„Freunde," sagte hierauf Lakschmaia, „ihr habt gehört, was Dilamma gesagt hat. Ich mache ihr keinen Vorwurf und kann auch mir selbst keinen machen. Wir haben unsre Heirath nicht selbst geschlossen, unsre Eltern finds, welche die Verantwortlichkeit dafür trifft. Für bindend kann ich sie aber nicht mehr halten, nachdem Dilamma mich mit so viel Zorn und Bitterkeit von sich gestoßen hat. Gebt mir darum einen Scheidebrief nach den Regeln der Kamma-Kaste und ich will gehen."

„Nach den Gesetzen des Hinduismus und der Kaste bist du frei, Lakschmaia," antwortete der Karnam. Was Dilamma hier vor dem Munsiff und den Häuptern des Dorfes erklärt hat, kommt einer rechtmäßigen Scheidung gleich und du kannst nun, wenn du willst, eine andre Heirath schließen."

Lakschmaia verbeugte sich und gieng. Die Behandlung, die er von Dilamma erfahren, schmerzte ihn wohl tief, aber es war ihm doch leicht ums Herz, weil er seine Pflicht gethan hatte und im Grunde auch, weil jetzt ein Band gelöst war, das ihm möglicherweise hätte lebenslang zur schweren Fessel werden können.

Nach Ahmadala zurügekehrt, wurde er von seinem Onkel sehr kühl begrüßt. Freundlicher begegnete ihm sein Vater, der begierig war zu hören, wie es in Samanta gegangen. Lakschmaia erzählte ihm Alles.

„Ganz wie ich mirs gedacht," sagte Appaia Naidu. „Da du nicht wieder in deine Kaste eintreten willst, wirst du am besten thun, sogleich nach Ongol zurückzukehren. Ich will suchen, ohne dich durchzukommen. Gottes Gnade walte über dir und mir."

Er sprach noch, als Sabamma herzutrat und Lakschmaia fragte, was er in Samanta ausgerichtet und ob er sich nun entschlossen habe, zu seiner Kaste und in seine Heimat zurückzukehren? Als ers verneinte, brach sie in eine Fluth von Schmähungen aus. Abwechslungsweise wimmernd, heulend und schreiend, rief sie: „Du unreines Thier! Warum bist du hieher gekommen? Willst du auch uns besudeln? O Jammer, daß du geboren wurdest! Die Götter haben dich uns zum Fluch geschickt, du bist für immer verloren. Fort, fort mit dir!“

Unter ihren Verwünschungen brach Lakschmaia auf. Er wußte jetzt, daß er bei den Christen in Ongol mehr daheim war, als bei den Seinigen in Ahmadala.

Aus der Südsee.

Immer noch übt die Südsee-Mission einen besonderen Reiz aus auf den, der sich wohlwollend mit ihr beschäftigt. Hätten wir nicht immer so viel Wichtiges und Neues aus Afrika, Indien, China und den anderen umfassenderen Missionsgebieten zu berichten, es würde uns nicht an Stoff fehlen, jeden Monat unseren Lesern Interessantes aus Polynesien, Melanesien und Mikronesien zu erzählen.

Diesmal nur ein paar kleine Züge. Aus Tutuila schreibt der Londoner Miss. Phillips, der die Oberaufsicht über 23 eingeborne Pastoren hat: in seinem Distrikt allein hätten die Gemeinden voriges Jahr trotz der sehr gedrückten Handelsverhältnisse und großen Geldmangels zusammen 6680 Mk. geopfert, etwa 700 Mk. mehr als im Vorjahr! Auf mehreren seiner Außenstationen ist jetzt die ganze Einwohnerschaft christlich. Aus Atafu z. B., einer kleinen zur Tokelau-Gruppe (nördlich von Samoa) gehörigen Insel,*) schreibt

*) Ausführliches über die Tokelau-Gruppe findet sich im Miss.-Mag. 1877, S. 265 ff.

ihm der erst seit September 1881 dort stationirte Evangelist Lemuelu unterm 12. Mai 1882:

„Seit ich hier bin, ist das Werk sehr gewachsen und keinerlei Hindernisse haben sich uns entgegengestellt. Die Gesetze, welche seither zur Regierung des Volkes gemacht worden sind, werden von allen geachtet und befolgt. An den gottesdienstlichen Uebungen, zu welchen wir uns täglich versammeln, haben die Leute sehr große Freude. Die Gemeinde zählt jetzt 85 Glieder; dazu kommen 20 Taufkandidaten. Das ist die gesammte erwachsene Einwohnerschaft der Insel. Kein einziger ist mehr übrig, der dem Teufel dienen würde. Mir haben sie ein Wohnhaus aus Korallensteinen errichtet, das 54 Fuß lang ist, und für alle unsre irdischen Bedürfnisse tragen sie Sorge; täglich bringen sie uns Kokosnüsse zur Nahrung, sowohl grüne als auch reife. Der König ist nach wie vor zugleich König und Gemeinde-Diakon. Es ist ihm ein ganzer Ernst, Gottes Werk zu treiben.

„Ich muß Ihnen aber doch auch sagen, wie wir trotz der großen Fortschritte der Kinder in unserer Schularbeit aufgehalten werden durch den Mangel an Bibeln. Die Kinder Eines Hauses streiten beständig miteinander, welches von ihnen die Familienbibel in die Schule mitnehmen und dort benutzen soll; und ebenso verhält es sich mit den Schiefertafeln, von denen Sie uns ja auch nur so wenige zurückgelassen haben. Das sind große Hindernisse, denn wie sollen je fünf Kinder mit Einer Bibel auskommen? Wir hoffen, daß bald diesem Mangel wird abgeholfen werden. Dasselbe gilt auch in Betreff des Gesangbuchs. Nur diejenigen, welche ein solches haben, nehmen am Gesang theil; die übrigen — und das ist die Mehrzahl — singen nicht mit, weil sie keine Bücher haben."

Auch auf Tamana, einer zur Gilbert-Gruppe, also zu Mikronesien gehörigen Insel, wo 1877 die Einwohnerschaft durch eine Hungersnoth von 1700 auf 250 Seelen zusammengeschmolzen war, ist das Werk der Christianisirung so gut wie vollendet. Sogar europäische Händler, die sonst nicht sehr geneigt sind, auch nur ein gutes Haar an der Südsee-Mission zu lassen, haben ihre Verwunderung über den blühenden christlichen Zustand dieses Inselchens offen ausgesprochen. Einer, der selbst keineswegs auf Frömmigkeit oder Missionsfreundlichkeit Anspruch macht, rühmte dem Miss. Phillips gegenüber die Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit und Sittenreinheit der

Einwohner und sprach fast mit Begeisterung von dem gartenartigen Aussehen, das sie ihrem Eiland gegeben haben. Von allen Inseln, die er gesehen, habe diese den tüchtigsten eingebornen Lehrer und die gefördertsten Christen. Ganz ähnlich sprach sich — unabhängig von jenem — auch ein anderer Händler aus.

„Wenn man bedenkt — schreibt Phillips — in welch furchtbarer Verkommenheit diese Insulaner vor der Einführung des Christenthums, d. h. noch vor 12 Jahren sich befanden, so wird man auch die stärksten Ausdrücke zur Beschreibung des Umschwungs gerechtfertigt finden. Ich selbst hätte Lust, Atafu die „Millennium-Insel" (d. h. eine Insel, wo das tausendjährige Reich schon angefangen hat) zu nennen und in dem, was hier erreicht worden ist, ein Angeld dafür zu sehen, was noch einmal auf dem ganzen Erdboden geschehen wird. Wahrlich, hier haben wir Ursache, unseren lautesten Lobgesang anzustimmen und Gott von ganzem Herzen zu danken; hier haben wir auch eine Aufmunterung zur Hoffnung, zur muthigen und getrosten Weiterarbeit am heiligen Werk. Denn Atafu und Tamana sind ja nur die Welt im Kleinen: das Evangelium, das hier den Sieg davongetragen, kann ebenso herrlich auch in Innerafrika triumphiren und ebenso vollständig auch über das indische Kastenwesen, den chinesischen Nationaldünkel und den grausamen Aberglauben Neuguinea's den Sieg davontragen."

Etwas nördlich von Tamana liegt Apemama, eine flache Korallen-Insel, die nicht mehr zum Gebiet der Londoner, sondern zu dem der amerikanischen Mission gehört, deren Schiff, der „Morgenstern", jährlich einmal auch hier anzulegen pflegt. Vor 10 Jahren war noch kein Strahl christlichen Lichtes hieher gedrungen. Die nackten Einwohner waren so wild, grausam und sittenlos, als ein Volk nur sein kann. Vor sieben Jahren gelang es dem eingebornen Lehrer, eine Schule zu gründen, die bald von hundert meist erwachsenen Schülern, ja vom König selbst besucht wurde. Dieser letztere konnte es aber nicht leiden, wenn jemand schneller lesen lernte als er selbst, und schlug einfach jedem den Kopf ab, der es ihm darin zuvorthat — eine eigenthümliche Methode, um der Primus einer Klasse zu bleiben! Nichtsdestoweniger nahm aber die Evangelisation auch auf Apemama ihren stillen Fortgang, so daß am 15. August 1880 aus den 71 Erstlingen eine förmliche Gemeinde konnte gebildet werden. Im folgenden Jahr fieng der König an, seine Vielweiberei

aufzugeben und sich zu den Christen zu halten. Und als im Juli 1882 der Morgenstern wieder vor Apemama erschien, da hatte die ganze Insel schon ein anderes Ansehen bekommen. Es wurden öffentliche Gottesdienste und ein Examen gehalten, bei welchem eine schöne Anzahl sich durch lautes Lesen hervorthat. Der leider gerade abwesende König hatte dem Lehrer ein neues Haus erbauen lassen und überhaupt alles gethan, um dem Christenthum Vorschub zu leisten. Der Lehrer versicherte, es sei ihm ein ganzer Ernst, als Christ zu wandeln, wie er denn auch von seinen 34 Weibern 33 entlassen habe. Einmal hatte er einen Besuch auf der Nachbarinsel Maiana gemacht und war von den Einwohnern mit heidnischen Tänzen und Festgelagen empfangen worden. Er aber hatte der versammelten Menge folgende kleine Predigt gehalten, die wahrlich eines Königs würdig ist: „Ich bin zu Euch gekommen ohne Waffen, denn ich führe keine Kriege mehr. Euer Trinken und Spielen kann ich aber nicht mitmachen, denn das sind böse Dinge. Ich habe etwas Neues gelernt, nämlich daß dergleichen Dinge böse sind. Es giebt noch ein anderes Leben nach diesem und wenn wir uns auf dasselbe nicht vorbereiten, so lange wir hier auf Erden sind, so gehen wir verloren. Ich habe von Christus gehört und Er ist der König über alles, und ich habe Ihn angenommen als meinen König. Meine Weiber habe ich aufgegeben, denn mehr als eine zu haben ist Sünde, auch alles andre, was nicht recht ist, habe ich aufgegeben und bin nun entschlossen, ein christliches Leben zu führen und auf des Herren Seite zu stehen. Ich rathe Euch allen, ein Gleiches zu thun!"

Der Eindruck dieser Rede wurde noch verstärkt durch die ganze Handlungs- und Lebensweise des Königs, welche die Leute von Maiana während seines längern Aufenthalts in ihrer Mitte zu beobachten Gelegenheit hatten. Das Trinken, Tanzen und Kriegführen wurde eingestellt und ein Gesetz erlassen, das alles derartige für unstatthaft erklärte. „Was sollen wir thun, daß wir selig werden?" — das war jetzt ihr Hauptanliegen, und mit demselben wandten sie sich nicht nur an den Lehrer, sondern auch an den weißen Händler, mit dem sie je und je Geschäfte hatten. Natürlich begaben sich die Missionare nun auch nach Maiana, um mit den Leuten zu reden und zu beten. 200 schienen zum Uebertritt bereit, und als Miss. Corey fragte, wie viele von ihnen den Herrn Jesus

lieb hätten und Ihm zu dienen entschlossen seien, da erhoben etwa 80 ihre Hände. Auf Apemama selbst waren es beinahe 300. Schon hatten sie durch monatliche Gaben eine ansehnliche Quantität Palmöl für Missionszwecke zusammengebracht.

Und wie haben wir uns nun das kaum erst dem Senfkorn gleich in die Herzen dieser Insulaner gepflanzte Christenthum zu denken? Einen sehr merkwürdigen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage liefert der Brief eines amerikanischen Schiffskapitäns, namens Slocum, der in einer japanischen Zeitung vom 16. Januar d. J. (»Japan Gazette« in Jokohama, natürlich englisch) erschienen ist und im Auszug also lautet:

„Wie es scheint, wollten gegen Ende Oktober v. J. 12 Eingeborne von Apemama (in der Gilbert-Gruppe) sich auf eine Nachbarinsel begeben. Von einem Sturm überrascht, wurde aber ihr kleines Boot ins Meer hinausgetrieben und hier bis zum 10. December bald in dieser, bald in einer anderen Richtung hin und her geworfen. An dem genannten Tage, einem Sonntag, gewahrten wir von unserem Schiff (»Northern Light«) aus die in Todesgefahr Schwebenden und nahmen sie an Bord. Sieben von ihnen waren bereits dem Hunger und Durst erlegen, denn etwas Bananen-Mehl, ein paar Flaschen Kokosöl und etwa 20—30 Liter Trinkwasser war alles gewesen, was sie bei sich hatten!

„Würde ich nun von diesen armen Leuten, denen wir das Leben retten durften, einfach als von Südsee-Insulanern reden, so fürchte ich, daß kaum jemand sich eine richtige Vorstellung von ihnen machen würde. Frömmere Christen als diese habe ich nie gesehn. Kaum hatten wir sie aus ihrer trostlosen Nußschale mehr todt als lebendig auf unser Schiff heraufgezogen, so sprach einer von ihnen, wie es schien der Anführer, mit geziemender Andacht ein Dankgebet für ihre Errettung! Dann warfen sie sich aufs Verdeck zum Zeichen der Unterwürfigkeit gegen uns weiße Fremdlinge. Man gab ihnen Branntwein und andere Stärkungsmittel. Einer oder zwei aber wollten nichts Berauschendes nehmen mit dem Bedeuten, sie seien Christen! Heißer Thee schien ihnen denn auch sehr gut zu thun. Uebrigens rauchten sie alle, und zum erstenmal in meinem Leben kam mir der Gedanke, daß der Tabak am Ende doch noch zu etwas gut sei.... Nun redete mich Whaggie, der jüngste von ihnen, in recht gutem Englisch an: „Kapitän, Schiff bestimmt wohin?“ Ich

sagte ihm, daß Japan unser Ziel sei. „Schiff nicht anhalten in Apemama?“ Hierauf erwiderte ich, daß es auf den Wind ankomme; vielleicht würden wir in Apemama, vielleicht wenigstens in Ponape halten können; jedenfalls würde für sie geschehen, was möglich sei. „Kapitän,“ sagte hierauf Whaggie, „ich danke Ihnen!“

„Drei von ihnen waren junge Männer, denen an Gestalt und Körperkraft keine drei von unsrer Schiffsmannschaft gleichkamen. Der vierte war ein ältlicher Mann, der Gatte der einzigen am Leben gebliebenen Frau, und ein helleres Augenpaar als das, welches aus seinem bemoosten Haupte herausglänzte, dürfte schwer zu finden sein. Er war es, der keinen Branntwein hatte nehmen wollen, indem er sagte: „Mich Missionar“ — mehr englisch konnte er nicht — und dabei zuerst auf sich und dann nach oben wies. Wir verstanden ihn sofort. Als wir ihm und den übrigen dann ihr Quartier im Schiffsraum anwiesen, schien er zu glauben, es gehe ihm jetzt an's Leben, zugleich aber auch ganz bereit für ein solches Schicksal zu sein. Whaggie sah ihn an, schüttelte den Kopf und sagte: tabu! Natürlich lachten wir sie aus wegen ihres Mißtrauens und versicherten sie, daß es bei uns kein tabu gebe. Anfangs traute mir der Alte gar nicht, allmählich aber wurden wir die besten Freunde und so oft ich später nach ihnen sah, ließ er mich jedesmal neben seiner Frau sitzen — gewiß ein genügender Beweis von Vertrauen. Sie war zwar nicht mehr jung, aber so graziös und wohl aussehend, daß manche „weiße Schöne“ sie hätte beneiden können.

„Nachdem wir die guten Leute acht Tage an Bord gehabt, kamen wir in die Nähe ihrer Insel und schon giengen — mitten in der Nacht — die drei jüngeren Männer Arm in Arm und Freudenpsalmen singend auf dem Verdeck umher, als wir in die Aequatorialströmung hineingeriethen und viel zu weit westlich fortgetrieben wurden. Nun fuhren wir auf die Insel Ebon zu, aber die See war zu unruhig, als daß wir hier hätten anlegen können. Auch wußten unsere Schützlinge nicht, ob sie hier Aufnahme gefunden hätten, ob Ebon nicht von Kannibalen bewohnt sei. So hielt ich es nicht für recht, sie in ihr Boot zu setzen (das wir mit an Bord genommen hatten) und sie einem zweifelhaften Geschick zu überlassen. Als ich ihnen meinen Entschluß mittheilte, daß sie noch länger unsere Gastfreundschaft genießen sollten, aber nun eben bis Taiban (Japan)

mitreisen müßten, hellten ihre Gesichter sich auf und mir war eine Last vom Herzen genommen. Whaggie fragte dann freilich, ob ich glaube, daß sie je ihre Heimat wiedersehen würden, aber ich beruhigte sie mit der Versicherung, daß ich das Meinige thun würde, um ihnen zur Rückkehr zu verhelfen, worauf Whaggie andeutete, daß der König von Apemama herzlich gern Geld zahlen, eine Menge cobra ꝛc. geben würde. Wer weiß, wenn ich die Leutlein selbst nach Apemama hätte bringen können, ich wäre noch zum Ritter Sr. Majestät von Apemama oder besser noch — zum Gouverneur einer ganzen Insel ernannt worden. Nun haben mich die widrigen Winde um mein Glück gebracht und ich bleibe der arme Pil Garlic (?).

„Am 15. Januar kamen wir glücklich hier in Jokohama an. Was sollen wir nun mit unseren Schützlingen anfangen?“

Man sieht, diese schlichte Erzählung sollte zugleich ein Aufruf an das wohlthätige Publikum von Jokohama sein; und — wie Missionar Dr. Loomis von dort schreibt — ist derselbe nicht vergeblich geschrieben worden. 2000 Mark wurden zusammengelegt, um den Schiffbrüchigen die Rückkehr in ihre ferne Heimat zu ermöglichen, und nach der April-Nummer des »Missionary Herald«, dem wir diese ganze Geschichte entnommen haben, waren sie im Februar oder März d. J. bereits bis San Francisco gekommen.*) Mögen sie vollends glücklich ihre Heimat erreichen, um dort mit Freuden zu erzählen, wie große Dinge der Herr an ihnen gethan und zu bestätigen, daß Er wirklich ein König ist „über Alles“!

*) Der „Foreign Missionary“ (Mai) fügt hinzu, daß der Kapitän des Dampfers „City of Tokio“ sie unentgeltlich nach San Francisco gebracht, daß sie hier aufs Freundlichste empfangen und durch ihre Erscheinung die Missionsfreunde zu neuem Eifer angeregt worden seien. Am 3. März sollten sie nach Honolulu abgehn.

Pater Sidotti.

Mitgetheilt von Dr. H. Gundert.

Die Japaner geben gegenwärtig die Werke eines ihrer Gelehrten heraus, der am Anfang des vorigen Jahrhunderts viel geschrieben hat, was nie veröffentlicht wurde. Der Mann hieß Arai Hakuseki. Eine seiner Schriften, das Seijo kibun (d. h. Annalen der westlichen Völker) berichtet, was er vom Christenthum in Erfahrung gebracht hatte.

Er erzählt: Pater Sidotti*) war in Paleimmo (Palermo?) geboren, wurde Priester in Rom und erhielt den Auftrag, als Missionar nach Japan zu gehen. Nachdem er drei Jahre lang die Sprache studirt hatte, schiffte er sich in Genua nach den Philippinen ein, wo er von japanischen Flüchtlingen noch weiter unterrichtet wurde. Im 8. Monat des Jahres 1708 erschien ein großes Schiff an der Küste von Gumi, deren Anwohner durch den ungewohnten Anblick in Schrecken gejagt wurden. Nach ein paar Tagen verschwand es, nicht ohne Sidotti gelandet zu haben. Eines Abends erschien der Weiße in japanischer Kleidung mit einem japanischen Schwert vor einem Köhler, den er durch Zeichensprache um Wasser bat. Der Kohlenbrenner holte solches, hielt sich aber in gehöriger Ferne von dem langen Schwert. Ihn zu beruhigen, legte Sidotti das Schwert bei Seite. Am Ende rief der Bauer zwei Nachbarn herbei, die den Fremden müde am Wege sitzend fanden. Sie nahmen ihn in ein Haus und gaben ihm zu essen.

Natürlich wurde die Ankunft des Fremden höheren Orts berichtet. Der Fürst von Satsuma verbrachte ihn nach Nagasaki, wo ein holländischer Kaufmann, der etwas Lateinisch sprach, im Verhör den Dolmetscher machte. Im 11. Monat wurde Sidotti nach Jedo geführt, in einem Norimon (Sänfte), das er nicht verlassen durfte, wodurch er für immer zum Krüppel wurde. In Jedo sperrte man ihn im „Christenhaus" ein, das noch steht. Am ersten Tage verhörte

*) Vgl. Miss.-Mag. 1877, S. 363.

man ihn über die Länder und Verhältnisse des Abendlandes; zum Schluß sagte Sidotti: „Ich kam nach Japan, nur um meinen Glauben zu lehren und dadurch diesem Volke Heil und Gedeihen zu bringen. Es ist mir leid, daß ich so vielen Leuten Mühe mache. Das Jahr geht zu Ende und es ist schon kaltes Wetter. Daher geht es mir nahe, daß meine Wächter Tag und Nacht bei jedem Wetter um mich sein müssen. Ich kam so weit her, nur um in die Hauptstadt zu gelangen; nun nachdem mein Wunsch erreicht ist, werde ich gewiß nicht davonlaufen. Wollte ich auch entrinnen, so könnte ich's doch nicht, weil mir Jedermann den Fremden ansieht. Seid so gut und legt mich bei Nacht in Fesseln, damit meine Wächter ruhig schlafen können, am Tage mögen sie immerhin mich bewachen."

Das rührte die Beamten. Aber ich (schreibt Hakuseki) sagte ihnen: „Der Mensch ist ein Lügner." Darüber gerieth er in Entrüstung und begann: „Es giebt keine schlimmere Beschimpfung als diese. Von meiner Kindheit an habe ich nie eine Lüge gesagt. Wie mögen Sie mich Lügner nennen?" Ich erklärte ihm, daß ich sein Mitleid mit den Wächtern für eine Heuchelei halte. Während er diesen Mitgefühl zeige, kümmere er sich nichts um die Gefühle der Beamten, die angewiesen seien, ihn zu bewachen; aber aus Menschenfreundlichkeit ihm wärmere Kleidung angeboten haben. Er thue ihnen weh durch seine hartnäckige Abweisung derselben. Darauf bequemte sich Sidotti, ihr Anerbieten anzunehmen; nur bestand er darauf, blos baumwollene, keine seidene Kleider anzuziehen.

Hakuseki bemühte sich, dem Gefangenen Befreiung zu verschaffen. Allein umsonst. Sidotti wurde zu ewigem Gefängniß verurtheilt, und ein Paar abgefallener Christen hatten ihn zu bewachen. Dieses Ehepaar hatte bei einem Exprieſter gedient, welcher insgeheim den abgeschworenen Glauben festhielt und verbreitete. „Die Ankunft dieses Fremden, der zum Besten der Fernen alles Lebensglück geopfert hatte, machte den tiefsten Eindruck auf sie. Warum für etliche Jahre Erdenleben die Hoffnung des Himmels drangeben? Sie bekannten sich als Christen und wurden sofort in besonderen Zellen eingekerkert. Sidottis Haft wurde auch eine strengere. Als jene hingerichtet werden sollten, rief er ihnen Tag und Nacht zu, sie möchten doch getreu sein bis in den Tod."

Doch starb der alte Sklave eines natürlichen Todes im J. 1715, und Sidotti folgte ihm im gleichen Jahre nach.

as Hakuseki über die christliche Religion von ihm in Erfahrung
t, hat er in einem besonderen Bande ziemlich genau nieder-
ben. Da dieser veröffentlicht wird, können nun viele Japaner
s Predigt lesen. Durch die Vermittlung dieses Gelehrten
r noch, wiewohl er gestorben ist.
akuseki findet im Christenthum so viele Aehnlichkeit mit dem
smus, daß er den Buddha für den Vater unseres Glaubens
Das haben ja auch neuerdings Christen gethan, die es leichter
hätten, den Unterschied herauszufinden.

Ein Besuch auf den Neu-Hebriden.

r „Australische Christenbote," herausgegeben von Pastor
Herlitz, einem ehemaligen Basler Missionszögling, theilt einige
Privatbriefe des sächsischen Kandidaten Joh. Müller mit,
lich — zur Stärkung seiner Gesundheit — eine Reise nach
euhebriden gemacht hat. Derselbe hatte das Glück, von
) an das bekannte Missionsschiff „Dayspring" benutzen zu
und an Bord sowohl, als auch auf mehreren Inseln, die
undschaft der Missionare zu genießen. Seinen Mittheilungen
nen wir Folgendes:
Meine Fahrt von Sydney nach Aneitjum war günstig. Als
ende traf ich den Miss. Mackenzie, der von einer Besuchs-
f seine Insel zurückkehrte, und Miss. Gray von Süd-Austra-
er erst in die Mission eintritt. Natürlich waren wir alle
. Die Verpflegung auf dem Schiff war sehr gut.
In Aneitjum (Hafen sehr gut) lag das Schiff acht Tage,
m Wasser ein und das Material zu einer neuen Station
iss. Gray. Der erste Eindruck, den mir die Insel machte,
überwältigender. Solche Blumen-Fülle und Farbenpracht
ir noch nicht vorgekommen. Alles war fremdartig, was ich
, Alles schien wie besonders arrangirt zum Empfang der
en. Ich konnte anfangs nichts thun, als bewundernd diese
anschauen. Herr, wie sind deine Werke so groß und viel,

du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güte! Vor Allem fällt einem der majestätische Palmbaum in die Augen. Ueberall, wohin ich blickte, sah ich ihn mit seinen großen Nüssen. Orangen, Bananen, Ananas und wie diese Früchte alle heißen, luden zum Kosten ein, was ich auch bald that. Stationirt ist in Aneitjum Miss. Annand. Er kam uns ein Stück weit entgegengefahren in einem Boote. Ein lieber, freundlicher Mann. Er lud uns alle ein, diese acht Tage am Lande zuzubringen, was dankbar angenommen wurde. In der ersten Nacht konnte ich lange den Schlaf nicht finden. Das Gesehene hatte mich zu sehr erregt. Außen hatte sich Sturm und Regen eingestellt, und es mochte wohl so gegen 2 Uhr sein, als auf einmal mein Bett ganz gewaltig zu schwanken begann und ich schon fürchtete, aus demselben hinausgeworfen zu werden, es hob sich und senkte sich; ich wußte im ersten Augenblick nicht, was das bedeute. Doch ermunterte ich mich schließlich soweit, daß ich mir sagte, daß es wohl ein Erdbeben sein müsse. Der Missionar sagte andern Tags, daß dies das heftigste seit 10 Jahren gewesen sei.

Aneitjum ist eine sehr schöne Insel vulkanischen Ursprungs, was auch die Formation der Berge deutlich zeigt. Inmitten ist ein kleiner Fluß, der freilich nicht zur Gesundheit der Insel beiträgt. Bewohnt ist sie von ungefähr 1100 Eingebornen, deren Zahl aber durch Krankheit stets abnimmt. Der erste Eindruck, den die braunen Gestalten auf mich machten, war kein ungünstiger. Im Ganzen sinds schöne Gestalten von kräftigem Aussehen. Die meisten waren mit kurzen Hosen und Jacken bekleidet. Die Frauen trugen Röcke und Jacken. Wie ich später sah, wendeten sie alle Mühe darauf, des Sonntags in den besten Kleidern in der Kirche zu erscheinen. Auch hatten da die meisten Männer Filzhüte, die Frauen Strohhüte. Ein alter Mann, früher ein sacred man, d. h. Priester, erschien in weißen Hosen, einem alten zerrissenen, schwarzen Rock und auf dem Kopfe hatte er einen alten Cylinderhut. Ich konnte mich eines Lächelns nicht enthalten, als ich ihn auf uns zur Begrüßung zukommen sah. Natürlich war er barfuß. Jetzt ist er ein Kirchenältester.

Von Aneitjum fuhren wir nach Tanna. Dort sind bereits zwei Stationen, doch die Insel hat gegen 10,000 Einwohner, die wohl drei verschiedene Sprachen sprechen. Von diesen Stationen holten wir die Missionare, damit sie die neue mit gründen helfen

sollten. Der Bau des neuen Hauses nahm etwa 10 Tage in Anspruch. Das Schiff lag während dieser Zeit vor Anker. Es traf sich gut, daß ich auf einer Insel, wo das Christenthum schon lange Zeit Platz gegriffen, und auf einer anderen, wohin es erst gebracht werden sollte, längere Zeit weilte. Ich konnte da recht deutlich die Unterschiede beobachten. Und diese sind allerdings groß. Gleich die äußere Erscheinung dieser Wilden auf Tanna war eine unangenehme. Der ganze Körper, bis auf die primitivste Schambedeckung, nackend, tätowirt, Gesicht und alles mit schwarzer, weißer und rother Farbe beschmiert, riesige Pfropfe durch die Ohrläppchen gesteckt und dazu die Haare in einzelnen Flechten, die in kleinen Locken auslaufen, gebunden, natürlich ohne Kopfbedeckung. In dieser Tracht stellten sie sich auf ihren Canoes auf dem Schiffe ein, um alles zu besehen und zu betasten. Solche Zöpfchen tragen sie vielleicht 30—40 Stück, es ist kein schöner Anblick. Sie liegen glatt auf dem Kopf und sind tüchtig geölt. Die Canoes sind aus Baumstämmen gehauen. Der Stamm ist durch Ausläufer mit einem kleinen im Wasser ruhenden Balken verbunden, des Gleichgewichts halber. Die Landung war außerordentlich schwierig, da das Boot nicht auf den Sand laufen konnte, sondern von jeder Welle zurückgezogen und vorwärts gestoßen wurde. Wir, die wir bekleidet waren, hielten unseren Einzug zum großen Ergötzen der Eingebornen, die ringsherum gelagert waren, auf dem Rücken eines riesigen Insulaners. Ich gab da auch ein schönes Bild, da ich zu all dem noch einen Regenschirm und überdies einen Korb trug und einen grauen Hut und eine Brille auf hatte. Besonders die Brille schien diese Naturkinder zu amüsiren, die Frauen noch mehr als die Männer. Ich sah wiederholt, daß sie mit Fingern auf mein Gesicht zeigten, sich zuzischelten und dann in großes Gelächter ausbrachen. Der Anblick dieser Frauengestalten war kein schöner. Sie waren nur mit einem kurzen Rock von Platanenblättern bekleidet. Hier und da nur lugte ein einsames Kopftuch hervor. Doch schienen ihre Sprachorgane in vorzüglicher Ordnung zu sein, schnatterten sie doch wie eine Heerde Gänse. Bald entwickelte sich zwischen ihnen und dem Bootsmann ein lebhafter Tauschhandel. Sie brachten Früchte: Cocosnüsse, Bananen, Ananas, Kürbisse, süße Kartoffeln u. s. w., er gab ihnen Tücher, Messer u. dergl. Auch Hähne und Schweine brachten sie — alles fürs Schiff. Ich machte mich nun auf

die Copulation war geschehen in etwa vier Minuten. Kürzer kanns gewiß nicht sein. Hierauf große Gratulation von allen Anwesenden, auch dem Häuptling. Schüsse erschollen beim Austritt aus der Kirche und Flaggen wurden aufgehißt. Ich blickte noch einmal nach dem jungen Ehepaar, doch ich sah sie nicht etwa Arm in Arm freudig ihrem Heim zugehen. Er steuerte vielmehr solo der See zu, während sie plaudernd mit den übrigen Weibern einen andern Weg gieng. Das ist so, meinte der Missionar, doch finden sie sich schon.

Auf die junge Ehegattin wartet jetzt ein besseres Schicksal, als es vordem der Fall war. Auf allen diesen Inseln stand ja die Polygamie (Vielweiberei) in voller Blüthe. In Tanna macht ihre Ausrottung noch jetzt die größte Schwierigkeit. Wünschte nun ein Bursche ein Mädchen, so bestimmten die Väter die Anzahl der Schweine (vier, fünf, sechs) oder Matten, und der Handel war abgemacht. Das Mädchen bekam einen Strick um den Hals und ward so ihrem Ehegemahl zugeführt. Der Strick bedeutete, daß sie sich strangulíren (erdrosseln) lassen wolle, wenn ihr Mann sterbe. Dies grausame Verfahren wurde auch stets ausgeführt, ja kommt jetzt noch zuweilen auf Tanna vor. Hatte der Verstorbene mehrere Frauen, so wurde diejenige getödtet, welche er bei Lebzeiten am liebsten gehabt hatte. Ich sah hier in Aneitjum eine Frau, die vom vorigen Missionar mit Lebensgefahr vor gleichem Schicksal bewahrt worden war. Sie ist jetzt eine treue Christin; vor Kurzem kam sie zu Frau Annand: „Meine Brille ist zerbrochen, ich kann meine Bibel nicht lesen.“ Als sie eine neue erhalten, küßte sie dieselbe; „nun kann ich doch wieder in der Bibel lesen.“

Ich hatte nun großes Verlangen, auch ein Begräbniß dieser Insulaner zu sehen. Mein Wunsch sollte auf unerwartete Weise in Erfüllung gehen. Ich hatte mirs, wie jeden Tag, in einem großen Stuhl in der Verandah bequem gemacht (27. November); der Missionar war mit einem Eingebornen in den nahen Wald gegangen, um Holz zum Bau zu schlagen. Ich erwartete ihn erst gegen Mittag zurück. Da biegt er um halb zehn Uhr eilig um die Ecke des Hauses, wirft sein Arbeitszeug hin und blickt ganz verstört drein. „Warum so zeitig zurück?“ „Mein Arbeitsmann hat sich in den Fuß gehackt, er ist todt.“ Er brachte kaum diese Worte hervor. Natürlich erschrak auch ich sehr, hatte ich doch diesen

bald ganz schwarz, doch ohne Unterbrechung wälzten sich die Rauchmassen auf die Insel. Die nächste Umgebung war mit Asche und Lava überdeckt. Selbst das Schiff wurde zuweilen von einem Aschenregen betroffen, auch hörte ich oft das dumpfe Brüllen des Vulkans, wie fernen Donner. Zum Tausch brachten die Wilden viele Waffen, als Speere, Spieße, Keulen, Todtschläger von Stein aus einem Stück, Bogen und Pfeile, außerordentlich spitz, u. s. w.; auch Muscheln, Zähne von wilden Schweinen, Armringe aus Cocosnußschale und Haarkämme mit 4 oder 5 Zähnen aus Holz, natürlich sehr langen, da sie sonst ihr wolliges Haar nicht damit zu durchfurchen vermöchten.

Nachdem wir noch mehrere andere Inseln besucht, kehrte das Schiff nach Aneitjum zurück und brachte mich und Herrn Annand ans Land. Der „Dayspring" selbst gieng weiter nach den südlichen Inseln. Mir wurde das freundliche Anerbieten gemacht, während dieser Zeit in Aneitjum zu bleiben, da es weiter südlich furchtbar heiß sein soll. Ich nahm es dankbar an. Aneitjum ist eine christliche Insel. Nur weniges darüber. Mittwoch Nachmittag fand gewöhnlich Gebetsversammlung in der Kirche statt. Da sitzen die Eingebornen ringsum auf Matten, einige auch auf Bänken. Am 22. November nun war eine Trauung. Das Brautpaar hatte sich vorn an das Pult gesetzt auf Matten; warum nicht auf die nahe Bank, weiß ich nicht. Der Bräutigam, von muskulösem Aussehen, schwarzem Vollbart und meiner Größe, hatte sich zur Feier des Tages gar schön gekleidet. Ein schwarzes Jaquet, das freilich nicht recht Façon halten wollte, enge graue Hosen, ein Vorhemdchen, das ihn zu ersticken drohte, und sogar Stiefel hatte er an, auch einen neuen Filzhut auf dem Kopf — also ganz modern gekleidet! Die Braut schien die ganze Zeit über sehr in ihre Bibel vertieft zu sein, ich konnte kein einziges Mal einen Blick von ihr erhaschen. Doch schien sie ein nicht übles Gesicht zu haben. Sie hatte ein Kleid von hellen Farben, ein schönfarbiges Umschlagtuch, ein kleines, keck auf dem Kopfe sitzendes Strohhütchen — aber keine Schuhe an. Der Missionar meinte, dies Möbel existire für die Ladies dieser Insel noch nicht. Die Ceremonie war sehr kurz. Das Brautpaar erhob sich, Er gab der Erwählten die Rechte, und der Missionar fragte sie, ob sie einander lieben und dienen wollten. Moia (ja) lautete die Antwort; der Segen wurde gesprochen und

liche Klage. Und so konnten sie denn auch nicht beruhigend, sondern nur aufregend wirken. Dies spürte ich auch an mir. Ich entfernte mich gar bald und suchte einen einsamen Ort auf, — doch überall hin drangen diese Schmerzenslaute. Zuweilen, wenn Verwandte ankamen, brachen alle Weiber in diese langgezogenen Töne aus, wirklich schrecklich zu hören. Die Männer klagten nicht in so exaltirter Weise, wie die Klageweiber, doch zeigten auch sie Schmerz. Die Stärke der Schmerzensrufe scheint die verwandtschaftliche Stufe zu dem Verstorbenen zu bestimmen. Den allgemeinen Ausdruck des Schmerzes der Nichtangehörigen scheinen alte Weiber, Klageweiber, zu geben, deren Geschäft es eben ist, ihre Stimmen ertönen zu lassen zum Wohle des Todten und Wohlgefallen der Lebenden. Den andern Morgen, 5 Uhr, hörte ich bereits von dem eine halbe Stunde weit entfernten Grabe die lauten Klagetöne. Mit Sonnenaufgang verstummten sie. Da kein Todter in diesem warmen Lande lange liegen darf, hatte das Begräbniß schon Abends stattgefunden. Ein Canoe wurde als Sarg zurecht gemacht, vorn und hinten abgeschnitten. Vor Sonnenuntergang wurde der Todte hineingelegt, Brettchen darauf genagelt, ein weißes Tuch darüber gedeckt und ein Blumenkranz von Frau Annand darauf gelegt. So wurde er vor die Hütte gestellt. Alle Eingebornen rückten nun zusammen, ich mitten unter ihnen, ein christlicher Todtengesang begann und, nachdem ein Eingeborner ein Gebet gesprochen, hielt Miss. Annand eine kurze bewegte Anrede. Sein Text war: „Darum wachet, denn ihr wisset nicht, wann der Herr kommt." In die Hinterlassenschaft des Todten theilten sich dann die Verwandten.

Etwas Ergötzliches möchte ich Ihnen doch noch erzählen: Unter den Burschen, die vor der Thür hingestreckt lagen, waren auch drei, ungefähr 16 bis 18 Jahre alte. Ich konnte nun gar nicht recht wegbekommen, was denn eigentlich zwei von ihnen mit dem Kopf des dritten machten. Doch siehe, wie ich näher komme, sehe ich staunend, daß sie gleich den Affen auf seinem Kopfe eifrigst Umschau halten, ob sie ein gewisses kleines Thierchen finden möchten, und wenn sie eins fanden, wanderte es mit großer Schnelle in den Mund. Guten Appetit! dachte ich und wandte mich eckelnd abseits. Der Missionar meinte lachend, das würde allgemein so gehalten.

Ich erwähnte vorhin, ein Eingeborner habe ein Gebet gesprochen. Die Eingebornen haben ein großes Geschick, lange (der Missionar

Mann tagtäglich gesehen und ihn sehr anstellig gefunden. Der Missionar hatte mit ihm schon sechs Jahre gearbeitet. Eine kleine Wunde an der Innenseite des linken Fußes hatte sein Leben geendet, und dasselbe Beil, welches er am Sonnabend zuvor selbst geschärft hatte, gab ihm den Todesstreich. Auf einer Bahre brachten sie ihn in seine Hütte (20 Schritte hinter dem Missionshause). Alle Mittel, ihn wieder zu beleben, hatten nichts gefruchtet. Er wurde auf eine Matte gelegt und ihm Hemd und Hosen des Missionars angezogen. So lag er da; man glaubte er schlafe, da er überaus friedvoll aussah; kein Schmerzenszug entstellte sein Gesicht. Bald wurde sein Tod bekannt, und Freunde und Verwandte stellten sich ein. Die Freunde lagerten im Kreise außerhalb der Hütte, die Verwandten kauerten in zwei Reihen innerhalb derselben um den Todten; der Häuptling kauerte zu seinen Füßen. Es begannen nun die Trauergesänge. Sie sind diesen Eingebornen belassen, da sie nichts Widerchristliches enthalten sollen, nur Lobpreise auf den Verstorbenen. Ganz dieselben Bräuche sind auf den heidnischen Inseln in Uebung. Also ein echtes Stück Heidenthum, das mir hier entgegentrat. Es ist nun sehr schwer, Ihnen einen Begriff von der Art der Trauergesänge zu geben. Zuerst wurde eine ganz eintönige, breite, überaus surrende Weise angestimmt, dann folgte eine eintönige, taktmäßige Erzählung, die von einer Vorsängerin begonnen, dann eine Stunde lang von den anderen gesurrt wurde. Dieser überaus eintönige, in so eigenthümlichem Tone hervorgebrachte Gesang machte einen schauerlichen Eindruck. Mit wenig Unterbrechung giengen alle diese Trauergesänge sechs Stunden lang fort. In diesen Gesang aber, der gleichsam die Begleitung bildete, mischten sich nun die Jammerausbrüche der Verwandten, Töne, wie ich sie noch nie gehört hatte. Die Stimme hob tief an und in langgezogenem, wirklich erschütterndem Tone gieng sie in überlauter Stärke bis in die höchste Höhe. Und dies wohl dreiviertel Stunden hindurch von einer und derselben Frau, bis sie durch neuankommende Verwandte abgelöst wurde. Wie anstrengend! Trat eine Pause ein, so begann eine Art Gesang in den mittleren Tönen, mit mehr Rhythmus und Melodie, vorgetragen von alten Weibern, deren Anblick fast Furcht einflößend war. Allen diesen Gesängen wohnt kein sanfter Zug inne, sie tragen alle den Charakter des Schreckhaften an sich, aus allen sprach leidenschaft-

Palmas im äußersten Süden. Beide Punkte sind 100 Stunden von einander entfernt. — Die hiesige Methodistenkonferenz, die vollständig organisirt ist, zählt 2044 Mitglieder, von denen aber die wenigsten Eingeborne sind. Liberianer werden hier nie Eingeborne genannt. Die meisten der hiesigen Christen sind amerikanischer (Neger-)Abkunft. Der lutherische Miss. Day ist Ende Februar nach Neu-York abgereist. Er war der letzte weiße Missionar in Liberia. Jetzt nach seinem Abgang befinden sich zwischen Sierra Leone und Cape Coast Castle (auf der Goldküste), d. h. auf einer Strecke von 3—400 Stunden, nur noch drei weiße Missionarinnen, Frau Brierly in Cape Mount, die einzige weiße Person, die in der bischöflichen Mission übrig geblieben ist, Frl. Scott, eine unabhängige Arbeiterin, 10 Stunden landeinwärts von Bassa, und ich. Und wir drei sind so weit auseinander, daß keine der andern beispringen könnte, wenn's an's Sterben gehen sollte; aber wir denken auch nicht an's Sterben."

— Aus Porto Novo, apostol. Vikariat der Benin-Küste, schreibt der kath. Missionar P. Planque: „Ich habe den Auftrag erhalten, den Kindern in der hiesigen Mission in der Nago-Sprache den katechetischen Unterricht zu ertheilen und die Christen und Heiden der Umgegend zu besuchen. In Lagos geht man jetzt (erst jetzt !!) ebenso voran. Denn der Unterricht, in der Landessprache vorgetragen, hat den ungeheuren Vortheil, daß er Kinder und Erwachsene viel rascher mit der christlichen Religion bekannt macht (welch überraschende Entdeckung!). Sie behalten sehr leicht die Morgen- und Abendgebete. Die Heiden lassen sich diese Gebete von den Christen vorsagen, um sie selbst zu lernen. Das Katechisiren in der Nago-Sprache ist nicht schwer, und die Kinder werden viel schneller zur ersten h. Kommunion vorbereitet, als wenn man sie erst in einer europäischen Sprache unterrichtet.

„Wir haben hier sehr mächtige Feinde und wir können sie nur dadurch wirksam bekämpfen, daß wir die verschiedenen Landessprachen vollkommen besitzen. (Also erst der Kampf gegen die protestantische Mission, beziehungsweise das Beispiel, das diese giebt, öffnet den Katholiken die Augen dafür, daß man ohne Kenntniß der Landessprachen doch eigentlich nicht recht missioniren kann!) Die Protestanten schicken ein ganzes Heer von schwarzen Missionären und Schullehrern aus. Zwischen Lagos und Abeokuta haben sie allein 8 Stationen. Hätten wir doch ihre Hilfsmittel, um an den bevölkertsten Orten christliche Neger als Katechisten und Schullehrer anstellen zu können. Unser Katechist in Weidah thut Wunder; er hat mehr denn 120 Kinder in seiner Schule; und dasselbe könnte überall geschehen, denn die Heiden geben sich dem ersten Besten hin.

„Die Muhammedaner sind uns noch gefährlicher als die Protestanten. Da ihre Lehre sehr leicht verständlich ist, so vermehren

meinte, auch langweilige) freie Gebete herzusagen, sie können halbe Stunden lang sprechen und zwar sehr schnell. Ich selbst hörte sie öfters mit an.

Das Streben in Kirche und Schule etwas ordentliches zu leisten, ist groß, wenn schon mir unsere deutsche Art und Weise, so weit sie mir in der Mission bekannt ist, weit fruchtbringender erscheint. Auch ist es sehr gut, daß es bei uns Inspektion gibt, deren Aufgabe es ist, Uebelstände abzustellen.

Ich hätte nun wohl noch gar Manches, was ich Ihnen mittheilen wollte; doch fällt mirs Schreiben ziemlich schwer, und nur weil es kühl in den letzten Tagen war, konnte ich so viel schreiben.

Herr und Frau Annand haben wirklich an mir gethan, was sie konnten. Viel Eier und Ziegenmilch habe ich genossen. Als ich Herrn Annand erzählte, daß ich meiner Schwester gern Schmetterlinge gesandt hätte, hat er mir wohl gegen 200 Stück gefangen. Wie gut! Käfer habe ich selbst gesammelt. Am 19. Dez. segelten wir von Aneityum wieder zurück. Heute (31.) hoffen wir in Sydney anzukommen.

So weit der Brief des deutschen Kandidaten. Derselbe enthält manches, was wohl zu einer Kritik nicht nur der unreifen Zustände auf Aneityum, sondern auch des Verfahrens der dortigen Missionare Veranlassung geben könnte. Wir wollen aber nicht kritisiren, sondern uns freuen, daß auf der vor wenigen Jahrzehnten noch ganz heidnischen Insel durch die unvollkommene Arbeit schwacher Werkzeuge doch schon so viel zustande gekommen ist. Dem Herrn allein die Ehre!

Missions-Zeitung.

Afrika.

Aus Monrovia schreibt Frl. Sharp von der amerikanisch-methodistischen Mission: „Das Hauptquartier der protestantisch-bischöflichen Kirche ist nicht mehr Cape Palmas, sondern Cape Mount. Seit im Jahr 1878 Bischof Penick dorthin übersiedelte, haben alle weißen Missionare, Miss. Fair und dessen Frau ausgenommen, dort gewohnt. Cape Mount liegt im äußersten Norden der Republik Liberia, wie Cape

Palmas im äußersten Süden. Beide Punkte sind 100 Stunden von einander entfernt. — Die hiesige Methodistenkonferenz, die vollständig organisirt ist, zählt 2044 Mitglieder, von denen aber die wenigsten Eingeborne sind. Liberianer werden hier nie Eingeborne genannt. Die meisten der hiesigen Christen sind amerikanischer (Neger-)Abkunft. Der lutherische Miss. Day ist Ende Februar nach Neu-York abgereist. Er war der letzte weiße Missionar in Liberia. Jetzt nach seinem Abgang befinden sich zwischen Sierra Leone und Cape Coast Castle (auf der Goldküste), d. h. auf einer Strecke von 3—400 Stunden, nur noch drei weiße Missionarinnen, Frau Brierly in Cape Mount, die einzige weiße Person, die in der bischöflichen Mission übrig geblieben ist, Frl. Scott, eine unabhängige Arbeiterin, 10 Stunden landeinwärts von Bassa, und ich. Und wir drei sind so weit auseinander, daß keine der andern beispringen könnte, wenn's an's Sterben gehen sollte; aber wir denken auch nicht an's Sterben."

— Aus Porto Novo, apostol. Vikariat der Benin-Küste, schreibt der kath. Missionar P. Planque: „Ich habe den Auftrag erhalten, den Kindern in der hiesigen Mission in der Nago-Sprache den katechetischen Unterricht zu ertheilen und die Christen und Heiden der Umgegend zu besuchen. In Lagos geht man jetzt (erst jetzt ?!) ebenso voran. Denn der Unterricht, in der Landessprache vorgetragen, hat den ungeheuren Vortheil, daß er Kinder und Erwachsene viel rascher mit der [illegible]er christlichen Religion bekannt macht [illegible]cht (welch überraschende Entdeckung!) [illegible]!). Sie behalten sehr leicht die Mor[illegible]or-gen- und Abendgebete. Die Heiden [illegible]oer lassen sich diese Gebete von den [illegible]oer Christen vorsagen, um sie selbst [illegible]bst zu lernen. Das Katechisiren in [illegible]in der Nago-Sprache ist nicht schwer [illegible]er, und die Kinder werden viel [illegible]viel schneller zur ersten h. Kommunio [illegible]on vorbereitet, als wenn man sie erst [illegible]rst in einer europäischen Sprache [illegible]che unterrichtet.

„Wir haben hier sehr mächtige [illegible]ige Feinde und wir können sie nur [illegible]ur dadurch wirksam bekämpfen, daß [illegible]aß wir die verschiedenen Landesspra[illegible]a-chen vollkommen besitzen. (Also [illegible]so erst der Kampf gegen die protestantische Mission, beziehungsweise [illegible]ise das Beispiel, das diese giebt, öffnet den Katholiken die Augen dafür, daß man ohne Kenntniß der Landessprachen doch eigentlich nicht recht missioniren kann!) Die Protestanten schicken ein ganzes Heer von schwarzen Missionären und Schullehrern aus. Zwischen Lagos und Abeokuta haben sie allein 8 Stationen. Hätten wir doch ihre Hilfsmittel, um an den bevölkertsten Orten christliche Neger als Katechisten und Schullehrer anstellen zu können. Unser Katechist in Weidah thut Wunder; er hat mehr denn 120 Kinder in seiner Schule; und dasselbe könnte überall geschehen, denn die Heiden geben sich dem ersten Besten hin.

„Die Muhammedaner sind uns noch gefährlicher als die Protestanten. Da ihre Lehre sehr leicht verständlich ist, so vermehren

unglaublich. Bis in die
eit hatten die Heiden sich
n vom Leib gehalten und sie
gen, auf dem linken Ufer
er zu bleiben. Aber infolge
ständigen Kriege zwischen
gerstämmen ist die Macht
uba sehr gesunken und die
n haben den Fluß über-
n. Sie breiten sich mehr
ehr aus und sind bereits
in, Ibadan, Abeokuta, Ota,
n, Porto Novo, Weidah,
den Wolta-Fluß. Sie
sich mit Vorliebe an Han-
ten nieder, wo sie auch
Moscheen und Schulen er-
Glücklicherweise sind sie
wissend und verstehen kaum
cher des Koran zu lesen,
ie Protestanten selbst ihnen
ngland liefern. In der
ntischen Missionsbuch-
ng zu Lagos kann man
aufen: Bibeln, Koran und
che Andachtsbücher (die
ls so intolerant verschrie-
rotestanten!). Diese Ver-
ig(?) aller Religionen macht
ger gleichgiltig und treibt
n Muhammedanismus in
eme. Wir wenden alle
an, um den verderblichen
z dieser falschen Religionen
ämpfen, und zu unsrem
können wir sagen, daß
Bemühungen mit Erfolg
sind ..... Die Bilder sind
ächtiges Hilfsmittel beim
cht ..... die predigen ohne
Worte. Während meines
halts in Abeokuta kamen
Protestanten und Moslim,
Bilder zu sehen, die wir im
nshaus ausgestellt haben."

— Folgendes entnehmen wir dem 34. Jahresbericht der Pilger-Mission: Im Jahr 1881 haben unsere Brüder Mayer und Greiner in Balli im Galla-Lande mitten unter den dem König von Abessinien unterworfenen Gallastämmen eine Station gegründet. Damals schrieben sie:

„Im Januar 1881 ist es uns endlich gelungen, in das so lang ersehnte und erbetene Gallaland mit Gottes Hülfe glücklich überzusiedeln. Wir beide wohnen hier in Einem Gehöfte beisamen; jeder hat seine eigene Hütte und seine eigene Haushaltung. Bis jetzt waren wir sehr mit Häuserbauen und Einrichtungen beschäftigt, und sind noch lange nicht damit fertig. Wir arbeiteten beinahe Alles mit unsern eigenen Leuten, um die Landleute bei ihrem Feldbau zu lassen."

Die neuesten Briefe sind vom Februar 1882. Bruder Mayer schreibt: „Nach meinen bisherigen Erfahrungen scheint es mir, daß Gott die Thüre für die Galla-Mission geöffnet hat. Bei näherer Untersuchung fand ich die Galla ziemlich zugänglich für religiöse Unterredungen. Damit ist aber nicht gesagt, daß sie leicht zu überzeugen seien, es braucht dazu eben auch eine Gottesmacht wie anderwärts.

„Kürzlich fägte ich zwei dicke Aeste von einem großen wilden Feigenbaum, Schola, welchen sie bisher als Kiltu (heil. Baum) verehrt hatten, ab, um sie zum Hausbau zu verwenden. Es kamen einige Galla herzu und sagten: Warum hauen Sie von dem

Der Unterricht und die ärztliche Behandlung, welche wir bieten, sollten doch selbstverständlich weit besser sein als alles, was die Chinesen selbst leisten, und praktische Leute, wie sie, werden gern dafür zahlen."

Japan.

Der amerikanisch-bischöfliche Miss. Tyng in Osaka, der scheint's am Studium der japanischen Sprache erlegen ist, befürwortet die Benutzung des Englischen als Unterrichtssprache in den Missionsschulen, namentlich in den Predigerseminaren. Dr. Duff in Indien habe bewiesen, daß dabei mehr herauskomme, als wenn die Missionare sich damit abquälen, selbst in der Landessprache zu predigen oder gar theologischen Unterricht zu ertheilen. Die Hauptarbeit müsse doch von Eingebornen geschehen; und diesen könne der Missionar rathgebend, lehrend und leitend weit mehr sein, wenn sie Englisch lernen, als wenn er selbst Japanisch lerne. Man denke nur an die reiche theologische und erbauliche Litteratur, welche in englischer Sprache zur Verfügung steht! Miss. Tyng selbst scheint seine Predigten englisch niederzuschreiben und dann von einem Eingebornen nicht nur übersetzen, sondern auch vortragen zu lassen. Das Japanische sei eben eine sehr schwere Sprache, die ein Ausländer nur in den seltensten Fällen wirklich gut sprechen lerne. Ihm selbst seien von allen in Japan wirkenden Missionaren nur zwei bekannt, die wirklich gut japanisch sprechen, nachdem sie über 20 Jahre im Lande gewesen, und selbst von diesen zweien sei nur der eine, Bischof Nikolai von der russischen Mission, ein wirklich populärer, die Zuhörer mit sich fortreißender Redner, der andre, der als Gelehrter im höchsten Ansehen stehe, rede zwar korrekt und elegant, aber doch nicht so, daß seine Weise den Japanern eigentlich sympathisch sein könne. Man pflege also das höhere englische Schulwesen recht und überlasse das Evangelisiren möglichst den Eingebornen!

Wir halten uns nicht für berufen, gegen dergleichen Vorschläge zu protestiren. Unsere Leser mögen aus dem Mitgetheilten entnehmen, mit wie großen Schwierigkeiten und Versuchungen — auch zur Verzagtheit — die Missionare allenthalben zu kämpfen haben.

Indien.

Der alte Major Conran, der vor bald 50 Jahren durch ein Gespräch mit dem eingebornen Geistlichen Krischna Mohan Banerdschi in Kalkutta erweckt wurde, hat neulich ein Pamphlet drucken lassen, das den englisch gebildeten jungen Hindus gewidmet ist und in herzandringender Weise davon handelt, daß wenn Indien je von des Teufels Joch befreit werden soll, unter dem es jetzt noch seufzt, dies geschehen müsse durch den Glauben und die Liebesarbeit seiner eigenen Söhne. In scharfen Worten beklagt er den entnationalisirenden, zersetzenden, ja vielfach entwürdigenden Druck, den England nicht nur auf po-

litischem und socialem, sondern auch auf religiösem Gebiet hier ausgeübt hat, ohne jedoch das viele Gute zu verkennen, das Indien der britischen Regierung zu verdanken hat. Was er fordert, ist Freilassung des indischen Geistes, großmüthige Anerkennung und Pflege der nationalen Eigenthümlichkeiten, dabei aber auch schonungslose Bekämpfung alles wirklich Unsittlichen selbst da, wo es in religiöser Verkleidung auftritt, Hebung aller unterdrückten Klassen und Kasten, insbesondre auch des weiblichen Geschlechtes, größere Uneigennützigkeit auf Seiten der Engländer, freimüthigeres, entschlosseneres Hervortreten der von der Wahrheit überzeugten Hindus, Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen zwischen hochgestellten Europäern und vornehmen Eingebornen, vor allem aber eine freiere, gläubigere, weitherzigere, das ganze große Volk ins Auge fassende und auch den eingebornen Christen etwas zutrauende Missionsmethode. Das Vorgehen der China-Inland-Mission, zum Theil auch die Weise der Heilsarmee, scheint ihm der Nachahmung werth. „Unsere Methoden müssen den Bedürfnissen angepaßt werden. Kalkutta und andere große Städte brauchen freilich gelehrte Missionare; Dornhecken aber schneidet man nicht mit Rasiermessern ab. Die Massen daheim wie in Indien brauchen solche Prediger, wie Saquala unter den Karenen und Billy Bray in Cornwall. Um einen Wald anzuzünden, bedarf es bloß einer Büchse voll Zündhölzchen. In Indien selber ist Material genug für den großartigsten Waldbrand. Hannibal und Napoleon unterhielten ihre Heere aus den Mitteln der von ihnen besetzten Feindesländer..... England erwartet, daß jeder seine Pflicht thue..... Unsere Missionare in Indien arbeiten unermüdet und beweisen Treue bis zum Tod. Gläubige Christen aber fragen: hat Gott nicht auch eine Ernte- nach der Saatzeit verheißen? warum ist soviel gesät und so wenig geerntet worden? Das Saatfeld war nicht groß genug; man hat immer nur kleine Stücke bearbeitet und diese in Kunstgärten verwandeln wollen. Der Acker aber ist — die Welt. Der ewigen Statistiken wird man nachgerade müde. Das Zählen des Volks ist eine jüdische (!) Einrichtung. Unter dem Evangelium sind wir berufen, auf eine große Schaar zu rechnen, die niemand zählen kann. Ein Angeld hierauf haben wir schon in Ongol, in Tinneweli, unter den Karenen... Lange habe auch ich in der Einbildung gelebt, Gott werde Indien durch England bekehren; aber ich fange an zu merken, daß ich zuviel von fleischlichen Waffen erwartet. Wir Europäer haben von Natur eine ganz übertriebene Vorstellung von unserer Wichtigkeit für Indien..... und können's, den Juden gleich, nicht fassen, wie Gott es ohne uns und ohne unsere kirchlichen Einrichtungen sollte machen können.

„Sollten wir je genöthigt sein, Indien sich selbst zu überlassen, wie z. B. die Römer Britannien aufgeben mußten, so fragt

Der Unterricht und die ärztliche Behandlung, welche wir bieten, sollten doch selbstverständlich weit besser sein als alles, was die Chinesen selbst leisten, und praktische Leute, wie sie, werden gern dafür zahlen."

Japan.

Der amerikanisch-bischöfliche Miss. Tyng in Osaka, der scheint's am Studium der japanischen Sprache erlegen ist, befürwortet die Benutzung des Englischen als Unterrichtssprache in den Missionsschulen, namentlich in den Predigerseminaren. Dr. Duff in Indien habe bewiesen, daß dabei mehr herauskomme, als wenn die Missionare sich damit abquälen, selbst in der Landessprache zu predigen oder gar theologischen Unterricht zu ertheilen. Die Hauptarbeit müsse doch von Eingebornen geschehen; und diesen könne der Missionar rathgebend, lehrend und leitend weit mehr sein, wenn sie Englisch lernen, als wenn er selbst Japanisch lerne. Man denke nur an die reiche theologische und erbauliche Litteratur, welche in englischer Sprache zur Verfügung steht! Miss. Tyng selbst scheint seine Predigten englisch niederzuschreiben und dann von einem Eingebornen nicht nur übersetzen, sondern auch vortragen zu lassen. Das Japanische sei eben eine sehr schwere Sprache, die ein Ausländer nur in den seltensten Fällen wirklich gut sprechen lerne. Ihm selbst seien von allen in Japan wirkenden Missionaren nur zwei bekannt, die wirklich gut japanisch sprechen, nachdem sie über 20 Jahre im Lande gewesen, und selbst von diesen zweien sei nur der eine Bischof Nikolai von der russischen Mission, ein wirklich populärer die Zuhörer mit sich fortreißender Redner, der andre, der als Gelehrter im höchsten Ansehen steht, rede zwar korrekt und elegant, aber doch nicht so, daß seine Weise den Japanern eigentlich sympathisch sein könne. Man pflege also das höhere englische Schulwesen recht und überlasse das Evangelisiren möglichst den Eingebornen!

Wir halten uns nicht für berufen, gegen dergleichen Vorschläge zu protestiren. Unsere Leser mögen aus dem Mitgetheilten entnehmen, mit wie großen Schwierigkeiten und Versuchungen — auch zur Verzagtheit — die Mission allenthalben zu kämpfen haben.

Indien.

Der alte Major Conran, der vor bald 50 Jahren durch ein Gespräch mit dem eingebornen Geistlichen Krischna Mohan Banerdschi in Kalkutta erweckt wurde, hat neulich ein Pamphlet drucken lassen, das den englisch gebildeten jungen Hindus gewidmet ist und in herzandringender Weise davon handelt, daß wenn Indien je von des Teufels Joch befreit werden soll, unter dem es jetzt noch seufzt, dies geschehen müsse durch den Glauben und die Liebesarbeit seiner eigenen Söhne. In scharfen Worten beklagt er die entnationalisirenden, zersetzenden ja vielfach entwürdigenden Dr[illegible] den England nicht nur auf

m und socialem, sondern
uf religiösem Gebiet hier
bt hat, ohne jedoch das
ute zu verkennen, das In-
britischen Regierung zu ver-
hat. Was er fordert, ist Frei-
des indischen Geistes, groß-
e Anerkennung und Pflege
tionalen Eigenthümlich-
dabei aber auch schonungs-
ekämpfung alles wirklich
ichen selbst da, wo es in
er Verkleidung auftritt,
aller unterdrückten Klassen
ften, insbesondre auch des
hen Geschlechtes, größere
nnützigkeit auf Seiten der
der, freimüthigeres, ent-
neres Hervortreten der von
hrheit überzeugten Hindus,
pfung freundschaftlicher Be-
gen zwischen hochgestellten
ern und vornehmen Ein-
en, vor allem aber eine
gläubigere, weitherzigere,
nze große Volk ins Auge
und auch den eingebornen
n etwas zutrauende Mis-
ethode. Das Vorgehen der
Inland-Mission, zum Theil
ie Weise der Heilsarmee,
ihm der Nachahmung
„Unsere Methoden müssen
dürfnissen angepaßt werden.
a und andere große Städte
n freilich gelehrte Mis-
; Dornhecken aber schneidet
icht mit Rasiermessern ab.
lassen daheim wie in In-
auchen solche Prediger, wie
la unter den Karenen und
Bray in Cornwall. Um
Wald anzuzünden, bedarf
einer Büchse voll Zünd-
n. In Indien selber ist

Material genug für den großar-
tigsten Waldbrand. Hannibal
und Napoleon unterhielten ihre
Heere aus den Mitteln der von
ihnen besetzten Feindesländer.....
England erwartet, daß jeder
seine Pflicht thue..... Unsere
Missionare in Indien arbeiten
unermüdet und beweisen Treue
bis zum Tod. Gläubige Christen
aber fragen: hat Gott nicht auch
eine Ernte- nach der Saatzeit
verheißen? warum ist soviel gesät
und so wenig geerntet worden?
Das Saatfeld war nicht groß
genug; man hat immer nur kleine
Stücke bearbeitet und diese in
Kunstgärten verwandeln wollen.
Der Acker aber ist — die Welt.
Der ewigen Statistiken wird man
nachgerade müde. Das Zählen
des Volks ist eine jüdische (!) Ein-
richtung. Unter dem Evangelium
sind wir berufen, auf eine große
Schaar zu rechnen, die niemand
zählen kann. Ein Angeld hierauf
haben wir schon in Ongol, in
Tinneweli, unter den Karenen...
Lange habe auch ich in der Ein-
bildung gelebt, Gott werde In-
dien durch England bekehren;
aber ich fange an zu merken,
daß ich zuviel von fleischlichen
Waffen erwartet. Wir Europäer
haben von Natur eine ganz über-
triebene Vorstellung von unserer
Wichtigkeit für Indien..... und
können's, den Juden gleich, nicht
fassen, wie Gott es ohne uns und
ohne unsere kirchlichen Einrich-
tungen sollte machen können.

„Sollten wir je genöthigt
sein, Indien sich selbst zu über-
lassen, wie s. Z. die Römer Bri-
tannien aufgeben mußten, so fragt

stunden oder aus Missionsschriften gelernt zu werden pflegt.

— Der neue Erzbischof Benson, obgleich ein Hochkirchler, hat doch bei der Jahresversammlung der englisch-kirchlichen Miss.-Gesellschaft das Präsidium geführt und warm für sie gesprochen. Eine Deputation von Kommitteemitgliedern dieser Gesellschaft empfieng er auf's Freundlichste, betete kurz mit ihr und sagte u. A.: „Um die Weltbildung unserer Zeit zu bekämpfen, brauchen wir Männer, die selbst diese Weltbildung besitzen; aber es müssen zugleich Männer sein, die nichts wissen als Christum den Gekreuzigten."

— Aus Adana, in Kleinasien, berichten die amerikanischen Missionare von einer herrlichen Erweckung. Die dortige evangelisch-amerikanische Gemeinde, welche nur 70 Familien zählt und nicht einen einzigen Reichen in ihrer Mitte hat, trug im letzten Jahr — vor der Erweckung — 4326 Mk. für kirchliche Zwecke bei, etwa 1500 mehr als im Vorjahr; das geistliche Leben aber stand auf einer niedrigen Stufe, namentlich hatten sich seit Jahren Streitigkeiten und Parteiungen tief festgesetzt. Jetzt haben viele ihre Sünden bekannt und sich mit ihren Feinden versöhnt. Aehnliche Berichte kommen aus Samokow in der Bulgarei.

— In Neu-York ist der bekannte Christ und Menschenfreund W. E. Dodge, 78 Jahre alt, gestorben. In den letzten 30 Jahren soll er nie weniger als 800,000 Mk. jährlich für wohlthätige Zwecke gegeben haben und eine Zeitlang soll er durchschnittlich über 4000 Mk. per Tag gegeben haben.

— Der „Missionary Herald" findet in Dr. Warneck's neuester Missionsstatistik die Zahl der Kommunikanten zu niedrig. Bei den Methodisten z. B. dürften auch die sog. „Probemitglieder" schon am Abendmahl theilnehmen. Das Wort Mitglieder hat bei ihnen eben einen engeren Sinn, als bei andern Gemeinschaften, ähnlich übrigens wie in der Brüdergemeine.

— In London besteht seit etwa drei Jahren eine Anstalt zur Ausbildung von Missionsärztinnen unter dem Namen Zenana and Medical Mission Home and Training School for Ladies (71, Vincent Square, Westminster, London, S.W., 10 Minuten von Victoria Station entfernt) und unter der Leitung von Dr. Griffith. Die Anstalt bietet ein christliches Heim, ärztliche Ausbildung, biblischen Unterricht und Gelegenheit zur Theilnahme an allerlei Werken der Barmherzigkeit auf dem Gebiet der innern Mission als Vorübung für die spätere Thätigkeit im Heidenland. Die Anstalt hat unirten Charakter und will keiner Sondergemeinschaft dienen, sendet ihre Zöglinge auch nicht selbst aus, sondern überläßt es diesen, welcher Gesellschaft sie sich nach vollendetem Kursus zur Verfügung stellen wollen. Solche, die in der Anstalt selbst Wohnung und Beköstigung erhalten, zahlen 21 Mark per Woche; solche, die auswärts wohnen, aber zum Mittagessen und Thee in der Anstalt bleiben, zahlen die Hälfte. Für

Uebrigen ist's ein recht schöner und würdiger Brief, den offenbar der aufrichtige Wunsch diktirt hat, nicht nur den getrennten Christen zu kirchlicher Einigung, sondern auch den Heiden zur Erkenntniß der seligmachenden Wahrheit zu verhelfen. Ein Korrespondent des „Record", selbst Anglikaner und mit dem Inhalt dieses bischöflichen Sendschreibens ganz einverstanden, gesteht, dasselbe habe nicht den zehnten Theil des Interesses und der Aufmerksamkeit erregt, welche die kurz vorher in Kalkutta gehaltene allgemeine Missionskonferenz beim Publikum gefunden.— Diese Konferenz hat an alle in Indien arbeitenden Gesellschaften einen Aufruf erlassen, der zu fortgesetzter und vermehrter Arbeit auf diesem schwierigen aber lohnenden Missionsgebiet dringend auffordert.

— In Sialkot, Nordindien, hat sich voriges Jahr die Gemeinde der amerikanischen Vereinigten-Presbyterianer-Mission von 397 auf 608 Abendmahlsgenossen vermehrt.

Oceanien.

In Neubritannien hat sich die Zahl der Gemeindeglieder voriges Jahr von 109 auf 215 gehoben, die der eingeb. Laienprediger von 6 auf 17. Mehrere neue Schulen und Kapellen sind eröffnet und werden gut benutzt. Miss. G. Brown hat das Evangelium Marci in die Sprache der Insulaner übersetzt. Angesichts der Wildheit dieses Völkleins, des ungesunden Klimas und der traurigen Auftritte, welche zu dem sog. „Krieg" Miss. Brown's gegen die Eingebornen führten, sind diese Fortschritte mit hoher Freude zu begrüßen. Die Hauptarbeit geschieht von christlichen Fidschianern und Samoanern.

Allerlei.

Im Oberhause des englischen Parlaments hat der Herzog von Somerset das Verbrechen zur Sprache gebracht, welches 1877 von 2 schwarzen Angestellten der englisch-kirchlichen Miss.-Gesellschaft am Niger begangen wurde, und die Regierung aufgefordert, die Gesellschaft nicht nur dafür zur Rechenschaft zu ziehen, sondern auch ihr die Aussendung von Missionsarbeitern an solche Orte, wo die Jurisdiktion des auswärtigen Amtes nicht hinreicht, zu untersagen! Mehrere Lords sprachen nun zu Gunsten der Gesellschaft und auch der neue Erzbischof trat in warmen Worten für dieselbe ein. Es war seine erste Rede im Parlament! Namentlich wurde darauf aufmerksam gemacht, daß es ja ein Missionar der Gesellschaft selbst gewesen sei, durch welchen jenes scheußliche Verbrechen an's Licht gebracht worden, auf ihr also auch nicht der Schein einer Mitschuld laste. Die gute Sache hat jedenfalls durch diese Diskussion nur gewonnen, da nicht blos die Mitglieder des Oberhauses, sondern auch Millionen von Zeitungslesern jetzt den wahren Sachverhalt erfahren und durch die meisterhafte Rede von Lord Cairns über die segensreiche Thätigkeit der Mission in Westafrika eine Lektion erhalten haben, wie sie sonst nur in Missions-

Ganz besonders wird vor den „stürmischen Leidenschaften“ gewarnt und in Betreff der Diät gerathen: Lebe in Rom wie der Römer lebt, d. h. nähre dich wie die Eingebornen.

— Aus Tabora in Ostafrika schreibt ein katholischer Missionar, der schwer vom Fieber zu leiden gehabt: „Ihr Geißeln Gottes, dachte ich zuweilen, seid mir willkommen! Gerade wenn man leidet, ist man ja am meisten Missionär und fühlt sich als solchen. Unser Heiland hat weniger durch seine Predigten und Wunder, als durch seinen Kreuzestod die Welt erlöst. Die Apostel und die Missionäre, welche er bestimmte, sein Werk fortzusetzen, waren von ihm besonders dazu berufen, nach seinem Beispiel zu dulden. An sich haben unsere Leiden, die Leiden armer sündiger Menschen, ohne Zweifel keinen Werth; aber lehrt die hl. Kirche nicht, daß sie, mit denen unseres Herrn vereint, von ihm als die Seinigen angenommen und von ihm, dem himmlischen Vater, aufgeopfert, ein übermenschliches Verdienst und eine wunderbare, sühnende Kraft erlangen?“

Todesfälle.

Am 2. Januar starb in Poo, West-Himalaja, nach 30jährigem Dienst der Brüdermissionar Pagell, und am 9. folgte ihm seine Frau nach.

— Am 1. Februar starb Thakombau, der Ex-König von Fidschi. Die wichtigsten Ereignisse seines Lebens sind das Aufheben des Kannibalismus, das Christwerden und die Abtretung seiner Hoheitsrechte an England.

— Am 14. Februar starb auf der Station Underhill (Wanga-Wanga) am Congo der baptist. Miss. Doke wenige Wochen nach seiner Ankunft aus Europa.

— Am gleichen Tag starb in England der baptistische Miss. Albert Williams. Derselbe hatte 16 Jahre lang in Bengalen gearbeitet und war zuletzt Vorsteher der altberühmten Erziehungsanstalt in Sirampur, die einst von Carey und dessen Genossen gegründet ward und immer noch im gleichen Geiste fortgeführt wird. Sirampur liegt etwa 5 Stunden von Kalkutta am westlichen Ufer des Hugli. Unser Bild giebt eine gute Vorstellung von der dortigen Gegend.

— Am 20. Februar starb auf der Station Hermannsburg in Natal der Missions-Superintendent Carl Hohls.

— Am 24. Februar starb in Duke Town, Altkalabar, Miss. Samuel H. Edgerley, 49 Jahr alt — ein herber Verlust für die Mission der Vereinigten-Presbyterianer-Kirche von Schottland, der er von 1854—63 als Lehrer und Buchdrucker, von 1864 an als ordinirter Missionar gedient hatte. In Jamaika geboren, war er schon als Knabe mit seinem Vater nach Schottland gekommen, kurz ehe dieser mit Miss. Waddell nach Westafrika gieng, um die Mission in Altkalabar zu gründen.

— Am 20. März starb 61 jährig in England Dr. J. Harding, der 1848—1854 als englisch-kirchlicher Missionar in Travankor segensreich gewirkt hatte.

Ganz besonders wird vor den „stürmischen Leidenschaften“ gewarnt und in Betreff der Diät gerathen: Lebe in Rom wie der Römer lebt, d. h. nähre dich wie die Eingebornen.

— Aus Tabora in Ostafrika schreibt ein katholischer Missionar, der schwer vom Fieber zu leiden gehabt: „Ihr Geißeln Gottes, dachte ich zuweilen, seid mir willkommen! Gerade wenn man leidet, ist man ja am meisten Missionär und fühlt sich als solchen. Unser Heiland hat weniger durch seine Predigten und Wunder, als durch seinen Kreuzestod die Welt erlöst. Die Apostel und die Missionäre, welche er bestimmte, sein Werk fortzusetzen, waren von ihm besonders dazu berufen, nach seinem Beispiel zu dulden. An sich haben unsere Leiden, die Leiden armer sündiger Menschen, ohne Zweifel keinen Werth; aber lehrt die hl. Kirche nicht, daß sie, mit denen unseres Herrn vereint, von ihm als die Seinigen angenommen und von ihm, dem himmlischen Vater, aufgeopfert, ein übermenschliches Verdienst und eine wunderbare, sühnende Kraft erlangen?“

Todesfälle.

Am 2. Januar starb in Poo, West-Himalaja, nach 30jährigem Dienst der Brüdermissionar Pagell, und am 9. folgte ihm seine Frau nach.

— Am 1. Februar starb Thakombau, der Ex-König von Fidschi. Die wichtigsten Ereignisse seines Lebens sind das Aufheben des Kannibalismus, das Christwerden und die Abtretung seiner Hoheitsrechte an England.

— Am 14. Februar
der Station Underhill
Wanga) am Congo der
Miss. Doke wenige Wo
seiner Ankunft aus Eur

— Am gleichen Tag
England der baptistisc
Albert Williams.
hatte 16 Jahre lang in
gearbeitet und war zul
steher der altberühmten
ungsanstalt in Siram
einst von Carey und d
nossen gegründet ward u
noch im gleichen Geist
führt wird. Sirampur l
5 Stunden von Kalkutta
lichen Ufer des Hugli
Bild giebt eine gute V
von der dortigen Gegen

— Am 20. Februar
der Station Hermanns
Natal der Missions-Su
dent Carl Hohls.

— Am 24. Februar
Duke Town, Altkalaba
Samuel H. Edgerley,
alt — ein herber Verlu
Mission der Vereinigten
terianer-Kirche von Sc
der er von 1854—63 a
und Buchdrucker, von
als ordinirter Missiona
hatte. In Jamaika gebo
er schon als Knabe mi
Vater nach Schottland g
kurz ehe dieser mit Miss.
nach Westafrika gieng,
Mission in Altkalabar zu

— Am 20. März starb
in England Dr. J. Ho
der 1848—1854 als engli
licher Missionar in T
segensreich gewirkt hatte

Die Organisation der Heidenpredigt im Stationsgebiet.

Referat, ausgearbeitet und vorgetragen in der Generalkonferenz der Baseler Missionare in Akropong, Westafrika, den 13. März 1883, von H. Bohner, Missionar.

1. Die Heiden- oder Straßenpredigt.

Die Heidenpredigt ist die von Christo (Marc. 16, 15) gebotene Verkündigung des Evangeliums an die Heiden, mag dieselbe an einzelne oder mehrere Personen gerichtet sein. Da diese Verkündigung in Afrika gewöhnlich auf der Straße stattfindet, so ist Heiden- und Straßenpredigt für uns identisch. — „Evangelium" heißt „frohe Botschaft," denn es ist die Botschaft von einer That, welche allen Völkern zum Heil gereichen soll, für welche alle Heiden den Herrn loben und alle Völker ihn preisen sollen (Ps. 117). Die Verkündigung des Evangeliums kann deßhalb in erster Linie nichts anderes sein, als daß man die Völker oder Heiden mit dieser Heilsthat bekannt macht, wie sie uns der Herr so klar und kurz in Joh. 3, 16 vor Augen stellt: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Der Inhalt dieses Spruches muß deßhalb der Kern und Stern aller und jeder Heidenpredigt sein. An die Erzählung oder Verkündigung dieser Heilsthat schließt sich dann, nach dem Vorbild unseres Herrn und seiner Apostel, die Aufforderung zur Sinnesänderung oder Umkehr, und zum Glauben an das Evangelium, an (Marc. 1, 15). Diese Aufforderung muß daher den Schluß jeder Straßenpredigt bilden.

Soll aber die Thatsache und Wichtigkeit der Erlösung ins rechte Licht gestellt werden, dann kann die Schilderung des Urzustandes des Menschen, sowie die des Sündenfalles mit allen seinen Folgen nicht umgangen werden. Soll ferner zur Umkehr aufge-

Die Organisation der Heidenpredigt im Stationsgebiet.

Referat, ausgearbeitet und vorgetragen in der Generalkonferenz der Baseler Missionare in Akropong, Westafrika, den 13. März 1883, von H. Bohner, Missionar.

1. Die Heiden- oder Straßenpredigt.

Die Heidenpredigt ist die von Christo (Marc. 16, 15) gebotene Verkündigung des Evangeliums an die Heiden, mag dieselbe an einzelne oder mehrere Personen gerichtet sein. Da diese Verkündigung in Afrika gewöhnlich auf der Straße stattfindet, so ist Heiden- und Straßenpredigt für uns identisch. — „Evangelium" heißt „frohe Botschaft," denn es ist die Botschaft von einer That, welche allen Völkern zum Heil gereichen soll, für welche alle Heiden den Herrn loben und alle Völker ihn preisen sollen (Ps. 117). Die Verkündigung des Evangeliums kann deßhalb in erster Linie nichts anderes sein, als daß man die Völker oder Heiden mit dieser Heilsthat bekannt macht, wie sie uns der Herr so klar und kurz in Joh. 3, 16 vor Augen stellt: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Der Inhalt dieses Spruches muß deßhalb der Kern und Stern aller und jeder Heidenpredigt sein. An die Erzählung oder Verkündigung dieser Heilsthat schließt sich dann, nach dem Vorbild unseres Herrn und seiner Apostel, die Aufforderung zur Sinnesänderung oder Umkehr, und zum Glauben an das Evangelium, an (Marc. 1, 15). Diese Aufforderung muß daher den Schluß jeder Straßenpredigt bilden.

Soll aber die Thatsache und Wichtigkeit der Erlösung ins rechte Licht gestellt werden, dann kann die Schilderung des Urzustandes des Menschen, sowie die des Sündenfalles mit allen seinen Folgen nicht umgangen werden. Soll ferner zur Umkehr aufge-

fordert werden, so muß zuerst bewiesen werden, daß der bisherige Weg ein falscher gewesen, und endlich muß der Prediger auch sagen, wer ihn gesandt hat; er muß die hohe Wichtigkeit seines Auftretens klar machen und zeigen, was für segensreiche Folgen die Annahme seiner Botschaft mit sich bringt. Es sollte deßhalb an solchen Orten, wo noch wenig oder gar kein Gottes Wort gehört worden ist, der eigentlichen Verkündigung des Evangeliums immer eine Erzählung vorausgehen, welche kurz handelt: 1) vom Urzustand des Menschen, wie er aus Gottes Schöpferhand hervorgieng, 2) von der Einheit des Menschengeschlechts, 3) vom Sündenfall und 4) dessen Folgen (Trennung des Menschen von Gott, der Quelle seines Lebens, und deßhalb zeitlicher und ewiger Tod), 5) von der Wünschbarkeit oder Nothwendigkeit einer Versöhnung, d. h. Wiedervereinigung mit Gott, 6) von der Unmöglichkeit einer solchen, sowohl von Seiten des Menschen selbst, als auch von Seiten seiner Fetische, welche nur Nichtse und ein Greuel vor Gott sind.

Nun erst zeige man, wie Gott nach seiner Barmherzigkeit diese Versöhnung durch die Sendung seines Sohnes vollbracht hat, und gebe eine kurze Geschichte des Heilandes, die in seinem stellvertretenden Tode und seiner Auferstehung gipfelt und mit dem vor der Himmelfahrt ertheilten Missionsbefehl schließt. An diese Verkündigung der vollbrachten Erlösung kann sich dann eine Erzählung anschließen, die den Leuten zeigt, wie es im heidnischen Europa ausgesehen, wie Christi Boten dorthin kamen, und was die Annahme ihrer Botschaft für eine Veränderung dort hervorgebracht hat; wie Gott sie, die Afrikaner, bis jetzt mit Geduld getragen (Apstlg. 17, 30), aber jetzt durch die Missionare sie auffordern läßt, Buße zu thun und das Evangelium anzunehmen. Man schließe, indem man die Wichtigkeit der Aufforderung an des Heilandes Worten zeigt: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden."

Sind mehrere Redner bei einander, so können sie sich gut in den Predigtstoff theilen, indem der eine etwa die Vorgeschichte des Heils, der andere das Heil selber, ein dritter seine Aneignung behandelt. Kommt man des Jahrs nur drei bis vier Mal an einen Ort, dann sollte der Vortrag oder die Vorträge wenigstens die ersten drei oder vier Jahre hindurch immer diesen ganzen Predigtstoff umfassen, und kein Stück übergangen werden, weil das eine

ohne das andere den Heiden unverständlich ist. Die Behandlung des Stoffes kann aber wechseln, so daß man bald mit dem einen, bald mit dem andern Stück beginnt, und von da aus sich über das Ganze verbreitet. Erst wenn schon längere Zeit an einem Orte gepredigt worden ist oder wo öfters gepredigt wird, kann man anfangen, ein Stück ums andere ausführlicher zu behandeln; es muß aber immer dabei Bezug auf Christum und die Bekehrung der Zuhörer genommen werden. Denn daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, sollte in jeder Straßenpredigt bekannt gemacht werden.

Die Straßenpredigt ist in Afrika fast die einzige Weise, auf die Massen zu wirken; sie ist sozusagen die afrikanische Tagespresse. An Orten, wo schon viel gepredigt worden oder häufig gepredigt wird, gilt es deßhalb, bei derselben nicht bloß das Evangelium zu verkünden, sondern auch nach Art der Propheten des alten Bundes das ganze öffentliche Leben (mit Ausschluß der Politik) mit dem Lichte des Wortes Gottes zu beleuchten. Hier muß der Missionar, wenn er gehört werden will, mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit und seines Amtes als Bote Gottes sich allem heidnischen Scheuel und Greuel entgegenwerfen und so Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen suchen. Keine hervorragende öffentliche Kundgebung des Heidenthums darf ungerügt bleiben, denn solche Bekämpfungen des Heidenthums en détail sind oft von viel mehr Nutzen als Predigten, die nur so im Allgemeinen dagegen gerichtet sind. Daß eine solche Predigtweise hie und da Opposition hervorruft, darf nicht befremden. Bleibt der Missionar nur ruhig, oder besser gesagt, läßt er nur keine Bitterkeit in sich aufkommen, sondern macht er gelassen fort, dann darf er darauf zählen, daß einst seine Opponenten seine treusten Verbündeten werden. Kein Missionar hat so anhaltend und mit so scharfen Waffen den Fetischdienst der bigotten Stadt La bekämpft, wie Referent, und doch glaubt er, daß er nicht übertreibt, wenn er sagt, die Laer haben mit keinem Missionar so gern zu thun als mit ihm. Man muß sich nur hüten, den Haß gegen das heidnische Unwesen auf die Träger desselben zu übertragen, und sich im täglichen Umgang der Leutseligkeit befleißen, dann darf man, wo das Amt oder die Ehre Gottes oder die Seligkeit des Mitmenschen es erfordert, auch die schärfsten Waffen gebrauchen. Gleiches gilt von dem Lächerlich-

machen oder Verspotten der heidnischen Religion, wie es ja schon von den Propheten des alten Bundes im Namen und Auftrag des Herrn fleißig geübt worden ist. Die Anwendung dieser Waffe erfordert aber große Weisheit und kann deßhalb nur von alten, geübten Predigern, nicht von einem Neuling mit Erfolg gehandhabt werden.

Soll die Predigt des Evangeliums dem Heiden verständlich gemacht und von ihm gefaßt werden, so ist nicht allein nöthig, daß dieselbe in kindlich einfältiger Sprache ihm vorgetragen werde, sondern sie muß auch an die Reste der Gotteserkenntniß, beziehungsweise an die noch vorhandenen Reste der Urreligion anzuknüpfen suchen. Einige dieser Anknüpfungspunkte, sammt der Art und Weise ihrer etwaigen Verwendung, mögen hier angeführt werden.

1) Da der Neger Gott als den Ersten, Größesten, als den »Onukpa«*) bekennt, so genügt das, zu beweisen, daß alle Welt, also auch die Schwarzen, ihm Anbetung schuldig sind. Durch die Frage nach dieser seiner Anbetung ist es leicht, den Heiden zum Sünder zu machen und ihm die Verkehrtheit seines Weges und Thuns vor Augen zu stellen.

2) Das gleiche Verfahren kann mit den andern Wahrheiten geschehen, die alle Neger tagtäglich im Munde führen, als da sind: „Von Gott kommen alle Gaben;“ „Gott ist unser aller Vater;“ „Gott hat mir mein Leben gegeben;“ „Gott hat die Welt erschaffen“ ꝛc. Von tüchtigen eingebornen Predigern kann man lernen, solche Redensarten mit Geschick zu verwerthen.

3) Das so häufige Appelliren an Gott als die höchste, richterliche Instanz, welches bei den Negern an der Tagesordnung ist, sobald sie auf Erden nicht zu ihrem Recht kommen können, ist ein deutlicher Beweis, daß sie Gott als den absolut Gerechten betrachten. Ferner, da, so oft ein Bösewicht seiner verdienten Strafe entgeht, der Neger sich damit tröstet, daß ihm doch Gott seine Unthat noch einst vergelten werde, so gesteht er damit auch die Heiligkeit Gottes zu. So schwach nun auch seine Vorstellungen darüber sind, so läßt sich doch für die Predigt des Evangeliums sehr viel daran anknüpfen.

4) Bei der Geburt eines Kindes, sowie bei seiner „schwarzen“ Taufeier, werden demselben eine Anzahl Ermahnungen gegeben,

*) Der älteste = erste von allen.

die mit der zweiten Tafel des Dekalog (Gebot 5—10 reformirter Zählung) sehr viel Aehnlichkeit haben. Der Neger betrachtet diese Gebote stillschweigend als Gottes Gebote; denn wer sie hält, heißt im Volksmund ein Kind Gottes; wer sie aber nicht hält, ein Teufelskind. Da es aber nun Thatsache ist, daß die Mehrzahl der Heiden diese Gebote vielfach übertreten, so ist es leicht, sie an der Hand derselben zu Sündern zu machen oder ihnen zu zeigen, daß wir das Gleiche wollen, was ihre Väter gewollt haben, was zu vollbringen sie aber als Heiden nicht im Stand sind.

5) Der Hauptanknüpfungspunkt ist aber das den Heiden fast stetig begleitende Gefühl des Bannes oder Fluches (musü) und die vergeblichen Anstrengungen, die er macht, dasselbe los zu werden. Daß der Mensch (auch der Neger) dieses Gefühl los werden kann, klingt dem Heiden so wundersam wie ein Mährchen aus einer andern Welt, und doch muß er sich gestehen, wenn er mit wahren Christen zusammen kommt, daß dieselben davon frei sind. Der Prediger lade deßhalb mit vollem Herzen und vollen Händen zu dieser Freiheit ein, indem er zeigt, daß dieser Fluch und dieses Fluchgefühl eine Folge der Sünde ist, daß aber Christus gekommen ist, uns von dem Fluch zu erlösen, so daß jeder, der an ihn glaubt, ihn nicht mehr fühlt. An diesen musü wird der Missionar durch hunderterlei Gegenstände erinnert, mit denen man ihn zu heben oder abzuwehren sucht. Sie finden sich in jedem Dorfe, ja fast in jeder Wohnung vor.

6) Ein ähnlicher Anknüpfungspunkt wie der vorige ist das Mittlerbedürfniß. Der Neger glaubt sich zu weit von Gott entfernt, als daß er direkt mit ihm verkehren könnte, obgleich er auf der andern Seite bekennt, daß Gott alles weiß und sieht. Er betrachtet deßhalb unbewußt diese Kluft als eine moralische, und dieses Gefühl veranlaßt ihn, nach Vermittlern zu suchen, die er in den Wong oder Geistern (Fetischen) meint gefunden zu haben. Man stelle ihm nun die Ursache dieser Kluft und die Nichtigkeit seiner Vermittler ins rechte Licht und zeige ihm dann den rechten Mittler, Jesum Christum.

7) Da der Neger sich in allen Dingen als von Gott abhängig bekennt, da er ferner nicht daran zweifelt, daß der Missionar Gottes Wort und Gottes Willen verkündigt, so läßt sich daraus leicht folgern, daß es seine Pflicht ist, das gepredigte Wort zu glauben oder anzunehmen (die Einheit des Menschengeschlechts vorausgesetzt).

8) Die Unsterblichkeit der Seele steht dem Heiden fest, obgleich er über die Art der Fortexistenz sehr im Unklaren ist. Für Leute, die sterben, ohne einen gewissen Brauch gemacht zu haben, wird derselbe angesichts der Leiche vollzogen, damit der Todte „den Heimweg finde." Läßt sich aus diesem stehenden Ausdruck auch schließen, daß die „Alten" vom Sterben als von einem Heimgehen redeten, so ist es doch Thatsache, daß der Heide nichts mehr fürchtet, als eben den Tod, und daß viele von ihnen aus Todesangst anfangen, ihre Sünden zu bekennen und die Verwandten von Sterbenden deßhalb den Brauch haben, diesen den Mund zu verbinden. Das sind allbekannte Thatsachen, die kein Heide wegleugnet, und es gehört zu den schönsten Aufgaben des Missionars, in diesen hoffnungslosen Jammer hinein den Trost des ewigen Lebens leuchten zu lassen.

9) Genau genommen, bietet jeder religiöse Gegenstand, sogar jedes Amulet dem Missionar einen Anknüpfungspunkt für seine Verkündigung dar. Denn es verdankt sein Dasein dem Bestreben, ein Unheil abzuwenden oder sich Heil zu sichern. Dem Träger oder Eigenthümer eines solchen sagen oder klar machen, woher alles Unheil komme, und wie das wahre Heil zu erlangen sei, ist ja schon eine Predigt.

10) Wenn der Heiland von den falschen Propheten sagt, „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," so gilt das auch in Bezug aufs Heidenthum und seine Bekämpfung. Der ganze Jammer desselben mit seinen Ehezwistigkeiten, Vergiftungsprozessen, Menschenschlächtereien, Sklaverei ꝛc. ꝛc. bietet dem Missionar Gelegenheit im Ueberfluß, mit seiner Predigt vom Friedefürsten einzusetzen. Man stelle die Fetischmänner bloß, die gar nichts gegen diese Uebelstände thun, ja vielfach die Urheber derselben sind.

11) Eine Menge von Sprichwörtern können ebenfalls gut als Ausgangspunkte bei der Straßenpredigt verwendet werden. Da dieselben von den „Alten" stammen und in Gerichtsverhandlungen gebraucht werden, so hat der Neger Respekt vor ihnen, und eine in ein solches Sprichwort gekleidete oder durch ein Sprichwort bewiesene Wahrheit, findet immer Anklang.

12) Endlich ist es rathsam und nach dem Vorbild des Heilandes erlaubt, an irgend eine Handlung oder ein Vorkommniß des täglichen Lebens anzuknüpfen. Aber man nehme Bilder aus der Negerwelt,

die mit der zweiten Tafel des Dekalog (Gebot 5—10 reformirter Zählung) sehr viel Aehnlichkeit haben. Der Neger betrachtet diese Gebote stillschweigend als Gottes Gebote; denn wer sie hält, heißt im Volksmund ein Kind Gottes; wer sie aber nicht hält, ein Teufelskind. Da es aber nun Thatsache ist, daß die Mehrzahl der Heiden diese Gebote vielfach übertreten, so ist es leicht, sie an der Hand derselben zu Sündern zu machen oder ihnen zu zeigen, daß wir das Gleiche wollen, was ihre Väter gewollt haben, was zu vollbringen sie aber als Heiden nicht im Stand sind.

5) Der Hauptanknüpfungspunkt ist aber das den Heiden fast stetig begleitende Gefühl des Bannes oder Fluches (musũ) und die vergeblichen Anstrengungen, die er macht, dasselbe los zu werden. Daß der Mensch (auch der Neger) dieses Gefühl los werden kann, klingt dem Heiden so wundersam wie ein Mährchen aus einer andern Welt, und doch muß er sich gestehen, wenn er mit wahren Christen zusammen kommt, daß dieselben davon frei sind. Der Prediger lade deßhalb mit vollem Herzen und vollen Händen zu dieser Freiheit ein, indem er zeigt, daß dieser Fluch und dieses Fluchgefühl eine Folge der Sünde ist, daß aber Christus gekommen ist, uns von dem Fluch zu erlösen, so daß jeder, der an ihn glaubt, ihn nicht mehr fühlt. An diesen musũ wird der Missionar durch hunderterlei Gegenstände erinnert, mit denen man ihn zu heben oder abzuwehren sucht. Sie finden sich in jedem Dorfe, ja fast in jeder Wohnung vor.

6) Ein ähnlicher Anknüpfungspunkt wie der vorige ist das Mittlerbedürfniß. Der Neger glaubt sich zu weit von Gott entfernt, als daß er direkt mit ihm verkehren könnte, obgleich er auf der andern Seite bekennt, daß Gott alles weiß und sieht. Er betrachtet deßhalb unbewußt diese Kluft als eine moralische, und dieses Gefühl veranlaßt ihn, nach Vermittlern zu suchen, die er in den Wong oder Geistern (Fetischen) meint gefunden zu haben. Man stelle ihm nun die Ursache dieser Kluft und die Nichtigkeit seiner Vermittler ins rechte Licht und zeige ihm dann den rechten Mittler, Jesum Christum.

7) Da der Neger sich in allen Dingen als von Gott abhängig bekennt, da er ferner nicht daran zweifelt, daß der Missionar Gottes Wort und Gottes Willen verkündigt, so läßt sich daraus leicht folgern, daß es seine Pflicht ist, das gepredigte Wort zu glauben oder anzunehmen (die Einheit des Menschengeschlechts vorausgesetzt).

2. Der Organisator.

Die Heidenpredigt ist eine Saat auf Hoffnung. Ganz davon abgesehen, daß mitunter ein Jahrzehnt unter einem Volk gepredigt werden muß, ehe seine Erstlinge getauft werden können, sind auch später noch die Fälle selten, wo sich nachweisen läßt, daß jemand unmittelbar durch die Predigt erweckt wurde. Ferner hat es der Straßenprediger meistens mit dem vollen ungebrochnen Heidenthum zu thun und muß es öfters erleben, daß man seine Predigt entweder gar nicht anhört, oder es nur mit Gleichgiltigkeit, gewissermaßen gezwungen thut, oder gar ihn verspottet, mit Steinen nach ihm wirft und den ausgestreuten Samen sozusagen mit Füßen tritt. Solchen Erfahrungen gegenüber hat der Heidenprediger nichts nöthiger, als einen festen zuversichtlichen Glauben an den Sieg der Sache, die er vertritt. Und da man von einem Feldherrn nicht bloß verlangt, daß er des Krieges kundig sei, sondern auch, daß er der Tapferste des Heeres sei, so müssen auch wir vor allen Dingen wünschen, daß derjenige, welcher die Heidenpredigt organisiren und dazu antreiben soll, nicht blos ein Heidenprediger überhaupt sei, sondern daß er in Bezug auf seine Missionshoffnungen an Zuversicht und Festigkeit über seine Gehilfen hervorrage. Er muß den festen, unumstößlichen Glauben haben, daß einst die Erde, also auch das Land, in welchem er arbeitet, voll werden wird von Erkenntniß des Herrn (Jes. 11, 9), daß der Herr seinen Schwur halten wird, nach welchem sich alle Kniee vor ihm beugen werden (Jes. 45, 23), also auch die Kniee des Volkes, mit dem er es zu thun hat. Aber nicht allein an die Erfüllung dieser und andrer Verheißungen Gottes für das Volk, an dem er arbeitet, muß er glauben, sondern er muß auch der festen Ueberzeugung leben, daß die Erfüllung durch nichts anderes herbeigeführt wird, als gerade durch die schlichte Predigt des Evangeliums, wenigstens weiß die Schrift und wissen auch wir von keinem andern Mittel. Wer diesen Glauben nicht hat, wer etwa meint, die Bekehrung Afrikas sei fürs tausendjährige Reich aufgespart, der mag in einem andern Zweig der Missionsarbeit noch seinen Mann stellen, aber zu einem Heidenprediger oder gar zu einem Leiter dieser Arbeit taugt er nicht. Er wird vielmehr, wenn ihm doch dieser Auftrag würde, bald erlahmen und seine Arbeit nur mit Unmuth wie ein Taglöhner thun.

keine für ihn unverständlichen, europäischen. Besonders bei Unterredungen ist es auf diese Art leicht, dem Heiden verständlich zu werden oder ihm beizukommen.

Es ist sehr zu empfehlen, daß der Prediger sein Neues Testament in der Hand habe und daraus zum Anfang seiner Predigt ein Wort Gottes lese, sei es, daß er an dasselbe seine Predigt knüpft, oder es zum Schluß als die Quintessenz derselben den Zuhörern einprägt. Größere Bibelabschnitte sollten aber nicht gelesen werden. Will der Redner eine biblische Geschichte als Text nehmen, so lese er davon 1—2 Verse vor und erzähle das Uebrige frei. Das Testament in seiner Hand vertritt bei ihm den Stab, das Abzeichen königlicher Gesandten. Ob mit Gebet begonnen und geschlossen werden soll, muß der einzelne Fall ergeben. Unerläßlich ist es gewiß nicht. Am besten betet ein Eingeborner, weil man ihn besser versteht; er bete aber nicht lang, sondern einfach und kurz.

Wenn immer möglich, sollte sich an jede Predigt eine Unterredung mit den Zuhörern knüpfen, auch auf die Gefahr hin, daß sich irgend ein disputirsüchtiger Mensch breit macht und den Missionar in der Geduld übt. Hier in der Unterredung und hier allein lernt der Missionar die Anschauungen der Heiden kennen und lernt dabei, wie er zu predigen habe, um für sie ein Segen zu sein. In der Unterredung läßt sich manches sagen, was man in der geschlossenen feierlichen Rede nicht sagen kann. Endlich, und das ist eine der Hauptfrüchte: man macht dabei persönliche Bekanntschaften, die gemeiniglich den Ausschlag bei Uebertritten geben. Aus diesem Grunde sind denn auch Besuche bei Heiden sehr zu empfehlen. Der Irrthum, in welchem viele Heiden gefangen sind, daß sie meinen, ihre Pflicht gethan zu haben, wenn sie den Missionar ruhig angehört, muß den Leuten ausgeredet werden. Da der Heide denkfaul ist und ihm geistliche Dinge gar fern liegen, so ist, wenn die Zuhörer nicht sehr zahlreich sind, sogar eine katechetische Form der Predigt selber sehr zu empfehlen. Auch bei der Heidenpredigt macht Uebung den Meister. Wer sich befleißt, gründlich und systematisch zu arbeiten, wird nach und nach es selbst merken, wie er mit seiner Gabe dem Volk, unter das ihn der Herr gestellt hat, am besten dienen kann.

2. Der Organisator.

Die Heidenpredigt ist eine Saat auf Hoffnung. Ganz davon abgesehen, daß mitunter ein Jahrzehnt unter einem Volk gepredigt werden muß, ehe seine Erstlinge getauft werden können, sind auch später noch die Fälle selten, wo sich nachweisen läßt, daß jemand unmittelbar durch die Predigt erweckt wurde. Ferner hat es der Straßenprediger meistens mit dem vollen ungebrochnen Heidenthum zu thun und muß es öfters erleben, daß man seine Predigt entweder gar nicht anhört, oder es nur mit Gleichgiltigkeit, gewissermaßen gezwungen thut, oder gar ihn verspottet, mit Steinen nach ihm wirft und den ausgestreuten Samen sozusagen mit Füßen tritt. Solchen Erfahrungen gegenüber hat der Heidenprediger nichts nöthiger, als einen festen zuversichtlichen Glauben an den Sieg der Sache, die er vertritt. Und da man von einem Feldherrn nicht bloß verlangt, daß er des Krieges kundig sei, sondern auch, daß er der Tapferste des Heeres sei, so müssen auch wir vor allen Dingen wünschen, daß derjenige, welcher die Heidenpredigt organisiren und dazu antreiben soll, nicht blos ein Heidenprediger überhaupt sei, sondern daß er in Bezug auf seine Missionshoffnungen an Zuversicht und Festigkeit über seine Gehilfen hervorrage. Er muß den festen, unumstößlichen Glauben haben, daß einst die Erde, also auch das Land, in welchem er arbeitet, voll werden wird von Erkenntniß des Herrn (Jes. 11, 9), daß der Herr seinen Schwur halten wird, nach welchem sich alle Kniee vor ihm beugen werden (Jes. 45, 23), also auch die Kniee des Volkes, mit dem er es zu thun hat. Aber nicht allein an die Erfüllung dieser und andrer Verheißungen Gottes für das Volk, an dem er arbeitet, muß er glauben, sondern er muß auch der festen Ueberzeugung leben, daß die Erfüllung durch nichts anderes herbeigeführt wird, als gerade durch die schlichte Predigt des Evangeliums, wenigstens weiß die Schrift und wissen auch wir von keinem andern Mittel. Wer diesen Glauben nicht hat, wer etwa meint, die Bekehrung Afrikas sei fürs tausendjährige Reich aufgespart, der mag in einem andern Zweig der Missionsarbeit noch seinen Mann stellen, aber zu einem Heidenprediger oder gar zu einem Leiter dieser Arbeit taugt er nicht. Er wird vielmehr, wenn ihm doch dieser Auftrag würde, bald erlahmen und seine Arbeit nur mit Unmuth wie ein Taglöhner thun.

Zu diesem reichen Maß des Missionsglaubens wünschen wir Organisator der Heidenpredigt, wie dem Prediger selbst, ein reiches Maaß der barmherzigen Liebe. Wir wünschen ein warmes Herz für die Masse des heidnischen Volkes, das geht wie Schafe, die keinen Hirten haben. Ein Prediger, oß den Glauben hat, dieser Liebe aber ermangelt, wird bald inem Prediger des Evangeliums ein Prediger des Gerichtes n. Der Stumpfsinn und die Gleichgiltigkeit der Heiden wird itter machen, und die Folge davon wird die sein, daß er in Arbeit erlahmt. Diese Liebe und dieses Erbarmen aber macht erisch, wie den Herzen der Heiden nahe zu kommen ist, ja sie ist der Schlüssel hiezu. Diese beiden Eigenschaften also soll nuß jeder Straßenprediger besitzen, wenn er tüchtig sein soll; wir wünschen, daß der Organisator dieselben in hohem Grade damit er diesen Geist seinen Untergebenen und Gehilfen ein- en kann. Denn, erst wenn dieser Geist unter ihnen weht, seine Organisation das rechte Lebenselement.

Da bei der Stellung unseres Themas Heidenpredigt zugleich e predigt ist und wir vom Organisator derselben fordern müssen, r selber reist und predigt, so ist sehr zu wünschen, daß er auch leisen gut ertragen könne. Und endlich ist dem, der organi- soll, auch etwas Organisationstalent zu wünschen.

Bei den genannten vier Eigenschaften des Organisators haben mmer nur von „Wünschen" geredet. Es geschah aus dem o, weil die genannten Fähigkeiten nur Gott der Herr allein ren kann und weil bei der Unvollkommenheit unsrer mensch- Verhältnisse es geschehen kann, daß einem Bruder diese Arbeit ragen werden muß, der die eine oder andre dieser Fähigkeiten nicht besitzt. Es wäre nun sehr verkehrt, wenn ein solcher deß- sich weigern würde, diese Arbeit zu thun oder wenn er sie thun würde, weil er glaubt, er habe die nöthigen Gaben nicht. es gilt auch hier, daß die Erkenntniß der eignen Schwäche nfang der Stärke ist. Wer den Mangel einer ihm nöthigen an sich entdeckt, suche mit um so größerm Fleiß jene Lücke füllen. Sind deine Missionshoffnungen schwach oder engherzig, suche sie durch die Betrachtung der Verheißungen Gottes und das Studium der Missions- und Kirchengeschichte zu beleben u erweitern. Will dir der Unmuth oder die Bitterkeit kommen,

dann schaue, wie dein Jesus sich mit den Sündern hat abplagen müssen; wie er tausende geheilt und gespeist hat, obwohl er voraussah, daß viele von ihnen einst das „kreuzige" rufen würden. Fällt dir das Reisen schwer, dann suche dich bei demselben so viel als möglich zu schonen, indem du 1) nicht zuviel marschirst, 2) dich nicht so viel der Sonne aussetzest, 3) für gute Kost und ein gutes Nachtlager sorgst und 4) keine zu großen Touren an Einem Tage machst. Fehlt dir schließlich die Gabe der Organisation, so suche dir dieselbe nach und nach von andern anzueignen. Endlich da Gott allein der Geber aller dieser Gaben ist, so suche sie bei ihm im täglichen Gebetsumgang zu erlangen, und er wird sie dir verleihen nach dem alten Sprüchlein: „Wem Gott gibt ein Amt, dem gibt er auch den Verstand." „Wie dein Tag ist, so wird auch deine Kraft sein."

Zu den vier Wünschen, die wir für den Organisator der Heidenpredigt haben, müssen wir aber gerade so viele berechtigte Forderungen hinzufügen, die zu erfüllen theils von ihm selber, theils von seinen Vorgesetzten abhängt.

Als erste und Hauptforderung stellen wir die auf: Er muß der Heidenpredigt leben. Hierunter verstehe ich nicht allein das, daß er mit Lust und Liebe in der Sache lebt, daß sie ihn Tag und Nacht beschäftigt, sondern besonders das, daß er für sie lebt, daß die Heidenpredigt seine erste, vornehmste und liebste, also seine Hauptarbeit ist. Er mag und kann noch eine andre Arbeit thun; allein diese muß zur Nebenarbeit herabgestempelt werden. Wenn man die Heidenpredigt zwar jedem Bruder in seine Instruktion hineinschreibt, aber keinen Bruder besonders damit betraut; wenn man jährlich alle Schulen 1—2 Mal examinirt und beim Rechnungswesen und der Statistik (mit Recht) auf Genauigkeit dringt, aber sich nach dem Maß, in welchem die Heidenpredigt getrieben wird, nicht erkundigt und niemand dafür verantwortlich macht: — dann ist die einfache Folge die, daß die Heidenpredigt in den Hintergrund gedrängt wird. Sie wird dann von Eingebornen und auch hie und da von den Missionaren betrieben, aber — es bleibt auf der Station alles beim alten. Weder nimmt die Gemeinde der Hauptstation besonders zu, noch werden neue Außenstationen gegründet. Wir verlangen deßhalb für jedes größere Stationsgebiet einen Mann, der seine Hauptkraft der Heidenpredigt widmet.

Unſer [illegible]
predigt im [illegible]
ſtändig kenne[n] [illegible]
nicht allen wün[ſchen] [illegible]
ſondern er [illegible]
die Bevölkerun[g] [illegible]
Hauptſtatiſtik [illegible]
Orte kennen [illegible]
fahren kann [illegible]
Orte vorenthal[ten] [illegible]
berichte ſeine[n] [illegible]
den man kenn[t] [illegible]
dann recht [illegible]
Wir ver[ſuchen] [illegible]
daß er ſelbe[r] [illegible]
er ſeinen [illegible]
Gelegenheit [illegible]
theilen kann [illegible]
und das [illegible]
wird in der [illegible]
heit bekom[men] [illegible]
thätigkeit [illegible]
bekommen. [illegible]
wenn ſie [illegible]
mitreißen [illegible]
verlangen [illegible]
er durchs [illegible]
predigen [illegible]
beſeelende [illegible]
holt dem [illegible]
auch die [illegible]
ſprächsweiſe [illegible]
nicht meine[n] [illegible]
wenn er be[i] [illegible]
Verfahren [illegible]
kann der [illegible]
Referent [illegible]
und ande[re] [illegible]

Soll aber der Organisator der Heidenpredigt selber predigen, so müssen wir viertens unbedingt verlangen, daß er der Landessprache mächtig sei. Denn nur, wenn er der Sprache des Volkes mächtig ist, kennt er auch seinen Geist und seine Anschauungen, und nur wenn er diese kennt, sind seine (des Missionars) eignen Anschauungen von seiner und seiner Mitarbeiter Aufgabe richtig. So lange er der Sprache nicht mächtig ist, betrachtet er alles, was um ihn vorgeht, wie durch einen Flor. — Falsch wäre es aber, wenn ein Missionar erst dann anfangen wollte Heidenpredigt zu treiben, wenn er die Sprache vollständig gelernt hat. Ein Bruder, der diese Maxime befolgen wollte, dem wäre unschwer zu prophezeien, daß bis er der Sprache mächtig geworden, auch seine erste Liebe und sein Predigteifer eingeschlafen sein werden. Der junge Missionar soll vielmehr in Englisch, in kurzen Sätzen, sobald er Gelegenheit hiezu findet, seine ersten Versuche machen. Sein Dolmetscher wird durch das Feuer der ersten Liebe, das ihn beseelt, zu gleichem Missionssinn angetrieben, und wenn er ein Mann ist, der schon öfters selbst den Heiden gepredigt hat, dann wird er gewiß die Pfeile, welche sein Meister etwa in heiliger Begeisterung übers Ziel hinausschießen sollte, so lenken, daß sie ins Centrum treffen. Schon die Gegenwart des Europäers bei der Straßenpredigt verleiht derselben Nachdruck, umsomehr wenn er selber auch nur einige Worte sagt. Legt es einer dann noch darauf an, durch Unterredungen zu wirken, dann kann er nicht allein bald hiebei das, was er von der Sprache schon gelernt hat, üben, sondern bis er geläufig sprechen kann, hat er auch schon das Volk kennen gelernt, und was noch mehr — er hat es auch lieb gewonnen. Seine erste allgemeine Liebe zur Heidenwelt ist statt einzuschlafen, specialisirt worden, und wenn sie auch an Feuer etwas eingebüßt haben sollte, so ist sie dafür nüchterner, reeller und dauerhafter geworden.

Unsre letzte Forderung setzt voraus, daß der junge Missionar etwas Englisch kann. Ohne diese Fähigkeit sollte aber auch kein Bruder das Land betreten, weil er sonst für längere Zeit zu einem geisttödtenden Nichtsthun verurtheilt ist und Gefahr läuft, ein kleinlicher, liebloser Kritiker und Pessimist zu werden.

3. Das Predigtpersonal.

Beim Predigtpersonal unterscheiden wir freiwillige Arbeiter, Arbeiter von Amtswegen.

Freiwillig sollten sich dem Organisator zur Verfügung stellen: amtliche Schulen und Anstalten mit ihren Vorstehern, 2) Kauf- und Industriebrüder, sowie eingeborne Angestellte, deren Beruf die Heidenpredigt nicht ist, 3) alle ordentlich wan- Gemeindeglieder.

Von Amtswegen sollten ihm zur Verfügung stehen, beziehungs- so unterstellt sein, daß er sie für ein paar Wochen hinsenden wohin er will (ohne vorher bei den Distriktsvorstehern anzu-): 1) alle Evangelisten und Reiseprediger der Station, 2) die ellten auf den Filialen, soweit ihre spezielle Aufgabe nicht chulunterricht ist.

---

4. Die Organisation.

Da Zweck und Ziel der Heidenpredigt ist, „alle Völker zu rn Jesu zu machen," mithin die Christianisirung des ganzen s oder Volkes ist, so muß die Aufgabe der Organisation der- zunächst die sein, dafür zu sorgen, daß 1) im ganzen Gebiet tation, also in jeder Stadt, jedem Dorf, auf jedem Weiler, upt dem ganzen Volk, *so oft als möglich* das Evangelium igt werde, 2) daß dieses Gebiet überall dahin erweitert werde, h Dörfer und Städte befinden, die das Evangelium noch nicht haben oder zur Zeit nicht damit bedienet werden. Kein sollte als „todtgepredigt" oder als „zu verkommen" registrirt n. Ebensowenig darf der Grundsatz Geltung haben, daß man das engere Stationsgebiet *ganz christianisiren* wolle, an die Grenzen weiter steckt. Das wäre verkehrt, weil die rung lehrt, daß der im Centrum erhoffte Segen einem oft Peripherie zu Theil wird und dann von hier auf das Centrum eine Umgebung zurückwirkt.

Sollte aber der Organisator meinen, seine Pflicht gethan zu , wenn er dafür gesorgt hat, daß das Evangelium überall igt wird, so wäre er seiner Aufgabe nur halb nachgekommen.

Auch wäre dann unsre Forderung, daß er der Heidenpredigt leben müsse, eine überflüssige. Seine Hauptaufgabe ist vielmehr die, daß er denjenigen Orten oder Personen, die zum Christenthum übertreten wollen, eine ganz besondre Pflege und Sorgfalt zu Theil werden läßt. Neues geistliches Leben kann auch der eifrigste Heidenprediger nicht zu Stande bringen, das kann allein der Geist Gottes. Aber er kann und soll — man entschuldige diesen Vergleich — Hebammendienste thun. Er soll und muß dem neuen Leben zum Durchbruch verhelfen und es mütterlich pflegen, wenn er nicht die Früchte seiner eigenen und Andrer Arbeit verscherzen will. Wird deßhalb dem Organisator der Heidenpredigt durch einen seiner Untergebenen von einem Orte oder von Personen berichtet, daß berechtigte Hoffnung zu baldigem Uebertritt vorhanden sei, oder trifft er selber mit solchen Personen zusammen, so sollte er, nach des Referenten Ansicht und erprobter Erfahrung: 1) solchen Ort oder Leute selber öfters besuchen und je und je womöglich einen Abend bei ihnen zubringen, weil er Abends die Leute am ruhigsten sprechen kann. Er soll aber bei diesen Besuchen sich nicht allein mit den fraglichen Personen bekannt machen, sondern durch öffentliche Straßenpredigt auch auf die übrigen Bewohner des Dorfes zu wirken suchen.

2) Sind die Leute wirklich begierig nach der Milch des Evangeliums, so soll der Missionar, wenn sie es wünschen, einen Katechisten oder Evangelisten, der inneres Leben und Missionssinn hat, anweisen, sich bei ihnen mehrere Wochen aufzuhalten, um das erwachte Leben in jeder Beziehung zu pflegen und zu sehen, ob es von echter Art oder aber ein bloßes Strohfeuer ist. Als erstes Opfer müssen die Leute dem Evangelisten eine Wohnung oder wenigstens ein gutes Zimmer gratis überlassen.

3) Ferner soll der Missionar dafür sorgen, daß auch andre Katechisten und Lehrer an solchem Orte ab- und zugehen. Denn ein Zeugniß aus zweier oder dreier Zeugen Mund ist kräftiger, als ein einfaches.

4) Endlich suche er die Christen der nächsten Stations- oder Filialgemeinde zu bewegen, mit diesen „neuen Brüdern" Freundschaft zu schließen, sie zu besuchen und zum Gegenbesuch auf der Station einzuladen, wo Gottesdienst, christliche Gastfreundschaft ꝛc. gewiß ihres guten Eindrucks nicht verfehlen werden.

verlangen also, und ich glaube mit Recht, für das jüngste beste Pflege, und zwar auch dann, wenn es auf Kosten der oder Schwesterstation geschehen muß. Steht es auf diesen). ist Missionssinn vorhanden, dann ersetzt die Freude über e Schwester" doppelt den zweiwöchentlichen Verlust des eelsorgers. Am besten eignet sich wohl derjenige National- ir die erste Pflege, bei dem sich die Leute zur Taufe ge- ıben. Es fällt mir aber nicht ein zu behaupten, daß eine ıris in jedem einzelnen Fall Erfolg haben werde; aber das sie hat eher Anspruch darauf, als die andre, nach welcher onar den drei Stunden entfernten „neuen Brüdern" sagen ollen auf die Station kommen, da er keine Zeit habe, sie en. Und wenn nun die Leute kommen und auch der Auf- des Missionars zum Nachmittagsgottesdienst da zu bleiben, sten, keiner der Christen sie ansieht, geschweige denn sie zum en einlädt, wer will es ihnen übel nehmen, daß sie, Abends ırigem Magen heimgekehrt, den Entschluß fassen, diesen ie mehr zu wiederholen?

ı sei auch lieber etwas leichtgläubig, als allzu mißtrauisch che Neulinge. Auch das freundlichste Entgegenkommen, etzt, daß man sich auf's Geldleihen nicht einläßt, kann ja s schaden, während unberechtigtes Mißtrauen alles verderben nd was machts denn, wenn sich auch eine solche Bewegung ı Sande verläuft, nachdem vielleicht ein Evangelist Wochen zugebracht hat? Der von ihm in dieser Zeit ausgestreute rägt doch einmal seine Frucht. Wohl dem, der in Geduld ıun.

Art der Organisation denken wir uns etwa so: Der Or- sorgt zunächst für ein Verzeichniß sämmtlicher Städte und ı dem zu bearbeitenden Distrikt, nach Art ihrer Lage an- Dann sollte er eine freiwillige Brüderkonferenz ins ien, die mindestens alle Vierteljahr tagt, an der sich alle, ɔ Schwarze, betheiligen, welche an der Heidenpredigt mit- Nachdem man in dieser Konferenz durch die gemeinsame ng eines Gotteswort's sich erbaut hat, verständigt sich der tor zunächst mit allen denjenigen, deren spezieller Beruf npredigt nicht ist, in wieweit sie sich dennoch an derselben ı können und wollen. Das genannte Verzeichniß wird

vorgelegt und ein Operationsplan entworfen und besprochen. In der nächsten Konferenz wird dann über die Ausführung desselben berichtet, und die gemachten Erfahrungen werden ausgetauscht.

Im Allgemeinen sollte dieser Plan dahin gefaßt werden, daß auf den einer Station oder Außenstation zunächst gelegenen Orten wöchentlich, auf den entfernteren monatlich und auf den entferntesten alle Vierteljahr gepredigt wird.

Die Gemeinden sind auf folgende drei Arten zur Missionsthätigkeit anzuhalten: 1) Indem in den Presbyterien dahin gewirkt wird, daß bei schönem Wetter am Sonntag nach dem Mittagsgottesdienste am Stationsort oder auf einem Nachbarort unter recht zahlreicher Betheiligung seitens der Gemeinde auf der Straße gepredigt wird. Jeder unbescholtene Christ darf hier das Wort ergreifen.

2) Indem man sucht eine persönliche Bekanntschaft zwischen Christen und Taufkandidaten herbei zu führen. Wenn die Gemeinde erst am Tauftag erfährt, wer getauft wird, macht es keinen guten Eindruck, weder auf sie noch auf die Täuflinge.

3) Indem man zuverlässige, mit Predigt- oder Ermahnungsgabe ausgerüstete Gemeindeglieder auch an Wochentagen veranlaßt, solche Orte zu besuchen, wo sich angeregte Seelen befinden, auch wenn man genöthigt ist, ihnen ein kleines Tag- oder Reisegeld zu zahlen.

4) Endlich unterlasse man auch nie, die einzelnen Christen an ihre Pflicht gegen ihre heidnischen Verwandten, wie Eltern, Ehegatten und Geschwister, zu erinnern.

Die Schulen sollten jede Woche eine oder anderthalb Stunden und jeden Monat einen Tag mit ihren Lehrern auf die Heidenpredigt verwenden. Das letztere wird zwar etwas Unkosten verursachen. Man scheue aber dieselben nicht, da sie durch den Segen, der dadurch gestiftet wird, aufgehoben werden. Nicht allein wird durch solche Predigtausflüge die heidnische Jugend angezogen, sondern es wird dadurch auch immer in den Schülern das Bewußtsein geweckt, daß sie Missionsschüler sind, der Missionssinn wird in ihnen geweckt und gepflegt.

Wenn die Brüdergemeine sagt, daß ihre Missionsthätigkeit die wichtigste Pulsader ihres geistlichen Lebens ist, so kann man das Gleiche von der speziellsten Missionsarbeit, der Heidenpredigt, in Bezug auf die Angestellten der Mission, ja der einzelnen Gemeinden sagen. Und es ist deßhalb nichts lebhafter zu wünschen, als daß diese

Aber immer voller und kräftiger schlage, d. h. daß jeder Christ und doppelt jeder Missionsarbeiter sich dieser seiner Pflicht bewußt werde und nach dem Maß seiner Kraft ihr auch nachkomme.

---

5. Der Erfolg.

Der Prediger soll immer auf Erfolg hinarbeiten und in seiner Aufforderung zur Buße und Annahme des Evangeliums „packend" sein. Er soll auch mit wachsamem Auge das Todtenfeld beobachten, ob nicht irgendwo ein „Regen" oder „Rauschen" wahrzunehmen sei. Aber — er soll sichs nicht verdrießen lassen weiter zu arbeiten, wenn der erhoffte Erfolg nicht sobald eintritt, sondern lange auf sich warten läßt. Frühe Uebertritte sind frühreife Trauben, sie sind wohl süß, aber selten. Man darf also schon darnach suchen! Das Gewöhnliche oder Normale aber ist doch, daß zuerst in Folge mehr-, wenn nicht langjähriger Straßenpredigt oder andrer Missionsarbeit, die öffentliche Meinung dem Evangelium gegenüber eine günstigere geworden ist, ehe der einzelne es wagen kann, ihren Bann zu durchbrechen und überzutreten. Der Missionar muß deßhalb wissen, wo er auf Uebertritte drängen darf, wo er die Leute „nöthigen" muß herein zu kommen und wo er sich vor der Hand mit einer freundlichen Anhörung seiner Predigt begnügen muß. Melden sich in einem Ort Personen zur Taufe, ehe genugsam vorgearbeitet ist, dann halten sie selten Stand. Denn sobald die heidnische Partei merkt, daß dieselben mit ihrem Uebertritt Ernst machen, so erhebt sie sich mit solcher Macht, daß der schwache Glaube der Neulinge nicht Stand zu halten vermag und nicht selten alle Erweckten sich schüchtern wieder zurückziehen. Darum: Habe festen Glauben an den Erfolg deiner Arbeit, aber große Geduld ihn abzuwarten (Habakuk 2, 1—3).

Der Missionar soll aber auch nicht eigensinnig und wählerisch in Bezug auf den Erfolg seiner Arbeit sein. Er soll diejenigen aufnehmen, die Gott ihm schickt oder zuführt, auch wenn es keine angesehene, sondern nur geringe Leute sind. Er soll da anfangen, wo Gott anfängt, auch wenn es nur ein geringes Dörflein ist, wo Er die Thüre aufthut. Ein Bethlehem und ein Nazareth oder Bethanien sind schon oft großen Städten zum Segen geworden.

Er soll seine Segel spannen, wenn Gottes Winde wehen, ohne sich von der Sorge um die nöthigen Arbeitskräfte (oder von einer Ebbe in der Missionskasse) zurückhalten zu lassen. Referent hat den Brauch, daß er jedem Dorf oder jeder Dörfergruppe oder Stadt einen Lehrer verspricht unter der Bedingung, daß sich eine Anzahl Leute bekehrt und dieselben willig sind, an dem Bau einer Lehrerwohnung mitzuhelfen. Es ist nun schon dreimal geschehen, daß sich gerade dann Leute zum Uebertritte meldeten, als nirgends ein Lehrer zu finden war, oder es doch so schien, als sei keiner zu finden. Doch blieb ich meiner Praxis treu mit dem festen Glauben, daß wenn Gott eine Thüre aufthut, er auch für den nöthigen Mann sorgen werde. Und dieser Glaube ist in allen drei Fällen mit Erfolg gekrönt worden, ohne daß Referent mit seinen Kollegen wegen Vertheilung der verfügbaren Arbeitskräfte in Streit gerathen wäre.

Der Haupterfolg der öffentlichen Heidenpredigt ist weniger in der Bekehrung Einzelner, als vielmehr in der Christianisirung der öffentlichen Meinung, bezw. des ganzen Volkes zu suchen. Dieses geschieht aber nicht in ein paar Jahren, sondern hat noch überall wenigstens ein paar Generationen in Anspruch genommen.

Aus der Telugu-Mission.

15. Die Schulen in Ongol und Ramapatnam.

Lakschmaia hatte schon gleich nach seiner Taufe erfreuliche Fortschritte in der Schule gemacht, mit noch größerem Eifer aber lag er nach der Rückkehr von seinem Besuch in Ahmadala den Studien ob. Dilamma's und Sabamma's Schmähungen, die Sticheleien früherer Freunde und die Kälte seiner Angehörigen hatten ihn von allem Heimweh recht gründlich geheilt, und jetzt erst wurzelte er mit allen Fasern seines Wesens in dem neuen Boden, in den er so plötzlich verpflanzt worden.

ıd wie unendlich viel Anregungen bot ihm hier theils der
g mit christlichen Freunden, theils der Unterricht, den er
Wie viel Altgewohntes galt es zu vergessen, zu verlernen
e viel neue Anschauungen auch im Gebiet des äußeren Lebens
ıueignen! Obschon ein denkendes und an geistiger Begabung
ıropäern nicht nachstehendes Volk, sind die Telugus doch
ı einer abergläubischen Furcht vor tausenderlei eingebildeten
en. Geht ein Mann des Morgens an seine Arbeit und muß
egs nießen, so kehrt er wieder um und wartet erst eine Weile zu
damit ihm nicht im Laufe des Tages etwas Böses wider-
Für eine ebenso schlimme Vorbedeutung gilt es, wenn ihm
itwe, ein Madiga oder ein Brahmane begegnet, dessen kahl
Kopf verräth, daß er ein Gelübde gethan hat. Fliegt eine
von rechts nach links, oder läuft eine Katze von links nach
über seinen Weg, so bedeutet das, daß sein Vorhaben miß-
wird, deßhalb kehrt er um und wartet auf günstigere Zeit.
ı die Eidechsen, von denen das Land wimmelt, ein gewisses
ch, so ist das ein Zeichen von herannahender Gefahr. Das
eines Hundes gilt für einen Todesvorboten, und läßt sich
ule auf einem Hause nieder, so wird dessen Bewohner irgend
glück treffen. Kein wichtiges Unternehmen wird um die Zeit
ımonds unternommen und kein Reisender macht sich zu einer
auf den Weg, in der er die Venus als Morgen- oder Abend-
or sich sieht. Tausenderlei derartige Einbildungen und noch
limmere Dinge füllen von Kindheit an die Phantasie eines
und machen auch nach seiner Bekehrung noch ihren Ein-
ltend, so daß es den Missionslehrer eine lange, harte, müh-
ırbeit kostet, seine Schüler davon zu heilen.

ine völlig neue Welt eröffnet diesen namentlich auch der
cht in der Geographie. Schüchtern fragt da der eine oder
den Lehrer, vielleicht nach der Stunde: ob es denn wirklich
ei, daß die Erde nicht flach, sondern eine Kugel sei, und daß
ıschen gebe, die sie schon umschifft haben? Staunend hört
her Jüngling, daß die zwölfköpfige Schlange, auf der seiner
ng nach die Erde ruht und die er bei Sonnen- und Mond-
issen oft angefleht hat, sie möchte diese Gestirne doch nicht
ugen, nur ein Märchen sei, und ebenso die Meere von Syrup,
ner Butter, geronnener Milch und Süßwasser, die er sich

um die verschiedenen Erdtheile her dachte. Von ungleich größerem Werth, als der erwachende Wissensdurst, ist für das innere Leben der Zöglinge aber der Umgang mit den schon gereifteren eingebornen Brüdern, die in ihrem Evangelistendienst beständig ab- und zugehen und von denen dann und wann auch einer hier die letzte Pflege erhält, ehe er seinen Glaubenslauf beschließt und zur Freude seines Herrn eingeht.

Alle derartigen Eindrücke fielen bei Lakschmaia auf empfänglichen Boden, so daß seine Lehrer sich in jeder Hinsicht über seine Fortschritte freuten und ihn im Juli 1880 in das theologische Seminar in Ramapatnam verpflanzten, wo er sich durch einen vierjährigen Kursus auf die Verkündigung des Evangeliums vorbereiten soll. Kehren wir zum Schluß noch ein wenig in dieser aufblühenden Anstalt ein.

Die schönen, freigelegenen Anstaltsgebäude schauen von einer sanften Anhöhe oberhalb des Palmen-beschatteten Dörfleins auf die blauen Wogen der Bai von Bengalen hinaus, die sich unaufhörlich an der weißen, sandigen Bucht brechen. Gottes sichtbarer Segen hat seit seiner Eröffnung im Jahr 1873 auf diesem Seminar geruht, das jetzt nicht weniger als 200 Zöglinge zählt. Viele derselben sind verheirathete junge Männer, die ihre Frauen mitgebracht haben; damit auch sie sich, sei es nur als tüchtige christliche Pfarrfrauen, oder daneben auch als Lehrerinnen zum Dienst unter ihren Landsleuten vorbereiten. Dem amerikanischen Leiter der Anstalt stehen vier eingeborne Lehrer zur Seite, die eigens zu diesem Zweck herangebildet wurden. Müßiggang wird hier nicht geduldet. Jeden Morgen um 7 Uhr beginnt die Arbeit und geht mit einer kurzen Unterbrechung um die Mittagsstunde bis Nachmittags 4 Uhr fort. Das erste Unterrichtsjahr ist durch das Studium der ersten Bücher des Alten und des Neuen Testaments ausgefüllt, in den folgenden Jahren schließt sich daran das zusammenhängende Studium der ganzen übrigen heil. Schrift, wobei große Abschnitte derselben auswendig gelernt werden. Im letzten Unterrichtsjahr kommt hiezu noch ein Ueberblick über die Kirchengeschichte und eine Einleitung in die Pastoral-Theologie.

Die ursprünglichen Anstaltsgebäude wurden durch einen Wirbelsturm im November 1879 großentheils zerstört und seither neu aufgebaut mit Hilfe der Zöglinge, die in ihren Freistunden und den nach amerikanischer Sitte nicht mit Lektionen belegten Sams-

Und wie unendlich viel Anregungen bot ihm hier theils der Umgang mit christlichen Freunden, theils der Unterricht, den er genoß! Wie viel Altgewohntes galt es zu vergessen, zu verlernen und wie viel neue Anschauungen auch im Gebiet des äußeren Lebens sich anzueignen! Obschon ein denkendes und an geistiger Begabung uns Europäern nicht nachstehendes Volk, sind die Telugus doch Sklaven einer abergläubischen Furcht vor tausenderlei eingebildeten Gefahren. Geht ein Mann des Morgens an seine Arbeit und muß unterwegs nießen, so kehrt er wieder um und wartet erst eine Weile zu Hause, damit ihm nicht im Laufe des Tages etwas Böses widerfahre. Für eine ebenso schlimme Vorbedeutung gilt es, wenn ihm eine Witwe, ein Madiga oder ein Brahmane begegnet, dessen kahl rasirter Kopf verräth, daß er ein Gelübde gethan hat. Fliegt eine Krähe von rechts nach links, oder läuft eine Katze von links nach rechts über seinen Weg, so bedeutet das, daß sein Vorhaben mißglücken wird, deßhalb kehrt er um und wartet auf günstigere Zeit. Machen die Eidechsen, von denen das Land wimmelt, ein gewisses Geräusch, so ist das ein Zeichen von herannahender Gefahr. Das Geheul eines Hundes gilt für einen Todesvorboten, und läßt sich eine Eule auf einem Hause nieder, so wird dessen Bewohner irgend ein Unglück treffen. Kein wichtiges Unternehmen wird um die Zeit des Neumonds unternommen und kein Reisender macht sich zu einer Stunde auf den Weg, in der er die Venus als Morgen- oder Abendstern vor sich sieht. Tausenderlei derartige Einbildungen und noch viel schlimmere Dinge füllen von Kindheit an die Phantasie eines Telugu und machen auch nach seiner Bekehrung noch ihren Einfluß geltend, so daß es den Missionslehrer eine lange, harte, mühsame Arbeit kostet, seine Schüler davon zu heilen.

Eine völlig neue Welt eröffnet diesen namentlich auch der Unterricht in der Geographie. Schüchtern fragt da der eine oder andere den Lehrer, vielleicht nach der Stunde: ob es denn wirklich wahr sei, daß die Erde nicht flach, sondern eine Kugel sei, und daß es Menschen gebe, die sie schon umschifft haben? Staunend hört solcher Jüngling, daß die zwölfköpfige Schlange, auf der seiner Meinung nach die Erde ruht und die er bei Sonnen- und Mondfinsternissen oft angefleht hat, sie möchte diese Gestirne doch nicht verschlingen, nur ein Märchen sei, und ebenso die Meere von Syrup, geronnener Butter, geronnener Milch und Süßwasser, die er sich

um die verschiedenen Erdtheile her dachte. Von ungleich größerem Werth, als der erwachende Wissensdurst, ist für das innere Leben der Zöglinge aber der Umgang mit den schon gereifteren eingebornen Brüdern, die in ihrem Evangelistendienst beständig ab- und zugehen und von denen dann und wann auch einer hier die letzte Pflege erhält, ehe er seinen Glaubenslauf beschließt und zur Freude seines Herrn eingeht.

Alle derartigen Eindrücke fielen bei Lakschmaia auf empfänglichen Boden, so daß seine Lehrer sich in jeder Hinsicht über seine Fortschritte freuten und ihn im Juli 1880 in das theologische Seminar in Ramapatnam verpflanzten, wo er sich durch einen vierjährigen Kursus auf die Verkündigung des Evangeliums vorbereiten soll. Kehren wir zum Schluß noch ein wenig in dieser aufblühenden Anstalt ein.

Die schönen, freigelegenen Anstaltsgebäude schauen von einer sanften Anhöhe oberhalb des Palmen-beschatteten Dörfleins auf die blauen Wogen der Bai von Bengalen hinaus, die sich unaufhörlich an der weißen, sandigen Bucht brechen. Gottes sichtbarer Segen hat seit seiner Eröffnung im Jahr 1873 auf diesem Seminar geruht, das jetzt nicht weniger als 200 Zöglinge zählt. Viele derselben sind verheirathete junge Männer, die ihre Frauen mitgebracht haben; damit auch sie sich, sei es nur als tüchtige christliche Pfarrfrauen, oder daneben auch als Lehrerinnen zum Dienst unter ihren Landsleuten vorbereiten. Dem amerikanischen Leiter der Anstalt stehen vier eingeborne Lehrer zur Seite, die eigens zu diesem Zweck herangebildet wurden. Müßiggang wird hier nicht geduldet. Jeden Morgen um 7 Uhr beginnt die Arbeit und geht mit einer kurzen Unterbrechung um die Mittagsstunde bis Nachmittags 4 Uhr fort. Das erste Unterrichtsjahr ist durch das Studium der ersten Bücher des Alten und des Neuen Testaments ausgefüllt, in den folgenden Jahren schließt sich daran das zusammenhängende Studium der ganzen übrigen heil. Schrift, wobei große Abschnitte derselben auswendig gelernt werden. Im letzten Unterrichtsjahr kommt hiezu noch ein Ueberblick über die Kirchengeschichte und eine Einleitung in die Pastoral-Theologie.

Die ursprünglichen Anstaltsgebäude wurden durch einen Wirbelsturm im November 1879 großentheils zerstört und seither neu aufgebaut mit Hilfe der Zöglinge, die in ihren Freistunden und den nach amerikanischer Sitte nicht mit Lektionen belegten Sams-

tagen die Hauptarbeit thaten. Daß die Seminaristen auch bei derartigen Geschäften ihre Kräfte üben, ist in verschiedener Hinsicht erwünscht, denn nicht nur vermindert es die Ausgaben für sie, sondern stählt auch ihre Gesundheit und lehrt sie, daß auch Lehrer und Prediger bereit sein müssen, nöthigenfalls bei irgend einer Arbeit Hand anzulegen. Da in dieser Gegend von Indien Holz nur schwer zu bekommen und sehr theuer ist, sind Backsteine das gewöhnliche Baumaterial. Aus solchen sind auch die Wohnhäuser der Seminaristen aufgeführt, von denen jeder, wenn verheirathet, seinen eigenen Haushalt hat.

Kehren wir an einem Samstag Morgen dort ein, so ruft, wie an den übrigen Wochentagen, um 7 Uhr die Glocke zur gemeinsamen Andacht. Nach derselben legt jeder Zögling seinen regelmäßigen Wochenbeitrag auf einen vor den Lehrern stehenden Tisch nieder; manche bringen außerdem noch irgend eine besondere Gabe dar, etwa ein Huhn oder etwas Gemüse. Derlei Geschenke werden dann unter den Seminaristen versteigert und der Erlös in die Anstaltskasse geworfen. Ist dieses Geschäft beendet, so ziehen etwa 70 Zöglinge, je zwei und zwei, in die Umgegend hinaus, um Samstag Abends und Sonntag Morgens Versammlungen zu halten. Gewöhnlich gehen ein älterer und ein jüngerer Seminarist zusammen, der erste um zu predigen, der letztere um in den Dörfern, in welchen schon Christen sind, Sonntagsschule zu halten.

Sonntag Morgens um 8 Uhr versammeln sich Alle, die nicht als Evangelisten in die Nachbardörfer hinausgegangen sind, zur Sonntagsschule im Hauptgebäude des Seminars. Im reinlichen Sonntagsgewande sitzt jede Gruppe auf den am Boden ausgebreiteten Matten im Kreis um ihren Lehrer oder ihre Lehrerin herum. Es mögen etwa 15 solcher Gruppen sein. Daß vor ihren Müttern hin und wieder Kinder auf den Matten liegen, die allerlei lustige oder auch klagende Töne von sich geben, befremdet dich vielleicht einen Augenblick, allein ohne diese Kleinen könnten eben die Mütter nicht kommen, denn Dienstboten, denen sie sie zum Hüten übergeben könnten, haben sie nicht. Ist der Bibeltext des Tags in den einzelnen Gruppen besprochen und richtet der Leiter der Sonntagsschule zum Schluß noch einige Fragen an alle zusammen, so ists eine wahre Freude, die schnellen, treffenden Antworten zu hören, die auch manche der anwesenden Frauen geben.

Gruppe zu Gruppe und hörten da nicht nur das Zeugniß des eigenen Pfarrers einer jeden an, sondern auch den Eindruck aller derer, die sie vereint mit ihm hier in Ongol geprüft hatten. Bei diesem Durchgang ergab sich, daß man hoffen durfte, von 327 Personen Beweise wahrer Herzensbekehrung (?) erhalten zu haben. Nun begann die gegen zwei Stunden dauernde Taufhandlung, die jeder der eingebornen Pfarrer an seinen eignen Leuten vollzog. Es waren unter den Täuflingen mehrere Knaben und Mädchen, sowie auch eine Anzahl schon ergrauter Häupter, die Mehrzahl aber bestand aus Leuten in der Blüte der Jahre. Daß es ihnen ein Ernst war, bewies nicht nur die wiederholte, sorgfältige Prüfung, die sie zu bestehen gehabt hatten, sondern auch die Auslagen, denen sie sich unterzogen, um die Reise nach Ongol zu machen, wie denn manche einen vierzigstündigen Weg zurücklegten, ihre Arbeit zu Hause liegen ließen und alle Unkosten der Reise und eines mehrtägigen Aufenthalts in Ongol trugen."

Und hierin ist auch in den beiden letztverflossenen Jahren keine wesentliche Aenderung eingetreten, obschon die Zahl der Taufbewerber sich etwas vermindert hat. In Schmutz und Regen kommen noch immer Leute aus Entfernungen von 30—40 Stunden zu Fuß daher. Selten sind unter 200 Taufbewerbern mehr als zehn, oft aber auch nur einer oder zwei aus demselben Ort, und sie alle erzählen von Schaaren, die bei ihnen zu Hause auch an Jesum glauben, aber den weiten Weg nach Ongol nicht machen können. Könnte und wollte die Heimatgemeinde nur auch die nöthigen Leute senden, diese Ernte einzuheimsen!

Wohl ist in den letzten Jahren manche neue Kraft aus Amerika ins Telugnland hinausgesandt worden, allein andre Arbeiter haben dafür zur Erholung in die Heimat zurückkehren müssen, so daß ihre Zahl noch immer in keinem Verhältniß steht zu dem ihnen geschenkten Eingang.

Um so erfreulicher ist der Eifer der eingebornen Gehilfen. Neben 65 ordinirten Predigern gehört zu diesen eine bedeutend größere Zahl von Männern, die ohne eigentliche Besoldung und ohne ihren irdischen Beruf deßhalb aufzugeben, das Wort verkünden. Anfangs erhielten sie für ihre vierteljährlichen Reisen nach Ongol und ihren dortigen Aufenthalt eine Vergütung von je 5 Mk., und dazu im Laufe des Jahres noch zwei neue Anzüge im Werth von

16. Schlußwort.

Fünf Jahre sind nun verflossen, seit die erste Kunde von den ie ein Märchen klingenden Massenübertritten in Ongol nach a drang. Noch ist es in frischer Erinnerung, wie viel klein- ge Stimmen damals laut wurden: „Gebt nur Acht, da muß ückschlag kommen.“ Dieser Rückschlag ist aber bis jetzt nicht ceten, wenn auch, wie es nicht anders sein kann, die Ver- g, welche hie und da hereingebrochen ist, eine heilsame Sich- gebracht hat. Die Taufen sind auch immer fortgegangen, ß die gesammte baptistische Telugumission jetzt über 21,000 en zählt.

Einen lieblichen Einblick in das, was durch Gottes Segen zu e gekommen ist, gewähren die vierteljährlichen Zusammen- bei welchen die eingebornen Prediger und Lehrer über ihre cungen berichten, ihre Taufbewerber vorstellen und neue An- g und Ermunterung erhalten. „Nie hab' ich solch ein Abend- gesehen,“ schrieb ein neu angelangter Missionar, der im er 1880 erstmals einer dieser Versammlungen beiwohnte. Nichtkommunikanten waren gebeten worden, die Kirche zu en, und doch war nicht nur die ganze Kapelle voll, sondern en auch noch einige draußen in den Verandas. Ich kann eschreiben, welchen Eindruck dieser Anblick auf mich machte; kürlich mahnte mich die auf dem Boden sitzende Gemeinde, n deren Gruppen die eingebornen Geistlichen, Brot und austheilend, hin- und hergiengen, an jene hungrige Menge, ist die Jünger die durch die Hand ihres Meisters so wunder- rmehrte Speise reichten. Um 1 Uhr versammelten sich die ornen Geistlichen zur Prüfung der Taufbewerber. Unser feld ist nämlich in 6 Kreise getheilt, und sämmtliche Arbeiter es solchen Kreises bilden die mit der Prüfung der dahin ge- n Taufbewerber betraute Kommission. Um 5 Uhr gieng es in die Kapelle, in deren Veranda 18 Paare in Reih und aufgestellt waren, um christlich getraut zu werden. Erst nach igung dieses Geschäfts wurden die Taufgesuche erörtert. Jeder r hatte ein Verzeichniß derjenigen seiner Taufbewerber, welche die Prüfung in befriedigender Weise bestanden hatten. Nun n unser Senior Clough und sein Mitarbeiter Boggs von

baren Erfolg, oft ganz übermannt von dem unerträglichen Gestank. Endlich aber keimte die ausgestreute Saat. Die Leute entsagten dem Aasessen, rissen ihr Götzenhaus ein, erbauten dafür ein Schulhaus und traten allesammt, etliche hundert an der Zahl, zum Christenthum über. Jetzt findet man in den dortigen Gottesdiensten eine so anständige und aufmerksame Versammlung, als sichs nur wünschen läßt, und mehrere Familienväter haben bereits Söhne im Predigerseminar.

Aber nicht in der Ongol-Mission allein geht es so schön voran, auch andre Missionen des Telugu-Landes dürfen, wenn schon in bescheidenerem Maße, ihre Garben sammeln. Die Londoner Mission in Kadapa, Nandial und dem seit 1855 besetzten westlicheren Guti mit den zahlreichen Außenstationen, zählt jetzt im Ganzen 8000 Christen, die mit in die Ernte eingetretene Ausbreitungs-Gesellschaft hat in dem 20 Stunden nördlich von Kadapa gelegenen Mutialapad über 1800 und 12 Stunden östlich davon in Kalsapad 1200 Getaufte. Die erst seit 1865 ins Land gekommenen Hermannsburger Brüder haben im Süden desselben 9 reichlich mit deutschen Kräften versehene Stationen gegründet, auf denen bereits über 1000 Heiden getauft worden sind. Am Unterlauf der Krischna und Godawari geht die Arbeit amerikanischer Lutheraner und englisch-kirchlicher Missionare im Segen fort. Die ersteren haben seit 1842 von ihrer Hauptstation Gantur aus über 5400 Christen aus Malas und Madigas in 100 Gemeinden gesammelt und ihre Arbeit dann auch nach Radschamandri und dem 15 Stunden östlicheren Samulkotta ausgedehnt, wo ihnen gleichfalls ein gesegneter, wenn auch langsamerer Eingang geschenkt wurde. In Radschamandri öffnen sich den Missionsfrauen auch die Zenanas der Vornehmen, und als neulich der dortige Missionar Schmidt seine Rückreise nach Europa antrat, da wetteiferten Heiden und Christen miteinander, ihm ihre Liebe, Verehrung und Dankbarkeit zu bezeigen. Die englisch-kirchliche Mission hat ihre Arbeit im Teluguland bekanntlich 1841 mit der Eröffnung einer wissenschaftlichen Bildungsanstalt für die Söhne höherer Kasten in Masulipatnam begonnen. Trotz aller auf diese Anstalt verwendeten Liebe und Hingebung frommer und begabter Männer, haben es jedoch nur sehr wenige ihrer Zöglinge zu einem offenen Bekenntniß Christi gebracht, so viel gewissenhafte und tüchtige Beamte auch die Madras-

je 4 Mk., so daß die Unterstützung, die sie genossen, sich auf etwa 30 Mk. belief. Nun meldete sich aber im Laufe des Jahres 1880 eine solche Masse neuer Männer zu diesem Dienst, daß Clough und Boggs gar nicht wußten, was sie davon denken sollten. Sie wählten die anscheinend hoffnungsvollsten und die am inständigsten Bittenden aus, und es waren ihrer noch immer über 70. Selbst Clough, der sonst stets das Beste hofft, wurde diesmal stutzig. Steckte vielleicht irgend ein geheimer Stolz, irgend eine selbstsüchtige Nebenabsicht dahinter? Es befanden sich unter diesen Leuten doch Männer von einem ganz anständigen Jahreseinkommen, für die 30 Mk. kaum eine besondere Lockung sein konnten, zumal sie dafür alle 3 Monate einen vielleicht 30—40stündigen Weg zurückzulegen hatten. Oder war es vielleicht ein in diesen seither vom Despotismus der Kaste geknechteten Geistern neu erwachender Drang nach einer höheren socialen Stellung und nach vermehrtem Einfluß? Man berief endlich einen Ausschuß der ältesten, bewährtesten eingebornen Prediger, um diese Angelegenheit zu besprechen, und da stellte sich heraus, daß sie selbst diese Leute zu ihren Bewerbungen aufgemuntert hatten, weil sie sie als Männer von Glauben und guten Werken kannten und nicht hinaussahen, wie sie ohne weitere Hilfe aller vor ihnen liegenden Arbeit nachkommen könnten. „Wenn wir nun aber die vierteljährliche Bewilligung von 5 auf 3 Mk. reducirten?“ fragte Clough. „Thut nichts,“ lautete schnell die einstimmige Antwort; „diese Männer würden ihres Amtes ebensogut ohne jede Vergütung warten.“ Nach verschiedenen weiteren Fragen gewann Clough endlich den bestimmten Eindruck: „Ja, die Sache ist vom Herrn,“ und so wurden alle jene 75 Bewerber angenommen. Daß sie es redlich meinten, konnte man sehen, als ihnen nun die Verminderung der vierteljährlichen Hilfsgelder mitgetheilt wurde, denn auch nicht auf einem Gesicht war dabei die mindeste Ueberraschung oder Enttäuschung zu lesen.

Trotz all dem ist die geistliche Pflege der Neubekehrten noch immer eine äußerst mangelhafte; welche Umwandlung aber mit einem Dörflein vorgehen kann, dessen Bewohner sich dem Christenthum zuwenden, ist in schlagender Weise in unmittelbarer Nähe von Ongol zu sehen. Dort steht ein solches, bewohnt von Lederarbeitern, d. h. von Leuten der allerverkommensten und verachtetsten Klasse, deren eckelhafte Gewohnheit des Aasessens die Luft ihrer Wohnungen förmlich verpestet. Jahrelang predigte Clough hier ohne jeden sicht-

medaner zählende Abtheilung erweitert worden, in die auch der Nawab von Masulipatnam seine Söhne schickt; in Nellur haben die Freischotten eine ähnliche, gleichfalls von mehr als 300 Schülern besuchte Anstalt. Und daß all diese schon auf die Jugend der höheren Kasten verwendete Mühe trotz der wenigen Bekehrungen doch auch ihre weithin spürbaren Früchte trägt, ist unverkennbar.

Nur Ein Beispiel hievon. Miss. Manley in Ongol hatte kürzlich den Besuch des feingebildeten eingebornen Schulinspektors aus hoher Brahmanenkaste, der sich über die in den untersten Volksschichten stattfindende Bewegung also vernehmen ließ: es sei sehr zu bedauern, daß die Schranken der Kaste allmählich so fest gezogen worden seien, daß niemand dieselben übersteigen könne, denn dadurch habe der Brahmanismus die Fähigkeit verloren, sich auszudehnen, und die niedern Klassen seien ganz sich selbst überlassen geblieben. Nun seien die Christen gekommen und haben sich jener Auswürflinge angenommen, deren seitherige Vernachlässigung sie vorurtheilsfreier und für einen Wechsel ihrer Ansichten empfänglicher gemacht habe. Die Bedeutung des unter diesen Leuten erzielten Fortschritts sei nicht zu leugnen und jeder aufgeklärte Hindu müsse sich darüber freuen, da er so sichtbar zum Wohl einer zahlreichen Klasse seiner Nebenmenschen gereiche. Er seinerseits sehe mit warmer Theilnahme der Zeit entgegen, da die Missionare im Stande sein werden, noch besser vorbereitete Lehrer in die Dörfer hinauszuschicken und den Unterricht noch mehr zu heben.

Ja, es geht voran. Selbst der dürre Norden, in dem jetzt kanadische Baptisten sich mit den Londoner Missionaren in die Arbeit theilen, hat seinen bescheidenen Antheil an der anderswo reicheren Ernte. Und dabei werden die Seile immer weiter gespannt. Den Sendboten der Ausbreitungsgesellschaft, die schon 1840 Sikanderabad besetzten, sind in den letzten Jahren amerikanische Baptisten und Methodisten, sowie englische Wesleyaner ins Nisamreich hinein gefolgt, und den amerikanischen Lutheranern ist 1881 die Freude geworden, zwei junge Brüder aus der Missionsanstalt in Breckum nach Bastar geleiten zu dürfen, wo freilich die Gründung einer Station noch nicht gelungen ist. Einstweilen versuchen sie es nun in Dschaiapur. Aber auch das verschlossene Bastar-Land wird sich noch aufthun.

Die allgemeine Missions-Konferenz in Kalkutta.

Von Missionar J. Frohnmeyer.

Wir südindischen Missionare dachten, als die Einladung zur Konferenz nach Kalkutta uns zukam, es sei des Guten nun doch zu viel. Erst $3^1/_2$ Jahre zuvor war die Konferenz in Bangalur abgehalten worden, und da befürchtete man, die Konferenz in Kalkutta werde kaum stark besucht werden, auch werde es nachgerade schwer, neues Material zur Berathung aufzubringen oder die schon oft besprochenen Gegenstände von neuen Gesichtspunkten aus zu bearbeiten. Aber es waren unbegründete Befürchtungen. Unsere Bangalur-Konferenz war eben nur eine südindische gewesen und vom Norden aus kaum besucht worden; hier handelte es sich aber um eine allgemein indische Zusammenkunft, und statt daß in dieser Sache eine Ermüdung eingetreten wäre, scheinen diese Konferenzen vielmehr ein Bedürfniß geworden zu sein, das fürderhin seine regelmäßige Befriedigung heischt. Der Besuch war denn auch ein steigend wachsender. Südindien hatte bisher nur zwei Konferenzen: die erste wurde 1858 in Utakamand gehalten und bestand aus 32 Mitgliedern; bei der 20 Jahre später in Bangalur abgehaltenen (Juni 1879) waren 120 Missionare anwesend. Die erste all dieser Konferenzen war 1855 in Kalkutta unter dem Vorsitz von Dr. Mullens gehalten und von 55 Missionaren besucht worden; es handelte sich in ihr aber nur um die bengalische Mission. Auch auf der Konferenz in Benares (1857) und Lahor (1862) handelte es sich nur um die Provinzen Bengalen und Pandschab. Aber alle diese Konferenzen regten schon das Bedürfniß an nach Versammlungen, wo die Erfahrungen über den Fortschritt des Missionswerks in ganz Indien ausgetauscht werden könnten. So kam es zu der ersten allgemeinen Missionskonferenz in Allahabad im December 1872, an der sich 136 Mitglieder betheiligten und die allgemein befriedigte. Die neueste Kalkuttaer Konferenz nun ist die zweite allgemein indische.

Ueber die Bedeutung solcher Konferenzen noch viel zu sagen, ist unnöthig. Das Werk der Mission ist ein so vielseitiges, die

medaner zählende Abtheilung erweitert worden, in die auch der Nawab von Masulipatnam seine Söhne schickt; in Nellur haben die Freischotten eine ähnliche, gleichfalls von mehr als 300 Schülern besuchte Anstalt. Und daß all diese schon auf die Jugend der höheren Kasten verwendete Mühe trotz der wenigen Bekehrungen doch auch ihre weithin spürbaren Früchte trägt, ist unverkennbar.

Nur Ein Beispiel hievon. Miss. Manley in Ongol hatte kürzlich den Besuch des feingebildeten eingebornen Schulinspektors aus hoher Brahmanenkaste, der sich über die in den untersten Volksschichten stattfindende Bewegung also vernehmen ließ: es sei sehr zu bedauern, daß die Schranken der Kaste allmählich so fest gezogen worden seien, daß niemand dieselben übersteigen könne, denn dadurch habe der Brahmanismus die Fähigkeit verloren, sich auszudehnen, und die niedern Klassen seien ganz sich selbst überlassen geblieben. Nun seien die Christen gekommen und haben sich jener Auswürflinge angenommen, deren seitherige Vernachlässigung sie vorurtheilsfreier und für einen Wechsel ihrer Ansichten empfänglicher gemacht habe. Die Bedeutung des unter diesen Leuten erzielten Fortschritts sei nicht zu leugnen und jeder aufgeklärte Hindu müsse sich darüber freuen, da er so sichtbar zum Wohl einer zahlreichen Klasse seiner Nebenmenschen gereiche. Er seinerseits sehe mit warmer Theilnahme der Zeit entgegen, da die Missionare im Stande sein werden, noch besser vorbereitete Lehrer in die Dörfer hinauszuschicken und den Unterricht noch mehr zu heben.

Ja, es geht voran. Selbst der dürre Norden, in dem jetzt kanadische Baptisten sich mit den Londoner Missionaren in die Arbeit theilen, hat seinen bescheidenen Antheil an der anderswo reicheren Ernte. Und dabei werden die Seile immer weiter gespannt. Den Sendboten der Ausbreitungsgesellschaft, die schon 1840 Sikanderabad besetzten, sind in den letzten Jahren amerikanische Baptisten und Methodisten, sowie englische Wesleyaner ins Nisamreich hinein gefolgt, und den amerikanischen Lutheranern ist 1881 die Freude geworden, zwei junge Brüder aus der Missionsanstalt in Brecklum nach Bastar geleiten zu dürfen, wo freilich die Gründung einer Station noch nicht gelungen ist. Einstweilen versuchen sie es nun in Dschaiapur. Aber auch das verschlossene Bastar-Land wird sich noch aufthun.

Die allgemeine Missions-Konferenz in Kalkutta.

Von Missionar J. Frohnmeyer.

Wir südindischen Missionare dachten, als die Einladung zur Konferenz nach Kalkutta uns zukam, es sei des Guten nun doch zu viel. Erst $3^1/_2$ Jahre zuvor war die Konferenz in Bangalur abgehalten worden, und da befürchtete man, die Konferenz in Kalkutta werde kaum stark besucht werden, auch werde es nachgerade schwer, neues Material zur Berathung aufzubringen oder die schon oft besprochenen Gegenstände von neuen Gesichtspunkten aus zu bearbeiten. Aber es waren unbegründete Befürchtungen. Unsere Bangalur-Konferenz war eben nur eine südindische gewesen und vom Norden aus kaum besucht worden; hier handelte es sich aber um eine allgemein indische Zusammenkunft, und statt daß in dieser Sache eine Ermüdung eingetreten wäre, scheinen diese Konferenzen vielmehr ein Bedürfniß geworden zu sein, das fürderhin seine regelmäßige Befriedigung heischt. Der Besuch war denn auch ein steigend wachsender. Südindien hatte bisher nur zwei Konferenzen: die erste wurde 1858 in Utakamand gehalten und bestand aus 32 Mitgliedern; bei der 20 Jahre später in Bangalur abgehaltenen (Juni 1879) waren 120 Missionare anwesend. Die erste all dieser Konferenzen war 1855 in Kalkutta unter dem Vorsitz von Dr. Mullens gehalten und von 55 Missionaren besucht worden; es handelte sich in ihr aber nur um die bengalische Mission. Auch auf der Konferenz in Benares (1857) und Lahor (1862) handelte es sich nur um die Provinzen Bengalen und Pandschab. Aber alle diese Konferenzen regten schon das Bedürfniß an nach Versammlungen, wo die Erfahrungen über den Fortschritt des Missionswerks in ganz Indien ausgetauscht werden könnten. So kam es zu der ersten allgemeinen Missionskonferenz in Allahabad im December 1872, an der sich 136 Mitglieder betheiligten und die allgemein befriedigte. Die neueste Kalkuttaer Konferenz nun ist die zweite allgemein indische.

Ueber die Bedeutung solcher Konferenzen noch viel zu sagen, ist unnöthig. Das Werk der Mission ist ein so vielseitiges, die

staatlichen Oberhirten der Diözese ein. Bischof Johnson von Kalkutta drückte seine Sympathien aus mit den Bestrebungen der Versammlung, hoffte aber, daß man es bei der Stellung, die er einzunehmen habe, verstehen werde, wenn er eine aktive Theilnahme an den Berathungen ablehnen müsse! Nahezu alle in Indien arbeitenden Gesellschaften waren vertreten; Begrüßungsschreiben aus China und von der Basler Mission wurden vorgelesen.

Die Sitzungen wurden mit einer Ansprache des Präsidenten eröffnet. Er gedachte zunächst der seit der letzten Konferenz zu ihrer Ruhe eingegangenen Arbeiter und hob unter ihnen besonders Dr. Wilson in Bombay, Dr. Mather in Mirsapur und Dr. Morrison in Ambala hervor; sodann gieng er über zu den großen Veränderungen, die in Indien seit 10 Jahren Platz gegriffen: wie die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes den Boten des Evangeliums das Reisen erleichtere, wie der Fanatismus der Muhammedaner und die Lethargie der Hindus entschieden nachlasse und besonders durch den Einfluß der Missionsschulen eine moralische Umgestaltung vor sich gehe, auch selbständiges Leben in den Gemeinden der Eingebornen sich in erfreulicher Weise kund thue und so das Feld mehr und mehr reif werde zur Ernte.

---

2. Heidenpredigt.

Obgleich die Gegenstände, wie das Nachfolgende zeigen wird, nicht nach ihrer Bedeutung im Missionswerk geordnet waren, war es doch wohl nicht unabsichtlich, daß die Heidenpredigt in den Vordergrund gestellt wurde. Auf der Missionskonferenz in Kalkutta 1855 handelte es sich noch um die principielle Frage, ob die Predigt des Evangeliums in der Landessprache (sei es als Reisepredigt oder Bazarpredigt) die Hauptarbeit sei oder nicht. Die Majorität erklärte sich dahin, daß dies als die Hauptarbeit angesehen werden müsse, obschon die Erfolge in keinem Verhältniß stünden zu den gemachten Anstrengungen. 10 Mitglieder protestirten aber gegen diese Resolution, weil dieselbe eine Censur enthalte über die Arbeit von Missionaren, die doch Großes geleistet, obgleich sie ausschließlich mit Literatur, Erziehung und Gemeindeleitung beschäftigt gewesen seien und weil eine derartige Betonung der Heidenpredigt

junge Missionare veranlassen könnte, sich ohne die nöthige Qualification und Vorbereitung auf diesen Zweig der Missionsarbeit zu werfen und sie von Anfang an mit Vorurtheilen gegen andere ebenso unentbehrliche Missionsarbeiten erfüllt werden. Auch auf der Missionskonferenz in Bangalur kam die Frage, was die wichtigste Missionsarbeit sei, wiederholt zur Sprache. Es war interessant, wie jeder Redner der Reihe nach die spezielle Arbeit, an der gerade er zu stehen hatte, für eine Hauptarbeit erklärte. Dr. Sargent erinnerte dann in humoristischer Weise an die Geschichte vom Streit der 5 Finger und bemerkte, es sei wohl das Richtige, wenn jeder Missionar, ohne geringschätzig über die Arbeit anderer zu urtheilen, seine Arbeit für die Hauptarbeit ansehen lerne. In seiner Schlußrede hob dann auch Miss. Miller (Madras) als einen Hauptgewinn dieser Versammlung hervor, daß man doch endlich dahin gekommen sei, anzuerkennen, daß auch in der Mission Arbeitstheilung nöthig sei und daß es sich nicht mehr nur um diese oder jene Arbeit handle, sondern daß alle Hebel in Bewegung gesetzt werden müssen, um den großen Zweck der Missionsarbeit zu erreichen. So ist es denn nun auch im allgemeinen auf dem Arbeitsfelde und bei denen, die mit der Situation bekannt sind, dahin gekommen, daß der müßige und nutzlose Streit über den Vorrang der verschiedenen Arbeitszweige aufgegeben worden. Man hat endlich eingesehen, daß nicht nur viele Hände, sondern auch mannigfaltige Wege nöthig sind, um dem Feind beizukommen, und daß es besser ist, wenn einer die Arbeit, an die er zunächst gestellt ist und für die ihn Gott besonders ausgerüstet hat, ganz und recht betreibt, als daß er sich in allem Möglichen und Unmöglichen abarbeite, ohne etwas Rechtes zu leisten.

Was die nöthigen Voraussetzungen zu einer erfolgreichen Heidenpredigt anbelangt, so wurde betont: der Prediger muß ein bekehrter Mensch sein (ein Mann wie Barnabas, voll Glauben und heiligem Geist), und das kann durch den höchsten moralischen Standpunkt nicht ersetzt werden; er muß ferner eine gute Kenntniß der Landessprache besitzen und seine Bildung sollte so vollständig als möglich sein. Was die Zuhörer anbelangt, so hob besonders Dr. Forman hervor, daß der Mangel an Sündenerkenntniß bei Heiden und Muhammedanern die Arbeit so sehr erschwere. Sünde und Heiligkeit seien Begriffe, die für sie noch keine große Bedeutung haben. Interessant waren die Auseinandersetzungen über die besten Methoden,

die Heidenarbeit zu betreiben. Man kann wohl sagen, von der neu aufgetretenen Heilsarmee abgesehen, daß unter Missionaren die Anschauung allgemein Platz gegriffen, nicht per Sturm und auf Einen Schlag lasse sich die Position der Feinde einnehmen, nicht durch Gewaltstreiche*) oder irgend welche Kunstgriffe lassen sich die Herzen ändern; so ist man denn dahin gekommen zu sehen, daß es bei den im Gleichniß vom Säemann und vom Sauerteig niedergelegten Prinzipien bleiben wird. Im allgemeinen sprach man sich gegen eine aggressive Methode aus. Gleich der erste Redner, Dr. Forman, betonte, daß die Predigt in erster Linie historisch sein müsse. Der Baptisten-Missionar Smith machte auch geltend, daß oft mehr Schaden als Gutes gestiftet werde durch plumpe, das Gefühl der Zuhörer verletzende Angriffe auf die heidnischen Götter oder auf Muhammed. Lieber vermeide man zunächst, was die Vorurtheile der Hörer hervorruft, predige Christum und halte sich mit Vorliebe an die Lichtseiten des Heidenthums, womit man das Vertrauen der Leute besser gewinne. Dieser gemeinsame Boden wurde besonders von dem eingebornen Missionar Rudra hervorgehoben. Dieser milde Ton dem Heidenthum gegenüber gefiel einem jungen wesleyanischen Missionar nur gar nicht; er meinte, man suche einen Kompromiß mit dem Hinduismus, während er es für seine Pflicht halte, diesen Feind, wo und wie nur immer möglich, anzugreifen. Daß mehr Arbeiter sich an der direkten Heidenpredigt betheiligen sollten, wurde allgemein anerkannt. Mit Recht sagte Missionar Phillips, daß das indische Schulwesen den Hindu-Glauben niederreiße und in die dadurch entstehende Lücke die Predigt des Evangeliums einzutreten habe.

Was nun die Form der Heidenpredigt betrifft, so ist es in der That nicht zu leugnen, daß über der Bazarpredigt sich die Ansichten der Praktiker sehr geändert haben. Wenn diese Arbeit in frühern Tagen so recht in den Vordergrund gestellt wurde und sich in Folge hievon Missionsfreunde den Missionar wohl kaum anders als auf dem Bazar stehend und einer lärmenden Menge das Evangelium predigend dachten, so ist die Sache nun jedenfalls anders

*) Dem Schreiber dieses rieth ein frommer Engländer, statt all des Sprachenlernens, Predigens und Schulhaltens, solle er lieber unter Gebet um die Mauern Tellicherry's herumgehen, dann werden die Bollwerke des Heidenthums bald fallen.

junge Missionare veranlassen könnte, sich ohne die nöthige Qualification und Vorbereitung auf diesen Zweig der Missionsarbeit zu werfen und sie von Anfang an mit Vorurtheilen gegen andere ebenso unentbehrliche Missionsarbeiten erfüllt werden. Auch auf der Missionskonferenz in Bangalur kam die Frage, was die wichtigste Missionsarbeit sei, wiederholt zur Sprache. Es war interessant, wie jeder Redner der Reihe nach die spezielle Arbeit, an der gerade er zu stehen hatte, für eine Hauptarbeit erklärte. Dr. Sargent erinnerte dann in humoristischer Weise an die Geschichte vom Streit der 5 Finger und bemerkte, es sei wohl das Richtige, wenn jeder Missionar, ohne geringschätzig über die Arbeit anderer zu urtheilen, seine Arbeit für die Hauptarbeit ansehen lerne. In seiner Schlußrede hob dann auch Miss. Miller (Madras) als einen Hauptgewinn dieser Versammlung hervor, daß man doch endlich dahin gekommen sei, anzuerkennen, daß auch in der Mission Arbeitstheilung nöthig sei und daß es sich nicht mehr nur um diese oder jene Arbeit handle, sondern daß alle Hebel in Bewegung gesetzt werden müssen, um den großen Zweck der Missionsarbeit zu erreichen. So ist es denn nun auch im allgemeinen auf dem Arbeitsfelde und bei denen, die mit der Situation bekannt sind, dahin gekommen, daß der müßige und nutzlose Streit über den Vorrang der verschiedenen Arbeitszweige aufgegeben worden. Man hat endlich eingesehen, daß nicht nur viele Hände, sondern auch mannigfaltige Wege nöthig sind, um dem Feind beizukommen, und daß es besser ist, wenn einer die Arbeit, an die er zunächst gestellt ist und für die ihn Gott besonders ausgerüstet hat, ganz und recht betreibt, als daß er sich in allem Möglichen und Unmöglichen abarbeite, ohne etwas Rechtes zu leisten.

Was die nöthigen Voraussetzungen zu einer erfolgreichen Heidenpredigt anbelangt, so wurde betont: der Prediger muß ein bekehrter Mensch sein (ein Mann wie Barnabas, voll Glauben und heiligem Geist), und das kann durch den höchsten moralischen Standpunkt nicht ersetzt werden; er muß ferner eine gute Kenntniß der Landessprache besitzen und seine Bildung sollte so vollständig als möglich sein. Was die Zuhörer anbelangt, so hob besonders Dr. Forman hervor, daß der Mangel an Sündenerkenntniß bei Heiden und Muhammedanern die Arbeit so sehr erschwere. Sünde und Heiligkeit seien Begriffe, die für sie noch keine große Bedeutung haben. Interessant waren die Auseinandersetzungen über die besten Methoden,

sei." Er hält nach mehr als 20jähriger Erfahrung Hausbesuche für die ersprießlichste Methode, die untern Volksklassen zu erreichen. Diese Hausbesuche vereinigen die Vortheile der Kirchen- und Bazarpredigten, sogar den Frauen ist es so möglich, etwas näher zu kommen. Besonders stark drückte sich Miss. Hughes (Peschawar) gegen die Bazarpredigt aus: nur wenigen, ganz besonders tüchtigen Männern dürfe diese Arbeit zugemuthet, beziehungsweise gestattet werden. Andrerseits ließen sich auch Stimmen zu Gunsten der Heilsarmee vernehmen, und ein sonst so nüchterner Mann wie Dr. Murray Mitchell behauptete, die Stimmung zu Gunsten der öffentlichen christlichen Prozessionen sei im Wachsen begriffen!

Ermuthigend war es zu hören, was dieser und jener Redner von den Resultaten der Arbeit an den Heiden sagte. Mit Recht bemerkte Miss. Lewis aus Bellary, daß Vieles, was Frucht der Heidenpredigt sei, in keiner statistischen Tabelle erscheine, daß z. B. viele Heiden nachweisbar, ohne Christen zu werden, nachdem sie das Evangelium gehört, einen andern Wandel führen, daß sie zu einander sagen: „Kommt, lasset uns versuchen, so heilig und rein zu leben, wie es der christliche Glaube fordert." Eine andre liebliche Frucht ist das persönliche, oft freundschaftliche und anhängliche Verhältniß, das sich zwischen dem Missionar und den Eingebornen anknüpft. Wie viele seien derer, die regelmäßig uns besuchen und sagen: „Sie wissen, wir glauben an den Herrn, aber was wird aus unsern Eltern, aus Weib und Kindern werden, wenn wir sie verlassen!" Es ist keine Frage, jeder der eine Zeit lang in Indien unter Heiden und Christen lebt, wird das fühlen: der Census und die Statistik dessen, der es den Aufrichtigen gelingen läßt und der das Herz ansieht, wird wesentlich verschieden sein von der der Missionsberichte. Wohl bleibt es wahr, daß zu einem vollkommenen Glauben an den Herrn auch das Bekenntniß vor den Menschen und der Eintritt in seine Kirche gehört; aber man ist doch oft geneigt sich zu fragen, wer steht auf einer höhern Stufe, der nominelle Heide, der von Herzen an Jesum glaubt und sich Mühe gibt, Ihm wohlzugefallen, der aber aus nicht unedlen Gründen dem letzten entscheidenden Schritte sich nicht gewachsen fühlt, oder der nominelle Christ, dem der Uebertritt vielleicht nicht schwer gemacht worden, der in sozialer Hinsicht entschieden dadurch gewonnen und der den christlichen Glauben auch nur gar nicht durch seinen Wandel ziert?

Im Census steht er als Christ und nicht selten redet er von den „Unwissenden“ und „Ungläubigen,“ die außen stehen. In dieser Richtung wird unsere menschliche Klassifikation sich einst gar manche Korrektur gefallen lassen müssen, und es braucht der Mission nicht bange davor zu sein. Auch Miss. Lewis bestätigt ferner, daß mancher Nikodemus unter den Heiden und viele Bibelleser und ernste Beter unter den noch nicht Getauften seien. Er nennt sogar einen Platz, wo 20 Heiden sich zum gemeinschaftlichen Bibellesen und Gebet versammelt (10 von ihnen ließen sich schließlich taufen), alle lieben den Herrn Jesum. Das sind schwerwiegende Früchte, die von ungeduldigen Missionsfreunden und solchen Leuten, die das Gras gerne wachsen sehen möchten, nicht gehörig gewürdigt werden. Obschon in dieser Hinsicht die Eindrücke über den Erfolg der Evangelisation Indiens durchweg hoffnungsvoll sind, fällt es denen, die auf dem Arbeitsfelde stehen, nicht so leicht ein, vom zusammenstürzenden Heidenthum und dahinsterbenden Hinduismus zu reden. Miss. Lewis sagt: „Ich bekenne, ich kann nicht recht verstehen, was diejenigen meinen, die uns sagen, daß der Hinduismus bereits wanke und seinem Fall nicht mehr ferne sei. Ich glaube das nicht. Ich sehe nur ein Feld vor mir, bereit zum Pflügen und Säen; hier und da sieht die Saat vielversprechend aus, einige Theile sind reif zur Ernte, aber ich kenne auch unübersehbare Streifen, die noch nicht berührt worden. Wir müssen darauf gefaßt sein, lang arbeiten zu müssen mit Enthusiasmus, Liebe und Weisheit. Und sind wir treu, voll Glaubens und heiligen Geistes, so werden wir durch Gottes Segen Seelen gewinnen und unsern Auftrag vollbringen.“

2. Sonntagsschulen.

Der zweite Berathungsgegenstand waren die Sonntagsschulen. Sofern es sich hier in erster Linie um Sonntagsschulen unter heidnischen und muhammedanischen Kindern handelte, gehört diese Arbeit eigentlich auch zur direkten Heidenpredigt. Natürlich, diese Sonntagsschulen sind in der Regel nur da möglich, wo gewöhnliche Missionsschulen die Woche durch ihre Arbeit thun. Doch berichtete Miss. Badley, daß in Sitapur im Jahr 1868 nur eine Sonn-

sei." Er hält nach mehr als 20jähriger Erfahrung Hausbesuche für die ersprießlichste Methode, die untern Volksklassen zu erreichen. Diese Hausbesuche vereinigen die Vortheile der Kirchen- und Bazarpredigten sogar den Frauen ist es so möglich, etwas näher zu kommen. Besonders stark drückte sich Miss. Hughes (Peschawar) gegen die Bazarpredig aus: nur wenigen, ganz besonders tüchtigen Männern dürfe diese Arbeit zugemuthet, beziehungsweise gestattet werden. Andrerseits ließen sich auch Stimmen zu Gunsten der Heilsarmee vernehmen und ein sonst so nüchterner Mann wie Dr. Murray Mitchell behauptete, die Stimmung zu Gunsten der öffentlichen christlichen Prozessionen sei im Wachsen begriffen!

Ermuthigend war es zu hören, was dieser und jener Redner von den Resultaten der Arbeit an den Heiden sagte. Mit Recht bemerkte Miss. Lewis aus Bellary, daß Vieles, was Frucht der Heidenpredigt sei, in keiner statistischen Tabelle erscheine, daß z. B. viele Heiden nachweisbar, ohne Christen zu werden, nachdem sie das Evangelium gehört, einen andern Wandel führen, daß sie zu einander sagen: „Kommt, lasset uns versuchen, so heilig und rein zu leben, wie es der christliche Glaube fordert." Eine andre liebliche Frucht ist das persönliche, oft freundschaftliche und anhängliche Verhältniß, das sich zwischen dem Missionar und den Eingebornen anknüpft. Wie viele seien derer, die regelmäßig uns besuchen und sagen: „Sie wissen, wir glauben an den Herrn, aber was wird aus unsern Eltern, aus Weib und Kindern werden, wenn wir sie verlassen!" Es ist keine Frage, jeder der eine Zeit lang in Indien unter Heiden und Christen lebt, wird das fühlen: der Census und die Statistik dessen, der es den Aufrichtigen gelingen läßt und der das Herz ansieht, wird wesentlich verschieden sein von der der Missionsberichte. Wohl bleibt es wahr, daß zu einem vollkommenen Glauben an den Herrn auch das Bekenntniß vor den Menschen und der Eintritt in seine Kirche gehört; aber man ist doch oft geneigt sich zu fragen, wer steht auf einer höhern Stufe, der nominelle Heide, der von Herzen an Jesum glaubt und sich Mühe gibt, Ihm wohlzugefallen, der aber aus nicht unedlen Gründen dem letzten entscheidenden Schritte sich nicht gewachsen fühlt, oder der nominelle Christ, dem der Uebertritt vielleicht nicht schwer gemacht worden, in sozialer Hinsicht entschieden dadurch gewonnen und der den christlichen Glauben auch nur gar nicht durch seinen Wandel

Missions-Zeitung.

Afrika.

Die amerikanischen Missionare in Bailunda, deren neuesten Briefe Ende Februar geschrieben sind, erfreuen sich der besten Gesundheit und gewinnen die Landeskinder in steigendem Maße lieb. Die Frauen werden hier mit mehr Achtung und Ritterlichkeit behandelt, als sonst in Afrika, und müssen nicht alle Arbeit allein thun. König Kwikwi von Bihe soll gestorben sein.

— Der voriges Jahr von Bischof Crowther ordinirte „weiße" Sekretär der Niger-Mission, T. Phillips, hat krank nach England zurückkehren müssen, ebenso Missionar Hannington von der Viktoria-Njanza-Mission.

— Im Teita-Land, etwa 15 Stunden westlich von Mombas, hat der englisch-kirchliche Missionar Wray 5000 Fuß hoch eine neue Station angelegt.

— Aus Uganda sind Briefe vom 19. November 1882 angekommen, welche melden, daß alles gut steht und sämmtliche französisch-katholische Missionare das Land verlassen haben!

— Im Dezember v. J. hat der Wesleyaner Watkins den Barolong-Häuptling Montsioa im Molopo-Distrikt, südwestlich von Transvaal, besucht und dort mit 200 Christen das Abendmahl gefeiert, 19 Erwachsene und 20 Kinder getauft, 4 Paare getraut, die alte zerfallende Kapelle in ein Schulhaus umgewandelt und Anordnungen zur Errichtung einer größeren Kirche getroffen. Die guten Leute, welche Jahre lang ohne Missionar gewesen sind, kamen schaarenweis zur Predigt, und der Häuptling klagte: „er habe sich auf die englische Regierung und auf die wesleyanische Missions-Gesellschaft verlassen, aber beide hätten ihn im Stich gelassen." Der Transvaalkrieg und die verkehrte englische Politik haben auch hier viel Schaden angerichtet. In rührendster Weise baten sie alle um einen Missionar. Aehnlich gieng's in Polfontain beim Häuptling Matschabe. Auch hier finden sich zahlreiche, aber seit Jahren nicht gepflegte Christen.

— Am Congo ist der junge Baptisten-Missionar Doke gestorben — nach $3^1/_2$ Jahren der erste Todesfall in dieser Mission! Die übrigen 10 Missionare sind auf 5 Stationen vertheilt und einer ist Kapitän des Dampfbootes »Peace.« Miss. Comber bittet dringend um Verstärkung. Die Jesuiten sind im Begriff, sich weit im Innern, jenseits Stanley-Pool, niederzulassen. Es wäre wirklich eine Schande, wenn sie den Protestanten dort zuvorkämen!

China.

Der kanadisch-presbyterianische Missionar Dr. Mackay schreibt

aus Tamsui, Formosa, 8. März 1883: „Morgen sind es 11 Jahre, seit ich in Nordformosa ans Land stieg. Was habe ich doch alles erlebt in dieser Zeit! Eben habe ich die Trophäen gezählt, die mir seit meiner kürzlichen Rückkehr aus Amerika hier zu theil geworden. Es sind Götzen von allen möglichen Größen und Gestalten, 40 an der Zahl, ferner Ahnentafeln in allen Farben, 25 an der Zahl, darunter einige, die schwarz sind vom Räucherwerk der Andächtigen, andere, die seit Generationen verehrt, fast am Vermodern sind. Dazu habe ich einen ganzen Schrein, der 3 Fuß breit und 3 Fuß 2 Zoll hoch ist und den mir ein Mann gegeben hat, der vor ein paar Jahren noch so abergläubisch war, daß er lieber sein Leben, als dieses Heiligthum hergegeben hätte. Der Herr sei gepriesen für alles!" — Etwas später kam ein Telegramm von Dr. Mackay in Montreal an, das also lautet: „Tausend Ureinwohner haben ihre Götzen weggeworfen." Diese Ureinwohner von Formosa sind nicht Chinesen, sondern ein malaiischer Stamm. — Im sogen. „Mackay's-Spital" zu Tamsui wurden letztes Jahr 1983 Personen ärztlich behandelt, darunter allein 214 Augenkranke unter der Leitung von Dr. Johansen. Außerdem hat Dr. Mackay auf seinen zahlreichen Reisen in Nordformosa v. J. an 8038 Personen Arznei vertheilt und 2360 Zähne ausgezogen, unterstützt von einem eingebornen Gehilfen. Die Evangelisationsarbeit wird durch ärztliche Thätigkeit spürbar erleichtert und gefördert.

Japan.

Der Jahresbericht der japanischen Evangelischen Allianz für 1882 zählt 93 protestantische Gemeinden auf, darunter 2, die von allen Missionsgesellschaften unabhängig sind. Von den 18 durch die Bostoner Missionsgesellschaft gegründeten Gemeinden sind 13 finanziell bereits ganz selbständig, d. h. sie bestreiten den Gehalt ihres Pfarrers und alle anderen Kirchenausgaben selbst. Alle evangelischen Gemeinden zusammen haben für kirchliche Zwecke 12,064 Jen beigesteuert. Fast die Hälfte dieser Summe kommt auf die Gemeinden der Bostoner Gesellschaft, die doch nur den fünften Theil aller evangelischen Gemeinden in Japan bilden!

Die Zahl aller (vollen) Gemeindeglieder beträgt 4987, ein Zuwachs von 575 gegen letztes Jahr, während die Zahl der Missionsarbeiter nur um 9, d. h. 1 Missionar und 8 Missionarinnen gewachsen ist. Es sind ihrer jetzt 89 Männer und 56 Frauen. Die Zahl der ordinirten Eingebornen ist 49, d. h. 11 mehr als 1881, dagegen hat die Zahl der Katechisten (100) um 28 abgenommen.

— Die römisch-katholische Kirche zählte Anfang 1882 in Japan 3 Bischöfe, 43 Missionare, 80 Kirchen oder Kapellen, 3 Seminare mit 71 Zöglingen, 202 Katechisten, 74 Schulen und Waisenhäuser mit 2920 Schülern und 25,633 Gemeindegliedern. Im

Jahr 1881 waren getauft worden 1225 erwachsene Heiden, 548 Heidenkinder und 922 Christenkinder, zusammen 2695 Personen. Aus anderen Kirchen aufgenommen wurden nur 2 Personen.

— Die russisch-griechische Kirche hatte zur selben Zeit 1 Bischof, 9 europäische und 4 eingeborne Priester, 2 europäische Gesanglehrer, 93 Evangelisten, 90 Kirchen und Kapellen, 277 Predigtplätze und in 131 Gemeinden 7217 „Gläubige". Getauft wurden 1881—82 1255 Personen, getraut 25 Paare, bestattet 177 Gestorbene. Die Christen trugen bei für Schul- und Kirchenzwecke 8083 Jen = 21,340 Mark.

Diese Angaben theilt auf Grund offizieller Quellen der „Independent" mit.

— Die amerikanische Missionsgesellschaft in Boston hat neulich aus dem Nachlaß einer Frau Fisher 2000 Mark erhalten und ist hiedurch daran erinnert worden, daß diese Frau vor 55 Jahren zu den Gründerinnen eines Näh- und Gebetsvereins für Japan (!) gehörte. 40 Jahre früher als die Bostoner Gesellschaft in Japan zu arbeiten anfieng, zu einer Zeit, da dies Land noch fest verschlossen war gegen das Christenthum, trugen diese Frauen dasselbe auf dem Herzen! Sie kamen im Hause eines christlichen Kaufmanns in Brooklyn zusammen, wo ein feingearbeiteter japanischer Korb ihre Aufmerksamkeit zuerst auf Japan gelenkt hatte. Im Ganzen trug der Verein 2400 Mark für Japan bei; ehe es aber zum Beginn einer japanischen Mission kam, war diese Summe durch Zinseszins auf 16,416 Mk. angewachsen. „Wo Christus unter den Menschen Glauben sah, da wirkte er Wunder. War nicht der Glaube dieser Frauen, die für Japan gaben und beteten, ebenso groß als der eines Hauptmannes zu Kapernaum, über welchen Christus sich verwunderte? Und haben wir's nicht erlebt, daß in dem Land, für welches sie beteten, Wunder geschehen sind?"

— Zum ersten englischen Bischof in Japan hat der Erzbischof von Canterbury den englisch-kirchlichen Missionar Poole ernannt, der sich während seines dreijährigen Dienstes im Telugu-Land und v. J. durch eine meisterhafte Missionsfestrede in Exeter Hall ausgezeichnet hat. Die „Evangelischen" sind sehr erfreut durch diese Wahl.

Neu-Guinea.

Bekanntlich ist Neu-Guinea am Anfang dieses Jahres von Queensland aus für die englische Krone vorläufig annektirt worden. Das Hauptmotiv ist der Wunsch, für die australischen Zuckerplantagen aus Neu-Guinea Arbeiter zu gewinnen. Nun hat aber Miss. Lawes in Port Moresby in einem Brief an den »Brisbane Courier«, aufs Bestimmteste erklärt, daß aus dem Theil von Neu-Guinea, wo er wohne und bekannt sei, nur durch Raub oder Betrug Eingeborne als „Arbeiter" nach Australien gebracht werden könnten. Sie seien überaus an-

machen Fortschritte in Civilisation und Kenntnissen. Wahre Civilisation wächst ja immer langsam und von innen heraus. Ein Theil ihrer Beschäftigung hier in Port Moresby bestand in Raub und Plünderung. Wie einen Kriegs- und einen Jagd-, so hatten sie auch einen Räuber-Hauptmann. Er lebt noch im Dorfe, aber sein Amt hat aufgehört. Vorbeifahrende Kanoes wurden beraubt, aus dem Innern kommenden Handelsleuten wurde alles abgenommen. Damit ist es jetzt vorbei; aber es lebt noch in der Erinnerung. Kleinere Diebstähle kommen noch vielfach vor; aber die Leute schämen sich derselben. Sie haben gelernt, das Eigenthumsrecht zu achten. Der Ruf der Wildheit und Grausamkeit, welchen diese Küste besaß, war wohlverdient, obgleich übertrieben. Ihr größter Ruhm und ihre größte Ehre war der Mord. Die tätowirten Zeichen auf der Brust der Männer zeigen, wie stolz sie auf das waren, was ihre Schande war, denn nur diejenigen durften solche tragen, welche Menschenblut vergossen hatten. Jetzt wird das Leben respektirt und Fremde sind fast in allen Küstendörfern sicher unter ihnen ..... Achtung vor dem Leben und Eigenthum Anderer ist gewiß ein wichtiges Zeichen der Civilisation. Desto größere Schande, daß dieselbe Achtung nicht immer von Weißen gegenüber den Rechten der Eingebornen bewiesen wird!

„Die Leute machen auch Fortschritte in Kenntnissen. Hundert Kinder besuchen in Port Moresby

die Schule zwei Mal täglich. Letztes Jahr haben 650 Kinder die Schulen dieses Distriktes besucht. Im Ganzen haben wir gegen 1000 Kinder in Neu-Guinea im Unterricht. Wir haben 16 Stationen zwischen Cap Possession und Cap Rodney, zwei am Süd-Cap und vier am Ost-Ende unter der Aufsicht des Miss. M'Farlane. Alle diese Stationen sind Ausgangspunkte des Friedens und des Lichts. Sie werden von Südsee-Insulanern (Lehrern) bewohnt, von Landsleuten jenes Ruatoka, welcher von der Queensländer Regierung eine Belohnung erhielt für seine den Goldgräbern erwiesene Freundlichkeit. So wie er sind die Südsee-Lehrer im Durchschnitt alle, und das ihm von allen Klassen gegebene Charaktorzeugniß würde auf die anderen auch passen.

„Wir haben Ursache zu glauben, daß das Christenthum, die Wurzel aller wahren Civilisation, bereits als eine Macht gefühlt zu werden beginnt. Unsere Missionsarbeit hier hat größere Erfolge gehabt, als auf vielen jetzt christianisirten Inseln der Südsee. Der Anfang zu einer christlichen Kirche ist gemacht. Auf vier verschiedenen Stationen haben wir Männer und Frauen getauft auf ihr persönliches Bekenntniß des Glaubens an Christum. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." In nicht sehr langer Zeit hoffen wir, Neu-Guinea-Männer als Lehrer zu ihren Landsleuten zu senden. Einige halten schon Gottesdienst und predigen in benachbarten Dörfern. Am Neujahrstag eröffneten wir hier in Port Moresby ein Seminar zur Heranbildung eingeborner Lehrer, und fiengen mit 12 christlichen Ehepaaren an."

Deutschland.

Am 10. Okt. v. J. trat auf Einladung des Pastor Harms zu Elsdorf (Redacteur des hannoverschen Missionsblattes) zu Lehrte bei Hannover eine kleine Konferenz von Missionsfreunden der Landeskirche zusammen, um darüber zu berathen, was zur Förderung der lutherischen Mission daheim und draußen zu thun sei. Die Konferenz kam zu dem einmüthigen Beschluß, die Wünsche derselben den sämmtlichen Vorständen der alten Missionsvereine der Landeskirche in Form eines kurzen Memorandums zur Berücksichtigung zuzustellen, und bat den durch seinen Vorsitzenden, Pastor Fressel, vertretenen Vorstand des Lüneburger Missionsvereins, das Weitere in die Hand zu nehmen. Dieser berief dann die Vertreter sämmtlicher Missionsvereine und andere Freunde zu einer Konferenz nach Lehrte auf den 11. April d. J. unter Aufstellung folgender Proposition:

„Zur Förderung der Theilnahme am Werk der Heidenmission findet an einem geeigneten Orte eine jährliche Zusammenkunft von Missionsfreunden aus dem Hannoverschen statt, bei welcher in brüderlichem Sinne über die mannigfachen auf die Missionsarbeit bezüglichen Gegenstände zu verhandeln sein wird. Diese Konferenz, welche auf dem

hänglich an ihr Vaterland und durchaus abgeneigt, demselben für längere Zeit den Rücken zu kehren. Alle Eingriffe in ihre Freiheit würden daher nur von den traurigsten Folgen sein.

„Gegenwärtig, schreibt Miss. Lawes, sind die Eingebornen an der Küste den Weißen günstig gestimmt; aber wenn sie Ursache bekommen sollten, sich für beleidigt anzusehen, und so ein Gefühl der Feindschaft erregt werden würde, dann würde die Thür zu Neu-Guinea für Weiße geschlossen sein. Und das wäre gewiß eine kurzsichtige Politik, die hiezu führte. Unsere Erfahrung stimmt mit der aller Reisenden überein: daß kein Naturwilder so sehr zu fürchten ist, wie der gefirnißte in Hemd und Hosen, der Geschmack am Branntwein bekommen hat und eine Flinte trägt."

Ueber die Mission sagt er bei dieser Gelegenheit Folgendes: „Die ersten Südsee Lehrer wurden von den Missionaren Murray und Gill im November 1872 in Redscar Bay gelandet. Im November 1873 mußten sie wegen Krankheit entfernt werden und Hr. Murray brachte sie hierher nach Port Moresby. Meine Frau und ich schlugen hier unsere Wohnung auf im Jahre 1874 und Hr. und Frau Chalmers kamen 1877 nach. Es waren arbeitsvolle Jahre seither mit der gewöhnlichen Zugabe von Angst und Sorge; aber Niemand von uns verlor die Hoffnung oder verzweifelte am endlichen Erfolg.

„Eine große Veränderung ist mit dem Volk vorgegangen und sie machen Fortschritte in Civilisation und Kenntnissen. Wahre Civilisation wächst ja immer langsam und von innen heraus. Ein Theil ihrer Beschäftigung hier in Port Moresby bestand in Raub und Plünderung. Wie einen Kriegs- und einen Jagd-, so hatten sie auch einen Räuber-Hauptmann. Er lebt noch im Dorfe, aber sein Amt hat aufgehört. Vorbeifahrende Kanoes wurden beraubt, aus dem Innern kommenden Handelsleuten wurde alles abgenommen. Damit ist es jetzt vorbei; aber es lebt noch in der Erinnerung. Kleinere Diebstähle kommen noch vielfach vor; aber die Leute schämen sich derselben. Sie haben gelernt, das Eigenthumsrecht zu achten. Der Ruf der Wildheit und Grausamkeit, welchen diese Küste besaß, war wohlverdient, obgleich übertrieben. Ihr größter Ruhm und ihre größte Ehre war der Mord. Die tätowirten Zeichen auf der Brust der Männer zeigen, wie stolz sie auf das waren, was ihre Schande war, denn nur diejenigen durften solche tragen, welche Menschenblut vergossen hatten. Jetzt wird das Leben respektirt und Fremde sind fast in allen Küstendörfern sicher unter ihnen ..... Achtung vor dem Leben und Eigenthum Anderer ist gewiß ein wichtiges Zeichen der Civilisation. Desto größere Schande, daß dieselbe Achtung nicht immer von Weißen gegenüber den Rechten der Eingebornen bewiesen wird!

„Die Leute machen auch Fortschritte in Kenntnissen. Hundert Kinder besuchen in Port Moresby

chule zwei Mal täglich. Jahr haben 650 Kinder hulen dieses Distriktes be- Im Ganzen haben wir 000 Kinder in Neu-Guinea errichtet. Wir haben 16 Sta- zwischen Cap Possession und odney, zwei am Süd-Cap er am Ost-Ende unter der t des Miss. M'Farlane. iese Stationen sind Aus- unkte des Friedens und des Sie werden von Südsee- nern (Lehrern) bewohnt, ndsleuten jenes Ruatoka, von der Queensländer ung eine Belohnung erhielt ne den Goldgräbern erwie- reundlichkeit. So wie er Südsee-Lehrer im Durch- alle, und das ihm von lassen gegebene Charakter- würde auf die anderen assen.

ir haben Ursache zu glau- aß das Christenthum, die aller wahren Civilisation, als eine Macht gefühlt den beginnt. Unsere Mis- beit hier hat größere Er- ehabt, als auf vielen jetzt nisirten Inseln der Südsee. nfang zu einer christlichen ist gemacht. Auf vier ver- ten Stationen haben wir r und Frauen getauft auf rsönliches Bekenntniß des ns an Christum. „An Früchten sollt ihr sie er- " In nicht sehr langer offen wir, Neu-Guinea- r als Lehrer zu ihren euten zu senden. Einige schon Gottesdienst und n in benachbarten Dörfern. Am Neujahrstag eröffneten wir hier in Port Moresby ein Seminar zur Heranbildung eingeborner Leh- rer, und fiengen mit 12 christlichen Ehepaaren an."

Deutschland.

Am 10. Okt. v. J. trat auf Einladung des Pastor Harms zu Elsdorf (Redacteur des hannover- schen Missionsblattes) zu Lehrte bei Hannover eine kleine Kon- ferenz von Missionsfreunden der Landeskirche zusammen, um da- rüber zu berathen, was zur För- derung der lutherischen Mission daheim und draußen zu thun sei. Die Konferenz kam zu dem ein- müthigen Beschluß, die Wünsche derselben den sämmtlichen Vor- ständen der alten Missionsvereine der Landeskirche in Form eines kurzen Memorandums zur Be- rücksichtigung zuzustellen, und bat den durch seinen Vorsitzenden, Pastor Fressel, vertretenen Vor- stand des Lüneburger Missions- vereins, das Weitere in die Hand zu nehmen. Dieser berief dann die Vertreter sämmtlicher Mis- sionsvereine und andere Freunde zu einer Konferenz nach Lehrte auf den 11. April d. J. unter Auf- stellung folgender Proposition:

„Zur Förderung der Theil- nahme am Werk der Heiden- mission findet an einem geeigne- ten Orte eine jährliche Zusam- kunft von Missionsfreunden aus dem Hannoverschen statt, bei welcher in brüderlichem Sinne über die mannigfachen auf die Missionsarbeit bezüglichen Gegen- stände zu verhandeln sein wird. Diese Konferenz, welche auf dem

Boden des lutherischen Bekenntnisses steht, wird geleitet von einer näher zu bestimmenden Anzahl von Vertretern der einzelnen Missionsvereine."

Auf die brieflich geschehene Einladung waren zur Konferenz erschienen die Deputirten der Missionsvereine Hannover, Hildesheim, Celle, Lüneburg, Uelzen, Stade und Verden, außerdem noch einige andere Missionsfreunde. Die Zahl der Anwesenden war 25.

Die Konferenz wurde von dem Vorsitzenden, Pastor Fressel, mit Gebet und erbaulicher Ansprache über Ps. 133, 1 eröffnet. Superintendent Beyer (Lüneburg) referirte sodann über die Vorgeschichte der Konferenz und begründete die Proposition des Lüneburger Vereins. In der folgenden sehr lebhaften und dabei brüderlich-herzlichen Debatte, welche durchweg davon zeugte, wie sehr alle Anwesenden von der Nothwendigkeit einer Konferenz zur Förderung der heiligen Missionssache durchdrungen waren, gewann die Ueberzeugung die Oberhand, daß die Lüneburger Proposition im Allgemeinen das Richtige treffe. Nur glaubte man von der Leitung der Konferenz seitens der Missionsvereine absehen zu dürfen und die Konferenz als eine ganz freie luth. Missionskonferenz, die unabhängig und unparteiisch der luth. Mission diene, fernerhin einberufen zu sollen.

Auf Antrag des Pastor Steinmetz (Celle) wurde beschlossen, die erste öffentliche, allgemeine Missionskonferenz für den Herbst nach Hannover einzuberufen. Alles Uebrige sollte der Selbstbestimmung dieser Konferenz überlassen bleiben.

Die Versammelten schieden von einander in der fröhlichen Zuversicht, daß die luth. Landes-Missionskonferenz unter Gottes Segen das Missionsleben unserer Provinz wesentlich heben und fördern werde. (Mitgetheilt von Pastor Harms zu Elmsdorf.)

— Die Berliner Missions-Gesellschaft hat in ihren 6 südafrikanischen Gebieten zusammen 46 Stationen, 41 Außenstationen, 91 Predigtplätze, 43 ordinirte, 10 Laien-Missionare, 6 „Arbeiter für Kolonisation und Handel", 45 besoldete und 199 unbesoldete Nationalgehilfen, 12,490 getaufte Gemeindeglieder, darunter 5724 Kommunikanten, und 302 Schulkinder; in China (Hauptstation Kanton) 3 Missionare, 16 eingeborne Gehilfen und in ca. 100 Ortschaften 624 Gemeindeglieder. Die letzte Jahreseinnahme betrug 368,763 Mk., die Ausgabe 355,463. Dieses günstige Resultat ist dadurch möglich geworden, daß die englische Regierung für den 10 Jahre lang zurückgehaltenen Besitztitel von Pniel endlich 70,000 Mark bezahlt hat.

— Die Rheinische Missions-Gesellschaft hat in Südafrika 26 Stationen und 11 Außenstationen mit 35 ordinirten und 3 Laien-Missionaren, 44 besoldeten und 62 unbesoldeten eingebornen Gehilfen, 14024 Gemeindegliedern, 3482 Schülern; in Niederländisch Indien auf

24 Stationen und 42 Außenstationen 30 ordinirte Missionare, 56 besoldete und 137 unbesoldete eingeborne Gehilfen, 8770 Gemeindeglieder und 1610 Schüler, in China auf 1 Station (Fukweng) und 5 Außenstationen 3 Missionare und 3 besoldete eingeborne Gehilfen, 211 Gemeindeglieder und 70 Schüler, zusammen auf allen 3 Gebieten: 51 Stationen und 58 Außenstationen, 68 ordinirte und 3 Laien-Missionare, 106 besoldete und 199 unbesoldete eingeborne Gehilfen, 23,005 Gemeindeglieder und 5162 Schüler. Von den Gemeindegliedern sind etwa 1/3 Abendmahlsgenossen. Die laufende Einnahme für's Jahr 1882 betrug 325,814, die Ausgabe 360,545 Mark; das Gesammtdeficit ist auf 204,966 Mark angewachsen. Das Institut der Reiseprediger und des Kollektevereins soll weiter ausgebildet werden, um womöglich die Einnahmen dauernd zu heben.

— Die Leipziger Missions-Gesellschaft hat unter den Tamilern in Vorder- und Hinterindien 19 ordinirte Missionare, 9 ordinirte Landprediger, 6 Kandidaten der Theologie, 66 Katecheten und 67 andere Gehilfen und Missionsdiener. Letztes Jahr wurden 633 Heiden und dazu 439 Christenkinder getauft, 135 Personen aus anderen Kirchengemeinschaften aufgenommen. Die Gesammtzahl der Christen belief sich Ende 1882 auf 12,701 Seelen. Gleichzeitig bestanden 133 Schulen mit 174 Lehrern und 2912 Schülern, von denen 1670 der luth. Kirche, 192 anderen Konfessionen und 1050 keiner christlichen Gemeinschaft angehörten. Die letzte Jahreseinnahme betrug 264,705 Mk., soviel als noch nie zuvor. Die neue Rechnung konnte daher mit einem Kassenbestand von 9973 Mk. beginnen.

— Die Hermannsburger Mission hat im Jahr 1882 auf 34 Stationen in Natal, Transvaal und Zululand 909 Seelen getauft und die ganze Gemeinde aus den Heiden zählt nun 7520 Seelen. In Indien hat sie auf 9 Stationen 10 Missionare, 20 Gehilfen und 1013 Getaufte.

Allerlei.

Der König von Italien hat die anglik. „Südamerik. Missions-Gesellschaft" durch Verleihung einer goldenen Medaille und ein ehrendes Dankschreiben für die großen Dienste belohnt, welche ihre Missionare im Feuerland den dort am 30. Mai 1882 schiffbrüchig gewordenen Mitgliedern der italienischen antarktischen Expedition unter Kapitän Bové geleistet haben. Die schöne Medaille trägt auf der einen Seite das Bild des Königs Umberto I., auf der andern die Worte: „Demersis æquore nautis attulit religio Salutem MDCCCLXXXII." Brief und Medaille wurden dem Präsidenten der Gesellschaft an ihrem letzten Jahresfest, 24. April, von Kapitän Bové selbst überreicht.

— Bischof French von Lahor hat seine Reise von Indien nach Europa über Persien gemacht und hier am 18. Mai 67 Ein-

geborne konfirmirt und am 20. Mai einen Armenier, namens Minasakan Georg, ordinirt, — das erste Mal, daß anglikanisch-bischöfliche Funktionen in Persien ausgeübt worden sind.

— Die »Reformed Dutch Church« von Amerika hat in Indien, China und Japan zusammen 12 Stationen, 128 Außenstationen, 18 Missionare, 23 Gehilfen, 18 eingeborne Geistliche, 46 Katechisten, 37 Gemeinden mit 2843 Kommunikanten, 5 höhere Anstalten, 95 Schulen, 18 Prediger-Seminaristen. Die Beiträge der eingebornen Christen betrugen letztes Jahr 11,073 Mk.

— Die Mormonen betreiben die Ausbreitung ihres Glaubens mit einem Eifer und einer Beharrlichkeit, die für evangelische Christen wahrhaft beschämend sind. Vor Kurzem sind wieder 150 Missionare von ihrer Hauptstadt am Salzsee abgeordnet worden, von denen 60 über Neu-York nach England, Deutschland, der Schweiz und Skandinavien gegangen sind. Der Mormonismus verwendet seine besten Leute für den Missionsdienst. Seine Apostel lassen sich überall hin senden, scheuen vor keinen Schwierigkeiten zurück und predigen, ohne dafür bezahlt zu sein. Ihre Religion ist ein Irrwahn, ihre Moral eine unsittliche — die Energie und Selbstverleugnung aber, womit sie ihre Lehre ausbreiten, ist nicht nur ein Beweis dafür, daß sie selbst von derselben wirklich überzeugt sind, sondern auch eine laute Anklage gegen alle diejenigen, welche das Werk der Ausbreitung dessen, was sie doch selbst für „das herrliche Evangelium des seligen Gottes" halten, so gar lässig und dilettantisch betreiben.

Todesfälle.

Am 10. Januar starb nach etwa 30jährigem Dienst Missionar Symonds von der Ausbreitungsgesellschaft. Die Heranbildung eingeborner Prediger und Katechisten (in Madras) war seine Hauptarbeit gewesen.

— Am 10. März starb auf der englisch-kirchlichen Station Mamboia in Ost-Innerafrika Frau Last infolge eines Sonnenstiches, den sie sich auf einem Besuch bei den heidnischen Frauen der Nachbarschaft zugezogen.

— Am 21. April starb in der Nähe von Mpwapwa Miss. John Penry, der zur neuesten Expedition der Londoner Mission an den Tanganjika-See gehört hatte, aber unterwegs krank geworden und umgekehrt war. Er liegt nun neben Dr. Mullens begraben.

— Am 6. Mai starb 86jährig der frühere Londoner Missionar Georg Pritchard. Im Jahr 1824 war er nach Tahiti gesandt worden, wo er bis 1837 als Missionar, dann als britischer Konsul in großem Segen wirkte. 1840 vertrieb ihn das gewaltthätige Auftreten der Franzosen aus seiner Stellung, aber schon nach einem Jahr kehrte er in dieselbe zurück. 1845 wurde er Konsul in Samoa. Um 1850 kehrte er für immer nach England zurück und diente hier bis 1877 der Londoner Missions-Gesellschaft als Reiseprediger und Agent.

Tragsessel oder Kago.

Rollstuhl oder Dschinrikischa.

Japanische Reisemittel.

Die allgemeine Missions-Konferenz in Kalkutta.

Von Missionar J. Frohnmeyer.

3. Auswahl und Heranbildung von Nationalgehilfen.

Nur kurz wurde hier die Ausbildung christlicher Lehrer besprochen. Der erste Referent, Miss. Rigg, ein Wesleyaner aus Ceylon, legte großen Nachdruck auf die tüchtige, fachmäßige Ausbildung der eingebornen Lehrer. Die Zeit sei vorbei, wo man glaubte, man könne irgend einen frommen Mann oder eine fromme Frau in eine Schule hineinstellen, damit sie dort unterrichten. Neben Charaktertüchtigkeit und Frömmigkeit sei für Dorfschullehrer besonders ins Auge zu fassen, ob sie Leute von persönlichem Einfluß seien; die liberale Unterstützung, die unsre Schulen von der Regierung erfahren, beeinflussen natürlich auch die Auswahl unsrer Lehrer, und wir sind genöthigt und verpflichtet, auch den Forderungen der Regierung Rechnung zu tragen.

Es ist wohl interessant zu hören, wie es mit der Berufung und Ausbildung von Predigtgehilfen oder Katechisten unter den Wesleyanern in Ceylon gehalten wird. Ein Mann, der Willens ist, in den Evangelistendienst zu treten, wird zunächst von den Laienpredigern seines Orts oder in Ermanglung solcher vom Missionar und den eingebornen Geistlichen auf seinen Herzenszustand und seinen Wandel geprüft, da keiner zugelassen werden soll, der nicht wirklich bekehrt ist. Auch seine Begabung zu öffentlichem Auftreten wird gleich zu Anfang durch Ansprachen, die er halten muß, erforscht. Darnach hat die jährlich zusammenkommende Konferenz sämmtlicher Missionare ihn zu examiniren. Er gibt hier Auskunft über seine Bekehrung und über die Gründe, die ihn bestimmen, sich zum Dienst am Worte zu melden. Eine Kommission von Missionaren exami-

nirt dann den Mann über seine Kenntnisse im allgemeinen und besonders in der hl. Schrift. Ist all das zur Zufriedenheit ausgefallen, so hat er schriftlich zu erklären, daß er sich all den Ordnungen und der Disciplin der Methodistenkirche unterwerfen werde; besonders muß er sich noch verpflichten, an jedem Orte und so lange als die Mission es gut findet, zum Dienst bereit zu sein. Entspricht der Mann all diesen Forderungen, so ist er eigentlich zum Dienst angenommen, er hat aber nun 12 Jahre lang alljährlich ein Examen abzulegen, bis er schließlich ordinirt werden und die höchste Besoldung erhalten kann, welche die Mission einem Eingebornen giebt. Es ist nicht zu leugnen, daß man es in Ceylon und in dieser Kirche mit der Auswahl nicht leicht nimmt, und als Neuling tritt auf diese Weise keiner in ein selbständiges Gemeindeamt ein; aber befremdlich könnte es erscheinen, daß die ganze Ausbildung nur durch alljährliche Examina kontrollirt zu sein scheint. Da nicht jeder zum Autodidakten geboren, mag doch im allgemeinen eine spezielle Ueberwachung der Studien am Platz sein, auch ist der persönliche Einfluß eines Lehrers auf seine Zöglinge nicht gering anzuschlagen. Daß die Mission bestimmte Bücher vorschreibt, die studirt werden müssen, ist kein Ersatz dafür. Die Bezahlung bei den Wesleyanern ist bekanntlich gut, da sie von dem Grundsatz ausgehen, man sollte so viel geben, als Leute von derselben Bildung in ähnlichen Stellungen sonst zu erhalten pflegen. Das mag gerecht sein, geht aber über die Kräfte einer Gesellschaft und ist ein Maßstab, der auch zu Haus für Geistliche nicht angelegt wird. Sehr vernünftig ist aber der Schluß dieses Referats, in dem es heißt: „Keine Gemeinde hat das Recht, zu bestimmen, wie groß der Gehalt eines Geistlichen sein soll, so lange sie nicht im Stande ist, denselben ganz zu bestreiten."

In dem Referat des Vertreters der englisch-kirchlichen Mission, Hooper aus Allahabad, trat, wie zu erwarten, die schulmäßige Ausbildung der Katechisten mehr in den Vordergrund. Weiter drang er auf eine Combination der wissenschaftlichen Ausbildung mit der praktischen Einübung in der Weise, daß von den Seminaristen möglichst viel gepredigt werde und andrerseits die im Amt stehenden Gehilfen durch fortgehende Colloquien (Fortbildungskurse) genöthigt werden, sich theologisch weiterzubilden. Eine Schwierigkeit bildet die Frage, ob und in welcher Weise Englisch getrieben werden soll in den Seminaren. Miss. Hooper ist entschieden nicht nur gegen

Englisch als Unterrichtssprache, sondern sogar gegen Englisch als Lehrpensum. Dabei setzt er aber voraus und wünscht dringend, daß die Zöglinge bereits Englisch verstehen beim Eintritt ins Seminar. Es ist keine Frage, daß in dieser oder einer andern Form das Studium der englischen Sprache für unsere Nationalgehilfen unentbehrlich geworden ist. Zur privaten Fortbildung derselben sind Bücher nöthig, aber auch die best angebauten indischen Sprachen liefern nur sehr spärliches Material. Unsre lutherischen Brüder in Trankebar haben in ihrem Seminar deutsch eingeführt; aber abgesehen davon, daß diese Sprache ungleich schwerer als englisch, und der kleine Kreis, in dem deutsch in Indien gesprochen wird, es dem Eingebornen sehr erschwert, es darin zu einer Meisterschaft zu bringen, läßt sich englisch auch praktisch verwerthen. Leider hält es der gebildete Eingeborne für unter seiner Würde, mit einem, der englisch versteht, in der Landessprache zu verkehren. Drum ist für die Missionsarbeit unter gebildeten Hindus eine tüchtige Kenntniß des Englischen unumgänglich nöthig. Es ist zu beklagen, aber doch Thatsache, daß derzeit auch in Indien die Bildung eines Mannes im Ganzen nach seiner Kenntniß des Englischen bemessen wird. Schließlich ist es für Deutsche tröstlich zu wissen, daß durch Kenntniß des Englischen eigentlich auch die gesammte werthvolle deutsch-theologische Literatur dem Eingebornen eröffnet ist. Drei Viertel aller Bücher in der Bibliothek eines englischen Theologen sind Uebersetzungen aus dem Deutschen. Ehe der 2. und 3. Band von Dr. Dorner's Dogmatik im Original zu haben war, wurde von Bombay her schon die englische Uebersetzung des ersten Bandes angepriesen; nun ist schon längst das Ganze in 4 Bänden englisch zu haben.

Die nachfolgende Besprechung lieferte noch manche werthvolle Winke über Ausbildung von Katechisten. Daß unbekehrte Gehilfen in der Regel mehr schaden als nützen, wurde allgemein anerkannt; aber auch zugegeben, daß besonders beim Hindu es oft sehr schwer sei, darüber zu entscheiden, ob eine Herzensänderung stattgefunden oder nicht. Der Ire Beatty, ohne die Ausbildung in Seminaren angreifen zu wollen, konstatirte als seine Erfahrung, daß die besten und wirksamsten eingebornen Prediger in ihrer Mission solche gewesen seien, die in den Anfangszeiten ihrer Mission durch gar kein Seminar gegangen, sondern in ähnlicher Weise wie die Jünger des

nirt dann den Mann über seine Kenntnisse im allgemeinen und besonders in der hl. Schrift. Ist all das zur Zufriedenheit ausgefallen, so hat er schriftlich zu erklären, daß er sich all den Ordnungen und der Disciplin der Methodistenkirche unterwerfen werde; besonders muß er sich noch verpflichten, an jedem Orte und so lange als die Mission es gut findet, zum Dienst bereit zu sein. Entspricht der Mann all diesen Forderungen, so ist er eigentlich zum Dienst angenommen, er hat aber nun 12 Jahre lang alljährlich ein Examen abzulegen, bis er schließlich ordinirt werden und die höchste Besoldung erhalten kann, welche die Mission einem Eingebornen giebt. Es ist nicht zu leugnen, daß man es in Ceylon und in dieser Kirche mit der Auswahl nicht leicht nimmt, und als Neuling tritt auf diese Weise keiner in ein selbständiges Gemeindeamt ein; aber befremdlich könnte es erscheinen, daß die ganze Ausbildung nur durch alljährliche Examina kontrollirt zu sein scheint. Da nicht jeder zum Autodidakten geboren, mag doch im allgemeinen eine spezielle Ueberwachung der Studien am Platz sein, auch ist der persönliche Einfluß eines Lehrers auf seine Zöglinge nicht gering anzuschlagen. Daß die Mission bestimmte Bücher vorschreibt, die studirt werden müssen, ist kein Ersatz dafür. Die Bezahlung bei den Wesleyanern ist bekanntlich gut, da sie von dem Grundsatz ausgehen, man sollte so viel geben, als Leute von derselben Bildung in ähnlichen Stellungen sonst zu erhalten pflegen. Das mag gerecht sein, geht aber über die Kräfte einer Gesellschaft und ist ein Maßstab, der auch zu Haus für Geistliche nicht angelegt wird. Sehr vernünftig ist aber der Schluß dieses Referats, in dem es heißt: „Keine Gemeinde hat das Recht, zu bestimmen, wie groß der Gehalt eines Geistlichen sein soll, so lange sie nicht im Stande ist, denselben ganz zu bestreiten."

In dem Referat des Vertreters der englisch-kirchlichen Mission, Hooper aus Allahabad, trat, wie zu erwarten, die schulmäßige Ausbildung der Katechisten mehr in den Vordergrund. Weiter drang er auf eine Combination der wissenschaftlichen Ausbildung mit der praktischen Einübung in der Weise, daß von den Seminaristen möglichst viel gepredigt werde und andrerseits die im Amt stehenden Gehilfen durch fortgehende Colloquien (Fortbildungskurse) genöthigt werden, sich theologisch weiterzubilden. Eine Schwierigkeit bildet die Frage, ob und in welcher Weise Englisch getrieben werden soll in den Seminaren. Miss. Hooper ist entschieden nicht nur gegen

auch noch etwas wissenschaftliches Rüstzeug mitzugeben, da man sich eben doch auf den Standpunkt des Gegners zu stellen hat. Miss. Weitbrecht hob besonders die Wichtigkeit des Studiums von Kirchengeschichte hervor, was für verantwortungsvolle Posten in der christlichen Kirche höchst nöthig sei. Man solle nicht vergessen, daß wir die künftigen Bischöfe und Leiter der indischen Kirche zu erziehen haben.

Wieder und wieder kehrten die Redner zu dem Hauptpunkte zurück, wie schwer es eben sei, die richtige Auswahl von Gehilfen zu treffen. Man kommt eben auch mit solchen Regeln nicht durch, wie sie Miss. Evans gab: der, welcher ein höheres Gehalt aufgebe und sich für ein geringeres Gehalt bereit erkläre, in der Mission zu arbeiten, sei der rechte Mann. Schön war, was Miss. Phillipps mittheilte: Auf einer der Inseln des stillen Oceans wurden eine Anzahl christlicher Lehrer getödtet und von den Kannibalen aufgefressen. Als die Nachricht davon in das theologische Seminar kam, von welchem einige jener Lehrer ausgegangen waren, standen sofort 16 Mann auf und boten sich an, die Lücken der gemordeten Brüder auszufüllen. Und als alte und weniger enthusiastische Männer sie darauf aufmerksam machten, daß leicht auch ihnen ein ähnliches Ende bereitet werden könnte, sagten sie: „Sprecht nicht von Kannibalen und wilden Thieren; sind Menschen dort, so wollen wir gehen.“ In Barma bekehrte sich kürzlich ein Bootsmann, der 120 Mk. per Monat verdient hatte. Der Missionar sagte ihm eines Tags: „Ich sehe, daß du ein guter Redner bist; willst du nicht gehen und den Deinen das Evangelium verkünden? Kannst du's nicht thun für 10 Mk. im Monat?“ Der Mann antwortete: „Nein, für 10 Mark im Monat kann ich's nicht thun, aber für den Herrn Jesum will ich's gerne thun?“

Der gleiche Missionar hatte am Abend, ehe er diese Mittheilungen machte, einer Vorlesung des berühmten Keschab Tschander Sen gelauscht und sagte darüber: „Nachdem ich diesen Mann gehört, fühlte ich, daß die Söhne dieses Landes Indien für den Herrn Jesum gewinnen müssen. O, daß dieser beredte Mann zu den Füßen Jesu lernen würde, so daß er als ein Meister arbeiten könnte für Jesum in Indien.“

Herrn im unmittelbaren Umgang mit einem Missionar sich für ihren Beruf ausgerüstet haben. Jede Mission wird wohl eine Reihe derartiger Arbeiter aufzuweisen haben; auch in unserer Basler Mission finden sich einige ältere Katechisten, deren Eifer und natürliche Begabung für den Evangelistenberuf die ihnen abgehende Seminarbildung reichlich ersetzt. So möchte auch unsere Mission neben den regulären Truppen, die durch die Prophetenschule gegangen sind, die irreguläre Mannschaft, durch den Geist von der Kuhheerde oder sonst woher gerufen, nicht entbehren, und wir haben neben den theologisch gebildeten Katechisten auch noch Evangelisten, unter denen sich besonders solche finden, die in schon vorgeschrittenen Jahren als wirklich bekehrte Leute zum Christenthum übergetreten sind und ebensoviel Eifer als Geschick für die Arbeit an den Heiden beweisen. Das Institut entspricht so etwa der Thätigkeit der Stadtmissionare zu Haus neben dem Amt der ordentlichen Geistlichkeit. Einer der Missionare drückte die Befürchtung aus, daß das gegenwärtige System von Nationalgehilfen der Selbständigmachung unserer Gemeinden im Wege stehe. — Auch über den Unterricht oder die theologische Ausbildung wurden beachtenswerthe Winke gegeben. Es wurde besonders davor gewarnt, all die Subtilitäten und die Prinzipienreiterei der europäischen Dogmatik in Indien einzuführen; die Theologie sollte doch in erster Linie biblische Wissenschaft sein. Ein Missionar habe den andern gefragt, ob er Calvinismus oder Arminianismus in seinem Seminar lehre. Der Gefragte antwortete: „Keins von beiden, ich lege meinem Unterricht ein kleines Buch zu Grunde, das man Neues Testament heißt." Freilich geht es für deutsches Gefühl etwas zu weit, wenn derselbe Redner sagt, daß die Lehre der Dreieinigkeit, die Persönlichkeit des hl. Geistes, die Gottessohnschaft Jesu, die Versöhnungslehre, die Auferstehung ꝛc. Lehren seien, die keiner Erklärung bedürfen, sondern einfach als biblisch statuirt werden müssen. Selbst zugegeben, daß alle diese Lehren so deutlich im Wort enthalten wären, giebt es doch ein Bedürfniß, selbst für den Hindu, die unmittelbare religiöse Gewißheit und den Schriftglauben zur wissenschaftlichen Ueberzeugung zu bilden. Das ist um so nöthiger, als Dr. Scott selbst wünscht, daß die Theologie indischer Seminare vorherrschend polemischer Art sein solle, was selbst, wenn vom Standpunkt indischer Controverse ausgegangen wird, nicht geschehen kann, ohne dem Schrift- und Herzensglauben

gehen, sich als Pastor in der christlichen Gemeinde niederlasse und für Geistliches und Weltliches zu sorgen habe. Auch die Katechisten und Diakone seien nichts als bezahlte Agenten einer fremden Gesellschaft. So werde der Missionar allerdings zu einer Art von König in seiner Domäne; aber es sei ein Königreich, da der König Steuern an die Unterthanen bezahlt, nicht die Unterthanen an den König. Er urtheilte etwas hart, wenn er die ganze Politik der früheren Missionare als einen Fehlgriff bezeichnete und sie verantwortlich für die ärmliche Sorte von Christenthum machte, die wir haben; nun, es sei das die Folge von einer zu weit gehenden Bevormundung am Anfang. Er hofft neben dem Einfluß geisteskräftiger Missionare besonders viel von einem neuen Geschlechte von eingebornen Gehilfen und Theologen, die als bahnbrechende Charaktere die übrigen mit sich fortzureißen im Stande wären.

Beherzigenswerth für alle am Missionswerk stehenden Arbeiter war auch, was der Wesleyaner Scott an dieser Stelle von der Erziehung des Gewissens sagte. Es solle besonders im Punkt der Wahrheit, im Gebrauch von Geld (die Unsitte des Schuldenmachens!), vergebende brüderliche Liebe das Gewissen der uns anvertrauten Leute zu schärfen suchen. Tröstlich war es, von demselben Mann zu hören, daß einige seiner Singhalesen in diesen Dingen sicher die apostolische Stufe erreicht hätten. Während dieser Mann besonders betonte, die Leute müssen für ein möglichst hohes Ziel begeistert werden, meinte der kanadische Miss. Timpany, daß es eine Art von Enthusiasmus gebe, die ohne geistliches Leben, ja sogar das Produkt verkehrten religiösen Lebens sei. Für ein verläßlicheres Zeichen eines gesunden Zustandes hält er das Arbeiten. Er könne von all seinen Leuten in Ongol sagen, daß sie arbeiten. An Enthusiasmus, glaubt er, seien Hindus eigentlich den Westländern überlegen. Er versichert ferner, daß unter den Kastenleuten in Ongol und Umgegend Massen von Kindern Gottes seien, die nur wegen der großen Schwierigkeiten, die ihnen von Seiten ihrer Familien bereitet werden, noch nicht zum Christenthum übergetreten seien.

Noch manches wurde für und gegen Missionsenthusiasmus geredet, wobei eigentlich alle dasselbe meinten, nur daß der eine unter Enthusiasmus etwas anderes verstand, als sein Opponent. Carey sagte einmal: „Ich habe keinen Enthusiasmus, ich kann mich nur abplagen (plod).“ — Schließlich ergreift auch der Pädagog und

4. Förderung des geistlichen Lebens in den indischen Kirchen.

Miss. Bowen (Herausgeber des bekannten »Bombay Guardian«) hatte das erste Referat über diesen wichtigen Gegenstand. Unter den indischen Kirchen sind natürlich zunächst nur die der Eingebornen gemeint, doch gab der ehrwürdige Missionsveteran seinen Auseinandersetzungen eine allgemeine prinzipielle Unterlage. Von Hindernissen für die gesunde Fortentwicklung der Kirchen zählt er drei auf: 1) Die Neigung, den jeweiligen Stand religiösen Lebens als einen normalen und als den allein erreichbaren anzusehen; 2) eine nur theilweise Kreuzigung des natürlichen Lebens, und 3) die Bemühungen der Welt, die Kirche Christi auf einem möglichst niedern Standpunkt festzuhalten. Auch machte er darauf aufmerksam, daß die religiöse Reife der eingebornen Gemeinden eben doch in Proportion stehe zu dem geistlichen Leben der Missionare und Heimatgemeinden; wenn die Gemeinden in ihren Leitern nicht den gehörigen Ernst und die nöthige Selbstverleugnung sehen, wird es ihnen schwer gemacht, Tüchtiges zu leisten. In Indien wird dann diese Sache noch erschwert durch den oft skandalösen Lebenswandel der Europäer, so daß eingeborne Christen gleich den Eindruck gewinnen, daß die Frömmigkeit des Missionars etwas Außerordentliches und Ueberverdienstliches sei. Auch die zu starke Abhängigkeit der Gemeinden von den Missionskommitteen wurde als großes Hinderniß ihrer gedeihlichen Fortentwicklung hervorgehoben. Nachdem so die Mängel aufgezeigt waren, gab Missionar Bowen die nöthigen positiven Rathschläge zur Hebung der Schäden an, als da sind: unermüdliche Liebe von Seiten der Missionare, ein fester Glaube an die Bereitwilligkeit Gottes, Seinen Geist über die Gemeinden auszugießen und Belebung des Missionssinnes unter den eingebornen Christen.

Gegen die zuweit gehende Bevormundung der eingebornen Gemeinden durch die heimatlichen Missionsleitungen sprach auch der zweite Redner, Miss. Clifford von der englisch-kirchlichen Mission in Krischnagar. Er bezeichnete die ganze bisherige Art der Missionsleitung trotz des väterlichen Verhältnisses, das bestanden, als eine despotische und hält sich besonders daran auf, daß der Missionar, dessen Arbeit Früchte getragen, statt sofort zu den Heiden weiterzu-

gehen, sich als Pastor in der christlichen Gemeinde niederlasse und für Geistliches und Weltliches zu sorgen habe. Auch die Katechisten und Diakone seien nichts als bezahlte Agenten einer fremden Gesellschaft. So werde der Missionar allerdings zu einer Art von König in seiner Domäne; aber es sei ein Königreich, da der König Steuern an die Unterthanen bezahlt, nicht die Unterthanen an den König. Er urtheilte etwas hart, wenn er die ganze Politik der früheren Missionare als einen Fehlgriff bezeichnete und sie verantwortlich für die ärmliche Sorte von Christenthum machte, die wir haben; nun, es sei das die Folge von einer zu weit gehenden Bevormundung am Anfang. Er hofft neben dem Einfluß geisteskräftiger Missionare besonders viel von einem neuen Geschlechte von eingebornen Gehilfen und Theologen, die als bahnbrechende Charaktere die übrigen mit sich fortzureißen im Stande wären.

Beherzigenswerth für alle am Missionswerk stehenden Arbeiter war auch, was der Wesleyaner Scott an dieser Stelle von der Erziehung des Gewissens sagte. Es solle besonders im Punkt der Wahrheit, im Gebrauch von Geld (die Unsitte des Schuldenmachens!), vergebende brüderliche Liebe das Gewissen der uns anvertrauten Leute zu schärfen suchen. Tröstlich war es, von demselben Mann zu hören, daß einige seiner Singhalesen in diesen Dingen sicher die apostolische Stufe erreicht hätten. Während dieser Mann besonders betonte, die Leute müssen für ein möglichst hohes Ziel begeistert werden, meinte der kanadische Miss. Timpany, daß es eine Art von Enthusiasmus gebe, die ohne geistliches Leben, ja sogar das Produkt verkehrten religiösen Lebens sei. Für ein verläßlicheres Zeichen eines gesunden Zustandes hält er das Arbeiten. Er könne von all seinen Leuten in Ongol sagen, daß sie arbeiten. An Enthusiasmus, glaubt er, seien Hindus eigentlich den Westländern überlegen. Er versichert ferner, daß unter den Kastenleuten in Ongol und Umgegend Massen von Kindern Gottes seien, die nur wegen der großen Schwierigkeiten, die ihnen von Seiten ihrer Familien bereitet werden, noch nicht zum Christenthum übergetreten seien.

Noch manches wurde für und gegen Missionsenthusiasmus geredet, wobei eigentlich alle dasselbe meinten, nur daß der eine unter Enthusiasmus etwas anderes verstand, als sein Opponent. Carey sagte einmal: „Ich habe keinen Enthusiasmus, ich kann mich nur abplagen (plod)." — Schließlich ergreift auch der Pädagog und

Philosoph unter den Missionaren, der Schotte Miller aus Madras, das Wort. Es ist immer ein Genuß, diesen Mann reden zu hören. Er ist nicht das, was man sich zu Haus in der Regel unter einem Missionar vorstellt, er trägt so ganz die geistige Gewandung eines deutschen Professors. Nie bewegt er sich auf der Oberfläche, seine Vorträge für gebildete Eingeborne sind oft so, daß selbst gebildete Engländer mit Mühe den wundersamen Wendungen und tiefen Spekulationen folgen. Seine Hochschule mit zirka 2000 Zöglingen ist ganz sein Werk und hat allmählich sich den ersten Platz in der Präsidentschaft Madras errungen; seine Schüler, Heiden und Christen, gehen für ihn durchs Feuer und die Regierung thut in Schulsachen nichts von Bedeutung, ohne den Mann zu Rathe zu ziehen. Er sagte unter anderm: Eines der Hauptmittel, um religiöses Leben zu fördern, ist auch das, daß sich der Einzelne bemüht, mit Gottes Arbeitsplan vertraut zu werden, und lernt, mit Sympathie auf diesen Plan einzugehen. Ich möchte das Missionsphilosophie heißen. Wer einen klaren Einblick in das Detail seiner Arbeit gewinnt, wird darin einen Born unvergänglichen Interesses finden. So ist es auch für die Leiter geistigen Lebens nöthig, daß sie tief und genau eindringen in die fundamentalen Prinzipien der göttlichen Missionsmethode, wie sie niedergelegt sind in Seinem heiligen Wort. Nachdem man noch von der Bedeutung der Presse, von Konferenzen, Lager-Versammlungen u. dgl. geredet, brachte Miss. Bose auch hier sein »ceterum censeo« vor, daß es ein Unding sei, daß unsere Christenkinder mit Heiden zusammen lernen müssen; darum mehr Kostschulen! Man finde in Bengalen so viele Kinder unsrer Christen später im Zuchthaus!

---

5. Höheres Schulwesen.

Das erste Wort hatte hier natürlich Miss. Miller. Er beschränkte sich diesmal auf den Bibelunterricht in höheren Schulen und konnte fröhlich erklären, daß er in seiner Schule mit dem Bibelunterricht nicht mehr Noth habe, als mit irgend einem andern Unterrichtsfach. Viele gute Worte waren da zu hören. Er lasse es sich angelegen sein, seine Schüler zu überzeugen, daß Erziehung oder Bildung etwas wesentlich anderes sei, als das Bestehen eines Examens. Der Erfolg im Examen müsse wie Gesundheit und

Glück in zweite Linie gestellt und nicht direkt erstrebt werden. Vielleicht zeichnen die Schlußworte den imponirenden Mann am Besten. „Noch manches wäre zu sagen, denn die Aufgaben des christlichen Erziehungswesens in Indien werden noch immer nur sehr unvollkommen verstanden. Es ist erst der schwache Schein des dämmernden Tageslichtes, was uns aufgegangen. Unser bester Leitstern will das Wort Gottes sein, mit dem sein Königreich auf Erden gegründet worden." Er führt dann weiter aus, wie viele Stufen zwischen dem ersten „Selig sind die geistlich Armen," bis zum letzten „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden" liegen und wie viele Lektionen da zu lernen seien, jede mit ihrem besondern Segen. Von Stufe zu Stufe, von Erfahrung zu Erfahrung geht es, bis das Ziel der letzten Seligpreisung erreicht ist, bis im geduldigen Ertragen der Verfolgungen sich zeigt, daß das Reich Gottes mit all seiner Kraft in ein Herz eingezogen ist. Die Welt glaubt oft, es sei noch nichts geschehen, bis man am Ziel angelangt, das Werk vollendet ist und ein neuer Eintrag in die statistischen Tabellen gemacht werden kann. Und die Kirche, so oft hat auch sie ein umflortes Auge für das, was sittlicher und geistlicher Natur ist, für das, was keine Anerkennung bei der Welt findet. So rechnen Menschen, so rechnet nicht der Meister. Für ihn ist jede Stufe geistiger Entwicklung vom ersten schwachen Hauch geistigen Lebens bis hinan zu den höchsten Stufen köstlicher, denn alles irdische Gut und weit erhaben über den Applaus der Menge. Und es ist auf den in der Mitte des Wegs liegenden Stufen, wo sich die christliche Erziehung hauptsächlich bewegt. Wer da zu arbeiten hat, soll allerdings mit nichts weniger zufrieden sein, als mit der Realisation des Reiches Gottes, denn mit weniger begnügt sich sein Heiland auch nicht. Aber wie sein Herr, so weiß auch er, daß es sich um einen göttlichen Prozeß handelt, eine göttliche Ordnung und daß die Frucht — die wirkliche Frucht — nicht ohne die Wurzel, den Stamm, die Blätter sein kann, und er ist dankbar für all das. Viel besser ein kleines Werk gethan zur Förderung des göttlichen Rathschlusses und im Einklang mit Gottes Plan (mags auch die Welt verachten und die Kirche es ungenügend finden), als ein großartiges Werk, das sich leicht über Gottes Verfahren wegsetzt und Menschengeschmack sich zum Führer und zur Leuchte gesetzt. In christlicher Erziehung noch mehr als in andrer Arbeit braucht der Arbeiter die feste Ueberzeugung, daß seine Arbeit,

ob groß oder klein, in Uebereinstimmung steht mit den Linien, die Gott in Seinem Worte uns vorgezeichnet hat."

Der nächste Redner, ein Herr Wilson aus Kalkutta, der nicht gerade mit Begeisterung für das höhere Erziehungswesen erfüllt ist, erinnerte an Dr. Duff, der mit zwei Fackeln ins Land gekommen: Wissenschaft und Religion, und obschon er beide tüchtig handhabte und bei seinem Weggang von Indien auch von großen Erfolgen und einem bedeutenden Umschwung habe reden können, so seien doch die Aenderungen alle auf dem intellektuellen, politischen, sozialen und ökonomischen Gebiete gewesen, die Arbeit mehr destruktiv als konstruktiv. Der Mann befürchtet, daß durch Wissenschaft die Schlange des Hinduismus nur oberflächlich verwundet, nicht getödtet worden sei. Es scheine allerdings ein wunderbarer Umschwung zu sein, wenn ein Hindu öffentlich sagt: „Indien ist der englischen Krone nicht gesichert durch Kanonen und Bajonette, sondern durch die geduldige Arbeit und das Glaubensexempel der christlichen Missionare." Aber auf der andern Seite zeigte sich auch, daß in Folge der westländischen Bildung nur eine Modifikation des Hinduismus stattgefunden; ein einflußreicher Eingeborner nenne den Hinduismus, nachdem er auf seine rationelle Form zurückgebracht, eine herrliche Religion, den erleuchteten, verklärten Hinduismus (»glorified Hinduism«). — Nun, der Redner hat ganz recht, wenn er diesen modernen Hinduismus für eine äußerst zweifelhafte Frucht abendländischer Aufklärung ansieht. Die Partei derer wird in Indien immer stärker, die die Plumpheit und wissenschaftliche Unhaltbarkeit des Polytheismus einsehen und anfangen in der Weise der Neuplatoniker oder Eklektiker denselben zu allegorisiren und die uns glauben machen wollen, das sei der richtig verstandene, echte Hinduismus oder er verhalte sich zum alten, wie das Christenthum zum Judenthum. Aber was beweist all das gegen höhere Missionsschulen? Im Großen und Ganzen ist das die Frucht des Regierungsschulwesens, das im besten Fall rein destruktiv wirken kann; die Missionsschulen bemühen sich doch auch, positiv was zu bieten, und wer vermöchte ihre Erfolge zu bestimmen! Die Starken Indiens sind durch die Schulen dem Herrn zum Raub geworden. Zudem soll man es beklagen, daß in Folge des Schulwesens diese sogenannte Verklärung des Hinduismus eingetreten? Kann man von den Gebildeten als einer Klasse es anders erwarten, als daß sie, von dem Kreuz Christi

zurückschreckend, zunächst nach einem Kompromiß sich umsehen, der sie des entschiedenen Bruches mit dem Alten überhebt? Es ist immerhin ein Rückzug, wenn auch ein verdeckter, und beweist eben doch, daß der Sauerteig des Evangeliums zu wirken angefangen.

So war es auch kein Wunder, daß man auf der Konferenz von allen Seiten für die Sache der höheren Missionsschulen eintrat. Nur einer redete pro domo und begann: Er fühle, daß die Ehre seiner Arbeit und seines Gottes in Frage gestellt werde und gebe zu bedenken, daß es sich in Schulen um Umformung der Gesinnung und des Geistes handle, und da könne man doch nicht nach einer Woche Erfolge erwarten. Noch mehr Eindruck machte es aber, als der Reihe nach auch solche auftraten, die persönlich nicht an höherer Erziehung betheiligt sind und doch Zeugniß zu Gunsten dieser Arbeit ablegten. Sehr richtig bemerkte Miss. Blackett von der englisch-kirchlichen Mission in Kalkutta, daß diese Missionsschulen nicht so viele Feinde unter den Hindus hätten, wenn sie dem Heidenthum gegenüber wirklich so harmlos wären als viele meinten. Wenn sie Missionsfreunden und Missionaren nicht gefallen, sollen sie helfen, daß dieselben besser werden. Auch der Reiseprediger und Baptist Timpany trat entschieden für das höhere Schulwesen ein. Er gab zu, daß einige ausgezeichnete Männer in seiner Mission getauft worden, die eigentlich als Früchte der Schulthätigkeit von Miss. Miller in Madras und Miss. Hay in Visagapatam bezeichnet werden müssen. Der eine davon war 10 Jahre ein Christ, ehe er getauft wurde. Eines Tags beim Singen eines Chorals im Garten seines Vaters wurde sein Herz mit einem sieghaften Glauben an den Herrn Jesus erfüllt und er gab sich dem Herrn hin. Zweimal versuchte er es mit der Taufe in Madras; aber sein Vater hätte ihn beinahe getödtet; so gieng er schließlich nach Kokonada zu den Baptisten und ließ sich dort taufen." Miss. Timpany fährt fort: „Nachdem wir eigentlich auf der Bangalur-Konferenz unser Siegel auf die Anerkennung der höheren Missionsschulen gedrückt, wollen wir heute keinen Schritt rückwärts thun in dieser Sache. Lasset uns diese Angelegenheit mit allen Kräften unterstützen. Die Missionare, die solche Arbeit zu thun haben, unterstützen die Reiseprediger weit mehr, als es scheint und als sie selbst ahnen, und die Wichtigkeit dieser Arbeit wird mit jedem Jahr größer." — Man darf sich eines solchen unparteiischen Urtheils freuen, denn von schiefen Urtheilen in der Heimat

ganz abgesehen, selbst in den arbeitenden Kreisen auf dem Missionsfeld wird oft noch höheres Schulwesen als eine Art Luxus angesehen. Nun, man ist ja leicht geneigt, eine Arbeit scheel anzusehen und kritisch zu behandeln, die man selbst nicht im Stande wäre, zu übernehmen. Das sollte aber doch einen Reiseprediger nicht abhalten einzusehen, daß gerade er den Hauptvortheil solcher Schularbeit zu genießen hat. Wie ganz anders wird er doch in einem Haus aufgenommen, wo ein Sohn die Missionsschule besucht oder der Vater sie einst besucht hat. Viel Konfusion hat in dieser Hinsicht auch die schiefe Redensart von „direkter" und „indirekter" Missionsarbeit angerichtet. Man nennt Reise- und Bazarpredigt direkte, die Arbeit an einer Missionsschule indirekte Mission. Dabei kommt aber doch alles auf den Mann an. Es giebt keine Arbeit in der Mission, die in absolutem Sinn „direkt" wäre, und umgekehrt kann auch die Thätigkeit an einer Schule ganz wohl „direkte" Missionsarbeit sein. Ist eine Religionsstunde in der Heidenschule, die oft zur erregten Debatte wird, wo vor einem gesicherten Publikum, vor denkenden und nicht selten einer einflußreichen Stellung entgegensehenden Heiden nicht nur Bruchstücke des Evangeliums, sondern das Ganze in geordneter Weise vorgetragen werden kann, keine direkte Missionsarbeit? Was ist denn direkter als das? Wenn zudem der ganze sog. „weltliche" Unterricht nicht vom Missionar selbst, sondern von andern Lehrern ertheilt wird und die Missionsgesellschaft fast nichts kostet, was ist denn da noch viel zu sagen selbst von solchen, die der Mission keine civilisatorische Aufgabe zuerkennen wollen? Giebt der Missionar als solcher noch einige „weltliche" Lektionen und überwacht das Ganze, wie viel läßt sich selbst in ungesuchter Weise an gutem Samen ausstreuen, und was thut er da anderes als der Reiseprediger, der dann und wann, um den Herzen nahe zu kommen, auch eine Viertelstunde vom Kinder- und Erntesegen des Hauses und anderem reden muß, bevor er in mediam rem gehen kann! Nicht leicht wird es dem, der alle Zweige der Missionsarbeit kennt und sich ein unbefangenes Urtheil erhalten möchte, zu entscheiden, welchem Zweig der Missionsarbeit es am Ende vergönnt sein wird, den entscheidenden letzten Schlag zu thun; was aber die Missionsschule betrifft, so hat sie allen Grund, mit getrostem Muth dem schließlichen Offenbarwerden jeglichen Werkes entgegenzusehen.

6. Volksschulwesen.

Die Besprechung dieses Gegenstandes war stark beeinflußt durch die Bezugnahme auf eine eben in jenen Tagen das gesammte Schulwesen Indiens einer eingehenden Prüfung unterwerfende Erziehungs-Kommission. Die Regierung hat endlich den Eindruck gewonnen, daß die in der Schulnovelle von 1854 niedergelegten Prinzipien in Indien nicht ausgeführt worden seien, d. h. daß in ungesunder Weise das höhere Schulwesen bevorzugt, das eigentliche Volksschulwesen aber vernachlässigt worden sei. Die Hauptfrage dabei ist die, ob nicht die höhere Bildung so viel als möglich privaten Kreisen (dabei würde es sich in erster Linie um die Missionare handeln) überlassen werden sollte, damit mehr Geld für die Elementarschulen frei würde. — Das erste Referat hatte Dr. Mitchell, der fand, daß die Massen und besonders die Urbewohner Indiens bis jetzt sehr vernachlässigt worden seien. In Bengalen sind statt 8 Millionen nur etwas mehr als eine Million Kinder in den Schulen, und besonders die Mädchen seien im Großen und Ganzen noch fast ganz vergessen. Der größere Theil der zwei Referate hatte nur mit den Mängeln der Regierungsschulen und der Behandlung der Missionsschulen von Seiten der Regierung zu thun. Von allgemeinerem Interesse dürfte die heikle Frage sein, die Miss. Squires anregte, ob es richtig sei, den Bibelunterricht in Missionsschulen auch für nichtchristliche Kinder obligatorisch zu machen. Die Frage war schon kühn, noch kühner das „Nein," mit dem er dieselbe beantwortete. Man muß schon Bibelunterricht in Missionsheidenschulen gegeben haben, um zu verstehen, wie ein Missionar zu dieser Frage kommen kann. Man muß wissen, daß eine nicht kleine Anzahl von Schülern in unsre Missionsschulen kommen, nur indem sie von zwei Uebeln das in ihren Augen kleinere erwählen. Da ist die Regierungsschule ohne Bibel, und das wäre charmant; aber die Schulgelder sind höher, als in der Missionsschule, die allerdings leider Religions-Unterricht giebt. Da nehmen sie die Bibel als ein unvermeidliches Joch auf sich und entschließen sich zum Voraus, ja nicht mehr als ihren „äußeren Menschen" in die Bibel-Lektion zu schicken. Da sitzen sie dann vielleicht theilnahmlos, verdrossen in der Lektion, und viel Geduld und oft starke Mittel sind nöthig, sie aus ihrer Lethargie aufzurütteln. Da sind aber auch andere, die mit Aug und Ohr

dem Unterricht folgen, die oft mehr Interesse zeigen als irgend ein Christenjunge, und der Gedanken liegt da nahe: wäre es nicht befriedigender, man ließe jene Gezwungenen gehen und würde sich den empfänglichen Herzen zuwenden? Dazu kommt dann noch, was Miss. Squires besonders hervorhob, daß dadurch auch der Widerwillen gegen Missionsschulen überhaupt weichen würde. Der Redner glaubt, Missionsschulen würden dadurch nur an Einfluß gewinnen; jetzt gehe wer es irgendwie vermöge in die Regierungsschule; stelle man den Schülern es frei, ob sie die Bibellektion besuchen wollen oder nicht, so werden unsre Schulen sich noch ganz anders füllen und wir liefern die Jungen dann nicht aus an die religionsfeindliche Regierungsschule. Es läßt sich denken, daß diese Frage die Gemüther dafür und dagegen erregte, so sehr, daß manche Redner auch beim nächsten Berathungsgegenstand immer wieder darauf zurückkamen. Gar viele der geladenen Zeugen hatten vor der Schulkommission eben besonders den Missionsschulen vorgeworfen, daß sie einen indirekten Religionszwang ausüben. Man sage wohl, es stehe jedem frei, ob er kommen wolle oder nicht; aber wenn die Missionsschule die einzige sei, oder wenn der Junge finanziell genöthigt sei, die Missionsschule zu besuchen, so zwinge man doch eigentlich die Bibel auf. Es wurde darauf aufmerksam gemacht, daß das Freigeben der Bibellektion wohl nicht viel ändern würde in den Sympathieen der Hindus, und das ist auch sicher richtig. Es heißt eben da auch bei den Hindus: „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt." Im allgemeinen ist zu verwundern, daß die Konferenz im Ganzen doch dem Vorschlag geneigt zu sein schien. Wohl sagt Miss. Hughes: vom Standpunkt der Mission aus ist eine Schule nur dann was werth, wenn sie auf Bekehrungen hinarbeitet. Gestern Abend sagte uns Herr Keschab Tschander Sen, wir sollen es aufgeben, Mathematik zu lehren, und Christum predigen. Aber doch fährt er dann fort: „in meiner Schule wird keiner gezwungen, die Bibellektion zu besuchen; jeder weiß, daß wenn er will, kann er von der Religionsstunde wegbleiben, und nicht Ein Junge bleibt weg, obschon ich sogar mehr Muhammedaner in meiner Schule habe, als sonst in irgend einer indischen Schule sind." In Bombay habe ihm ein eingeborner Prediger bekannt, daß der biblische Zwangsunterricht ihn einst von Jesum weggetrieben habe, daß er sich erst bekehrt habe, nachdem er die Schule verlassen. Miss. Summers sagt zwar, daß

in seiner Schule er darauf bestehe, daß alle Zöglinge die Bibellektion besuchen; aber er fährt fort: ich brauche keinen Zwang; wenn einer wegbleibt, wird er nicht bestraft. Er könne zwar nur von einer Bekehrung berichten, die in seiner Schule stattgefunden; aber er wisse, daß die Anschauungen seiner Schüler vom Christenthum sich vollständig geändert haben. Auch der Sekretär der Missionskonferenz, Miss. Macdonald, bezeichnet die Frage wegen des obligatorischen oder fakultativen Bibelunterrichts als eine brennende und meint, man habe auf freiwillige Schüler einen viel tieferen Einfluß als auf gezwungene.*)

Aus Japan.

1. Erste allgemeine Konferenz der japanischen Missionare.

Wir leben im Zeitalter der Konferenzen. Auch die junge japanische Mission hat im April dieses Jahres ihre erste allgemeine Konferenz in Osaka gehalten. Durch 110 Abgeordnete waren daselbst nicht weniger als 15 Missions- und 3 Bibelgesellschaften vertreten, eine Anzahl englisch redender Japaner, die als Gäste anwesend waren, nicht gerechnet. Charakteristisch für diese Versammlung war der Mangel an ehrwürdigen grauen Häuptern, wie sie in keiner größern Missionskonferenz in Indien oder auch in

*) Uns scheint es selbstverständlich, daß schon aus allgemein pädagogischen Gründen alle Lektionen für alle Schüler obligatorisch sein müssen. Von „Zwang" kann ja keine Rede sein, da der Eintritt in die Missionsschule ein vollständig freiwilliger ist und Schüler wie Eltern im voraus wissen, was da gelehrt, ja auch, was da im letzten Grunde bezweckt wird. Entscheidend aber scheint uns auch die Rücksicht auf diejenigen, welche — ohne es zu gestehen — vielleicht gerade um des Bibelunterrichtes willen die Missionsschule besuchen, denen aber zuviel — vor der Zeit — zugemuthet würde, wenn sie durch „freiwilliges" Besuchen der von ihren Mitschülern gemiedenen Religionsstunden schon ein Bekenntniß ablegen und am Ende gar sich der Verfolgung aussetzen müßten.

China zu fehlen pflegen. Die japanische Mission ist eben noch eine sehr junge. Das hindert aber nicht, daß die dortigen Missionare sie für die allerwichtigste halten. Sie sind geneigt zu glauben, Gott habe dies merkwürdige Inselreich des fernen Ostens der evangelischen Mission blos deßwegen so lange verschlossen, damit diese Zeit habe, in der Südsee, in Afrika, in Indien gleichsam ihre Vorübungen zu machen für den allerschwersten, aber auch entscheidungsvollsten Kampf mit dem gebildeten und wohlorganisirten japanischen Heidenthum. Sie sind daher auch bemüht, die Fehler zu vermeiden, die in den ältern Missionen gemacht worden sind, und in der vollen Waffenrüstung, wie eine raffinirte Missionswissenschaft sie an die Hand giebt, und zugleich mit allen Hilfsmitteln der abendländischen (insbesondere der amerikanischen) Civilisation gegen den Feind zu Felde zu ziehen. Doch vergessen sie dabei nicht, daß der Segen von Oben kommen muß.

Hievon legte ein ergreifendes Zeugniß die Eröffnungspredigt ab, welche von der Kraft aus der Höhe handelte, wie Christus sie Apstg. 1, 8 seinen Zeugen verheißen hat. Hierauf folgte die Wahl von drei Präsidenten, welche abwechslungsweise den Vorsitz bei den Berathungen führen sollten. Es waren der englisch-kirchliche Missionar Warren, der amerikanische Methodist Dr. Maclay und der amerikanische Presbyterianer Dr. Hepburn. Der letztere erwähnte bei dieser Gelegenheit, daß nun gerade 24 Jahre verflossen seien, seit er und seine Gattin sich in New-York eingeschifft hätten, ohne zu wissen, ob sie in Japan auch nur würden landen dürfen, 20 Jahre, seit sie, in der Bay von Jeddo angekommen, Gott auf den Knieen gebeten hätten, Er möchte sie doch ein Plätzchen in diesem Lande finden lassen und ihnen den Weg bahnen. Nie hätten sie sichs träumen lassen, daß ihr Gebet so herrlich erhört werden und daß das Christenthum in Japan so schnelle Fortschritte machen würde. Aehnlich sprach sich Dr. Verbeck in einem Vortrag über die Geschichte der evangelischen Mission in Japan aus. Er theilte dieselbe in zwei Perioden: die erste von 1859 bis Ende 1872, die zweite von 1872 bis 1882. Die ersten Missionare, welche in Japan ankamen, waren Liggins und Williams (jetzt Bischof) von der amerikanisch-bischöflichen Kirche. Im Mai und Juni 1859 zogen sie in Nagasaki ein, und bald darauf erschienen auch die ersten amerikanischen Presbyterianer in Jokohama. Aber bis 1872 blieb

der Arbeiter klein. Es war eine schwere, ja eine gefährliche
ie Missionare wurden fortwährend von Spionen bewacht
ten nur mit äußerster Vorsicht einige Vorbereitungsarbeiten
is 1866 war nur Ein einziger Japaner getauft worden,
Frühjahr 1872 alles zusammen nur zehn. Damals war
noch in Kijoto lebender Arzt in den Dienst des Dr. Hep-
reten, blos um ihn bei guter Gelegenheit zu ermorden!
e und Freundlichkeit des Missionars aber hatte ihn ent-
Mit dem Jahr 1872 fieng eine neue Zeit an. Nicht
als 30 neue Missionare kamen in diesem Jahr nach Japan,
die Zahl der evangelischen Arbeiter daselbst auf einmal
t wurde, und seither ists von Jahr zu Jahr in über-
e Weise vorangegangen, so daß jetzt schon 5000 eingeborne
da sind, die zusammen im letzten Jahr 12,064 Yen
Mk.) für kirchliche Zwecke beigesteuert haben!

zweiten Tag wurde über die besondern **Hindernisse**
n, welche in Japan der Einführung des Christenthums
tehen. Da wurde hervorgehoben: die Unfähigkeit der
en, sich einen persönlichen, heiligen und gerechten Gott
en und die Sünde richtig zu taxiren; ferner die Gefahr,
Buddhisten beständig mißverstanden zu werden, weil manche
ren den christlichen, wenigstens dem Wortlaut nach, überaus
rscheinen; dann aber auch die große Gleichgiltigkeit der
Japaner gegen religiöse Dinge überhaupt, sowie der aus
ndland importirte, durch zahlreiche ins Japanische über-
hriften im ganzen Lande sich verbreitende Materialismus
ismus.

rigens wurde auch von der „trostlosen inneren Zerfahren-
s japanischen Buddhismus und von der „allgemein be-
Unsittlichkeit" seiner Priester gesprochen. Ueber die erstere
Dr. **Gordon**: „Wenn die Theologen der griechischen, der
und der protestantischen Kirche darin einig wären, daß
vangelien und das ganze neue Testament zwar sehr interes-
chichtliche Urkunden seien, dann aber ihre **Lehre**, die Einen
Hirten des Hermas, die Andern auf die Briefe des Clemens
Dritten auf den Brief des Barnabas gründen und schließlich
reinkommen würden, den puren Atheismus zu glauben
erbreiten, so würde die hieraus entstehende Konfusion un-

gefähr dem Zustande entsprechen, in welchem der japanische Buddhismus sich heutzutage befindet." Was aber die buddhistischen Priester betrifft, so bezeugt derselbe Gewährsmann: „Vor Jahren fragte ich einen Priester, der es dem Protestantismus zum Vorwurf gemacht hatte, daß er seine Lehrer nicht zur Ehelosigkeit verpflichte, wie viele japanische Priester denn keusch seien? ‚Kaum drei von zehn' war seine Antwort. Und kürzlich hat mir ein Andrer auf die gleiche Frage geantwortet: ‚Vor der Restauration (1868) war nicht einer unter zehn keusch und jetzt stehts noch schlimmer.' Ueberdies hat ein Beamter an einem japanischen Regierungsspital nachgerechnet, daß von sämmtlichen Krankheitsfällen schmutziger und unsittlicher Art die Hälfte auf buddhistische Priester kommt."

Das Traurigste daran ist das, daß solchen Thatsachen gegenüber es außerordentlich schwer ist, den jungen Christen und denen, die um Aufnahme in die Kirche Christi sich bewerben, begreiflich zu machen, daß hier an Geistliche und Laien ein anderer Maßstab gelegt werden müsse und daß Heiligkeit das erste und das letzte Erforderniß der Jesus-Religion sei. Als Hauptgegengewicht gegen diese entsittlichenden Einflüsse wurde natürlich die fleißige Predigt des Wortes und eine strenge Handhabung der Kirchenzucht innerhalb der christlichen Gemeinden empfohlen. Dabei wurde die Nothwendigkeit betont, auch im Innern des Landes mehr Reisepredigt zu treiben, zugleich aber anerkannt, daß die gegenwärtigen Paßgesetze, nach welchen Ausländer nur gesundheitshalber oder zu wissenschaftlichen Zwecken das flache Land bereisen dürfen, im Wege stehen.

Die Verhandlungen des dritten Tages bezogen sich auf das Unterrichtswesen. Hiebei wurde erwähnt, daß vor kurzem alle Bücher, welche von der christlichen Religion oder auch nur von der christlichen Moral handeln, aus den Regierungsschulen entfernt und die betreffenden Stereotyp-Platten zerstört worden seien, und zwar unter dem Vorwand, daß durch derartige Schulbücher zu schnell freiheitliche Ideen unter das Volk gebracht werden könnten. — Also eine Art Reaktion! Ein Triumph für die anwesenden Missionarinnen war die folgende Aeußerung eines heidnischen Daimio, die einer der Redner anführte: „Euer Predigen und eure Knabenschulen — hatte derselbe zu einem Missionar gesagt — sind gut und recht; liegt euch aber wirklich das Wohl unsres Landes am Herzen, so solltet ihr vor Allem unsre Mädchen erziehen. Viel-

nket ihr, ihr hättet eure Bildung in der Schule erhalten;
sage euch, mindestens die Hälfte all eurer Bildung habt
eim empfangen, noch ehe Ihr in die Schule geschickt wurdet."
ißt mit andern Worten: erziehet die künftigen Mütter, und
ste Generation gehört euch!

r nächste Gegenstand war die finanzielle und moralische
ändigkeit der eingebornen Gemeinden. Ein Amerikaner
aus, das Hauptstreben der Mission müsse sein: 1) den
t Einzelchristen zu bilden; 2) die typische Gemeinde zu
ren und 3) diese zum Muster einer arbeitenden, sich selbst
nden Gemeinde zu machen. Jeder dieser Zwecke aber werde
ie Verwendung von Missionsgeld ernstlich gefährdet. Das
ische Geld entziehe den Gemeindegliedern ein wichtiges Motiv
sönlichen Hingabe und Opferwilligkeit für die Sache des
und schädige so das Christenthum der Einzelnen wie der
itheit; es lasse das Gefühl der Verantwortlichkeit für die
ng der umwohnenden Heiden nie recht bei ihnen aufkommen;
e überdies zu unnöthigen Ausgaben und übertriebenen An-
, verringere also nur die Leistungsfähigkeit der Gemeinden
mehre ihre Ausgaben. Wo mit einheimischem Geld gearbeitet
sei meist nur ein Drittel oder Viertel von dem nöthig, was
raucht werde, wo Missionsgeld zur Verfügung stehe. Nur
selbst erhaltende Gemeinde und Kirche genieße bei den Heiden
gebührenden Respekt; man solle daher für Gemeindezwecke
kein von auswärts kommendes Geld verwilligen.

dere meinten dagegen, in der Praxis sei es unmöglich, diese
ätze durchzuführen; es könne sich nur darum handeln, wie
se ausländischen Geldes die japanischen Gemeinden allmählich
bsterhaltung herangezogen werden sollen. Einer meinte, wenn
u anfangen könnte, sollte man allerdings gar kein Missions-
ehr für Gemeindebedürfnisse verwilligen; so wie die Dinge
er einmal stehen, müsse man einen Mittelweg einschlagen;
e des aus der Missionskasse zu zahlenden Beitrags zu den
dekosten müsse stets in umgekehrtem Verhältniß zur Größe
meinde stehen, und andrerseits müßten die Gemeinden in
rhältniß, als sie finanziell selbständig werden, auch von der
undung durch die Missionare, beziehungsweise die heimatliche
sleitung, befreit werden; einheimische Missionsvereine sollten

gegründet werden u. s. f. Schließlich wurde als Endergebniß der Verhandlung einstimmig erklärt: Jede Unterstützung, welche die Gemeinden von einer auswärtigen Missionsgesellschaft erhalten, ist eine von allerlei Gefahren begleitete Ausnahme. Die Gemeinden sollen daher dringend angehalten werden, zur Bestreitung ihrer eignen kirchlichen Bedürfnisse, sowie zur Evangelisirung ihrer Landsleute reichlich beizutragen; wo neue Gemeinden organisirt werden, sollen sie sofort auf eigne Füße gestellt werden. Vielen waren diese Sätze noch viel zu schwach; man wollte aber öffentlich als Meinung der Konferenz nur das aussprechen, worüber Alle einig waren. Auch ein Eingeborner, Sawajama, sprach sich sehr entschieden in diesem Sinne aus. Gegen den Satz: Man warte, bis die Gemeinde stark genug ist, ihre Last selbst zu tragen, bemerkte er: eine solche Zeit komme nie, denn mit der Kraft wachse auch die Arbeit und die Verantwortlichkeit. Wenn jetzt eine Gemeinde nicht stark genug sei, die ihrer Kraft entsprechende kleine Arbeit selbst zu leisten, so werde sie nach ein paar Jahren bei doppelter Kraft auch nicht im Stande sein, die doppelte Arbeit zu thun. Also reine Sache von Anfang an! Ein Anderer, Kanamori, meinte, die eigentlichen Gemeindekosten und die Besoldung eingeborner Evangelisten sollten von den Neubekehrten selbst bestritten werden, für Schulzwecke, christliche Zeitschriften u. dgl. dürfe aber wohl ausländische Hilfe in Anspruch genommen werden.

Am fünften Konferenztage sprach Dr. Berry über die Gesundheit der Missionare, ihre Vakanzen und Erholungsreisen. Das Klima von Japan sei derart, daß der Ausländer, zumal der mit dem Kopf Arbeitende, nothwendig jeden Sommer auf den Bergen oder auf der kühleren Insel Jesso Erholung suchen müsse. Außerdem sei jedem Missionar nach sieben Jahren eine erstmalige und dann je alle 10 Jahre wieder eine Urlaubsreise in die Heimat zu gestatten. Dr. Taylor meinte, die vielen Erkrankungen junger Missionare in Japan kämen nicht vom Klima her, sondern vielmehr von den besondern Schwierigkeiten der Arbeit. Da sei vor Allem die so verzwickte japanische Sprache und Literatur, welcher gegenüber auch der Fleißigste und Begabteste sich selbst nach Jahren noch wie ein Stümper vorkomme. (Dazu kommt, wie Dr. Gordon ausführt, die Nothwendigkeit, auch mit den europäischen Wissenschaften auf dem Laufenden zu bleiben und hinter den manchen gelehrten

und bedeutenden Männern, welche die junge japanische Kirche bereits besitze, in keinem Stück zurückzubleiben). Sehr drückend wirke auch das viele Elend, das man mitansehen müsse, ohne ihm abhelfen zu können; und werde nun vollends einem jungen Missionar von seinen Vorgesetzten schon in den ersten Jahren allerlei verantwortungsvolle Arbeit zugemuthet und von ihm erwartet, daß er Wunder was für interessante Berichte für die heimatlichen Missionsblätter schreibe — so müsse der arme Mensch zusammenbrechen! Genaue Beobachtungen, die er gemacht, lassen das vierte und wieder das achte Jahr, das einer in Japan zubringe, als besonders kritisch für die Gesundheit erscheinen. Die erste Heimkehr-Erlaubniß sollte daher dem jungen Missionar schon nach 5 bis 6 Jahren ertheilt werden. Gesellschaften, welche schon nach einer kürzeren Dienstzeit Urlaubsreisen in die Heimat gestatten, kämen — wie er statistisch nachweisen könne — auch finanziell besser weg, als solche, die ihre Missionare bis zum Zusammenbrechen auf dem Platz ließen. Auch die Forderung wurde wiederholt ausgesprochen, daß die Gesellschaften jedem ihrer Missionare wenigstens drei volle Jahre zum gründlichen Studium der Sprache und des Volkes Zeit lassen sollten, ehe sie eine sozusagen produktive Arbeit von ihm erwarten.

Was dann noch über die beste Art, Japanisch zu lernen, über die Beschaffung einer einheimischen christlichen Literatur, über die richtigen Grundsätze für Uebersetzungen in die Landessprache, über die Heidenpredigt nach Inhalt und Form (vom unabhängigen englisch-kirchlichen Missionar Dening) über die ärztliche Mission gesagt wurde, war Alles sehr interessant; es gebricht uns aber an Raum, näher darauf einzugehen.

Am letzten Tage wurde über die Frage gesprochen: Soll die Zahl der japanischen Missionare vermehrt werden oder nicht? Dieselbe war durch den Brief eines chinesischen Missionars, Dr. Happer, angeregt worden, welcher der Ansicht ist, man solle Japan mit Aufbietung aller Kräfte wie im Sturm zu erobern suchen, damit es in ein paar Jahren als ein christliches Land dastehe und an der Evangelisirung von ganz Ostasien nachdrücklichst mitarbeiten könne. So nüchtern nun auch manche Konferenz-Mitglieder sich hierüber äußerten, so überwog doch die Ansicht derjenigen, welche die Hoffnung aussprachen, daß Japan, wenn genug Arbeiter kommen, noch im Laufe dieses Jahrhunderts christianisirt sein werde. Einer

meinte, niemals in der Geschichte der Welt sei eine so große Nation, wie die japanische, so reif wie sie fürs Evangelium gewesen. So wurde denn auch (ähnlich wie von der Kalkuttaer Konferenz) ein Aufruf zur Aussendung von mehr Missionaren an alle evangelischen Kirchen Europas und Amerikas erlassen mit besonderer Hinweisung darauf, daß es gut sei, wenn schon jetzt viele sich vorbereiten auf die gewiß nicht mehr ferne Zeit, wo die annoch vorhandenen Hindernisse der Reisepredigt im Innern des Landes aus dem Wege geräumt sein würden, mit der Erklärung aber auch, daß selbst unter den gegenwärtigen Umständen Raum genug für noch viel mehr Arbeiter da sei. Namentlich sei die Aussendung weiblicher Kräfte, nicht nur für Schulzwecke, sondern auch zur Heranbildung von christlichen Krankenpflegerinnen und ähnlichen Helferinnen, sehr wünschenswerth.

Schon vor der Konferenz war nicht nur in den Kreisen der Missionare, sondern auch in den eingebornen Gemeinden viel für das Gelingen derselben gebetet worden, und auch während der Sitzungen hatte es an Gebet und Fürbitte nicht gefehlt. So kann es uns nicht wundern, wenn mehrere Berichterstatter freudig in dem Zeugniß zusammenstimmen, daß ein Geist der brüderlichen Einigkeit, ein Geist des Ernstes und der Weihe in spürbarer Weise die Versammlungen durchweht habe. Alle Anwesenden seien durchdrungen gewesen von dem Gefühl, daß nichts ihnen selbst mehr Noth thue, als ein größeres Maß jener Kraft aus der Höhe, ohne welche alles menschliche Thun, auch das bestgemeinte, umsonst ist.

---

2. Ein heidnischer Zeitungsschreiber über die Bekehrung eines seiner Landsleute zum Christenthum.

Bekanntlich interessiren sich die heidnischen Zeitungen in Japan sehr lebhaft für das Christenthum und die Mission. Nun hat neulich in Kobe die Bekehrung einer bekannten Persönlichkeit viel Staub aufgeworfen und unter anderen Kundgebungen Veranlassung gegeben zu folgendem Zeitungsartikel, der wirklich lesenswerth ist.

„Jedermann," heißt's da, „hat das Recht zu glauben, was ihm beliebt; es kommt aber vor, daß je und je Einer es mit seiner Religion übertreibt. So lebt hier in Kobe, in der Straße so und so, Nummer so und so ein Mann namens Araki. Er ist ein Lieferant von Theaterkostümen und hat sein Geschäft so schwunghaft betrieben, daß er vielen Arbeitern Beschäftigung geben und selbst ein ganz luxuriöses Leben führen kann. Bis zu seinem 24. oder 25. Jahr war er ein sehr leichtsinniger, sogar lasterhafter Mensch, dann aber fieng er an über seine Sündhaftigkeit nachzudenken, und reumüthig die Gunst des Himmels zu erflehen. Er kehrte nun allen weltlichen Lüsten den Rücken und warf sich ganz auf den Götzendienst, indem er es der Reihe nach mit mehreren verschiedenen Sekten versuchte. Da er aber nirgends Befriedigung fand, fieng er an, alle Religionen für Schwindel zu halten, und beschloß, für seine Person nichts mehr mit dergleichen zu thun zu haben.

„Da besuchte ihn ein Freund, der kurz zuvor zum Christenthum übergetreten war, erzählte ihm von dieser ausländischen Religion, versicherte ihn, der Jesusweg sei der einzig richtige, und drang in ihn, denselben wenigstens zu versuchen. Anfangs blieb er kalt, indem er erklärte, er habe bereits sämmtliche Religionen Japans ausprobirt und gefunden, daß sie alle nichts nutz seien; warum jetzt auch noch einen ausländischen Glauben annehmen? Der Freund war enttäuscht, ließ sich aber nicht abschrecken und vermochte endlich Herrn Araki, die christliche Kirche zu besuchen. Er gieng eigentlich nur gezwungen hin, wurde aber angezogen von der guten Logik des ausländischen Predigers, so daß er von da an freiwillig die christlichen Gottesdienste zu besuchen, ja, nachdem er in den tieferen Sinn der neuen Religion eingedrungen war — zu glauben anfieng, daß es wirklich einen Gott im Himmel gebe und daß es am Ende doch besser sei, nach dem Tode in den Christenhimmel einzugehen, als die gefährliche Luftreise nach Amida's (Buddha's) Himmel auf einer Lotosblume anzutreten. So wurde er ein strammer Christ, ließ sich vom Ausländer taufen, kaufte alle christlichen Bücher, deren er irgend habhaft werden konnte, und sagt jetzt Tag für Tag unaufhörlich „Amen! Amen!" So sind denn auch seine Werke nicht mehr böse, sondern gut. Kaum hatte er angefangen zu glauben, so schloß er Sonntags sein Magazin und ließ seine Angestellten an diesem Tage ruhen, machte keinerlei Geschäfte mit seinen Kunden, ließ sich

das Essen für den Sonntag schon am Samstag kochen und ward überhaupt in allen Stücken wie ein Verrückter.

„Da niemand da war, der ihn über das Alles zur Rede gestellt hätte, so wuchs sein Glaube immer mehr und brachte ihn endlich dahin, daß er all seine Waaren und Werthsachen um 30,000 Yen (84,000 Mk.) verkaufte und das Geld so anlegte, daß es ihm jetzt monatlich 300 Yen (840 Mk.) Zinsen trägt. Davon lebt er nun und bringt seine Zeit mit nichts, als mit dem Lesen christlicher Bücher und der Verbreitung seines neuen Glaubens zu. Seine Tochter schickt er in die ausländische Schule, wo er täglich 50 Sen (1 Mk.) für sie zu zahlen hat. Sein Haus richtet er auch ganz fremdländisch ein mit Tischen, Stühlen, Spiegeln und Gemälden, und wenn wieder ein Zimmer auf die Art fertig geworden ist, so setzt er sich in dasselbe, bringt sein Herz in Einklang mit dem Herzen Christi und sagt: Amen! Amen!"

„Da dieser Araki die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und sein Ruf sich überallhin verbreitet hat, so hielten wir es für der Mühe werth, seine Geschichte so ausführlich zu erzählen."

Diesem Artikel ist ein Bild beigedruckt, das einen Mann darstellt, der ein schweres Kreuz auf dem Rücken trägt und dessen Kleidung überdies besäet ist mit einer Unzahl kleiner Kreuzchen.

3. Eine Erweckung.

Die im Vorstehenden karrikirte Bekehrung ist keine vereinzelte. In Kijoto sind kürzlich wieder zwei junge Männer aus der dortigen höheren Bildungsanstalt getauft worden, zusammen im ganzen letzten Berichtsjahr 28! Bedenkt man, daß diese Jünglinge alle eine mehr oder weniger bedeutende Laufbahn vor sich haben und jetzt schon in der Lage sind, einen merklichen Einfluß auf die Kreise ihrer Freunde und Verwandten auszuüben, so muß man sich über ihre Bekehrung doppelt freuen.

Dazu ist nun in Tokijo eine Erweckung eingetreten, welche die eingebornen Christen zu neuem Eifer und zu vermehrter Thätigkeit angespornt hat, so daß ihr vermehrter Ernst und Eifer bereits viele Heiden angezogen und gewonnen hat, von denen man glaubte, daß sie für christliche Einflüsse ganz unzugänglich seien. Schon

den Versammlungen der Gebetswoche im Januar d. J. fieng
Erweckung an, und seither hat sie sich immer weiter ausge-
t. Aus einem Landstädtchen, etwa 20 Stunden von Tokijo,
4 Neubekehrte als Frucht dieser Bewegung getauft worden sind,
bt ein Augenzeuge: „Die Gegner des Evangeliums stehen wie
mt da und schauen verwundert dem neuen Eifer der Christen zu."
In Tokijo selbst wurde vom 8. bis 12. Mai eine Konferenz
ingebornen Christen und in Verbindung damit eine Reihe von
tlichen Versammlungen und Vorträgen gehalten, wodurch das
resse des Publikums noch mehr als vorher schon der Fall war,
die Frage nach der wahren Religion gelenkt und vielen der
Jesus nahe gebracht wurde. Mehrere Gemeinden haben einen
tenden Zuwachs erhalten. Unter den Früchten der Erweckung
auch zwei Koreaner, die sich seit einiger Zeit in der Haupt-
von Japan aufhalten. Der eine ist ein Gelehrter und als
ssor des Koreanischen von der japanischen Regierung angestellt;
udere soll sogar ein Verwandter des Königs von Korea sein.
letztere ist jetzt damit beschäftigt, eine neue Ausgabe der (Bridg-
Culbertson'schen) chinesischen Uebersetzung des Neuen Testaments
ie Gelehrten seines Vaterlandes zu bearbeiten, die dann von
amerikanischen Bibelgesellschaft gedruckt und verbreitet werden
Auch ins Koreanische selbst beabsichtigt er die hl. Schrift zu
etzen, wie er denn überhaupt Feuer und Flamme für die Be-
ng seiner Landsleute ist. Eine dringende Bitte um Missionare,
r nach Amerika gesandt hat, wird wohl nicht mehr lang auf
Erfüllung zu warten haben. Kurz, es geht voran!
Der eingeborne Pastor Kosaki schreibt aus Tokijo: „Gott sei
t! Er thut Großes an uns. Jetzt erfahren wir, was Pfingsten
Viele Gemeinden hier herum empfangen gegenwärtig die
estaufe. Wir halten jeden Abend Betstunden und jeden Abend
neu viele Neubekehrte ihren Glauben an Christus, während wir
en alle mitgesegnet werden und die Erfüllung davon erleben,
Joel geweissagt hat: ‚es wird geschehen in den letzten Tagen,
t der Herr, daß ich ausgießen will von meinem Geiste auf
Fleisch.' Gestern Abend hatte ich bis 1 Uhr Nachts keine
vor lauter Erweckten, die fragend und heilsbegierig zu mir
n, und heute Morgen um halb 6 Uhr waren sie schon wieder
einer Thür."

Manche „stolze Christen" sind in diesen Tagen gedemüthigt worden und machen nun Frieden mit denen, welche sie beleidigt und verachtet hatten. Hie und da war auch zwischen den Missionaren und den eingebornen Christen ein Geist des Kritisirens und der gegenseitigen Unzufriedenheit eingerissen. Dieser Geist ist jetzt gewichen und alle Betheiligten fühlen sich enger untereinander und mit dem Herrn im Himmel verbunden, als je zuvor.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Der Zulu-König Ketschwajo soll von seinem Rivalen Usibepu besiegt und sammt allen seinen Frauen und vielen seiner Häuptlinge getödtet worden sein.

— Der bekannte schott. Evangelist Dr. Somerville hat im Anfang d. J. an verschiedenen Orten in Südafrika gepredigt und selbst einige Heiden getauft.

— Die Zeitungsnachricht vom Tode König Mtesa's hat sich noch nicht bestätigt. Ende Februar stand in Rubaga alles noch wie gewohnt. Die Missionare O'Flaherty und Mackay waren gesund und von zahlreichen Wahrheitssuchern umgeben. Ein Lubari-Priester hatte seine Zauberumhänge abgeworfen und öffentlich seinen Glauben an Christus bekannt. Der König und seine Häuptlinge dagegen waren durch den siegreichen Feldzug der Engländer und die andern Ereignisse in Egypten höchst beunruhigt. Sämmtliche katholische Missionare hatten, aus Furcht vor einer ihnen verrathenen Verschwörung der Araber gegen sie, und einer schon früher erhaltenen Anweisung zur Vorsicht gemäß, Rubaga mit allen ihren Pflegbefohlenen verlassen und sich am Südufer des Viktoria-Njanza in zwei neuen Stationen niedergelassen. Das Lyoner Blatt „Les missions catholiques" bemerkt hiezu, die katholischen Missionare seien als Franzosen natürlich größerer Gefahr ausgesetzt gewesen, als die protestantischen Engländer, vor denen — besonders seit der Occupation Egyptens — in Uganda alles große Furcht habe; überdies lasse die Erfolglosigkeit der prot. Mission gegenüber den herrlichen Siegen der französischen Priester dieselbe als vergleichsweise harmlos erscheinen; ja, es wird vorsichtig angedeutet, daß am Ende gar die protestantischen Missionare selbst hinter jener für die Katholiken

ngnißvoll gewordenen Ver-
rung stecken möchten!! Dem
über erinnert der „Church
ionary Intelligencer“ an die
sache, daß das persönliche
ältniß der katholischen und
stantischen Missionare zu ein-
stets ein höfliches und freund-
gewesen sei, und fügt hinzu,
der kürzlich aus Afrika zu-
kehrte Hannington sein Leben,
Gott, der ärztlichen Behand-
und Pflege eines der Priester
Südende des Sees zu ver-
n habe. Wir wollen also
, daß jene gemeine Verdäch-
g bloß von der Redaktion
oner Blattes, nicht von den
tern selbst ausgegangen ist.

Indien.

er englisch-kirchliche Miss.
, der unter den Paharis
n Radschmahal-Bergen ar-
, berichtet von 6 Dörfern, die
lovember v. J. dem Götzen-
entsagt und sich in christ-
Unterricht begeben haben.
Januar konnte ihr bisheriger
lspriester mit einigen der
eschritteneren getauft werden.
ie Frage, was er mit seinen
n angefangen, antwortete er:
habe sie verscharrt und ihnen
, daß sie nie wieder ans
kommen dürften.“ Und was
sie erwidert? „Erwidert? —
können Steine erwidern?“
Paharis, gegen 100,000 an
Zahl, sind ein rohes, dem
und vielen andern Lastern
nes Völkchen, dabei aber
zugänglich für Belehrung
voll Zutrauen zu den Eng-
rn. Bei der großen Ent-
fernung der Dörfer von einander und den steilen Berg- und Waldpfaden dieser Gegend hat der Reiseprediger unter ihnen kein leichtes Leben. Miss. Stark versichert aber, er habe noch nie — weder in Indien noch anderswo — Leute getroffen, die so bereitwillig das Evangelium annahmen, wie diese wilden Paharis. Die Evangelien Johannis und Lucä, sowie ein Katechismus, von Miss. Dröse übersetzt, sind voriges Jahr gedruckt worden.

— Auch die 1880 begonnene Mission unter den Bhils in Radschputana, obgleich mit großen Schwierigkeiten verbunden wegen des Mißtrauens, Aberglaubens und der Wildheit dieser Bergbewohner, gedeiht. Mehrere junge Männer sind völlig von der Wahrheit des Christenthums überzeugt, eine kleine Schule ist im Gang, und die ärztlichen, sehr erfolgreichen Dienstleistungen Miss. Thompson's werden mit Vertrauen und Dankesbezeigungen von Seiten der Geheilten belohnt.

— Miss. Williams im Krischnagar-Distrikt rühmt die gute Aufnahme, welche seine Frau, die ihn auf seinen Reisen zu begleiten pflegt, beim weiblichen Theil der Bevölkerung findet. Jeden Abend geht sie mit einer „Bibelfrau“ in das Dorf, bei welchem das Reisezelt gerade aufgeschlagen ist, versammelt die Weiber und Kinder um sich und erzählt ihnen vom Heiland. Als Beweis für die Wichtigkeit solcher Arbeit erzählt Miss. Williams folgende Anekdote. Einmal fragte er in der Schule bei der Erklärung

des Gleichnisses vom vierfältigen Acker einen Knaben, zu welcher Klasse von Hörern denn er gehöre. „Wir sind der steinige Boden, lautete die Antwort, denn in der Schule lernen wir die Wahrheit und nehmen sie an, kommen wir aber nach Hause, so lachen unsre Mütter, Tanten und Schwestern uns aus und fragen spöttisch, ob wir am Ende auch Christen werden wollen. So geben wir den Glauben wieder auf!“

— Der „Bombay Guardian“ beklagt sich mit Recht über die Leute, welche aus reicheren Ländern nach Indien kommen, sich hier über die dürftige Lebensweise der arbeitenden Klasse, auch der Christen niederen Standes, entsetzen und dann so reden, wie wenn es für einen Christen eigentlich ungeziemend wäre, ohne einen gewissen Komfort zu leben. So habe sich jüngst ein visitirender methodistischer Bischof (Foster) so unvorsichtig geäußert, daß nun die armen Christen in begehrlicher Weise meinen, die Mission müsse ihnen dazu verhelfen, daß sie „besser leben“ können. Wer Indien wirklich kennt, der weiß, daß man dort ganz „gut“ und jedenfalls ganz „christlich“ leben kann, auch wenn man nicht mit Messer, Gabel und Löffel ißt, nicht in einem Bett schläft, kein Kopfkissen hat und monatlich nicht mehr als 10—20 Mk. verdient. Das sentimentale Mitleid mit den „armen“ Heiden und den „lieben“ Christen hat schon viel Schaden angerichtet.

— Strebsame Heiden in Südindien sind im Begriff, eine „philanthropische Gesellschaft zur Hebung der kastenlosen Parias“ zu gründen. Dieselbe soll 1) in allen größeren Städten Freischulen für die Aermsten errichten; 2) gelehrte Männer aussenden, die den Parias Religion und Sittlichkeit predigen; 3) begabten und fleißigen Jünglingen zu höherer englischer Bildung verhelfen — alles ohne ihnen ihre angestammte Sitte, Religion ꝛc. zu nehmen, d.h ohne sie zu Christen zu machen. Ein reicher Hindu in Bangalur hat 16,000 Mk. für diese Gesellschaft versprochen. Offenbar handelt es sich hier um eine heidnische Gegenmission.

— Die berühmte Pandita Ramabai ist am 20. April von Indien abgereist und am 16. Mai in England angekommen, wo sie studiren und indirekt für die Hebung des weiblichen Geschlechtes in Indien thätig sein will. Die Heiden fürchten, daß sie sich der hochkirchlichen Cowley-Mission anschließen wird.

— Eine andere Brahmanin, Anandibai Dschoschi, 19 Jahre alt, Frau des Postmeisters von Sirampur, ist mit Einwilligung ihres Mannes, einem unwiderstehlichen und, wie sie meint, höheren Drange folgend, am 7. April von Kalkutta nach Philadelphia abgereist, um dort Medicin zu studiren, weil sie als ausgebildete Aerztin am nachhaltigsten das Wohl ihrer armen gedrückten indischen Schwestern glaubt fördern zu können. Sie ist darauf gefaßt, aus ihrer Kaste ausgestoßen zu werden und Verfolgung zu leiden, hält sich aber, wie sie in einem

Vortrag kurz vor ihrer Abreise sagte, „an ihren himmlischen Vater.“ Der sei ihr Stecken und Stab.

— In Kalkutta hat die Heilsarmee angefangen, ein dicht neben ihrem Hauptquartier gelegenes Schnapslokal in der Weise zu belagern, daß beständig einer ihrer „Soldaten“ vor der Thür des Lokals auf- und abmarschirt und alle, die eintreten wollen, davon abzuhalten sucht. Der Inhaber dieser Kneipe berechnet schon seinen Schaden auf 20 Mk. täglich und wird wahrscheinlich sein Geschäft aufgeben müssen — zur Freude all seiner Nachbarn.

Allerlei.

Im Mai wurden in Konstantinopel eine Reihe von Konferenzen zur Beilegung der Streitigkeiten zwischen den amerikanischen Missionaren und den evangelischen Armeniern gehalten. Die Missionskommittee in Boston hatte zu diesem Zweck mehrere Visitatoren hinausgesandt, ebenso die General-Konferenz der amerikanischen Missions-Gesellschaft. Beide „Deputationen“ sind unabhängig von einander! Gleichzeitig tagten in Konstantinopel die Bithynische Union und die Jahresversammlung aller amerikanischen Missionare in der Türkei.

— Am 24. August sind es 41 Jahre geworden, daß Bischof Austin von Guiana geweiht wurde. Es giebt keinen anglikanischen Bischof, weder in England, noch in den Kolonien, der länger im Amt gewesen wäre. Bedenkt man, daß Guiana eines der ungesundesten Länder ist, so erscheint diese Thatsache um so merkwürdiger. Vor dem J. 1842, in welchem er zum Bischof geweiht wurde, gab es in allen englischen Kolonien zusammen nur 11 Bischöfe; jetzt ist ihre Zahl, die Missionsbischöfe mitgerechnet, auf 70 gestiegen. Im gleichen Zeitraum sind in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 43 neue Bisthümer entstanden.

— Am 13. Juni wurde in London ein junger Mann aus Arakan in Britisch Barma getauft. Er ist aus vornehmer Familie und durch einen Mitstudenten in London zum Uebertritte bewogen worden, nachdem er die ersten christlichen Eindrücke schon in Kalkutta empfangen.

Todesfälle.

Am 23. April starb in Benares Alexander Mc' Cumby, ein eigenartiger Missionar, der beinahe 45 Jahre lang mit unvergleichlicher Sprachgewandtheit und fast prophetischer Kraft gegen den Götzendienst und das Muhammedanerthum Nordindiens geeifert hat, ohne auch nur auf einen einzigen Bekehrten als Frucht seiner unermüdlichen Straßen- und Reisepredigt hinweisen zu können! Er war 1814 als Sohn eines schottischen Soldaten und einer Hindufrau in Indien geboren, hatte schon als Knabe im Musikkorps seines Regiments mitgespielt, war dann selbst Soldat geworden und — nachdem er unter allerlei Entbehrungen und mit großem Fleiß mehrere indische Sprachen ge-

lernt — zum Regimentsdolmetscher avancirt. In Dinapur war er erweckt und 1838 von einem baptistischen Missionar getauft worden. Bald darauf hatte er angefangen den Heiden zu predigen, war aus der Armee ausgetreten und in Verbindung mit dem bekannten Baptisten Start gekommen, der etwa 12 Missionare, meist Deutsche, auf seine Kosten arbeiten ließ und denen Mc' Cumby nun als Sprachlehrer diente. Erst 5 Jahre vor seinem Tode war er in den Dienst der englisch-baptistischen Missions-Gesellschaft getreten. Täglich predigte er oft mehr als einmal den Heiden und Muhammedanern. Manche hielten ihn für einen verkappten Brahmanen, weil er so vollkommen in der Literatur und Religion der Hindus daheim war. Ihm zu widersprechen oder ihn anzugreifen wagte nur selten ein Gegner. Das Lächerliche, Unsinnige und Gottlose des Heidenthums wußte er mit unwiderstehlicher Gewalt zu geißeln, und dabei versäumte er nie, den gekreuzigten Christus zu predigen. Namentlich auf großen Götzenfesten und Jahrmärkten pflegte er regelmäßig aufzutreten. Auch seine letzte Krankheit — Cholera — holte er sich auf einem solchen Götzenfest. Ueber seine Hingebung und seine Uneigennützigkeit, sowie über seine Gaben herrscht in ganz Nordindien nur Eine Meinung. Dagegen bezweifeln viele, ob er wohl daran gethan hat, so polemisch zu predigen, wie er pflegte. Uns scheint er eine Art Elias oder Johannes der Täufer gewesen zu sein, der innerhalb seines Wirkungskreises dem Herrn Jesus eine Bahn bereitet hat. Wenn man jetzt von so manchen hört, die — durch eine freundliche Evangeliumspredigt gewonnen — sich sofort dem Heiland zuwenden, so wird wohl an diesen schnellen Erfolgen auch die vorbereitende Arbeit eines Mc' Cumby ihren Antheil haben.

— Mitte Juni starb in Bombay infolge einer Operation der amerikanische Missionar Rendall, der seit 1845 in Madura gewirkt hatte, und dessen Frau 1867 auf der Heimreise nach Amerika gestorben war. Zwei Töchter von ihm arbeiten in der Mission.

— In Lagos ist kürzlich Missionar Lamb, in Tinneweli die Frau des ehrwürdigen Bischof Sargent gestorben; im Basutoland die Frau des Pariser Missionars Christmann; in Bisrampur, Centralindien, Frau Lohr.

— In Bangkok, Siam, starb am 14. März Missionar Maclaren, nachdem er nur ein paar Monate im Lande gewesen. Die tödtliche Krankheit scheint er sich durch den Besuch bei einem sterbenden englischen Ingenieur zugezogen zu haben.

— Am 26. April starb in Tokijo Dr. Krecker, der 1876 dort die Mission der amerikanisch-methodistischen „Evangelischen Gemeinschaft" gegründet hatte, welche jetzt in Japan 51 eingeborne Gemeindeglieder, 4 Sonntagsschulen mit 117 und 2 Tagschulen mit 72 Schülern hat.

Am 24. Mai starb in Kobe
n) 86jährig Frau P. Gulick.
6 Jahren war sie mit ihrem
von Amerika nach Hawaii
gen und hatte dort den ganzen
rbaren Umschwung, der aus
ilden Insulanern gesittete
en machte, miterlebt. Vor
ren war dann das alternde
ar von Hawaii nach Japan
siedelt, wo sie auch im Hause
Sohnes, der jetzt noch dort
onar ist, ihre goldne Hochzeit
n. Alle ihre 8 Kinder stehen
issionsdienst. Bei der Be-
ng folgten ganze Schaaren
panischen Christen und viele
onare aller möglichen ame-
schen und englischen Gesell-
n dem Sarge.

In Kansas starb am 3. April
onar Dr. Kincaid, der
—1842 und wieder 1849—
also zusammen etwa 28 J.
in Barma gearbeitet hatte.
27. April folgte ihm seine
n im Tode nach!

Die englische Universitäten-
on in Ostafrika, insbesondre
tation Umba, hat durch den
es jungen Missionars Her-
Wilson einen schweren
st erlitten. Es wird von
esagt, er sei einer der we-
Menschen gewesen, welche
Gabe haben, andere zu be-
." Durch sein leutseliges,
bliches, frisches Wesen hatte
ler Heiden Herzen gewonnen
n ihnen das Verlangen ge-
auch so zu werden wie er.
alten Häuptling Semkali
er Tag für Tag nachge-
n, um ihm von Gottes Liebe
on der Gnade Jesu Christi
zu sagen, und Tag für Tag war er abgewiesen worden, bis endlich der hartnäckige Heide nicht länger widerstehen konnte und von diesem Missionar sagen mußte: „Ich liebe ihn wie meinen eigenen Sohn und sein Gott soll mein Gott sein.“ Seine Freunde lassen nun in Umba eine Kirche zu seinem Gedächtniß bauen, und bereits haben zwei junge Geistliche sich angeboten, an seine Stelle zu treten.

— Die baptistische Congo-Mission ist von einem harten Schlage betroffen worden. Am 12. Mai starb in Baynesville nach 4jähriger Pionier-Arbeit der junge Miss. John Hartland an der Ruhr. Einige Tage vor seinem Ende sagte er wiederholt: „O, meine arme Mutter, meine arme Braut! O, es ist so schwer. Nur vier Jahre habe ich arbeiten dürfen, und alles war nur Vorbereitungsarbeit, so wenig eigentliches Missioniren dabei! O, ich kann es nicht verstehn!“ Bald aber konnte er fröhlich sagen: „Ich werde Ihm ähnlich sein, denn ich werde Ihn sehen, wie Er ist. Es ist alles recht, es muß recht sein.“ Und in den letzten Augenblicken noch: „Christus ist mein alles. Lasset mich gehen, Freunde. Haltet mich nicht zurück. Laß mich gehen, Tom (Missionar Comber, sein alter Kamerad und Kollege); ich muß gehen. Ich will zu Ihm. Herr, dein Kreuz ich fasse. Laßt mich gehn!“ Vier Brüder standen um sein Bett. Alles Menschenmögliche war zu seiner Pflege geschehen. Aber der Herr hat ihn hinweggenommen.

Bücherschau.

Ein Wunder im neunzehnten Jahrhundert. Ein Vortrag von J. A. Porret. Autorisierte Uebersetzung. Augsburg. Verlag von R. Preyß. 1883. Preis 50 Pf.

Eine stark rhetorisch gefärbte Darstellung der Einführung des Christenthums in Hawaii. Zuerst wird der Zustand der Inseln vor Ankunft der Missionare, dann ihr gegenwärtiger Zustand und endlich die Missionsarbeit selbst geschildert, durch welche der große Umschwung herbeigeführt ward.

Die Kirche und die Heidenmission. Von C. G. Büttner. Leipzig. Verlag von G. Böhme. 1883. Preis 75 Pf.

Kein Kirchenmann, der zugleich ein Missionsfreund, und kein Missionsmann, der zugleich ein Kirchenfreund ist, sollte dieses Schriftchen (65 S.) ungelesen lassen. Dasselbe ist keiner Partei und auch keiner Theorie zu lieb geschrieben, sondern will — ehrlich und praktisch — der Kirche durch die Mission und der Mission durch die Kirche geholfen wissen. Dem Verfasser, der fast zehn Jahre lang theils als Lehrer im Barmer Missionshaus, theils als Missionar im Damraland direkt der Mission gedient hat und jetzt Pfarrer in Ostpreußen ist, kann weder Beruf noch Fähigkeit zur Behandlung dieser wichtigen Frage abgesprochen werden. Was er will, ist, „daß die Kirche sich nicht nur helfend an der Missionsarbeit betheilige, sondern auch beaufsichtigend und leitend dieselbe selbst übernehme." Dabei denkt er aber zunächst nur an die preußische Landeskirche, die ja schon mehr als eine Maßregel getroffen hat, um sich offiziell an der Mission zu betheiligen. Auch sind seine Vorschläge so maßvoll, daß man ihm in den meisten Punkten nur beistimmen kann. Auf die Verhältnisse unsrer Basler Mission freilich, insbesondre auf die schweizerischen Kirchen, wie sie jetzt sind, lassen sich dieselben in keiner Weise anwenden.

Der schwächste Theil des Schriftchens ist der, in welchem der Verfasser nachzuweisen sucht, daß weil „andere evangelische Kirchen" bereits „durch offizielle Organisirung der freien Liebesthätigkeit die Mission selbst betreiben," dies auch bei uns möglich sein müsse. Drei der von ihm aufgeführten Kirchen sind Freikirchen, und bloß weil sie das sind, können sie so erfolgreich „selbst" Mission treiben. Die beiden anderen aber dürften eher als Beweis gegen die offizielle Verbindung einer Staatskirche mit der Mission, als für dieselbe aufgeführt werden. Denn was die schottische Staatskirche betrifft, so hat sie 1) in der traurigen Blantyre-Affaire sich doch gar zu sehr blamirt und 2) zieht ihre Mission ihre Kräfte ja großentheils aus dem allerdings schönen Wettlauf mit der freien Kirche; und was vollends die schwedische Staatskirche betrifft, so gehört ihre Mission, wie unsere Leser wissen, wohl zu den kläglichsten Versuchen dieser Art.

Porzellan-Thurm in Schansi.

Aus Japan.

4. Weiteres über die Erweckung.

In der letzten Nummer haben wir von einer „Erweckung" in Japan berichtet. Seither sind uns ausführlichere Nachrichten über dieselbe zugegangen, aus denen hervorgeht, daß diese Bewegung zuerst unter den Matrosen im Hafen von Jokohama anfieng, dann auch die eingebornen Christen daselbst ergriff und sich endlich nach Tokijo, Kobe, Osaka und viele andere Orte verbreitete. Am höchsten giengen ihre Wogen in der Hauptstadt, wo vom 9. bis 13. Mai die jährliche Konferenz aller japanischen Christen tagte und die neuerwachte Begeisterung einen gemeinsamen, öffentlichen Ausdruck fand. Die große Allianzversammlung der Christen, an welcher 700 Personen theilnahmen, die gemeinsame Abendmahlsfeier, bei welcher der bekannte Nisima die Predigt hielt und Pastor Okuno administrirte, und die evangelistischen Theaterversammlungen waren etwas Großartiges. Nach einer der letzteren meldeten sich 25 Heiden als Wahrheitssucher. Beim großen Abendmahl blieb kaum ein Auge trocken. In den Gebetsversammlungen legten viele das Bekenntniß ab, daß sie gegen die Missionare undankbar gewesen, und baten um Verzeihung. Man hatte gefürchtet, in dieser Konferenz würden die in letzter Zeit vorgekommenen Reibungen zwischen den ausländischen Missionaren und den eingebornen Christen in peinlicher Weise zur Sprache kommen. Nun war das gerade Gegentheil der Fall! Die ganze Konferenz war wie ein großes Versöhnungsfest. Und das kam von der vorausgegangenen „Erweckung" her. Eine Gemeinde in Tokijo, die vorher nur 25 Glieder zählte, hat jetzt 100! Durch die aus Tokijo nach Hause zurückkehrenden Mitglieder der genannten Konferenz hat sich die Erweckung über eine

Menge zum Theil entlegener Orte ausgebreitet. Bemerkenswerth ist dabei, daß fast mehr gebetet als gepredigt wird und daß nicht die Missionare, sondern die eingebornen Christen selbst die Haupttreiber sind. Früher schätzten die japanischen Christen nur solche Versammlungen, in denen die hl. Schrift erklärt, gepredigt oder Vorträge gehalten wurden; jetzt sind die Gebetsversammlungen die besuchtesten und die Christen fangen an zu beweisen, daß sie den heidnischen Spottnamen „die Amen-Leute" oder auch die „Vater-unser-Sekte" mit Recht führen.

Aus Nagasaki berichtet Miss. Long von 42 neuen Taufkandidaten, unter denen sich der Gefängnißdirektor und ein junger Arzt aus dem Regierungsspital befinden, ferner von zahlreichen Bekehrungen unter den Seminaristen und Anstaltsmädchen, von einem Heiden, der 30 Jahre lang vergeblich Frieden gesucht hatte und jetzt von weither nach Nagasaki gekommen war, um das Christenthum kennen zu lernen und durch die freudigen Zeugnisse der Erweckten von der Wahrheit desselben überzeugt wurde, von Hunderten, die zur Predigt kommen — kurz von einer ganz ähnlichen Bewegung, wie in Tokijo, Osaka u. s. w.

Ganz besonders merkwürdig aber ist der Bericht des amerikanisch-presbyterianischen Missionars Thomson, der unter'm 19. Mai aus der Hauptstadt schreibt:

„In Kiriu, einem Städtchen des Dschoschu-Kreises, ist seit einem Jahr unser eingeborner Gehilfe Nakadschima stationirt. In letzter Zeit hatte er viel über den geistlichen Tod der dortigen Gemeinde und über die scheinbare Erfolglosigkeit seiner Arbeit geklagt. Nun fand vor einem Monat in dem 10 Stunden entfernten Annaka die Einweihung eines independentischen Kirchleins statt und Nakadschima wurde eingeladen, entweder selbst zur Feier zu kommen oder einen Stellvertreter zu schicken. Ein jüngerer Bruder von ihm gieng hin und war sehr erstaunt über die ungewohnten Dinge, die er in Annaka zu sehen und zu hören bekam.*)

*) Auch in Annaka, dem Geburtsort des bekannten Nisima, hatte nämlich eine Erweckung stattgefunden, als deren Frucht am 6. Mai 36 Neubekehrte durch den eingeborenen Pastor Ebina in die Gemeinde aufgenommen werden konnten.

„Nach seiner Rückkehr wurden nun auch in Kiriu Gebetsversammlungen gehalten (vom 7. bis 13. Mai), die fast den ganzen Tag lang dauerten. Die Gemeindeglieder und wer sonst dazu kam — alle wurden ermahnt, Ernst zu machen und ihrer Seelen Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern. Die Folge hievon war ein allgemeines Bußethun. Viele bekannten, daß sie untreue Christen gewesen, und zwar mit so viel Thränen und Geschrei, daß unter den Heiden die Rede aufkam, in der Christengemeinde werde grausame Kirchenzucht geübt. Unter den Erweckten waren auch einige Abgefallene, die dem Christennamen öffentlich Schande gemacht hatten. Einer davon war in die Versammlungen gekommen, bloß um sie zu stören und den Segen zu hindern. Eine Zeitlang gieng das so fort, bis endlich Nakadschima ihn öffentlich und feierlich zur Rede stellte, ihn daran erinnerte, wie er seine Bibel und andere christliche Bücher als Makulatur verkauft, und ihm vorhielt: was er zu hindern suche, sei ein Werk des hl. Geistes, und wenn er nur beten wolle, so könne auch ihm vielleicht heute noch die Kraft desselben spürbar werden. Ungefähr eine Viertelstunde darnach fiel der also Angeredete in eine Ohnmacht und fieng an heftig zu zittern. Doch kam er bald wieder zu sich, weinte nun aber drei Tage lang fast in einem fort, zuweilen heftig dabei aufschreiend. Endlich wurde er ruhig und — bekam Frieden.

„Merkwürdig ist auch der Fall eines anderen jungen Mannes, der seit einem Jahr wegen unsittlichen Wandels aus der Gemeinde ausgeschlossen war. Vor einigen Monaten waren einige Studenten aus der Hauptstadt nach Kiriu gekommen, um hier gegen das Christenthum einen öffentlichen Vortrag zu halten. Derselbe fand an einem Sonntag statt und jener ausgeschlossene Christ gieng auch dazu. Da hieß es, nachdem die Redner fertig waren, wer sie widerlegen könne oder etwas zu Gunsten des Christenthums zu sagen habe, der dürfe das Wort nehmen. Und siehe da, der ausgeschlossene Christ stand auf und redete mit solchem Erfolg, daß den Studenten das Maul gestopft war und die Zuhörer verlangten, man müsse ihnen das bezahlte Eintrittsgeld wieder zurückgeben. Schließlich entstand ein solcher Krawall, daß die Polizei die Versammlung auflösen mußte. Nun, dieser Ausgeschlossene kam auch in die Betstunden und wurde hier so ergriffen, daß er in krampfhaftes Weinen ausbrach und dann zu einigen seiner gebildeten, aber un-

gläubigen Kameraden gieng, um ihnen das Vorgefallene zu erzählen. Einer derselben meinte, das erkläre sich alles aus dem „thierischen Magnetismus", weiter sei nichts dahinter. Mit dieser Offenbarung kam nun der junge Mann wieder zu den Christen und sagte ihnen, er fürchte, es sei alles eine Täuschung, das Weinen und Zittern komme einfach vom „thierischen Magnetismus" her, worauf einige einfältige Christen ihm erklärten: was „thierischer Magnetismus" sei, wüßten sie nicht, es sei ja wohl möglich, daß all die äußeren Erscheinungen damit zusammenhiengen; die Buße und der Glaube, welche sich bei vielen zeigen, komme aber jedenfalls wo anders her. Das machte Eindruck auf den jungen Mann und jetzt freut auch er sich über das, was der Herr an ihm gethan.

„Aehnlich gieng es einer Frau, die nicht nur selbst ins Heidenthum zurückgefallen war, sondern mit aller Gewalt auch ihren Mann vom Glauben hatte abwendig machen wollen. Auch sie wurde jetzt vom Gefühl ihrer Schuld überwältigt und mußte einige Tage lang fast ununterbrochen weinen. Als das vorüber war, brachte sie ihr weiß-seidenes Hochzeitskleid, einen ihrer größten Schätze, in die Kirche mit, um es als eine Art Dankopfer dem Herrn zu weihen. Vor ihr hatte bereits ein Mann, der aus Furcht vor Räubern Waffen zu tragen pflegte, seinen Revolver — im Werth von 50 Mk. — zum Dankopfer gebracht. Diesem Beispiel folgten nun noch mehrere. Einer brachte eine Taschenuhr, einer eine Wanduhr, wieder einer eine Kiste mit Büchern u. s. f. Frauen gaben ihre Kämme, Haarnadeln und andre Schmucksachen her. Wahrlich, wenn die japanischen Christen, vom Geist Gottes erweckt, solche freiwillige Opfer bringen, dann braucht man nicht mehr lange über die Frage zu verhandeln, wie die eingebornen Gemeinden zur finanziellen Selbständigkeit erzogen werden können!

„Diese Versammlungen in Kiriu dauerten eine ganze Woche. Der letzte Tag war Pfingstsonntag (13. Mai), und — merkwürdig! — an diesem Tage trat ein Geist der Freude und ein Gefühl der brüderlichen Gemeinschaft an die Stelle der vorausgegangenen Bußschmerzen und Reuethränen. Auch den Heiden fiel diese Veränderung auf und sie wunderten sich nicht wenig darüber. Jetzt sind die Christen in Einem Glück. Die Bibel ist ihnen ein neues Buch; sie forschen darin wie noch nie; Männer und Frauen gehen aus und laden ihre ungläubigen Nachbarn ein, an ihrer Freude theilzunehmen.

„Vor einigen Tagen erhielt ich ein Schreiben von den Aeltesten der Gemeinde in Kiriu, in welchem sie mich dringend um einen Besuch bitten und mir mittheilen, daß mehr als 20 Neubekehrte um Aufnahme in die Gemeinde bitten. Jetzt ist auch Nakadschima selbst hier und hat in mehreren unsrer hiesigen Gemeinden einen ausführlichen Bericht über die Vorgänge in Kiriu abgestattet. Diese Gemeinden sind dadurch tief bewegt worden, obgleich auch sie schon unter dem Einfluß der allgemeinen Erweckung standen. Es wird den ganzen Takt unsrer tüchtigsten hiesigen Pastoren erfordern, Uebertreibungen und Verirrungen zu verhüten. Aber doch dürfen wir nicht anders als uns freuen. Der Herr weiß, was schließlich bei dem allen herauskommen wird. Für die Gnadenheimsuchung, welche der kleinen Gemeinde in Kiriu zu theil geworden, können wir Ihm nicht genug danken. Und ist es nicht ein verheißungsvolles Zeichen für die Zukunft des Christenthums in Japan, daß so früh schon eine solche Geistesbewegung den Gemeinden hier den Unterschied gezeigt hat zwischen äußerem Formenwesen und wirklichem Leben von Oben?!“

Ein anderer Missionar (Knox) schreibt: „Gott scheint dem Volk hier die Augen zu öffnen. Unsre Kapellen sind noch nie so voll gewesen wie jetzt, unsre Pastoren haben noch nie so viel Taufkandidaten im Unterricht gehabt als jetzt. Einer von ihnen meinte: die Leute verstehen jetzt nach Einer Stunde mehr von der Wahrheit, als früher nach einem Monat.“ In Stadt und Land, überall ist ein großes Verlangen nach der Wahrheit erwacht, und zwar bei Hoch und Gering. Gestern saß der Bruder eines der vornehmsten Männer von Japan in meiner Sonntagsschule mit den Verachtetsten und Aermsten auf Einer Bank! Die Regierenden besinnen sich ernstlich, ob sie nicht die Hindernisse alle, die uns noch im Wege stehen, hinwegräumen und die Einführung des Christenthums begünstigen sollen. Nur eine gewisse Partei ist dagegen.“

Und wieder ein anderer (Bishop): „Dies Jahr verspricht das lang ersehnte Erntejahr zu werden. Nie habe ich solchen Ernst und Eifer gesehen, wie bei einigen unsrer jungen Christen hier.“

5. Noch einige Zeichen der Zeit.

Die officiöse Zeitung »Nitschi Nitschi Schimbun« hat im Februar d. J. durch fünf Nummern hindurch einen Artikel über „Religion" veröffentlicht, in welchem die Glaubenslosigkeit der Gebildeten, die Unsittlichkeit und Bestechlichkeit der buddhistischen Priester, die moralische Haltlosigkeit des Volkes und die Religionslosigkeit der nach europäischem Muster eingerichteten Schulen beklagt wird. Civilisation ohne Religion sei wie ein Wagen mit nur Einem Rad. Es müsse etwas geschehen, um einen Ersatz für die alten, durch die moderne Kultur der Verachtung preisgegebenen Religionen zu schaffen. Die Regierung möge doch volle Kultusfreiheit gewähren, keine Religion officiell unterstützen, aber alle mit Achtung behandeln, darauf sehen, daß in den Schulen kein Lehrer die Religion zu verspotten oder irreligiöse Bücher einzuführen wage u. s. f.

Andere japanische Blätter haben gleichfalls auf die Gefahr eines „moralischen Interregnum's" und auf das Bedürfniß nach einer positiven Autorität in Glaubenssachen hingewiesen, zum Theil mit wohlwollender Erwähnung des Christenthums. Nur Ein Beispiel.

Ein Artikel im »Tschoja Schimbun« schließt mit den Worten: „Das Christenthum breitet sich mit zunehmender Kraft aus. Wie bauen die Christen ihre Kirchen? Sie bauen sie ohne Unterstützung der Regierung. Wie treiben die Missionare ihre Arbeit? Sie thun es ohne Unterstützung von Seiten der Beamten. Der Grund, warum das Christenthum von Tag zu Tag an Einfluß wächst, und zwar trotz zahlreicher Schwierigkeiten, liegt darin, daß es das ganze menschliche Geschlecht beseligen will und nicht bloß Eine Schichte der Gesellschaft. Unter solchen Umständen ist's nur natürlich, daß der Buddhismus nicht gegen das Christenthum aufkommen kann u. s. w."

Aehnlich hat sich der Redacteur der »Japan Mail«, ein Engländer, der mit den höheren Schichten der japanischen Gesellschaft wie Wenige Fühlung hat, ausgesprochen. Der Regierung giebt er den Rath, alle Hindernisse aufzuheben, welche jetzt noch der Anlegung von Missionsstationen und der Reisepredigt im Innern des Landes im Wege stehen.

Ein Amerikaner, der ebenfalls mit den einflußreichsten Männern der Hauptstadt auf vertrautem Fuße steht, hat neulich geäußert: „Wenn die Mission einmal ganz uneingeschränkt hier arbeiten kann, so wird Japan in 20 Jahren ein christliches Land sein und die Besten des Volkes werden die ersten sein, die sich bekehren."

Neulich versicherte der Führer der japanischen Linken einem eingebornen Pastor, seine (liberale) Partei habe nichts gegen das Christenthum und würde gewiß, wenn einmal zur Herrschaft gelangt, die Kirche schützen und stützen! Das war natürlich ein Köder für Wahlzwecke; aber doch auch eins der Zeichen der Zeit in Japan.

Besonders auffallend ist der Geist des Fragens und Suchens, welcher sich neuerdings bei Männern von Rang und Bildung zu regen anfängt. Solche Männer besuchen nicht gern die Missionskapellen. Aber ein reicher Arzt z. B. hat während des letzten Winters christliche Privatversammlungen in seinem Hause halten lassen, an denen etwa 30 Personen theilnahmen. Viele wünschen wenigstens Aufklärung darüber, was das Christenthum eigentlich ist und was es will. Auf der allgemeinen Missionskonferenz in Osaka vom 15. bis 21. April und wieder bei der allgemeinen Konferenz japanischer Christen in Tokijo vom 9. bis 13. Mai herrschte daher die freudigste, hoffnungsvollste Stimmung. „Japan für Christus, und das sofort!" — so lautete die Loosung.

Die allgemeine Missionskonferenz in Kalkutta.

7. Arbeit an den Gebildeten.

Die Berathung über diesen Gegenstand begann mit einem trefflichen Referat des schottischen Miss. Alexander. Der junge Mann ist Pastor der freischottischen Gemeinde und dazu Professor der Philosophie am »Christian College« in Madras und liest außerdem im Auftrag der Regierung über Geschichte und Pädagogik. Seiner ganzen Arbeit nach sollte er den

gebildeten Hindu kennen und er gab auch eine ausgezeichnete Schilderung desselben. Er sagt, der Hindu habe eine dualistische Natur. Die gegenwärtige Generation von gebildeten Hindus erscheine nicht gerade hoffnungsvoll, doch die Ansprüche, die das Christenthum erhebe, seien allenthalben in der Luft und üben ihren Einfluß aus. Schade, daß der Hindu so unerfahren und so schlecht ausgerüstet der neuen Wahrheit gegenüber tritt; er ist kritisch angelegt und überschätzt diese Anlage; daneben fühlt er der praktischen, einfachen Wahrheit gegenüber eine gewisse Antipathie. Er zeigt die Neigung, die Institutionen des Christenthums zu patronisiren; aber dem Einfluß desselben sucht er sich zu entziehen. Diese kalte Anerkennung des Christenthums ist eine Krankheit, und die beste Medizin hiefür ist eine objektive Bezeugung des Christenthums. Was die Vertheidigung des Christenthums gegenüber gebildeten Hindus anbelangt, so darf man nicht vergessen, daß die Hindus von antichristlichen Theorien beeinflußt sind. Es könnte verwunderlich erscheinen, daß die Argumentationen von Atheisten, wie Bradlaugh, für einen gebildeten Mann irgend welches Gewicht haben; aber die Masse der Hindus, die solchen Schund lesen, sind kaum auf der Höhe der Bildung, die ein intelligenter Handwerker zu Haus einnimmt. Im allgemeinen, meint der Referent, seien die Advokaten des Christenthums zu apologetisch; um möglichst unparteiisch zu erscheinen, behandeln sie den Gegner zunächst, als hätte er Recht. Man könnte da etwas von der Gegenpartei lernen und dogmatischer auftreten. Doch vergesse man auch nicht, daß doch eine schöne Anzahl von aufrichtigen Seelen, die nach Wahrheit verlangen, sich im Hinduvolk befinden und daß es eine schöne Aufgabe ist, diesen entgegenzukommen.

Der Referent fuhr dann fort, über den in Indien neu auftretenden und so viele Gebildete anziehenden sogenannten Theosophismus sich auszusprechen. Die bereitwillige Aufnahme, die dieser Unsinn gefunden, zeige, daß sogar gebildete Hindus außerordentlich leichtgläubig sind. Er hält es für nicht unmöglich, daß diese neue Theorie nur deßhalb solchen Anklang gefunden, weil sie dem Christenthum feindlich gegenüber steht. Manche fühlen, daß die heranwachsende Jugend, dem Hinduismus innerlich entfremdet, irgend welchem Leiter folgen werde, und da es ihren Stolz verletze zu denken, dem Christenthum falle die Beute zu, so unter-

stützen sie den amerikanischen Oberst Olcott und die Russin Blavatsky, deren Haß gegen das Christenthum sie kennen, doch noch lieber. Es unterliege keinem Zweifel, daß die Majorität der gebildeten Hindus es vorziehe, zu ihrem eigenen alten Glauben in seiner philosophischen Gestalt zurückzukehren, als das ausländische Christenthum anzuerkennen. Was ist nun zu thun, um diesen gebildeten Hindus näher zu kommen? Predigt bleibt ein Hauptmittel, aber eine Hindu-Zuhörerschaft ist nicht so empfänglich für Gottes Wort, wie eine andächtige Versammlung in England oder Schottland; es fehlen die Gefühle, die sich in christlichen Landen durch Generationen herab fortgeerbt haben. Christliche Erziehung müsse da eintreten und in ruhiger Arbeit dieses sittliche und religiöse Gefühl heranbilden. Das Referat schließt mit den folgenden Worten: „Das wahre und wirksamste Mittel, scheint mir, muß erst noch gefunden werden. Es werden jedenfalls die eingebornen Christen sein, die es am besten verstehen sollten, das Herz ihrer eigenen Landsleute zu treffen. Unsere eingebornen Gehilfen besaßen bis jetzt auch nicht die Gabe des „Weissagens." Eines Tages aber — und er mag bald kommen — wird Gottes Stimme gehört werden von solchen, die bis jetzt nur der Stimme dieser Welt gelauscht, und dann wird die Botschaft des Evangeliums die Herzen treffen ohne die Grabgewänder, in die wir Europäer sie gekleidet haben."

Der nachfolgende Referent, Ramatschander Bose (bischöflicher Methodist aus Laknau), ist der Meinung, daß der Missionar im allgemeinen die Taktik des Erweckungspredigers (revivalist) einzuschlagen habe, d. h. 1) er hat die Kluft zwischen sich und dem Hörer möglichst zu überbrücken; 2) er beschränke sich auf die Fundamentalwahrheiten des Christenthums; 3) furchtlos suche er durch Ermahnung zu Buße und Glauben den Sünder zu erwecken; 4) er mache durch Musik, Gesang und mannigfaltige Mittel seine Predigt so anziehend als möglich; 5) er suche den Hindu durch gesellige Zusammenkünfte (tea-parties u. dgl.) auch sozial und politisch zu heben. Nun, das sind so im Ganzen die Prinzipien der Heilsarmee und es ist bereits mehr als Weissagung, wenn wir befürchten, daß all die äußerlichen Zuthaten und Surrogate, die das Evangelium dem Heiden annehmbar machen sollen, nicht nur das Aergerniß des Kreuzes nicht entfernen, sondern das Christenthum in den Augen denkender und aufrichtiger Heiden nur diskreditiren und diese Er-

weckungsprediger am Ende sich selbst und anderen unnöthige Schwierigkeiten in den Weg legen. Nüchtern und gut waren dagegen die Auseinandersetzungen des bekannten Professor K. S. Banerdschi. Er sagte zunächst, daß er von Herzen Gott dankbar sei, daß es eine Klasse englisch sprechender Hindus gebe, die das Evangelium und das was damit zusammenhängt, aus nächster Quelle beziehen können; aber er ist entschieden dagegen, daß die Arbeitstheilung im Missionswerk soweit getrieben werde, daß auch die Arbeit an den Gebildeten einem besondern Mann überwiesen werde, und das aus folgenden Gründen. Ein solcher Arbeiter hält es am Ende unter seiner Würde, auch den Armen und Unwissenden das Evangelium zu predigen. Es will das auch nicht ganz mit der Maxime des Apostels Paulus stimmen, der gesagt: Nicht viele Weise u. s. w. Auch die gebildeten Hindus halten sich am Ende für besser als andere, wenn sie extra mit dem Evangelium bedient werden. Die Gebildeten halten solche Vorträge für sie besonders gehalten so leicht für logische Turniere und setzen ihren Stolz darein, ihre Dialektik mit der des Missionars zu messen, und daneben verachten sie die Missionare, die die untern Volksschichten bedienen, als solche, die zugegebenermaßen ihnen nicht gewachsen seien. Gar leicht werden sie am Ende auch der logischen Argumentation müde und bleiben weg. Die logischen Beweisführungen, die in der Regel in Vorträgen für gebildete Hindus angewandt werden, appelliren in erster Linie an den Verstand; was aber diese Leute in erster Linie brauchen, ist, daß sie im Leben und im Wandel derer, die sich Christen nennen, etwas von der Kraft des Evangeliums sehen; dann wird das Wort Gottes auf den Gebildeten denselben Eindruck machen wie auf den Ungebildeten. Darum gebe man dem gebildeten Hindu die einfache Predigt des Evangeliums und sage ihm, wie lieb auch ihn der Herr Jesus hat; das wird ihn anziehen; und eine andere Hilfe für Indien gibt es nicht.

Dies Wort machte tiefen Eindruck; das zeigte sich besonders in der Rede des Miss. Hughes von Peschawar, der das letzte Wort in dieser Sache hatte. Derselbe kam besonders noch auf den von Herrn Keschab Tschander Sen den Missionaren zu lieb gehaltenen Vortrag zu sprechen. Er stellte eine Vergleichung an zwischen dem gebildeten und hochbegabten Leiter des Brahma Samadsch und den ebenso gebildeten bengalischen Christen, wie z. B. ein Prof. Banerdschi sie repräsentire. Seine Schlußworte waren: „Ich zögere nicht zu

sagen, daß ich unsere gebildeten christlichen Bengalen dem Stifter des Brahma Samadsch weit, weit vorziehe. Denn wenn ich die glühende Ansprache des einen mit der beredten Vorlesung des andern vergleiche, so muß ich sagen, daß die Worte des Christen von einem Geist der Wahrhaftigkeit durchdrungen waren, den ich in den Worten des Brahmaisten *nicht* gefunden. Ich habe die größten Redner Englands gehört; aber ich muß ehrlich bekennen, daß ich selten eine solch hinreißende Beredsamkeit gehört, wie die des Herrn Sen. Seine packenden Illustrationen, die glühende Eloquenz bezauberten mich und nahmen meine Sympathie ganz dahin, so lange er eben sprach. Als aber alles vorüber war, stand ich erstarrt da der Kühnheit dieses Mannes gegenüber, der es wagt, der englischen Nation vorzuwerfen, daß sie in dieses Land, wie er sich treffend ausdrückte, das Mädchen dieses Zeitalters (»girl of the period«), das die Gewandung modernen Zweifels um sich geworfen, eingeführt habe. Ist es doch Herr Keschab Tschander Sen, der mehr als irgend jemand anders der Vater modernen Zweifels in Indien genannt zu werden verdient; denn was ist förderlicher für Skepticismus, Agnosticismus und sogar Atheismus, als die Verschwommenheit, welche die religiösen Gedanken des Brahma Samadsch auszeichnet? In der Gegenwart meines Gottes klage ich aufs Feierlichste diesen Herrn Keschab Tschander an als einen, der die Verantwortlichkeit hat für das Ueberhandnehmen des modernen Skepticismus unter den gebildeten Söhnen Indiens. Ich hatte das letzte Jahr die Ehre, vor gebildeten Hindus in Simla einen Vortrag zu halten; im Verlauf desselben machte ich meine Zuhörer auf den tiefgehenden Kontrast aufmerksam, der sich zeige in den religiösen *Grundsätzen* Shakespear's, wie sie uns in seinen Werken entgegentreten, und den religiösen *Empfindungen*, wie sie uns in den Gedichten des als Dichter nicht minder großen Byron begegnen. Nachdem meine Vorlesung zu Ende war, kam ein Apostel dieser neuen Religion auf mich zu und sagte, indem er sich für meinen Vortrag bedankte: ‚Mein Herr, willig sitzen wir zu den Füßen ihres großen Dichters Byron.' Da möchte ich doch den Leiter des Brahma Samadsch fragen: was ist von einem religiösen System zu halten, das an die Inspiration eines Byron glaubt und demselben eine religiöse Führerschaft zuerkennt?" Soweit Herr Hughes. Es ist gewiß schwer, über den unbestreitbar großen Stifter des Brahma Samadsch ein objektives

Urtheil zu fällen. Der Mann hat es bisher selbst denen, die ihm wohlwollten und sich durch seine Persönlichkeit, sowie durch die religiöse Bewegung, deren Träger er ist, angezogen fühlten, sehr schwer gemacht, klug über ihn zu werden. Daß der Mann sich von der Person Christi angezogen fühlt und sich vollständig klar darüber geworden, daß wo es sich um Religion oder Gemeinschaft mit Gott, wo es sich um wahre Sittlichkeit handelt, die Person unseres Herrn sich nicht umgehen läßt, das ist ja schon längst keine Frage mehr. Aber wie wunderbar die Kreise, in denen sich der reichbegabte Mann um die Sonne aller Geister bewegt: bald so nahekommend, daß man glaubte, er sei gewonnen und er müsse den Heiland der Welt als das anerkennen, was er ist; bald wieder in solch nebelgraue Ferne sich verlierend und verirrend, daß man sich enttäuscht von dem Manne abwenden möchte. Was glaubte man doch alles hoffen zu dürfen, als er seinen berühmten Vortrag über „Christus" hielt! Der allgemeine Eindruck war: „Dieser ist nicht fern vom Reich Gottes," und dann folgte der andre über „die großen Männer" und allgemein war die Enttäuschung in den Kreisen der Gläubigen. In neuester Zeit hat man aber wieder allen Grund, das Beste zu hoffen; hat er doch in einem seiner letzten Vorträge das Blut Jesu Christi als den Balsam für die Wunden der Menschheit anerkannt und die Nothwendigkeit einer Versöhnung durch Christum zugestanden. Wenn der Mann es über sich gewinnen könnte, vom Prophetenthron herabzusteigen und statt Stifter einer neuen Religion sein zu wollen, als Sünder zu Jesu Füßen anfienge zu lernen, welch ein auserwähltes Rüstzeug würde er doch abgeben für die Verkündigung des Evangeliums in Indien!

Im Verlauf dieser Besprechung gab Dr. Downes aus Kaschmir noch einen beherzigenswerthen Wink. Ein gewisser Arbeiter habe einmal zur Vertheidigung seiner etwas kopflosen Arbeit gesagt: „Gott braucht unsre Weisheit nicht;" „noch weniger braucht Gott unsere Thorheit" antwortete sein Amtsbruder. „Lasset uns mit Weisheit arbeiten."

8. Missionsarbeit der Frauen.

Hören wir zunächst die Damen selbst. Fräulein Hewlett (von der englisch-kirchlichen Mission in Amritsar) machte den Anfang. Sie hält die Missionsarbeit der Frauen für die interessanteste, da sie in Verhältnisse einweihe, die dem sonstigen Arbeiter rein unzugänglich seien; die Arbeit sei auch die verheißungsvollste, da sie in Berührung bringe mit solchen, die gebrochenen Geistes und offen fürs Evangelium; es sei aber auch die schwierigste Arbeit, da die Missionsarbeiterin allein stehe, durch Vorurtheile aller Art gehemmt sei und sich ihre Arbeit auf Seele und Leib zu erstrecken habe. Sprecherin arbeitet am Missionsspital in Amritsar, wo etwa 125 Patienten verpflegt werden und überdies in drei Jahren gegen 9000 Kranke berathen und mit Arznei versehen wurden. Man frage oft, ob auch Frauen in einem Spital sich behandeln lassen und nicht läßt es sich leugnen, daß Frauen es ungleich schwerer nehmen, als Männer, und wenn sie da sind, sich oft unsagbar nach dem Schmutz, den Kühen, den Hunden und andern Genossen ihres eigenen Heimwesens zurücksehnen. Da versichert eine, die nie ein Kind in ihrem Leben gehabt, daß sie verschiedene unmündige Kleine zu Hause habe, die ohne ihre Pflege zu Grunde gehen und die Anzahl von Hochzeiten und Beerdigungen, zu denen manche geladen sein wollen, ist ganz fabelhaft. Doch gibt es auch viele Fälle, in denen Frauen eine rührende Dankbarkeit an den Tag legten. Ein Hauptmangel ist, daß bis jetzt Frauen aus besseren Ständen, die die nöthigen Eigenschaften hätten, eingeborne Krankenpflegerinnen auszubilden, es verschmähen, sich an der Arbeit zu betheiligen. Aus Europa die nöthige Arbeiterzahl zu gewinnen ist unmöglich. Zunächst gilt unsre Arbeit in erster Linie den untern Klassen; was die Arbeit in den Häusern anbelangt, so ist dieselbe sehr gehemmt durch das Mißtrauen der Männer und die Gegenarbeit, die zu Haus in den meisten Fällen angestrebt wird. — Fräulein Thoburn (bischöfliche Methodistin aus Laknau) gieng sodann näher auf die eigentliche Zenana-Mission und Schularbeit ein. Auch sie klagt, daß die Arbeiterzahl in keinem Verhältniß stehe zum Bedarf. Früher war die Frage, wie man den Frauen beikommen könne, jetzt stehen die Thüren offen, aber es fehlen die Arbeitskräfte. Eine andere Schwierigkeit ist die, daß ein systematischer Unterricht an den Mädchen durch die frühen Heirathen

fast unmöglich wird. Man fängt an, die Bibel zu lesen und ehe das erste Buch Mosis durchgelesen ist, ist das Mädchen zur Frau geworden. Aber die Arbeit in den Häusern ist nicht die einzig mögliche für Frauen; die Rednerin spricht auch von Schlachttagen, da sie mit ihren Begleiterinnen auf die Märkte gegangen, mit Frauen hier und dort gesprochen, durch Gesang größere Gruppen um sich gesammelt und angeredet hat(!). Rednerin plaidirt dann für höhere Erziehung, sogar Universitätsbildung der christlichen Mädchen, da jedes Mädchen, das die Universität beziehe, ein Zeugniß für die Bildungsfähigkeit der Frauen, den Heiden gegenüber, bildet (!). Sie bemüht sich aber auch, Arbeiterinnen für den Herrn heranzuziehen, und sie wünscht Missionsschulen, in denen die Ostindier und andere in der Eingebornensprache zum Missionswerk herangezogen werden. Frau Etherington (Baptistin aus Benares) sprach einige sehr nüchterne Worte über die Aussendung von Missionsarbeiterinnen. Sie bittet von der romantischen Sorte absehen zu wollen. Fehler seien unvermeidlich, aber die Missionsgesellschaften seien doch oft nicht vorsichtig genug. So sei es dahin gekommen, daß da und dort die weibliche Mission zu einer Versorgungsanstalt für heirathslustige, junge Missionare werde (»bachelors' aid societies«). Das Haupthinderniß findet sie dann in den indischen Kinderheirathen, die die Regierung so gut als Kindermord, Witwenverbrennung, Krankenaussetzung u. dgl. hätte verbieten können. „Die Witwenverbrennung vernichtete Tausende von Frauen, die Kinderheirathen aber ruiniren Zehntausende." Es sei das Sklaverei in einer ihrer niedrigsten Formen und mit Religion habe die Sache nichts zu thun, sogar die Eingebornen, mit Ausnahme der Brahmanen, die dadurch profitiren, seien dagegen. Da seien 21 Millionen Witwen in Indien und die Hälfte davon seien nie wirklich Frauen gewesen; einige von ihnen sagen: „Eure Regierung erlaubt es nicht, daß wir mit unsern Männern verbrannt werden; aber sie gibt uns keinen Ersatz dafür." Die Rednerin schließt mit einem feurigen Appell an den Vicekönig, der als gottesfürchtiger Mann sein Ohr nicht verschließen dürfe gegen das Elend und die Grausamkeit, welche die Worte „Kinderheirath und Witwenschaft" in Indien in sich schließen. Reformen auf diesem Gebiet werden seiner Regierung mehr Glanz verleihen, als alle andern Neuerungen politischer Art. Noch trug eine Fräulein Leslie eine Abhandlung vor und dann brach die Diskussion

los. Hatten in den wohldurchdachten Vorträgen die anwesenden 300 Missionare schon dann und wann was zu hören bekommen, so war das doch erst das Vorspiel zu dem nun in ungestümer Wucht und naiver Unmittelbarkeit auf sie einstürmenden Redefluß. Wer hätte je die Beredsamkeit der Damen bezweifelt! Aber daß einige Stunden lang 300 Männer, nicht zum Wort kommend und nicht einmal zum Wort sich meldend, all das über sich ergehen ließen — anscheinend von Bewunderung hingerissen —, das ist doch etwas Neues! („Wehe wenn sie losgelassen, wachsend ohne Widerstand.") Ironisch beginnt Fräulein Greenfield (amerikanische Presbyterianerin aus Lahor): Sie habe mit großer Verwunderung aus den beredten Worten der Brüder vernommen, daß durch Bazarpredigt, höhere Bildung und dergleichen mehr schwere Schläge auf das Haupt des gigantischen Monstrums „Heidenthum" geführt werden sollen, insbesondere durch die höhere Bildung solle dem Riesen das Gehirn zerschmettert werden. „Meine Schwestern," fährt sie fort, „sie und ich, in all unsrer weiblichen Schwachheit und wohlbewußten Unzulänglichkeit, sind nach Indien gekommen, um dem Monstrum den Todesstoß zu geben, nicht an das Haupt, sondern ins Herz, und mit Gottes Hilfe werden wir ihm sein Lebensblut ablassen, denn das Herz finde ich nicht in den mystischen Lehren der Vedas und Schastras, nicht in der subtilen Philosophie ihrer modernen Schriftausleger, sogar nicht einmal in der bigoten Frömmigkeit der religiösen Leiter, sondern ich finde es eingeschlossen in das Familienleben, die vererbten Gebräuche und conservirt und verewigt durch die Frauen und Mütter Indiens." Nach einem Pandschabi Sprichwort könne ein Wagen nicht mit einem Rad fahren, die Frau müsse mit dem Mann zusammenarbeiten und ziehen; das gelte auch für die Missionsarbeit, und der Wagen werde besser und sicherer fahren, wenn die beiden Räder männlicher und weiblicher Arbeit nicht hintereinander, sondern in gleicher Größe und in parallelen Linien sich fortbewegen. Nicht ohne Entrüstung erinnert Frl. Greenfield daran, daß man mit Mühe und Noth $2^1/_2$ Stunden für die Besprechung der Frauenarbeit eingeräumt habe, während sie doch kürzlich in Lahor, wo nur 52 Damen anwesend waren und nur die Arbeit im Pandschab besprochen worden sei, fünf Tage lang täglich fünf Stunden gesprochen, die Kommitteesitzungen und praktischen Diskussionen nicht eingerechnet (!). Obgleich dann Fräulein Greenfield die so nöthigen

Besprechungsgegenstände bezeichnet und herausfordernd fragt, ob das in $2^1/_2$ Stunden erledigt werden könne, benützt sie die kostbare Zeit doch eigentlich nicht, um ihre eigene Sache zu besprechen, sondern sie bringt drei Bedenken gegen die Arbeit der Mission im allgemeinen (hauptsächlich die der Männer) vor. Das eine ist, daß man im allgemeinen zuerst erziehen und dann evangelisiren wolle, statt umgekehrt. „Soll man Jahr für Jahr seine Kraft erschöpfen im Unterrichten solcher, die auch nicht einen Schatten von Interesse für die Wahrheit zeigen, oder nicht lieber höhere Bildung nur solchen geben, die ein Verlangen haben, Christum kennen zu lernen?" Ist es ferner recht, daß man sich von der Regierung diese und jene Fesseln anlegen läßt, um eine Geldunterstützung zu erhalten? Ist es wirklich nöthig, sich solche silbernen Ketten anlegen zu lassen? Man sagt, die Kommitteen brauchen das Geld. Wir haben unsre Sendung nicht von den Kommitteen, die die Schnüre des Geldbeutels in Händen haben, sondern von dem Herrn, der über die Börse der ganzen Welt verfügt. Geben wir Acht, daß unser Kleinglaube uns nicht in eine falsche Position und unheilige Allianz versetzt. Ich würde lieber keinen Regierungspfenning anrühren, er ist nicht heilig." Und das dritte ist schließlich ein begeisterter Aufruf an alle, nicht zu vergessen, mit welchen Entschlüssen und zu welchem Zweck sie nach Indien gekommen seien; es solle doch jedes, möge seine spezielle Arbeit in der Schule, in den Zenanas, im Spital oder sonst wo sein, einen Theil seiner Zeit rein dem Evangelisationswerk widmen, hinausgehend in die Dörfer und auf die Festplätze, sich herablassend zu den Aermsten und Geringsten.

Im Gegensatz zu dieser herausfordernden Rede betonte Frau Ferguson (von der schottisch-staatskirchlichen Mission in Kalkutta), daß wir in Mitten all der Nöthen und Mühen in unserer Arbeit doch derer nicht vergessen sollen, die in der Heimat mit uns sympathisiren und die uns ausgesandt haben. Die Rednerin ist eigentlich Missionsarbeiterin von Geburt. Der Name ihrer Mutter, Frau Mullens, ist noch nicht vergessen in den Zenanas; sie selbst arbeitete 20 Jahre in der Mission, ehe sie sich verheirathete, und sie ist froh, wieder zu dieser Arbeit zurückgekehrt zu sein. Mehr und mehr wandten sich nun die folgenden Rednerinnen praktischen Fragen zu. Das gnädige Fräulein Sugden (Honorable Miss Sugden von der englisch-kirchlichen Mission) ermahnt zu größerer Herablassung

zu den Elenden, herzlicherem Umgang mit den Gehilfinnen und einem heiligeren, dem Herrn geweihten Leben. Fräulein Joseph (Baptistin aus Benares) findet es so schwer, ein Unterkommen für die Neubekehrten zu finden, daß sie sich vorgenommen, keine mehr zum Heraustritt zu veranlassen, bis die Missionsgesellschaften etwas wie Witwenhäuser und Asyle einrichten. Daß solche in Kalkutta bestehen, wird von Frau Kerry bezeugt. Schließlich berichtet noch Frau Dr. McGrew (bischöfliche Methodistin aus Kanpur) von ihrer medicinischen Arbeit in Moradabad und rühmt besonders die Arbeit ihrer Kollegin, Frl. Dr. Swain in Bareilly. Sie findet auch die eingebornen Gehilfinnen in jeglicher Hinsicht wohlgeeignet für Krankenpflege. Den Schluß an diesem bewegten Vormittag machte Frau „Major" Tucker (von der Heilsarmee). Wie schade, daß diese reichbegabte Dame nicht in der Weise ihrer bekannten Tante, Fräulein Tucker (A. L. O. E.), mit der sie einst zusammengearbeitet, fortwirkt. Sie gesteht, als ihr Gemahl (ein feingebildeter englischer Beamter, der kürzlich einen Monat in Bombay im Gefängniß saß) der Armee beigetreten sei, habe es sie viel gekostet, ihm zu folgen; der Herr aber habe eine gute Portion Weltlichkeit und Selbstsucht aus ihrem Herzen weggenommen und sie bereit zu freudiger Arbeit gemacht. Es ist hier nicht der Ort, das Auftreten der Heilsarmee in Indien zu besprechen; da aber Frau Tucker im zweiten Theil ihres Vortrags das öffentliche Auftreten der Frauen vertheidigte und dasselbe auf der Konferenz in Kalkutta zum ersten Mal auf einer indischen Konferenz (in Bangalur wurden die schriftlichen Gutachten der Frauen von Missionaren verlesen) in charakteristischer Weise hervortrat, müssen wir doch auch Stellung dazu nehmen. Deutsches Gefühl ist dagegen, und wenn englischen Darstellungen der Sache gegenüber mancher glaubte, die Schrift verlange das Reden der Frauen, so haben Darlegungen, wie die von Prof. Kübel in Tübingen gezeigt, daß der Sache aller Schriftboden fehlt. Wir können aber nicht glauben, daß es die Schrift ist, was die englischen Frauen so bereit macht zu reden; es ist amerikanische und englische Nationaleigenthümlichkeit in erster Linie. Die Frau gehört da viel weniger der Familie an, als in Deutschland, ist freier im Auftreten, fühlt sich unwiderstehlich zum Reden gedrungen, und die Schrift muß sich erst hintennach dem anbequemen. Ist es doch verwunderlich, wie der buchstabengläubige Engländer, der bei

seinem strengen Inspirationsbegriff keine Privatmeinung des Apostels Paulus in Angelegenheit der Frauen gelten lassen kann, mit so klaren Worten der Schrift fertig wird. Würde ein Ungläubiger Worte der Schrift in seinem Interesse in dieser Weise drehen und deuten, es würde allgemein verurtheilt werden. Frau Tucker meint, nachdem der Herr gesagt: „Wer den Willen meines Vaters im Himmel thut, der ist mein Bruder, Schwester und Mutter," lasse sich weiter nichts in der Sache sagen. (Das ist so ziemlich Schleiermacherische Schriftanwendung, die in den Worten des Herrn: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren," die persönliche Unsterblichkeit verneint sieht!) In Deborah sieht Frau Tucker eine Majorin der Heilsarmee und wenn Gott ihr einen Hammer in die Hand gibt, wie der Jael, will sie auch nicht Einen Feind des Herrn entrinnen lassen! So viel wir bis jetzt von den Wirkungen all der Frauenreden in Kalkutta gehört haben, glauben wir annehmen zu dürfen, daß es das erste und letzte Mal war, daß in einer derartigen Versammlung Frauen in so schrankenloser Weise aufgetreten sind. Im ersten Augenblick schienen die Herren von der Außerordentlichkeit des Auftretens und der Leistungen hingerissen gewesen zu sein; die nachfolgende Korrespondenz in den Blättern aber zeigte, daß nachdenkliche Männer sich hintennach doch etwas geschämt haben. Eine objektive Behandlung der betreffenden Fragen ist ja in solcher Versammlung nicht möglich, die Galanterie verbietet es, den unbescheidenen Redewendungen, Uebertreibungen und Angriffen der Frauen in entschiedener Weise entgegenzutreten und manche barocke Behauptung, manch absprechendes, hartes, ungerechtes Urtheil wurde somit stillschweigend hingenommen und ohne Berichtigung protokollirt. Was schließlich die Mittheilungen über das Werk selbst anbelangt, so wird jedermann das Große, was die Frauen geleistet haben, gern anerkennen. An dem Muth, der Hingebung, der Begeisterung dieser Schwestern kann sich auch mancher starke Mann beleben und erwärmen; aber auch da sollte die Frau in den Schranken, die Gott gesetzt, bleiben. Herzlich willkommen geheißen und dankbar angenommen seien die Frauen in der Arbeit, die Männer nicht thun können in Familien und Schulen; aber auf dem Bazar, auf Götzenfesten und singend durch die Straßen ziehend sehen wir sie lieber nicht, am allerwenigsten in einem Lande wie Indien.

Nachdem diese Stromschnelle glücklich passirt, gehen wir weiter zum nächsten Thema.

9. Die Arbeit unter den Muhammedanern.

Ein sehr lehrreicher Vortrag wurde über diesen Zweig der Arbeit von Miss. Wherry (amerikan. Presbyterianer aus Lahor) verlesen. Er machte darauf aufmerksam, daß in Indien ungefähr 41 Millionen Muhammedaner leben, d. h. mehr als $^1/_5$ aller Moslems der Welt, und somit die Kaiserin von Indien über mehr Muhammedaner gebietet, als der Sultan der Türkei. Wollte man da auf 8000 Muhammedaner je einen Missionar rechnen, so wären 5000 Missionare nöthig, oder wenn sie wenigstens im gleichen Verhältniß wie die Hindus bedacht werden sollten, so müßten 120 europäische Missionare und eine entsprechende Anzahl von eingebornen Gehilfen für diese Arbeit bereit gemacht werden. Obgleich also die bis jetzt gemachten Anstrengungen dem ungeheuern Arbeitsfelde noch in keiner Weise entsprechen, so ist doch schon Großes geschehen. 1) Die Bibel ist ins Hindustani, die Sprache der indischen Muhammedaner, übersetzt; 2) eine große Anzahl von Büchern und Traktaten ist unter den Muhammedanern verbreitet worden, und diese haben solchen Eindruck auf sie gemacht, daß sie sich genöthigt sehen, zu den Waffen europäischen Unglaubens zu greifen, um die Angriffe abzuwehren; 3) viel ist durch die Predigt geschehen und der große Widerstand, der sich allenthalben erhebt, zeigt deutlich, daß die Predigt verstanden worden; 4) die Schulen üben einen starken Einfluß aus gegen den Islam, besonders in den Nordwest-Provinzen und im Pandschab. Die Muhammedaner wissen, warum sie der englischen Bildung gegenüber solche Gleichgiltigkeit an den Tag legen; 5) einen bedeutenden Einfluß üben die zum Christenthum bekehrten Muhammedaner aus; wir haben ungefähr 50 aktive Gehilfen aus ihnen gewonnen, zum Theil außerordentlich begabte Leute.

So ist denn auch sicher ein Umschwung in der allgemeinen Stimmung der Muhammedaner eingetreten; wenn sie auch noch so fanatisch Opposition machen, so sind sie doch offener für Gründe geworden und mancher Muhammedaner ist selbst nicht befriedigt von seinem Religionssystem. Redner hebt sodann drei Haupthindernisse der Arbeit an den Muhammedanern hervor. Das Haupthinderniß bleibt der Charakter des Islam selbst. Vermeintlich in außerordentlicher Weise von Gott beglaubigt und unleugbar manche Momente der Wahrheit enthaltend, ist diese Religion so ganz und

gar den Neigungen des fleischlich natürlichen Menschen angepaßt. Die Pflichten, die er vorschreibt, sind so einfach, greifbar und befriedigend, das ganze System so nachgiebig gegen die Schwächen und Neigungen des Sünders! Da ist ein überirdisches Ziel und doch daneben ein glänzendes Reich von dieser Welt. Eine großartige Vergangenheit voll Kampf und Sieg scheint Zeugniß abzulegen für den Weltberuf dieser Religion. Ein zweites Hinderniß ist die abgöttische Christenheit, wie sie im Katholicismus allenthalben den Muhammedaner in seiner Ansicht bestärkt, daß die Christen Ungläubige und Götzendiener seien. Drittens tritt in Indien das Christenthum ihnen entgegen als die Religion der Unterdrücker und Eroberer. Diesen Hindernissen und dieser gewaltigen Aufgabe gegenüber ist es nun doch gar wenig, was bis jetzt geschehen. Die Missionare, die sich der Arbeit an den Muhammedanern widmen, können an den Fingern abgezählt werden, und nur wenige haben sich in die Sprache des Koran eingearbeitet. Redner schlägt vor, daß die verschiedenen Missionsgesellschaften veranlaßt werden sollen, Extramissionare für die Arbeit unter den Muhammedanern zu senden, Männer, welche die Sprache, Literatur und Religion derselben bemeistert haben müssen.

Dann wurde eine Arbeit des eifrigen Miss. Goldsmith (englisch-kirchlicher Missionar in Kokanada) verlesen, der einen höchst interessanten Ueberblick über die verschiedenen Arten von Muhammedanern in der Madras-Präsidentschaft gibt und sodann über die bekannte Harris-Schule in Madras berichtet, in welcher sich Söhne des höchsten muhammedanischen Adels (z. B. ein Nachkomme Tippu Sahibs) und Prinzen aus den Familien der Nawabs von Karnul und Karnatik befinden. Im allgemeinen ist Herr Goldsmith nicht für getrennte Schulen, je für Muhammedaner und für Hindus. Schließlich plaidirt er noch für eine Hindostani-Bibel, die durch ganz Indien gebraucht werden könnte, und meint, wenn die Brüder im Norden für die dort gebrauchten Hindiworte persische acceptiren würden, so wäre die Bibel überall verständlich! In einer sehr interessanten Ansprache machte Miss. Hughes (Peschawar) Mittheilungen aus seiner Arbeit an den Afghanen. Obgleich er auch das Studium des Koran betont, glaubt er doch, daß der Afghane im Herzen angegriffen werden müsse und erzählt erfreuliche Beispiele von Freundschaft zwischen ihm und afghanischen Fürsten. Er findet eine starke Neigung zum Eklekticismus und Skepticismus unter ihnen; den

tiefsten Eindruck mache immer nur die persönliche Frömmigkeit des Missionars. Unter Afghanen bedient sich Herr Hughes der afghanischen Tracht.

Mehrere Redner wiesen noch darauf hin, daß unter den Bekennern des Islam infolge abendländischer Bildung und unter dem Einfluß des Christenthums ein Umschwung sich vollziehe. Man wies besonders auf den berühmten Ali Khan in Aligarh hin, der behauptet, er habe alle modernen Religionen studirt und dabei gefunden, daß nur der Muhammedanismus im Stande sei, Bibel und Koran mit den Resultaten neuerer Wissenschaft auszusöhnen (!). Dieser Mann beginne die Muhammedaner zumal im Norden stark zu beeinflussen. Man war darin einig, daß gerade in dieser Zeit der Gährung es nöthig sei, dem Islam die kräftige Predigt des Evangeliums entgegenzusetzen, da er selbst doch nur Träber biete. Wie gut wäre es, wenn mehr Männer von der Art eines Imadeddin sich am Kampf betheiligen würden; derselbe ist auch literarisch sehr thätig und hat kürzlich 16 lesenswerthe Abhandlungen über den Islam geschrieben. Dr. Murray Mitchell, der auf seinen Reisen durch ganz Indien ein Urtheil in der Sache haben sollte, macht darauf aufmerksam, daß der Muhammedanismus überall auf englischem Boden im Wachsen begriffen sei, nicht aber in den eingebornen Staaten. Ferner glaubt er, daß ein skeptischer Muhammedanismus sich allmählich verbreite, wie er vor einigen Jahrhunderten existirt habe und dann wieder ausgestorben sei. Auch Hr. Miller aus Madras gibt ein Beispiel, das zeigt, wie die Stimmung unter den Muhammedanern eine andere geworden ist. Vor der Schulkommission sei eine der leitenden Persönlichkeiten aus der muhammedanischen Gesellschaft in Madras als Zeuge vernommen worden und habe darauf angetragen, daß die beiden muhammedanischen Regierungsschulen in Madras aufgehoben und die eine mit der oben genannten Harris-Schule, die andere mit Herrn Miller's »College« vereinigt werde. Noch verwunderlicher war, daß der Zeuge entschieden behauptete, sein Vorschlag sei sehr populär unter den Muhammedanern in Madras.

Was die Methode anbelangt, die bei der Missionsarbeit unter den Muhammedanern eingehalten werden sollte, so dreht sich bei Diskussionen mit Muhammedanern sehr häufig alles um die Autorität der hl. Schrift. Alle aufreizenden Worte hat man da sorgfältig zu vermeiden, und Dr. Downes meint, daß besonders die

eingebornen Gehilfen in diesem Stück oft fehlen. Den Herrn Jesum in seiner Liebe den Zuhörern vor die Augen zu malen, hält er für das wirksamste Mittel. Nutzlose Diskussionen vermeide man so viel als möglich. Er und Miss. Fordyce hätten einmal einen naseweisen Frager abgewiesen, ohne ihm zu antworten, und später sei derselbe doch Christ geworden. Der rührende Brief eines andern an Dr. Downes lautet: „Wenn einer, der im Urwald reist, fällt und sein Bein bricht und ein anderer kommt und macht ihn gesund, wird er dem Freund nicht dankbar sein? So denke ich von Ihnen. Sie gehen jetzt in Ihre Heimat. Wenn Ihre Mutter noch lebt, sagen Sie ihr, daß sie meine Großmutter sei, denn ich bin Ihr Sohn durchs Evangelium." Auch auf diesem Gebiet fand man die Schularbeit außerordentlich nützlich und nöthig. Miss. Weitbrecht (Lahor) findet besonders, daß die Muhammedaner ohne alles geschichtliche Interesse und allen historischen Sinn seien, drum auch so unzugänglich für Argumentation. Er bedauert auch, daß es so oft an korretten theologischen Kunstausdrücken fehle, um mit kritischen Muhammedanern in unmißverständlicher Weise über die Mysterien unsrer Religion zu reden. Wie behutsam man in der Controverse mit Muhammedanern sein müsse, zeigte Herr Smith (Baptist aus Delhi), der noch beim berühmten Dr. Pfander in die Lehre gegangen und nun erzählte, daß auch von diesem Meister es oft im Bazar geheißen habe, er sei besiegt worden. Einmal hatte der ehrliche Doktor öffentlich anerkannt, daß es allerdings auch falsche Lesarten in der Schrift gebe, und triumphirend schlugen die Gegner Kapital daraus! Erlauben wir doch ja dem Gegner nicht, uns anzugreifen, sondern greifen wir ihn auf seinem eigenen Grund und Boden an!

Schließlich machten die Missionare Macdonald und Allen noch einige interessante Mittheilungen über die muhammedanische Bevölkerung Indiens im allgemeinen. Die Hälfte der oben erwähnten 41 Millionen sind in Bengalen und bilden dort die verachtete und niedergetretene Volksklasse. Von 9 Millionen Muhammedanerinnen können nur 9000 lesen und schreiben, unter den Knaben nur 360,000. In den Nordwest-Provinzen, dem alten Sitz der Muhammedanerherrschaft, sind jetzt nur 14% der Bevölkerung Muhammedaner, in Patna und Behar sogar nur 12%, in Ostbengalen dagegen 70—80%. Die Bevölkerung mancher Distrikte ist ganz muhammedanisch und sehr fanatisch; gemeinsame Bande des Glaubens und der Unwissen-

heit halten sie zusammen. Da ist eine dunkle Erinnerung an einstige Macht und Herrlichkeit und die Sehnsucht, das alte Glück zurückzuerobern, wird sorgfältig wach erhalten durch die Agitation der Wahabis, für welche Religion und Rebellion synonyme Begriffe sind und die, hinaufdeutend zu den alten Ruinen von Festungen und Palästen, die verschwundene Pracht und die gegenwärtige Erniedrigung in glühenden Farben einander gegenüber malen. Da kann nichts helfen, als das Evangelium.

Die Lage in Madagaskar.

1. Die französische Invasion.

Seit längerer Zeit sind die Beziehungen zwischen Madagaskar und Frankreich ziemlich gespannte gewesen. Die Franzosen erhoben gewisse Ansprüche, welche von der Howa-Regierung, wenn sie an ihren Traditionen festhalten wollte, unmöglich anerkannt werden konnten. Um jedoch eine friedliche Beilegung des Streites zu ermöglichen, kam eine madagassische Gesandtschaft nach Paris, ohne jedoch etwas auszurichten, ja ohne auch nur mit Anstand behandelt zu werden. In England, Deutschland und Amerika dagegen, wohin sie sich nun wandten, erwies man den Vertretern Madagaskars alle mögliche Freundlichkeit. Namentlich von Seiten der Missionsfreunde wurde ihnen überall viel Aufmerksamkeit geschenkt, wie denn auch sie nicht verfehlten, öffentlich ihren Dank für all die Segnungen auszusprechen, welche durch die Bibel- und Missionsgesellschaften ihrem Vaterlande zu Theil geworden. In politischer Hinsicht freilich blieben auch diese weiteren Reisen so gut wie fruchtlos, da die betreffenden Regierungen sich zu weiter nichts als abmahnenden Vorstellungen beim französischen Cabinet verstehen wollten.

Aber diese Vorstellungen halfen nichts. Die große Nation, die in der Südsee, in Westafrika, in Tonkin auf die Ausdehnung ihrer kolonialen Macht so rücksichtslos aus ist, wollte par tout auch in Madagaskar Eroberungen machen. In der Hauptstadt und den Hafenplätzen der Insel herrschte nicht geringe Aufregung wegen

der drohenden Haltung der Franzosen. Die Christen hielten patriotische Gebetsversammlungen, die Heiden drohten mit Niedermetzelung aller Ausländer und mit Wiedereinführung des alten Götzenwesens. Die Missionare harrten mit Bangen der Dinge, die da kommen sollten.

Da machten die Franzosen Ernst. Am 24. Mai hörte man in der Hauptstadt gerüchtweise, daß die Hafenstadt Anorontsanga (oder Amorokanga) im Nordwesten der Insel von den Franzosen zerstört worden sei und weitere Feindseligkeiten bevorstehen. Am Nachmittag traf die amtliche Anzeige ein, durch welche dieses Gerücht bestätigt und überdies gemeldet wurde, daß auch Modschanga beschossen worden. Natürlich nahm man diese Gewaltakte für eine Kriegserklärung und beeilte sich, den bewaffneten Widerstand zu organisiren. Am 25. Mai wurde den in Antananariwo lebenden Engländern, Norwegern und Amerikanern durch ein Cirkular des auswärtigen Amtes mitgetheilt, infolge der französischen Invasion werde ohne Zweifel das Volk gegen alle Ausländer in Wuth ausbrechen; die Regierung aber sei entschlossen, sie und ihr Eigenthum nach Kräften zu schützen, sie möchten nur alle in der Hauptstadt bleiben und fest zusammenhalten. Zugleich wurden Extra-Wachen vor den Häusern der Ausländer aufgestellt. Die Franzosen, 90—100 an der Zahl, aber erhielten die Weisung, daß sie bis zum folgenden Mittwoch (30. Mai) Antananariwo zu verlassen hätten.

Während in Modschanga die Franzosen den Eingebornen nur eine halbe Stunde vor der Beschießung das Signal zur Flucht gegeben hatten, erhielten also die Franzosen in Antananariwo fünf Tage Frist. Dazu wurden sie durch starke Wachen vor etwaigen Ausbrüchen der Volkswuth geschützt. Das Volk und die Offiziere hatten allgemein gewünscht, man möchte die Angehörigen des Feindes sofort mit Gewalt davonjagen, die Königin aber hatte darauf erwidert: „Die Franzosen nennen uns Barbaren und wenn wir thäten, wie ihr verlangt, so würden wir vielleicht diesen Namen verdienen. In Modschanga haben die Franzosen uns eine Stunde Frist gegeben, wir wollen ihnen jetzt fünf Tage geben. Auch ihr Eigenthum wollen wir nicht antasten, und wenn es ihnen schwer fällt, sich Träger zu verschaffen, so wollen wir ihnen helfen, welche zu bekommen.“ Diese Erklärung wurde nicht ohne Murren hingenommen; aber die Regierung war doch stark genug, alles

Blutvergießen zu verhindern. Ja, die Franzosen mußten alles aufschreiben, was sie zurücklassen wollten, damit ihnen nach dem Krieg all das Ihre unversehrt wieder übergeben werden könne, und den Polizisten wurde gedroht, wenn auch nur ein Streifen Papier abhanden komme, so müßten *sie* dafür einstehen. So kam der Mittwoch heran. Vergeblich suchten die Ausgewiesenen nach Trägern. Auch um den höchsten Lohn wollte niemand sich an die Küste wagen. Schon hatten die französischen barmherzigen Schwestern und andere sich zu Fuß auf den Weg gemacht, als die Königin davon hörte und ihnen sogleich die nöthigen Leute sandte! So also handelten an ihren Feinden die „barbarischen, uncivilisirten" Madagassen, welche zu zähmen die Franzosen sich aufgemacht haben! Und wie danken sie dafür denen, durch welche die Madagassen gelernt haben, so christlich zu handeln? Das Lyoner katholische Missionsblatt stellt die Sache so dar, als seien an der Austreibung der französischen Priester, barmherzigen Schwestern u. s. w. die protestantischen Missionare Schuld! In Wahrheit verhält sich's aber so, wie Bischof Kestell schreibt: „Ich hoffe, es ist den Vorstellungen, welche wir einige Tage vor der Bildung unserer Sicherheits-Kommittee dem Premier-Minister gemacht hatten, zu verdanken, daß die jesuitischen Patres nicht ermordet worden sind. Ich habe einen Brief von ihnen, in welchem es heißt, daß sie nie unsere Freundlichkeit vergessen werden. Vorigen Montag (28. Mai) kamen sie zu mir, mich um Rath und Hilfe anzuflehen."

Am Samstag hielt der Minister ein militärisches Kabary ab, in welchem er den Soldaten sagte, was vorgefallen sei, und sie durch eine patriotische Rede begeisterte. Während der Rede erschien die Königin in einem Balkon des Palastes und der Minister rief, indem er sich gegen sie wandte, mit lauter Stimme: „Da ist unsere Königin; wir erkennen niemand an über uns, als sie allein." Kanonendonner und laute Beifallsrufe der Soldaten bestätigten die Worte des Ministers.

Am Montag hielten dann die Ausländer — die Franzosen natürlich ausgenommen — eine Konferenz, um darüber zu berathen, was sie in Ermanglung jedes konsularen Schutzes zu ihrer Sicherheit thun könnten. Die größte Einigkeit herrschte in dieser aus Katholiken, Anglikanern, Quäkern, Independenten, Lutheranern, Engländern, Norwegern, Amerikanern, Kreolen und einem Franzosen

(einem britischen Unterthanen) zusammengesetzten Konferenz. Das Auftreten der Franzosen, welche ohne Ultimatum, ohne Kriegserklärung, ohne irgend eine vorausgegangene Warnung die Feindseligkeiten eröffnet hatten, ohne auch nur für die Sicherheit ihrer eigenen Landsleute Sorge zu tragen, wurde in starken Ausdrücken verdammt und dann ein Ausschuß gewählt, der die gemeinsamen Interessen sowohl gegenüber der madagassischen Regierung, als auch gegenüber den ausländischen Mächten vertreten und alle unter den obwaltenden Umständen nöthigen Maßregeln treffen sollte. Zum Präsidenten wurde der Bischof Kestell gewählt, zu Mitgliedern drei Missionare, darunter der Norweger Dahle, und drei Kaufleute.

Noch früher als in der Hauptstadt — schon am 19. Mai — war in Tamatawe die Nachricht vom Ausbruch des Krieges bekannt geworden, und hier war die Aufregung fast noch größer. Viele Eingeborne flüchteten sich in's Innere, während die Ausländer sich um ihre Konsuln schaarten. Der Gouverneur rüstete sich so gut er konnte auf den bevorstehenden Angriff. Ein Londoner Missionar traf Anstalten zur Errichtung eines Spitals und einer Ambulanz für den Nothfall und belehrte die madagassischen Beamten über die Bedeutung der hiebei gebräuchlichen internationalen Abzeichen. Kaum hatte aber der französische Bevollmächtigte hievon gehört, so erklärte er, es sei sehr zweifelhaft, ob der Admiral die Flagge respektiren werde, da die Madagassen nicht zu den civilisirten Nationen zu rechnen seien!

Donnerstag den 31. Mai erschien das Kriegsschiff La Flore vor Tamatawe und am Freitag wurde das französische Ultimatum nach der Hauptstadt gesandt. Dasselbe verlangte Abtretung des nördlichen Theiles der Insel bis zum 16. Breitengrad, 200,000 Dollars Schadenersatz für allerlei nicht berücksichtigte französische Privatansprüche, eine Revision der Verträge und das Zugeständniß, daß Frankreich in allen politischen Angelegenheiten Madagaskars eine Stimme haben solle. Acht Tage Bedenkzeit wurden gewährt. Im Fall einer ablehnenden Antwort aus der Hauptstadt sollte Tamatawe beschossen werden. Nun flohen fast alle Eingeborene. Die Engländer sandten eine Deputation an ihren Konsul Pakenham und an Kapitän Johnstone, der mit dem Kriegsschiff Dryad gerade im Hafen lag. Alle möglichen Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen, auch ein Sicherheitsausschuß unter dem Vorsitz von Miss. Shaw

eingesetzt und für die aus verschiedenen unbedeckten Plätzen nach Tamatawe flüchtenden britischen Unterthanen Raum und Herberge geschafft. Alle Rhum- und Petroleumvorräthe wurden vergraben und im Nothfall sollten alle Engländer auf der Dryad ihre Zuflucht nehmen. Die allgemeine Stimmung war ernst, die Haltung würdig. Eine Gebetsversammlung am Samstag Morgen war sehr stark besucht. Am Abend war alles in der größten Spannung, denn mit 12 Uhr Nachts war die Frist abgelaufen und dann konnte jeden Augenblick das Bombardement losgehen. Doch erst gegen 7 Uhr (Sonntag Morgen) fieng der Kanonendonner an. Anderthalb Stunden lang schossen nun nicht weniger als 7 französische Schiffe auf die Stadt und die Festungen. An mehreren Orten brach Feuer aus. Dann trat eine Pause ein, und um halb 12 begann das Schießen von neuem. Erst am Montag landete der Feind, ohne auf Widerstand zu stoßen, aber nicht ohne — wie zum Vergnügen — etliche Eingeborne zu tödten! Mühelos hielt er auch seinen Einzug ins Hauptfort. Die französische Flagge aber wurde erst am Mittwoch Morgen aufgezogen. In der Zwischenzeit war die Stadt so zu sagen herren- und schutzlos. Jeder Räuber und Spitzbub konnte treiben was er wollte. Zerbrochene Fenster und Thüren, herumliegende Möbel, Bücher und Papiere ließen erkennen, daß die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergegangen war.

Am Freitag, 16. Juni, wurde ein französischer Kommandant eingesetzt und das Zoll- und Polizeiwesen französisch organisirt. An öffentlichen Anschlägen mit der Aufschrift »République Française« fehlte es natürlich nicht. In einem derselben erklärte Admiral Pierre, die Stadt sei im Belagerungszustand, alle Konsulate seien aufgehoben und wer nach gewissen Stunden in den Straßen sich blicken lasse, werde mit Ausweisung oder sonst streng bestraft werden ꝛc. Dabei war es ganz besonders darauf abgesehen, die Engländer zu kränken und die evangelische Mission zu schädigen. Auf ganz nichtigen Verdacht hin wurden mehrere Engländer, darunter der Londoner Miss. Shaw, verhaftet! Am 22. Juni starb der englische Konsul, nachdem er — wie es heißt — sterbend zur katholischen Kirche übergetreten. Die Franzosen, die kurz zuvor ihn schwer beleidigt hatten, ließen ihm nun ein glänzendes Leichenbegängniß zu Theil werden. Als die flüchtigen Franzosen (92) aus der Hauptstadt ankamen, wurde auf ihre eingebornen Begleiter geschossen und der Anführer tödtlich

getroffen, ja auch sein Leichnam noch beschimpft! Allgemein wird das gewaltthätige Auftreten der Franzosen von den besten Kennern Madagaskars mißbilligt. Ein Quäker schreibt aus Antananariwo: „Trotz ihrer langen Bekanntschaft mit Madagaskar, haben die Franzosen doch noch nicht gelernt, daß die Eingebornen wohl sich leiten, nicht aber sich treiben lassen. Durch ihr rücksichtsloses Verfahren haben sie nun das ganze Volk gegen sich aufgebracht und einen seltenen Patriotismus in den Madagassen geweckt." Und der englische Bischof schließt seinen oben angeführten Brief mit den Worten: „Die Zukunft liegt nicht in unsern Händen; wir müssen warten und wachen. Aber ich bin fest überzeugt, daß die Franzosen dieses Land nicht werden erobern dürfen, weil ich immer noch glaube, daß Gott ein Gott der Schlachten ist. Sie sind augenscheinlich im Unrecht und die ganze Geschichte ist eine regelrechte Wiederholung der alten Fabel vom Wolf und vom Lamm."

2. Die Sklaverei in Madagaskar.

Bekanntlich hat vor einigen Monaten Hr. Robert Cust die Missionare, zunächst die anglikanischen, als mitschuldig am Fortbestehen der Sklaverei in Madagaskar angeklagt. Er weist nach, daß sie selbst Sklaven als Dienstboten in ihren Häusern haben und in einem Predigerseminar sogar jeder Zögling neben seinem eigenen Zimmer noch ein solches für seinen „Sklaven" hat, und meint dann, wer auf diese Weise Sklaven beschäftige, sei nicht viel besser, als die Sklavenhalter selbst. Das Monatsblatt der britischen Anti-Sklaverei-Gesellschaft fragt daher mit Entsetzen: „Ist es wahr, daß englische Missionare in Madagaskar die Sklaverei begünstigen?" Hierauf haben nun verschiedene Stimmen aus den Kreisen der Ausbreitungsgesellschaft, der Londoner Missions-Gesellschaft und der Quäker in ziemlich befriedigender Weise geantwortet. Sie alle stimmen darin überein: 1) daß in Madagaskar die Hausssklaverei oder Leibeigenschaft nicht nur zu Recht besteht, sondern auch innerhalb der christlichen Gemeinden noch geduldet, ja von vielen eingebornen Christen vertheidigt wird; 2) daß als Dienstboten, Träger, Tagelöhner u. s. f. durchaus keine anderen Arbeiter als eben Sklaven zu haben sind; 3) daß daher allerdings auch alle Missionare Sklaven in ihrem Dienst haben; 4) daß sie

aber mit den Besitzern dieser Sklaven nicht das Geringste zu thun haben, ihr Besitzrecht auch in keiner Weise anerkennen, sondern die sich ihnen anbietenden Arbeiter ohne Ausübung auch nur des leisesten Zwanges gerade so anstellen und gerade so für ihre Dienste bezahlen, wie wenn sie freie Leute wären; 5) daß sie, die Missionare, schon viel gethan haben, um dieses sociale Uebel zu unterminiren, zu entwurzeln und in Mißkredit zu bringen, so daß auf gesetzgeberischem und anderen Wegen bereits manches zur Besserung des Looses der Leibeigenen geschehen und der schließlichen Aufhebung des ganzen Instituts vorgearbeitet sei; 6) daß ein ungeduldiges und heftiges Vorgehen dagegen, namentlich jede Einmischung von außen her, die Sache nur verschlimmern und die Erreichung des guten Zweckes verzögern würde.

Den aufmerksamen unter unseren Lesern wird das alles längst bekannt sein. Neu dagegen ist ein Fall, den Miss. Moß zum Beweis dafür beibringt, wie unmöglich es sei, das Uebel mit einem Schlage auszurotten. Vor vier Jahren fand dieser Missionar eine junge Sklavin, mit schweren Ketten beladen, ohnmächtig in der Nähe seines Hauses liegend. Er theilte die Sache dem Premierminister mit. Dieser zeigte seinen Brief der Königin und diese rief sogleich: „Man nehme der Sklavin ihre Ketten ab und lege sie ihrem Herrn an!“ Eine Proklamation gegen solche Grausamkeit wurde aufgesetzt und sollte veröffentlicht werden. Nach madagassischer Sitte war aber hiezu die Zustimmung einer Majorität (2/3) des Geheimen Raths nöthig und dieser protestirte dagegen, weil durch einen solchen Erlaß das Institut der Leibeigenschaft für abgeschafft erklärt und das Volk zur Empörung gereizt werden würde! Unterdessen hatte der Missionar herausgefunden, daß der grausame Sklavenbesitzer zu einer der christlichen Gemeinden gehörte, die unter seiner eigenen Leitung standen, und brachte nun die Geschichte vor die Gemeindeversammlung, damit der Mann unter Kirchenzucht gestellt werde. Aber bloß eine Minorität hatte Muth genug, auch nur für ein Tadelsvotum gegen den Uebelthäter zu stimmen, und hintennach kamen mehrere zum Missionar, um ihm zu sagen, daß sie zwar ganz gut wüßten, was in diesem Fall recht gewesen wäre, daß sie aber noch nicht stark genug seien, um energisch gegen das Unrecht aufzutreten!

Wir gestehen, diese Geschichte hat uns den Eindruck gegeben, als seien die Missionare doch der Sklaverei gegenüber eher zu nachsichtig, als zu streng gewesen; und liest man vollends, was der

gleiche Missionar Moß über das Reisen mit leibeigenen Trägern in Madagaskar schreibt, so wird dieser peinliche Eindruck noch verstärkt. Er schildert nämlich eine längere Reise, die er im Sommer vorigen Jahres in den Norden der Insel gemacht, und fängt damit an, daß er die Reisevorbereitungen beschreibt. In diesem Zusammenhang heißt es: „Die erste große Schwierigkeit, die man zu bestehen hat, ist das rechtzeitige Zusammenbringen der nöthigen Träger. Man kommt dabei, wie bei zahllosen anderen Gelegenheiten, mit den das ganze Volksleben vergiftenden Uebeln der Hausſklaverei in sehr unangenehme Berührung. Die Sklaven benutzen nämlich so eine Reise mit dem Missionar, zumal wenn's in eine entlegene Gegend geht, gern zur Flucht. Um dieser „Gefahr" vorzubeugen, wird von jedem Sklaven, der die Reise mitmachen will, eine schriftliche Einwilligung seines Herrn verlangt und dann eine Liste der Angeworbenen sammt Angabe der Namen ihrer Herren an die Regierung geschickt, welche nun erst die vorgeschriebenen Pässe ausstellt, ohne welche die Sklaven nicht fortdürfen. All diese Vorsichtsmaßregeln helfen aber nicht viel, denn wem es darum zu thun ist, seinem harten Herrn zu entlaufen, der gibt einfach einen falschen Namen an oder bringt einen gefälschten Erlaubnißschein bei. Niemand hat Zeit und Lust, seine Aussagen und Papiere einer genaueren Prüfung zu unterwerfen, und so wird der Betreffende eben auch auf die Liste gesetzt und mitgenommen. Die ersten 8 oder 10 Tage geht alles gut. Dann wird der Mann auf einmal krank oder lahm und muß entlassen werden. Der Missionar nimmt natürlich an, er werde so bald als möglich zu seinem Herrn in die Stadt zurückkehren, statt dessen sucht und findet aber der Deserteur — ohne viel Mühe — anderswo ein Unterkommen und sein Herr sieht ihn nicht wieder. Während meiner letzten Reise giengen auf diese Art zwei Sklaven durch, und einen dritten mußten wir Tag und Nacht bewachen (!). Wiederholt warf er seine Last hin und wollte davonspringen; doch gelang es, ihn schließlich mit sammt seiner Last sicher wieder in die Hauptstadt zu bringen.

„Wie ich die Sache auch ansehe, unter allen madagassischen Sitten und Einrichtungen ist dies Institut der „Hausſklaverei" dasjenige, das am entsittlichendsten wirkt und allem wahren Fortschritt am meisten entgegensteht."

Ein Schiedsgericht nach der Bibel.

Eine merkwürdige Erfahrung hat neulich der schottische Missionar Turnbull im Himalaja gemacht. Eines Tages erschienen nämlich drei sog. Sadhus oder indische Bettelmönche und eröffneten ihm: Die Sekte, zu der sie gehören, sei mit einer andern Sekte in einen Lehrstreit gerathen und einer ihrer Genossen hätte in der Hitze des Kampfes und in der Hoffnung, ihn zu überzeugen, einen der Gegner mit Schlägen traktirt. Der einzige Erfolg sei aber gewesen, daß er, der eifrige Verfechter ihrer Sache, jetzt im Gefängniß sitze; der Missionar möchte nun helfen, daß ihr Freund wieder freigelassen werde. Wie bei ihnen die sog. Gurus eine fast unumschränkte Macht ausüben, so meinten sie, daß auch er als Guru (Religionslehrer) der Engländer nur ein Wort zu sagen brauche, um einen, der durch die englische Polizei ins Gefängniß gekommen, wieder zu befreien. Natürlich mußte Miss. Turnbull ihnen erklären, daß er gerade, weil er der englische Guru, d. h. ein Prediger der Gerechtigkeit sei, unmöglich zur Freisprechung eines Schuldigen beitragen könne. Das sahen sie denn auch ein und stimmten dem Gesetz bei, daß es gut sei. Dagegen kamen sie nun mit einer zweiten Bitte: Sobald ihr Freund seine Strafe abgesessen, möchte Herr Turnbull die Vertreter der zwei streitenden Parteien vor sich kommen lassen, ihre Sache untersuchen und dann als Schiedsrichter handeln; dabei sollten die beiden Parteien sich im Voraus schriftlich verpflichten, daß diejenige, welche Unrecht bekomme, sofort das Christenthum annehmen müsse, die andre aber ungestört im Genusse ihres Rechtes bleiben solle.

Auf eine solche Abmachung konnte der englische Guru nun freilich nicht eingehen; in der Hoffnung aber, daß doch etwas Gutes dabei herauskommen könnte, versprach er das Schiedsgericht zu übernehmen. Tag und Stunde der Zusammenkunft wurden festgesetzt, und mit erstaunlicher Pünktlichkeit erschienen zur bestimmten Zeit etwa zwanzig Männer, „denen ich nun“ — so fährt Miss. Turnbull fort — „Recht sprechen sollte. Die orthodoxe Partei be-

ſtand aus Vegetarianern, die einen Roſenkranz trugen, die Schaſtras (hl. Schriften) zu leſen und das gewöhnliche Götzenzeichen ſich auf die Stirne zu malen pflegten, während die ketzeriſche Partei den Roſenkranz verwarf, von keinem Buch etwas wiſſen wollte, Fleiſch aß, ſtatt des Tika-Zeichens ſich das ganze Geſicht mit der Aſche von Kuhmiſt beſchmierte und ſonſt gar kein äußeres Religionszeichen gelten laſſen wollte, weil Gott nur im Geiſt angebetet werden könne, — dies das einzige Körnlein Wahrheit in einem ganzen Haufen von Unſinn. Ich erklärte nun, daß ich die Bibel als mein oberſtes Geſetzbuch der Unterſuchung zu Grunde legen werde, und entſchied dann unter beſtändiger Hinweiſung auf Schriftſtellen im Ganzen zu Gunſten der Fleiſcheſſer. Das Fleiſcheſſen, ſagte ich, ſei etwas Unſchuldiges, die Schaſtras der Hindus und der Roſenkranz dagegen ſeien weniger als nichtsnutzig; was aber das Tika-Zeichen betreffe, ſo ſei es entſchieden ſchöner, als die greuliche Sitte, ſich das ganze Geſicht mit Aſche zu verunſtalten.

„Im Lauf der Unterhandlungen fragte ich ſie wiederholt, was ſie über Gott und den Teufel, über Leben und Tod, über Himmel und Hölle, über Gerechtigkeit und Sünde für Anſichten hätten, und ihre ſtets wiederkehrende Antwort lautete: „Wir wiſſen nichts; aber es ſteht Alles in unſren Schaſtras, gehet zu unſerem Guru.“ (Der wohnt beinahe 100 Stunden von Dardſchiling in Nepal.) Uebrigens hatten ſie etwas, wie eine große Landkarte über den Weg zum Himmel bei ſich. Auf der einen Seite ſah man die Hölle, auf der andern Seite den Ort, wo Wiſchnu in Herrlichkeit und Seligkeit thront. Dazwiſchen wanden ſich zwei Wege, der des Lebens und der des Todes, in allen möglichen Drehungen, Schlingungen, Senkungen und Hebungen in ganz verworrener Weiſe hin und her, ſo daß jeder Beſchauer das tiefſte Mitleid bekommen mußte mit den armen Sündern, welche an der Hand eines ſolchen Wegweiſers den rechten Pfad finden ſollen. Sie bekannten denn auch, daß ſie durchaus nicht ſagen könnten, an welchem Punkte der Reiſe ſie bereits angekommen ſeien; ja nicht einmal, ob ſie auf dem rechten Wege ſich befänden. Ihr Guru werde ſie ſchon richtig führen, alles zu ſeiner Zeit. Arme betrogene Seelen! Welche Gelegenheit zum Predigen des Evangeliums! Nun, ich benützte ſie und beſchenkte überdies die wenigen unter ihnen, welche leſen konnten, mit den wichtigſten und paſſendſten Stücken aus dem Buch des Lebens. Sie dankten mir

herzlich und verabschiedeten sich mit dem Versprechen, daß sie Anhänger des neuen Guru und des neuen Buches werden wollten, von dem ich ihnen gesagt; aber abgesehen davon, daß ihrer drei zweimal in die Missionskirche gekommen sind, habe ich nichts mehr von ihnen zu sehen bekommen. Wir müssen warten. Und wir müssen beten."

Missions-Zeitung.

Afrika.

Ein junger Schotte, Friedrich Stanley Arnot, der von klein auf den Wunsch hatte, Missionar in Afrika zu werden und sich Livingstone zum Vorbild genommen, ist im Juli 1881, nachdem er etwas Medicin studirt und sich in der Schreinerei und Schmiedekunst geübt, nach Natal gereist und von dort bis zum Stamm der Barotse am oberen Sambesi vorgedrungen. Unterwegs fand er freundliche Aufnahme bei König Khama von Schoschong, wo er auch von Missionar Hepburn Unterricht in der Betschuana-Sprache erhielt. Als er Abschied nahm, um in der Begleitung einiger Jäger des Königs die gefährliche Weiterreise anzutreten, sagte die Gemahlin Khama's mit Thränen zu ihm: „Möge Gott mit dir gehen und mit uns bleiben und dich mit Segen füllen!" Unter allerlei Abenteuern und Entbehrungen, namentlich infolge von Wassermangel, gelangte er nach Panda Matenka, wo er einen alten Händler Westbeech fand, der für ihn dolmetschte, ihn mit Rath und That unterstützte und ihn an den Sambesi begleitete. Im Herbst 1882 waren sie glücklich an der Grenze des Barotse-Landes angekommen und hatten eine Zusammenkunft mit den Häuptlingen, welche sich beklagten, der Pariser Missionar Coillard habe sein Versprechen, daß er zu ihnen zurückkehren und sich bei ihnen niederlassen wolle, nicht gehalten; ob er wohl ein ehrlicher Mann sei? wenn er nicht wieder komme, so handle sich's darum, ob man den Jesuiten, welche an der Grenze des Landes warten, den Eintritt gestatten solle. Bekanntlich ist ja eine große jesuitische Missionsexpedition seit einiger Zeit bemüht, am oberen Sambesi feste Stationen zu gründen. Aber bis jetzt haben die Barotse nichts von ihnen gewollt. Sie fürchten sich vor ihnen, weil sie in ziemlicher Zahl gekommen sind; sie werfen ihnen Unehrlichkeit vor und sind mißtrauisch, weil sie „nicht von demselben Stamm wie Livingstone" sind! Erst als sie sich überzeugt

hatten, daß Arnot nicht zu den Katholiken gehöre, erlaubten sie ihm, den Sambesi zu überschreiten und in ihr Land zu kommen. Er sagte ihnen nun, Coillard sei durch widerwärtige Umstände ganz gegen seinen Willen im Basutoland festgehalten und werde sein Versprechen gewiß noch ausführen. Die Weiterreise zum König nach Lialui durfte Arnot erst antreten, nachdem er die Häuptlinge versichert hatte, daß er im Lande bleiben und nicht gleich wieder davonlaufen werde. Wenn er bleibe, würde man den Jesuiten die Niederlassung nicht gestatten. Nun gieng Herr Westbeech voraus nach Lialui, wirkte seinem jungen Freunde die Erlaubniß des Königs zu einem Besuch in seiner Residenz aus und sandte ihm die nöthigen Boote, Führer ꝛc. entgegen. Mit Spannung sehen wir weiteren Nachrichten über dieses kühne Vordringen entgegen.

Was Coillard betrifft, so hat er seine alte, vom Krieg schwer geschädigte Station Leribe bis jetzt nicht verlassen können. Die Zustände sind dort so schwierig, daß man die Station nicht einem unerfahrenen Neuling anvertrauen kann. Ende Mai feierte er noch das 50jährige Jubiläum der Pariser Mission im Basutoland mit, um dann alle dortigen Stationen der Reihe nach zu besuchen und die eingebornen Christen für die Sambesi-Mission zu begeistern.

— Der von Coillard bei Seleka stationirte Basuto-Evangelist Aser hat trotz Hungersnoth und Bürgerkrieg treulich auf seinem einsamen Posten ausgehalten. Als ihm Zwillinge geboren wurden, erwarteten die Eingebornen, er werde eins der Kinder tödten, er taufte aber das eine Pako, d. h. „Wechsel" (der Sitte), das andere Tebogo, d. h. „Lobpreis" — ein schönes Thatzeugniß.

— Der Evangelist Kukwe, der mit seinem Genossen Diphukwe in 5 Jahren 200 Heiden am Ngami-See bekehrt hat, hat die Basuto-Gemeinden durch einen Besuch erfreut.

— Seit 2. Juli 1870 arbeiten finnische Missionare im Ovamboland. Die jetzt dort stationirten 4 Brüder stehen schon 12—13 Jahre lang auf diesem überaus schwierigen Posten. Im Jahre 1882 sind 2 junge Brüder ihnen zu Hilfe gesandt worden. Und am 6. Januar 1883 sind endlich in Ondonga die Erstlinge getauft worden, nachdem schon früher der Schulbesuch (43 Knaben und 46 Mädchen) sowie der Besuch der Gottesdienste (auf einer Station von 60 auf 150, auf einer zweiten von 60 auf 300) sich gehoben hatte. „Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich. Unsere Thränensaat ist zur Freudenernte geworden. Jetzt kann ich mit dankerfülltem Herzen schreiben: die erste Christengemeinde ist in unserm geliebten Ondonga gegründet; am letzten Erscheinungsfest wurden dort 6 junge Männer als Erstlinge getauft!" So schreibt Herr Totterman, der Direktor dieser Mission, aus Helsingfors an den Herausgeber von „Africa", und wir freuen uns mit ihm.

Am 7. Juni 1876 war ein junges Ovambo-Mädchen, Eva Maria Nauguroschi, in Helsingfors getauft worden, im Lande selbst hatten erst 1879 einige Jünglinge um die Taufe gebeten, waren aber durch das Mißfallen der Häuptlinge so eingeschüchtert worden, daß sie zu den Barmer Missionaren ins Herero-Land flohen. Als 1880 einer von diesen Taufkandidaten mit Briefen zurückkam, lauerte man ihm auf, und nur mit genauer Noth entkam er wieder. Er und 3 andere Ovambos wurden am 6. November 1881 in Omaruru im Herero-Land getauft. Durch die Nachricht hievon ermuthigt, meldeten sich andere 7 zur Taufe. Ein halbes Jahr darauf durfte der oben erwähnte Jüngling unangefochten zurückkehren und als Gehilfe in einer der Schulen zu arbeiten anfangen, und jetzt hat der König sogar selbst erklärt, er wünsche, daß sein ganzes Volk Unterricht erhalte. Weitere Taufen stehen bevor. Außerdem befinden sich noch 6 Ovambos bei den Barmer Missionaren im Taufunterricht. Dort im Herero-Land ist auch Eva Maria an einen der Getauften verheirathet. Wahrscheinlich werden sie alle bald in ihre Heimat zurückkehren, wo nach dem langen Winter des Heidenthums nun ein herrlicher Frühling angebrochen ist.

— Während des Kriegs ist das Depot der britischen Bibelgesellschaft in Alexandrien verbrannt. Die Gesellschaft hätte einen Schadenersatz von 17 bis 18,000 Mk. dafür fordern und erhalten können, hat aber hierauf verzichtet, da diese Zahlung doch nur durch neue Steuern von der armen egyptischen Bevölkerung hätte geleistet werden müssen. Für diese edle That hat der Chedive der Gesellschaft danken lassen.

— Die schwedische Missionsstation M'Kullo in Ostafrika zählt jetzt 76 Gemeindeglieder. Letztes Jahr wurden 6 neue aufgenommen und 9 Christenkinder getauft. Jeden Morgen und Abend wird Gottesdienst gehalten. Die Arbeit der Missionare ist Predigen, Verbreiten christlicher Bücher in amharischer, arabischer und der Galla-Sprache, Krankenpflege, Hausbesuche und Unterricht in den Schulen und Werkstätten. In der Knabenschule sind 43 Schüler in 4 Klassen. Außer ihrer Muttersprache (Amharisch) lernen sie hier Aethiopisch (die abessinische Kirchensprache), Schwedisch (!) und Deutsch (!!), Geschichte, Geographie, Mathematik und Religion. „Abgesehen von dem bildenden Einfluß des Sprachlernens überhaupt, erweist sich die Kenntniß des Schwedischen in vieler Hinsicht als nützlich. Wenn z. B. neue Missionare ankommen, können sie mit Hilfe des Schwedischen gleich einige Lektionen in der Schule geben (!). Auch profitiren die Eingebornen viel aus schwedischen Büchern, die man ihnen je und je als Geschenk schickt. Das Amharische hat ja nur eine ganz geringe Literatur." Fast täglich kommen Kranke. Geschwüre, Wunden und dergl. können die Missionare behandeln; solche aber,

die an inneren Krankheiten leiden, müssen meist fortgeschickt werden. Für Abessinien kann fast nichts geschehen. Nicht einmal Bücher in der Landessprache sind erlaubt.

— Nach Briefen von Missionar Mackay verhält es sich mit der Aufhebung der katholischen Mission in Uganda ganz anders, als die „Missions Catholiques" meinen. Ihrer eigenen Aussage gemäß beabsichtigten die Priester nach Unjanjembe zu gehen und sich in Mirambo's Land niederzulassen. Sie nahmen einen ansehnlichen Vorrath Elfenbein und 40 „losgekaufte" Sklavenjungen mit sich. Als Grund ihres Abzugs gaben sie an, daß sie nicht frei im Lande herumreisen dürften und daß es kein Familienleben in Uganda gebe, da jedem Mann seine Frau unter ganz geringfügigen Vorwänden genommen werden könne. Missionar Mackay schreibt: „Obgleich es uns natürlich sehr leid thut, die Gesellschaft von Europäern, welche uns soviel näher stehen als die Eingebornen, zu verlieren, so wird unsere Lehrarbeit jetzt doch zweifellos ungehinderter vor sich gehen. Weit besser wäre es gewesen, sie wären nie hierher gekommen und hätten unserem Werk jenen Stoß erspart, den es gleich anfangs dadurch erlitt, daß sie ein anderes Evangelium nach Uganda brachten, welches das von uns gepredigte ausschloß. Ihr Kommen hat viel Schaden angerichtet und ich fürchte, durch ihr Gehen wird das nicht wieder ganz gut gemacht werden."

— Die „African Lakes Company" hat Herrn H. Drummond ausgesandt, damit er die Uferländer des Njassa- und Tanganjika-Sees geologisch und botanisch erforsche. Der Straßenbauer Stewart wird ihm bei seinen Reisen und Untersuchungen behilflich sein. Man hofft Kohlenlager zu finden.

— Die Livingstonia-Mission am Njassa-See gedeiht und breitet sich aus. In Edinburg ist das Evangelium Johannis, ein ABC-Büchlein und ein großes illustrirtes Lesebuch in der Tschitonga-Sprache gedruckt worden. Der Uebersetzer ist Dr. Laws.

Der Kaffer-Evangelist Kobi hat das Vertrauen der Häuptlinge Mombera und Tschipatula gewonnen und darf frei predigen. Bei des ersteren Kraal hat er wiederholt 1500 Zuhörer gehabt. Gegen die Schulen hat Mombera noch ein eifersüchtiges Mißtrauen. Er meint, es dürfe nichts gelehrt werden, was er selbst nicht zuvor gelernt!

— Die amerikanischen Missionare im Zulu-Land berichten von einer Erweckung, welche durch einen Besuch Dr. Sommerville's und eines schottischen Laienpredigers Russell, der seit einiger Zeit in Natal gewirkt und in Durban sogar eine blühende Gemeinde gesammelt hat, auf ihren Stationen Umwoti und Mapumulo angefangen hat, nachdem schon in der Gebetswoche ein mehr als gewöhnlicher Eifer sich gezeigt hatte. Die Missionsarbeit auf diesem dürren Boden hat damit einen neuen Aufschwung genommen.

— In Biggarsberg, einem Außenplatz der Station Impolweni, taufte am 14. Mai der schottisch-freikirchliche Missionar Scott 47 Zulus: Männer, Frauen und Kinder. Sie sind die Frucht der dreijährigen Arbeit des ungelehrten eingebornen Gehilfen Shem Ahlubi, der bis jetzt nicht einmal regelrecht besoldet war, sondern nur gelegentlich eine Unterstützung erhielt. Nach der Taufe wurden drei der Neubekehrten zu Aeltesten ernannt — der erste Schritt zur Organisation des nun beginnenden Gemeindelebens. Missionar Scott und seine Frau freuten sich, daß die fröhlichsten und verständigsten Gesichter, welche in der zahlreichen Versammlung ihnen auffielen, eben die der Taufkandidaten waren. Vor drei Jahren waren sie alle noch nackte Wilde. Bei ihrer Taufe fühlte Missionar Scott „wenigstens einen Vorschmack pfingstlicher Zeiten."

In Impolweni hat Missionar Scott auf Wunsch der Regierung voriges Jahr 1300 Eingeborne geimpft. Zähneausziehen und Arzneivertheilen gehört auch zu seinen täglichen Geschäften.

— Im Kafferland haben sich die Gemeinden der schottisch freikirchlichen und die der vereinigten Presbyterianer-Mission zu Einem Kirchenkörper verbunden — in aller Form Rechtens.

— Herr von Lesseps hat sich entschieden für die Neutralerklärung des Congo-Gebietes erklärt. Wenn nur die großen Herrn vor einigen Jahren auf Dr. Grundemann's Vorschläge gehört hätten!

— Die „Primitiven Methodisten" haben auf Fernando Po in Westafrika 2 Missionare und 112 Kirchenglieder (Bubi-Sprache); in Alival, Südafrika, 2 Missionare und 234 Kirchenglieder.

— Lady Huntingdon's Mission in Sierra Leone wird ganz durch Eingeborne, 24 an der Zahl, getrieben. Ihr Vorsteher S. Williams berichtet von 1335 vollen Gemeindegliedern und 182 Kandidaten.

— Die letzten Briefe aus Bailunda sind vom 27. April. Die Missionare sind gesund und eifrig mit Sprachstudien beschäftigt. König Kwikwi befindet sich auf einem Kriegszug, hat aber brieflich den Missionaren verboten, seine Leute für sich arbeiten und weitere Vorräthe von der Küste kommen zu lassen; er fürchte, sie hätten Böses im Sinne. Zugleich befiehlt er, sie sollen ihm sofort ihre wasserdichten Regenmäntel schicken, er „brauche" sie! In der Schule werden nun die 10 Gebote gelernt und das zweite Kapitel Matthäi ist übersetzt.

— Statt des krank zurückgekehrten Missionars Phillips ist Missionar Hamilton, früher in Sierra Leone, als englischer Sekretär für die Niger-Mission ausgesandt worden. Mit ihm zog der Missionsarzt Dr. Percy Brown. Mehrere Angestellte der Niger-Mission sind entlassen worden einfach in Befolgung des Grundsatzes, daß „geistliche Arbeit nur von geistlichen Menschen gethan werden könne."

Australien.

Durch die Güte von Pastor Egen ist uns der zweite Jahresbericht einer seit 2½ Jahren unter den Eingebornen am Murrumbidge-Fluß in Neusüdwales bestehenden Mission zugekommen. Die Station heißt Warangesda, der Missionar Gribble. 55 „Schwarze", 35 „Halbschwarze" und 10 „Quadronen" genießen hier christlichen Unterricht, Pflege und Aufsicht. Alle Altersstufen vom 70jährigen Greis bis zum neugebornen Säugling sind da vertreten. Viele scheinen bereits getauft zu sein und der Bericht versichert, daß es an den guten Früchten einer gründlichen Bekehrung nicht fehle und daß der Wandel dieser verachteten Schwarzen hinter dem der Durchschnittschristen durchaus nicht zurückstehe, so laut auch immer manche „Weiße", die's besser wissen sollten, in die Welt hinausschreien, diese Schwarzen hätten keine Seelen und was von ihrer Bekehrung zum Christenthum berichtet werde, sei alles „Mondschein". Eine „christliche Dame" (?) wird erwähnt, die einmal zu Missionar Gribble sagte, das Beste, was man mit den Halbschwarzen anfangen könne, sei, sie gleich wenn sie zur Welt kommen, todtzuschlagen; Seelen hätten sie ja doch keine! „Das war die aufrichtige Meinung einer Dame von Bildung und Lebensstellung." Demgemäß ist denn auch das größte Hinderniß dieser Mission die schändliche Aufführung der Weißen, welche öfters die männlichen Pfleglinge der Station in Schnapsbuden locken und ihnen dort zu trinken geben oder gar schwarze und halbschwarze Frauen verführen und als Konkubinen bei sich behalten. Auch ein Knabe, der drei Jahre lang in christlicher Pflege gewesen ist und dessen Angehörige alle auf der Station leben, wurde von gottlosen Weißen „entführt". Während einer schrecklichen Dürre hatten alle Stationsbewohner schwer vom Wassermangel zu leiden. Eine Menge von Schafen starb am Hunger, weil nichts Grünes mehr wuchs; die Kängurus verschwanden; dazu brach eine Fieberepidemie aus, welcher drei Schwarze erlagen. Unter den Freunden, welche Geldbeiträge für diese Mission in Empfang nehmen, ist auch der Bischof von Goulburn genannt. Wir schließen daraus — sonst findet sich keine Andeutung — daß dieselbe anglikanisch ist.

Neu-Guinea.

Vor sieben Jahren hatte der Londoner Missionar Macfarlane mit zwei Männern der Wissenschaft den Fly River bis zu einem Punkt 50—60 Stunden oberhalb seiner Mündung befahren. Seither aber war nichts geschehen, um auf diesem Wege das Evangelium ins Innere von Neuguinea zu tragen. Nun hatten aber im Spätjahr 1882 9 Zöglinge der Industrieschule und des Lehrerseminars auf der Murray-Insel ihren vierjährigen Kurs vollendet und standen zur Aussendung bereit. Da glaubte der Missionar die Zeit zu einer neuen Expedition an den Fly River gekommen, der

„Ellengowan," das Missionsschiff, wurde in Bereitschaft gesetzt, ebenso ein kleineres Packboot „Mayri," und am 30. Oktober die Reise angetreten. Vierzehn eingeborne Seminaristen begleiteten den Missionar.

An den ersten 3 Tagen kam man nur langsam voran und nichts außerordentliches fiel vor. Der vierte aber brachte eine überraschende und sehr werthvolle Entdeckung. Man kam an eine Stelle in der Torres-Straße, wo auf der Karte eine Menge Riffe und Untiefen verzeichnet stehen und wo schon viele Fahrzeuge ihren Untergang gefunden. Da erklärte einer der Seminaristen, zwischen der Spitze des sogenannten Warrior Reef und Bristow Island gebe es eine prächtige Durchfahrt, die einen in ruhiges Wasser bringe, wo man sicher vor Anker gehen könne. Man folgte seinem Rath und entdeckte in der That eine Durchfahrt, die beinahe eine Stunde breit und auch für die größten Schiffe tief genug ist, dazu im Schutze des Riffes einen vortrefflichen Ankerplatz. Die „Missionsdurchfahrt" soll fortan diese Wasserstraße genannt werden. So hat nach dem Recht, das dem Entdecker zusteht, Missionar Macfarlane sie getauft.

Nun wurde der Ellengowan in Sicherheit gebracht und die Weiterreise auf dem Mayri flußaufwärts angetreten. Am zweiten Tag wurde das Dorf Bampton erreicht, wo vor einigen Jahren zwei christliche Lehrer aus Lifu sammt ihren Frauen als die ersten Märtyrer Neuguineas von den unwissenden Wilden erschlagen worden waren. In 7 Kanus kamen sie jetzt dem Missionsboot entgegengerudert, nicht ohne einige Zeichen von Mißtrauen und Furcht. Missionar Macfarlane gelang es jedoch, eine Versammlung auf dem Ufer zu veranstalten, den Zweck seiner Mission zu erklären — ohne der Ermordung jener Lehrer Erwähnung zu thun — und das Versprechen von ihnen zu erhalten, daß sie gerne christliche Lehrer aufnehmen und freundlich behandeln würden. Ja, der Häuptling ließ sich überreden, die Reisegesellschaft auf ihrer Weiterreise zu begleiten unter der Bedingung, daß sie ein großes Dorf auf dem gegenüberliegenden Ufer vermeiden wolle. In diesem Dorf war kürzlich ein neues Rath- oder Versammlungshaus gebaut worden und es verlautete, daß die Eingebornen dort entschlossen seien, den ersten besten Reisenden, welche in ihre Nähe kommen würden, die Köpfe abzuschneiden und mit diesen das neue Haus zu schmücken. Es gelüstete also niemand nach einer näheren Bekanntschaft gerade mit diesem Dorf.

Der Häuptling von Bampton war ein echter alter Wilder und so schmutzig, daß die jungen Seminaristen sich nicht enthalten konnten, eine gründliche Wäsche mit ihm vorzunehmen, indem sie ihn energisch mit Seife rieben und ganze Eimer voll Wasser über ihn goßen. Missionar Macfarlane meint, der alte Mann werde in seinem ganzen Leben wohl noch nie so rein gewesen sein und auch nie wieder ein

zweitesmal so rein werden, als bei dieser Gelegenheit.

Von Bampton gieng's weiter nach Mibu, einer kleinen Insel auf der Westseite des breiten Flusses, die Missionar Macfarlane sich zum Ausgangs- und Mittelpunkt der in dieser Gegend zu gründenden Mission ausersehen hat und deren Bewohner schon früher ein Geschenk von ihm angenommen und ihre Bereitwilligkeit, auch Lehrer bei sich aufzunehmen, erklärt hatten. Jetzt konnte aber nichts mit ihnen verhandelt werden, da der eingeborne Dolmetscher sich beharrlich weigerte, den Missionar nach Mibu zu begleiten.

Die nächste Station war Sumai, ein großes Dorf auf der Ostseite des Flusses. Mit Mühe gelang es, über den tiefen Schlamm und Schmutz des Ufers hinüber die Landung zu bewerkstelligen. und als das gelungen war, sah der Missionar sich gegenüber einem Haufen nackter Männer in drohender Haltung, während die Weiber und Kinder alle in einem langgestreckten Gebäude beisammen saßen. Kaum hatte er ihnen nothdürftig den Zweck seines Kommens auseinandergesetzt, so flog ein Pfeil aus dem Gebäude in einen Baum hinein gerade über den Häuptern der Weißen und einer von den Wilden — wahrscheinlich der Dorfpriester — stürzte, eine Keule schwingend, auf die Eindringlinge los. Der Missionar hatte den Eindruck, daß dies nicht der Ausdruck der allgemeinen Volksstimmung sei und daß nur eine kleine Partei ihm die Landung zu wehren suche; angesichts der drohenden Gefahr aber zog er sich natürlich sofort zurück und vermied dadurch einen blutigen Zusammenstoß. Indessen wurde der „Mayri" von Kanus umringt, die alle mit Sago beladen waren, und ganz friedlich konnte ein Vorrath davon für die Missionsanstalt auf der Murray-Insel eingekauft werden.

Es wurden nun noch einige Dörfer besucht und dann die Rückreise angetreten. Seither hat Missionar Macfarlane noch allerlei Erkundigungen über die von ihm besuchte Gegend einziehen können und zu seiner großen Freude erfahren, daß 19 Dörfer mit etwa 12,000 Einwohnern da sind, welche alle dieselbe Sprache sprechen — im vielsprachigen Neuguinea eine Seltenheit! Einstweilen sind die Eingebornen noch zu erregt durch das Auftreten eines Queensländer Regierungsbeamten, der in der Nachbarschaft einige Dörfer für angebliche oder wirkliche Missethaten gezüchtigt hat. Sobald sie etwas ruhiger sind, sollen die christlichen Lehrer in Mibu und an beiden Ufern des Fly Flusses angesiedelt werden.

Das Missionsboot „Mayri" ist leider im Februar während einer stürmischen Nacht untergegangen, nachdem 10 Evangelisten, die darauf waren, sich hatten retten können. Dagegen hat auf der Murray-Insel im Januar ein neu errichtetes, geräumigeres und solideres Anstaltsgebäude eröffnet werden können, und an Stelle des „Mayri" baut jetzt Missionar Macfarlane mit seinen Zöglingen

selbst ein neues Fahrzeug, für welches nur die Anker, Segel und Metalltheile aus England kommen.

Indien.

Die Bevölkerung von Britisch Indien, welche sich alle 10 Jahre um 6½ Procent vermehrt trotz Hungersnöthen, Epidemien und Auswanderung, zählt jetzt 254 Millionen. Von diesen sind 187,937,460 Hindus, 6,426,511 Dämonen-Verehrer, 3,418,884 Buddhisten, 1,853,426 Sikhs, 1,221,896 Dschains, 50,121,586 Muhammedaner und 1,862,634 Christen, darunter 963,058, also die Hälfte, Katholiken, und 528,590 Protestanten.

Von den 46 evangelischen Kirchen und Gesellschaften, welche in Indien arbeiten, sind 12 presbyterianisch, 5 anglikanisch, 6 lutherisch (Basel eingerechnet), 8 baptistisch, 4 independentisch, 3 methodistisch, 1 herrenhutisch, 1 quäkerisch, 9 „isolirt". Die Beiträge der eingebornen Christen für kirchliche Zwecke belaufen sich jährlich auf 4 Mk. per Kopf.

— Im Telugu land haben die amerikanischen Baptisten v. J. 2074 Heiden, dazu in der ersten Hälfte des laufenden Jahres wieder gegen 2000, im Ongol-Distrikt allein 1170, neu getauft. Ausgeschlossen wurden im v. J. 387, also nur etwas mehr als 1 Procent. Die Gesammtzahl der Gemeindeglieder beträgt jetzt 24,000. „Diese sind aber fast alle Neubekehrte, an Bildung, christlicher Erkenntniß und Fähigkeit zur selbständigen Verwaltung und Unterhaltung ihrer kirchlichen Einrichtungen weit hinter den Christengemeinden z. B. in der Karenenmission zurück. Doch sind sie Christen, viele von ihnen sogar recht thätige und ernste christliche Arbeiter. Aber es bedarf vieler Jahre des Wachsthums in der Gnade und in der Erkenntniß unsres Herrn Jesu Christi, bis sie im Stande sein werden, ihr Kirchenwesen selbständig zu führen. Im Ongolgebiet allein sind es jetzt über 20,000 Christen. Bis zum Jahr 1881 bildeten diese alle nur Eine große Gemeinde, die von der Hauptstation aus geleitet wurde. In dem genannten Jahr aber wurden 26 Zweiggemeinden organisirt und jetzt ist das ganze große Gebiet von 10,000 englischen Quadratmeilen in 5 Kreise mit ebensovielen Hauptstationen (Ongol, Cumbum, Winukonda, Narasarawapetta und Baputla) eingetheilt. Dadurch wird der Verkehr der Missianare mit den eingebornen Christen und Gehilfen erleichtert und der Stand der Gemeinden gehoben werden. Denn so sehr wir uns freuen mögen über die große Zahl der Bekehrten, so dürfen wir doch nie vergessen, daß die gründliche Unterweisung derselben noch eine unendlich große Arbeit ist. Dazu sind diese Leute überaus arm. Dreiviertel aller Gemeindeglieder sind Leute, die nicht über 40 Pfennig täglich verdienen, d. h. gerade soviel als für den Unterhalt einer Person ausreicht. Die übrigen, welche (sehr) kleine Bauerngüter besitzen, haben eine Freigebigkeit an den Tag gelegt, welche die der amerikanischen Durchschnittschristen weit übertrifft."

Einer der eingebornen Prediger, dem man großes Zutrauen geschenkt hatte, mußte wegen Trunksucht abgesetzt und ausgeschlossen werden.

Türkei.

Seit dem Sieg der Engländer bei Tel-el-Kebir scheint in der Türkei die Angst vor dem Eindringen des Christenthums und der muhammedanische Fanatismus wieder größer geworden zu sein.

Der Agent der amerikanischen Bibelgesellschaft in Konstantinopel hat die größte Mühe gehabt, bis ihm die Erlaubniß zum Druck einer neuen Auflage der türkischen Uebersetzung des Neuen Testaments ertheilt wurde. Man verlangte, es müsse auf dem Titelblatt bemerkt sein, daß dies Buch „nur für Protestanten" bestimmt sei! — Missionar Perry in Kara Hissar ist mit Ausweisung bedroht worden, weil er — nachdem alle öffentlichen Versammlungen verboten worden waren — in seinem eigenen Hause einen Gottesdienst gehalten hatte. — Der Missionsarzt Dr. Calhoun in Tripoli ist Monate lang allen möglichen Plackereien und Verfolgungen ausgesetzt gewesen. Seither ist er gestorben. — Am 21. Mai wurden die amerikanischen Missionare Knapp und Raynolds zwischen Musch und Bitlis von kurdischen Räubern überfallen, ausgeplündert, übel geschlagen, an Händen und Füßen gebunden und so liegen gelassen. Die Regierung hat versprochen, die Thäter zu bestrafen, aber man hat den Eindruck, daß sie nichts Ernstliches thut, um solche Ausschreitungen gegen „ungläubige Hunde" zu verhindern. Der in türkischen Diensten stehende Hobart Pascha schreibt an die Times: „Die türkische Regierung ist nicht im Stande, die starken Gefühle der Muhammedaner gegen England im Zaum zu halten, das von ihnen beschuldigt wird, einen der schönsten Edelsteine aus der Krone ihres Herrschers (Egypten) genommen zu haben..... Es gährt gewaltig in der muhammedanischen Welt..... Man sei vorsichtig."

Dazu stimmt nur allzu gut, daß eine türkische Zeitung in Konstantinopel, der „Terguman i Hakikut" vor kurzem einen langen und eingehenden Angriff auf das Christenthum, namentlich auf die 4 Evangelien, gemacht hat. Der Herausgeber des Blattes bemerkt dabei, die christlichen Missionare gewönnen in bedenklicher Weise Einfluß auf das Volk und ein längeres Schweigen muhammedanischerseits wäre soviel als ein Bekenntniß der eigenen Ohnmacht. Vielleicht giebt dieser Artikel Anlaß zu einer öffentlichen freien Diskussion, wie sie bisher in der Türkei nicht möglich war.

— In Adana, Kleinasien, hat sich infolge einer Erweckung die kleine nur 65 Glieder zählende evangelische Gemeinde um 80 bis 100 vermehrt, also mehr als verdoppelt. Unter den Neubekehrten sind frühere Trunkenbolde und Spötter; manche bis vor kurzem noch nie in einer protestantischen Kirche gewesen. Die Feindschaft der altarmenischen Priester facht das Feuer nur noch mehr an. In den letzten 6 Monaten hat

sich die Zahl der verkauften Bibeln und Neuen Testamente verdreifacht. Selbst viele Altarmenier, sowohl in Adana als auch in Tarsus, sehen jetzt die Nothwendigkeit einer Reform ihrer Kirche ein und suchen für die Abschaffung der Bilderverehrung und die Einführung von Gebetsversammlungen und ähnliche Neuerungen zu agitiren. Eine Gesellschaft zu diesem Zweck ist zusammengetreten.

Allerlei.

Ueber die Hermannsburger Mission entnehmen wir dem von Pastor Harms am letzten Fest erstatteten Bericht das Folgende:

„In Afrika hat der Herr in runder Zahl 1000 Heiden durch die heilige Taufe in sein Reich aufgenommen, dagegen aber 4 Missionare, Superintendent Hohls und die Brüder Blomeyer, Tönsing und Schröder, durch den Tod abgerufen, letzteren durch Mörderhand. Genaue Nachrichten über Schröder's gewaltsames Ende fehlen noch. In Indien geht das Missionswerk stetig, wenn auch langsam fort, etwa 100 Getaufte sind zu verzeichnen.

„In Neuseeland sind keine Taufen zu verzeichnen. Die Arbeit an den dortigen Heiden ist vielleicht die jammervollste, die es geben mag. Im Herzen Australiens arbeiten die Brüder rastlos und mit Erfolg; aber die Dürre des Landes und Wassermangel machen ihre Arbeit sehr schwierig. und es ist eine besondre Gnade Gottes, daß Er den Brüdern unverzagten Muth und Gesundheit bisher erhalten hat. Sie haben neuerdings eine Windmühle gebaut, um das Wasser aus dem tiefen Brunnen, den sie am Vinke gegraben haben, zur Bewässerung ihrer Gärten herauszuheben. Betet für alle Brüder in Afrika, Indien, Australien und Neuseeland, daß sie treu erfunden werden, und, ohne das Ihre zu suchen, arbeiten für den Herrn, dem unser letzter Hauch und Blutstropfen gehört. Die Gefahren für die Missionare sind groß; in Afrika, daß sie durch den verhältnißmäßig leichten Erwerb und Handel ihren Missionsberuf aus den Augen verlieren; in Indien, daß sie durch die Hitze lässig und bequem werden; in Neuseeland, daß sie muthlos werden und verzagen; in Australien, daß sie den Frieden untereinander nicht bewahren. Von den zuletzt ausgesendeten Brüdern sind 4 nach Queensland abgegangen, um dort den Deutschen zu predigen und die Mission unter den dortigen zahlreichen Heiden vorzubereiten. Der Herr wolle in Gnaden ihnen allen helfen und sie treu machen.

„Hier in den Missionsanstalten herrscht Friede und Eintracht. Sünder sind wir alle; aber ich hoffe auch arme Sünder, die nur aus Gnaden selig zu werden begehren. Der Herr wolle Gnade geben, daß wir still und demüthig unsre Straße ziehen und nur darnach trachten, daß wir unser Gewissen rein und unbefleckt erhalten in dem Blute Christi. Wir halten das Panier des lutherischen Bekenntnisses hoch empor und hoffen, daß unser Leben mit unsrem Be-

kenntnisse stimmen werde. Aber immer und immer haben wir zu beten: Gott sei uns armen Sündern gnädig!

„Die Liebe der Missionsfreunde und ihre Opferwilligkeit hat sich auch in diesem Jahre in wahrhaft ergreifender Weise kundgethan. Die Nordschleswigschen Brüder erhalten die indische Station Tripaty, die polnischen Brüder die Station Polonia im Betschuanenland, und die bremischen Brüder die Station Codur in Indien. Der Herr segne sie allesammt nach seiner Gnade und Treue und vergelte ihnen ihre Liebe. Die Theilnahme an unsrer Mission hat nicht ab-, sondern zugenommen. Der Herr segne alle Brüder und Schwestern und vergelte ihnen ihre Treue.

„Was die Buchdruckerei und Buchbinderei betrifft, so beläuft sich der baare Ueberschuß auf 13,172 Mk. 31 Pf., wovon auf die Buchbinderei 2863 Mk. 81 Pfg. kommen.

„Wahrhaft großartig sind die eingegangenen Liebesgaben an Lebensmitteln, an Arbeiten und an sonstigen Haushaltungsgegenständen.

„Was nun endlich die Jahreseinnahmen und Ausgaben an Geld betrifft, so beläuft sich die Einnahme auf 356,783 Mk. 18 Pfg. und die Ausgabe auf 341,230 Mk. 70 Pfg., so daß die Mehreinnahme 15,552 Mk. 40 Pfg. beträgt. — Unsere Schuld hat sich also um 15,552 Mk. 40 Pfg vermindert, so daß sie jetzt noch 31,102 Mk. 30 Pfg. beträgt gegen 46,654 Mk. 70 Pfg. vorigen Jahres."

— Die Unirten Presbyterianer von Schottland haben in Jamaika, Trinidad, Altkalabar, Kafferland, Spanien, Indien, China, Japan 71 Hauptstationen mit ebensoviel regelrecht organisirten Gemeinden, 10,808 Abendmahlsgenossen und 2,000 Katechumenen, 199 Schulen mit 12,524 Zöglingen und überdies 10,000 Sonntagsschüler. In die Arbeit theilen sich 50 ordinirte Missionare, 6 Missionsärzte, 17 eingeborne Pastoren, 7 europäische Lehrer, 12 europäische Lehrerinnen und 393 eingeborene Gehilfen. Der Zuwachs an Gemeindegliedern betrug im letzten Jahr 593. Diese Mission hat auch einen eingeborenen Evangelisten in Korea, der 3 Monate lang im Gefängniß sitzen mußte, weil er christliche Schriften verkauft hatte, dann aber freigelassen wurde, als man sich überzeugt hatte, daß er kein Katholik sei. Die Missionare in der Mantschurei stehen in beständigem Verkehr mit Koreanern, die in Geschäften nach Mukden und Njutschwang kommen, ja haben dort schon mehrere Koreaner getauft und das Neue Testament in ihre Sprache übersetzt.

— Die wesleyanische Missionsgesellschaft hat nach ihrem letzten Bericht auf 462 Hauptstationen und 2517 Außenplätzen in Europa, Indien, China, Süd- und Westafrika und Westindien zusammen 526 Missionare, 2059 Katechisten, Lehrer ꝛc., 8566 unbezahlte Arbeiter wie Sonntagsschullehrer und drgl., 91,276 volle Gemeindemitglieder, 14,489 Probemitglieder, 103,801 Schüler,

3 Druckereien. Die ganze Südsee-Mission steht unter der australischen Konferenz und ist hier nicht eingerechnet. Auch Südafrika und Westindien werden nächstens als selbständige Konferenzen erscheinen, nicht mehr als Missionsprovinzen.

— Einige anglikanische Missionsfreunde sind im Begriff, in London ein „Daheim" für zurückgekehrte Missionare zu gründen. Mancher, der krank und müde in der Riesenstadt ankommt, fühlt sich dort einsamer, als in der afrikanischen Wildniß und muß in irgend einer billigen Pension, die nichts weniger ist als ein Hafen der Ruhe, ein Unterkommen suchen.

— Die Londoner Missions-Gesellschaft allein besitzt schon 5 Missionsschiffe, eins in der Südsee, zwei in Neuguinea und zwei in Afrika. Die Betriebskosten, beinahe 100,000 Mk. jährlich, werden von Kindermissionsvereinen und Sonntagsschulen aufgebracht.

— Drei Kinder von Arabi Pascha werden in der amerikanischen presbyterianischen Missionsschule zu Kairo erzogen.

Todesfälle.

Am 22. Juli starb zu Stellenbosch in Südafrika im 79. Lebensjahr der rheinische Missionar Joh. Sam. Hahn. „Mein theurer Vater," schreibt uns sein Sohn Heinrich, „ist geboren 1805 zu Teutschenthal bei Halle. Er war 1834—53 rheinischer Missionar in Ebenezer, Bethanien und dem von ihm gegründeten Berseba, 1853—75 Missionsprediger im Rheinland und Westphalen. Eine tiefe Liebe und Sehnsucht nach seinem alten Arbeitsfelde bewog ihn, 1875 nach Südafrika zurückzukehren und bei seinem Sohn Johannes, Missionar in Stellenbosch, seinen Lebensabend zuzubringen. Dort ist er denn auch nach schweren Leiden im Frieden entschlafen. Es hat wohl kaum ein Missionar gelebt, der so gründlich und genau das Basler Missions-Magazin kannte und studierte in allen seinen Jahrgängen von Anfang an, als mein theurer Vater."

— Am 9. Aug. starb in England im 88. Lebensjahr Dr. Robert Moffat, der berühmte Betschuanenmissionar, Dr. Livingstone's Schwiegervater. Er war geboren am 21. Dez. 1795, wollte Anfangs Seemann werden, kehrte aber von der ersten Reise, die er als 12jähriger Junge mit einem Küstenschiff machte, so enttäuscht zurück, daß er ganz gerne wieder in die Schule gieng, und nun auf einen andern Beruf sich vorzubereiten anfieng. Er wurde Gärtner und trieb mit Begeisterung alles, was in dies Fach einschlug. 1815 wurde er in einer Missionsversammlung so ergriffen, daß er sich der Londoner Miss.-Gesellschaft anbot und von dieser auch angenommen wurde. Schon am 13. Okt. 1816 erhielt er gleichzeitig mit John Williams, dem Märtyrer von Eromanga, und 7 anderen die Ordination und segelte am 31. Okt. nach Kapstadt ab, wo die Kolonisten ihn keineswegs mit offenen Armen empfiengen und der direkten Missionsarbeit allerlei Schwierigkeiten

entgegenstanden. Eine ihm angebotene Stelle als britischer „Resident" bei einem Kafferhäuptling nahm er nicht an, um ganz frei und mit der Politik unverworren zu bleiben. Dagegen lernte er eifrig Holländisch, was ihm bald sehr zu Statten kommen sollte. Endlich erhielt er Erlaubniß, ins Innere vorzudringen und ließ sich im Namaqua-Land beim berüchtigten Häuptling Afrikaner nieder, der wegen eines Mordes von der Kap-Regierung in die Acht erklärt worden war. Bald war dieser wilde Mann sammt seinem Volk so umgewandelt, daß jedermann darüber staunte. 1818 machte Moffat eine Forschungsreise durch's Damra-Land, 1819 verheirathete er sich mit Frl. Mary Smith, die 50 Jahre lang seine treue Mitarbeiterin blieb, bis sie 76 jährig am 10. Januar 1871 in England starb. Aus Kapstadt, wo die Trauung stattgefunden, begab sich das junge Paar nach Griquatown und von da nach Kuruman ins Land der Betschuanen. Fünf Jahre lang predigte Moffat hier durch einen Dolmetscher — ohne Erfolg, bis er, einem Wink seiner Gattin (!) folgend, die Landessprache zu lernen und selbst in dieser zu predigen anfieng. Auch einige kleine Schulbücher übersetzte er und im Jahr 1832 konnte er mit einer Uebersetzung der drei ersten Evangelien nach Kapstadt reisen, um sie hier — auf der Regierungspresse — eigenhändig zu drucken. Noch aber war er mit dieser Arbeit nicht fertig, als aus England eine eigene Presse mit Papiervorräthen und allem Zubehör für ihn ankam. Mit diesem Schatz kehrte er auf seine einsame Station zurück. 1842 machte er einen Besuch in England, wo er den jungen Livingstone kennen lernte, der dann bald sein Mitarbeiter in Kuruman und sein Schwiegersohn wurde. 1870 kehrte Moffat für immer nach England zurück. 1872 ernannte ihn die Universität Edinburg zum Doctor der Theologie und 1873 ehrten ihn seine Landsleute durch ein Geschenk von 116,000 Mk. In Schoschong aber wurde zur Heranbildung von Betschuanenpredigern das sog. „Moffat-Institut" gegründet. Am 30. Nov. 1875 hielt er, von Dean Stanley aufgefordert, in der anglikanischen (!) Westminsterabtei einen Vortrag über die Mission in Afrika. Oefters trat er bei den Mai-Versammlungen in London und sonst als Redner auf, zuweilen predigte er auch in dem Kirchlein, das seinem stillen Landsitz bei Tunbridge-Wells zunächst lag. Seine Hauptarbeit aber ist die Uebersetzung des Neuen Testamentes und der Psalmen in die Betschuana-Sprache. An einer Uebersetzung von Bunyan's Pilgerreise arbeitete er noch bis zuletzt, soweit seine Schlaflosigkeit es ihm erlaubte. Noch am Tag vor seinem Ende war er im Garten beschäftigt. In Südafrika und in der ganzen Missionswelt wird sein Name unvergessen bleiben.

Bücherschau.*)

Aus dem Verlag von **C. F. Spittler** in **Basel** sind uns zugegangen und empfehlen wir folgende Schriften:

Lehren der Erfahrung für christliche Land- und Armenschullehrer. 5. Aufl. 256 S. Von Chr. H. Zeller. broch. Mk. 2.

Dieses nach Inhalt und Form in seiner Art klassische Buch sei diesmal besonders auch allen Missionaren empfohlen, die entweder selbst Schule zu halten oder Schullehrer zu erziehen haben. Es würde wohl verdienen, auch in fremde Sprachen übersetzt zu werden. Die neue Auflage enthält auch den in einigen früheren weggelassenen, aber sehr werthvollen IV. Theil „Vom Schulunterrichte."

Göttliche Antworten auf menschliche Fragen. Von Chr. H. Zeller. 5. Aufl. 144 S. broch. 65 Pf.

Im Anschluß an Luther's Katechismus werden hier 598 Fragen gestellt und mit vorzüglich gewählten Bibelsprüchen beantwortet. „Ein Muster von Fragestellung mit Schriftbenützung."

Das Kommen des Herrn für die Seinen. Eine Hinweisung auf das Ziel der Hoffnung der an Christum Gläubigen. Von W. Rheinland. 2. vermehrte Aufl. 204 S. broch. 80 Pf.

Glaubenstrost. Predigten, gehalten in der Kirche zu Montreux. Von O. Müller. 128 S. broch. Mk. 1.20.

Diese Predigten gehen nicht im hergebrachten Geleise einher, haben zuweilen sogar etwas Gesuchtes, ziehen aber durch ihren Gedankenreichthum und ihre edle Sprache an. Der Ertrag ist zum Bau eines deutschen Pfarrhauses in Montreux bestimmt.

Johannes Schneider. Ein Arbeiterleben aus dem Reich Gottes. Von J. Christen. 176 S. Mit Bild. broch. Mk. 1.20.

Schneider war zuerst Krankenwärter in mehreren Spitälern, dann Stadtmissionar in Genf. Seine Wirksamkeit ist ausgezeichnet durch jene Treue im Kleinen, die von der Welt nicht geehrt, im Reich Gottes aber um so höher geschätzt wird.

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Aus dem Verlag von **A. Stein** in **Potsdam:**

Predigten über die Evangelien aller Sonn- und Festtage des christlichen Kirchenjahres. Von Otto Heinzelmann. Zweite Aufl. Preis 5 Mk.

Diese Predigten — zuweilen etwas barock und im Ausdruck nicht immer ganz korrekt — enthalten eine gesunde Nahrung, die manch „geistreichem" Buch von glänzenderer Beredsamkeit vorzuziehen sein dürfte. Die kurzen Sätze empfehlen es besonders zum Vorlesen. Die kleinen Gebete am Anfang und Schluß jeder Predigt sind eine gute Zugabe.

Das Evangelium nach Johannes. Dritter Band des Neuen Testaments, forschenden Bibellesern durch Umschreibung und Erläuterung erklärt von H. Couard. Preis Mk. 1.60.

Auch dieser Band der von uns schon früher warm empfohlenen Bibelerklärung hat unsern Beifall. Namentlich für Sonntagsschullehrer und nicht gerade theologisch gebildete Evangelisten, Missionare, sowie für alle bibelforschenden Laien scheint uns dies Werk besonders geeignet. Von der modernen Kritik ist dasselbe nicht „angefressen".

Leitfaden für den evangelischen Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Töchterschulen. Von Dr. O. Fritsch. 60 Pf.

Dies praktische Büchlein enthält zuerst auf 6 Seiten etwas Einleitendes über natürliche und positive Religion, allgemeine und natürliche Offenbarung, Bibel und Symbole, dann auf 30 Seiten eine kleine Bibelkunde und einen Anhang (6 S.) über das christliche Kirchenjahr; Münzen, Maße und Gewichte und den sonntäglichen Gottesdienst.

Nachträgliches über Madagaskar.

Der englische Missionar Shaw, der von den Franzosen bald nach der Beschießung Tamatawe's ohne jede Ursache gefangen genommen wurde, ist endlich nach zweimonatlicher Haft, nachdem er dem Hungertode nahe gekommen, auf der Insel Bourbon (!) in Freiheit gesetzt worden.

Am 13. Juli ist die Königin Ranawalona II., die seit 1. April 1868 regiert hatte, gestorben. Eine Nichte von ihr hat als Ranawalona III. den Thron bestiegen. Der bisherige Premier-Minister bleibt im Amt.

Zwischen den Franzosen und den Eingebornen sind allerlei kleine Kämpfe vorgekommen, aber noch ist nicht abzusehen, was für ein Ende dieser sonderbare „Krieg" nehmen wird.

Bronze-Löwen in Peking.

Bilder aus der chinesischen Mission.

1. Heidenpredigt in Peking.

„In Peking," so erzählte Missionar Gilmour am letzten Jahresfest der Londoner Missionsgesellschaft, „haben wir drei Kapellen. Darunter darf man sich aber ja nichts Großartiges vorstellen, denn eine gewöhnliche chinesische Bude, etwas sauber hergerichtet, mit einem Aushängeschild über der Thüre, das ist die ganze Kapelle. Die Chinesen lieben hochtönende Titel. Da kann man elende, winzigkleine Kaufläden sehen, darin der Verkäufer kaum sich umzudrehen Platz hat, und über der Thür liest man: „Halle ewiger Tugend" oder „Halle zu den fünf Glückseligkeiten". So nennen wir unsre Kapellen denn nach Landesart „Halle zum Evangelium". Im Innern ist wenig zu sehen. Der Ladentisch und das Fachwerk sind entfernt, der Fußboden ist mit Backsteinen gepflastert; Bänke laden zum Sitzen ein und für den Redner ist eine kleine Platform angebracht. Wie's kommt, weiß ich nicht; aber so ist es: in der linken Ecke steht immer ein Tisch mit zwei Stühlen und auf dem Tisch ein Theekessel und einige Tassen; ohne Thee läßt sich ja in China nichts machen. An sechs Nachmittagen der Woche ist diese Kapelle geöffnet. Wenn nun der Missionar hereinkommt, ist's am natürlichsten, daß er sich auf einen der Stühle in der Ecke setzt und auf Zuhörer wartet. Oft begiebt sich das ganz von selbst, wenn es ein schöner Markttag und die Straße draußen gedrängt voll Menschen ist, da wogt oft die Menge nur so herein. Zuweilen aber wollen sich die Zuhörer nicht finden, und ein Einzelner, der etwa hereinschaut, läuft schnell wieder davon, sobald er den Fremden erblickt hat. An dem Einen Blick hat er übergenug und begehrt nichts mehr; und fragt man ihn, was er

dort drinnen gesehen, so wird er sagen: „Einen fremden Teufel.“ Das kann man armen unwissenden Landleuten gar nicht verübeln; haben sie doch über die Weißen schon die grausigsten Geschichten gehört, wie die den Leuten das Herz aus der Brust herausnehmen zu Zauberzwecken, wie sie den Leuten die Augen nur so im Handumdrehen stehlen, um sie als Chemikalien beim Photographiren zu verwenden; wie sie einem unbemerkt allerlei Zauberspuk anthun u. dergl. mehr! Natürlich, wenn einer solches und noch viel mehreres gehört hat und sieht nun — vielleicht zum erstenmal — solch einen weißen Mann, was kann er da Besseres thun, als ihm so schnell wie möglich den Rücken und Zopf zukehren? Vielleicht kommt aber auch ein muthiger Chinese herein. Der geht dann an den Tisch in die Ecke und setzt sich zum Missionar hin. Nun sind wir ein Pärchen. Es wird eine Tasse Thee eingeschenkt und angeboten, das verlangt von mir die Höflichkeit, und dieselbe Höflichkeit gebietet dem andern, den Thee nicht zu trinken. Zuweilen sehe ich dann später, während meiner Ansprache, den eingebornen Gehilfen so ganz von ungefähr leise an den Tisch herantreten, den Theetopf abdecken und die Tasse hineinleeren. Dann wärmt er denselben Thee noch einmal, um ihn einem andern anzubieten, und das geht vielleicht mehrmals so.

„Ist es einmal gelungen, mit Einem ins Gespräch zu kommen, so hat man bald auch die Kapelle voll; denn, obschon im Allgemeinen der Chinese sich nicht gerne mit einem Europäer einläßt, so hört er doch gar zu gerne einem Gespräche zu, das ein Andrer mit einem solchen führt. Hat man also Einen Mann fest, so tritt sofort ein zweiter und ein dritter dazu, um zuzuhören, und wenn dann ein ordentliches Häuflein beisammen ist, so betritt der Missionar die Rednerbühne und beginnt einen regelrechten Gottesdienst.

„Wenn Niemand kommen will, setze ich mich meist an die offene Thüre und rede Vorübergehende an. Am schlimmsten aber ist es, wenn in Peking der gefürchtete Nordwestwind weht. Da rennt nämlich alles so schnell als möglich durch die Straßen und der Missionar kann lang warten, bis er einen Zuhörer kriegt. Manchmal probirt er dann mit seinem Gehilfen ein Lied zu singen, was freilich oft sehr schwierig ist, wenn dieser Gehilfe eben kein Sänger ist. Doch gelingt es ja unter allen Umständen einen Lärm zu machen, und dieser lockt dann wohl etliche Neugierige herbei. Ist nun auf diese oder andere Weise endlich eine Zuhörerschaft zusammengebracht, so

hier stört, wenn sie in Missionsvereinen stricken und arbeiten. Auf diese Weise kriegen wir die Leute dran, daß sie vom Kreuz Jesu etwas hören. Ich kann auch bezeugen, daß manchesmal einer und der andre das Rauchen und Essen ganz vergißt und hungrigen Herzens das Wort vom Kreuz aufnimmt; denn dieses erweist sich auch in China als Gottes Kraft. Wenn wir erzählen, wie unser Herr den Himmel verließ und soviel Jahre lang auf der Erde in höchst unsympathischer, schlechter Gesellschaft zubrachte (und darüber kann ein Missionar, der schon lange unter dem fremden Volke lebt, mit einigem Gefühl reden!), wenn wir ihnen sagen, wie Christus aus Liebe für diese Menschheit sich martern und kreuzigen ließ, wie Er noch betete für die, die ihn tödteten, o das kann ein Herz erweichen. Und wenn ein Chinese noch so versunken, sinnlich und materialistisch ist, so hat er doch ein menschliches Herz, und wenn dieses Herz getroffen wird, dann lauscht es der Geschichte vom Kreuz. Nun möchten wir aber auch das Netz einziehen, darum laden wir nach der Predigt die Leute ein, an den Tisch heranzutreten und sich die dort liegenden Bücher anzusehen. Ich sage da etwa: „Jetzt werdet Ihr zum Nachtessen gehen wollen, Freunde; aber vielleicht habt Ihr mich, den fremden Mann, nicht völlig verstanden. Seht, in diesen Büchern könnt ihr die ganze Geschichte lesen, schwarz auf weiß.“ Während sie nun die Bücher ansehen und nach dem Preis fragen, kann man noch manches Wörtlein mit diesem und jenem reden, und einige kaufen Bücher, lesen sie und kommen dann wieder, um noch mehr zu hören und wieder ein Buch zu holen. So wird der Same ausgestreut. Ob er auf den Weg, auf Felsen, unter die Dornen oder auf gutes Land gefallen? — Gott weiß es. Aber durch treue Fürbitte können gewiß auch die Freunde in der Heimat mithelfen, daß der Same aufgehe und Frucht trage in's ewige Leben.“

---

2. Wie in Ku-tscheng-tsih eine Gemeinde entsteht.

Die China-Inland-Mission hat es sich bekanntlich zur Aufgabe gemacht, alle 18 Provinzen des Riesenreiches, selbst die unzugänglichsten und abgelegensten, mit Missionaren zu besetzen. So hat sie auch in Kiangsu zu arbeiten angefangen. Diese Provinz ist nicht so groß, wie die meisten anderen. Ihre Bodenfläche beträgt etwa

„Einmal streckte auch ein Weib ihren Kopf zur Kapelle herein — Weiber kommen selten — und blickte wüthend rings herum; da entdeckte sie den Mann, den sie suchte, und sofort schrie sie ihm zu: „daß du mir da herauskommst!“ und der arme Kerl sprang so schnell er konnte über alle Bänke hinüber der Thüre zu. Wir hatten alle herzliches Mitleid mit ihm. Keine liebliche Unterbrechung das!

„Zum Glück giebt es in China keine Kaste. Der vornehmste, reichstgekleidete Mann setzt sich ohne Anstand neben den lumpigsten Bettler; das ist schön. Ueberhaupt betragen sich die Zuhörer ganz fein, nach chinesischen Begriffen nämlich; man darf da keine europäische Erwartungen mitbringen. z. B.: Jeder Eintretende wird zuerst hinstehen und in der Kapelle herumschauen, während seine Hände ganz mechanisch nach dem Tabaksbeutel langen. In aller Seelenruhe stopft er sich sein Pfeifchen und schaut dann herum, an was er es anzünden könnte. Rauchen die Dasitzenden, so kriegt er von ihrem Feuer; rauchen sie aber zufällig nicht, so marschirt er getrost an den Tisch in der Ecke, wo immer Streichhölzer bereit liegen, und bedient sich.“

Missionar Gilmour, der uns dieses erzählt, sagt dazu: „Meine Herren Pfarrer! wie würde es Ihnen behagen, rauchenden Gemeinden zu predigen? Ich, für mein Theil, hasse den Tabak und wünsche immer, daß doch die Raucher ihren Rauch sammt dem Tabak verschlingen könnten. Aber hier zu Lande ist mir's ganz lieb, wenn meine Zuhörer rauchen, denn dann können sie doch nicht schwatzen. Das ist ja unser Wunsch, daß die Leute hereinkommen, sich's behaglich machen und hören, was wir zu sagen haben. Man sagt mir, der Tabak wirke beruhigend; da kann ich nur sagen, daß diese Raucher sehr leidenschaftliche Menschen sein müssen, denn trotz ihres Tabaks sah ich sie schon in ebenso schlechter und heftiger Laune, als Menschen, die nie rauchen. Zuweilen kommt ein Bursche herein mit einem Korb voll Nüssen und Melonen, die er da verkaufen will während meiner Predigt. Angenehm ist mir nun das nicht; aber fortschicken mag ich den Verkäufer auch nicht, denn die, welche nicht rauchen oder ihr Pfeifchen eben ausgeraucht haben, kaufen sich gern ein Paar Nüsse, krachen sie in der Hand und essen nun ruhig. Vielleicht wären sie ohne das nicht so lange und stille sitzen geblieben; das Essen stört sie am Zuhören ja nicht, so wenig es die Damen

hier stört, wenn sie in Missionsvereinen stricken und arbeiten. Auf diese Weise kriegen wir die Leute dran, daß sie vom Kreuz Jesu etwas hören. Ich kann auch begreifen, daß manchesmal einer und der andre das Rauchen und Essen ganz vergißt und hungrigen Herzens das Wort vom Kreuz aufnimmt; denn dieses erweist sich auch in China als Gottes Kraft. Wenn wir erzählen, wie unser Herr den Himmel verließ und soviel Jahre lang auf der Erde in höchst unsympathischer, schlechter Gesellschaft zubrachte (und darüber kann ein Missionar, der schon lange unter dem fremden Volke lebt, mit einigem Gefühl reden!), wenn wir ihnen sagen, wie Christus aus Liebe für diese Menschheit sich martern und kreuzigen ließ, wie Er noch betete für die, die ihn töteten, o das kann ein Herz erweichen. Und wenn ein Chinese noch so versunken, sinnlich und materialistisch ist, so hat er doch ein menschliches Herz, und wenn dieses Herz getroffen wird, dann lauscht es der Geschichte vom Kreuz. Nun möchten wir aber auch das Netz einziehen, darum laden wir nach der Predigt die Leute ein, an den Tisch heranzutreten und sich die dort liegenden Bücher anzusehen. Ich sage da etwa: „Jetzt werdet Ihr zum Nachtessen gehen wollen, Freunde; aber vielleicht habt Ihr mich, den fremden Mann, nicht völlig verstanden. Seht, in diesen Büchern könnt ihr die ganze Geschichte lesen, schwarz auf weiß." Während sie nun die Bücher ansehen und nach dem Preis fragen, kann man noch manches Wörtlein mit diesem und jenem reden, und einige kaufen Bücher, lesen sie und kommen dann wieder, um noch mehr zu hören und wieder ein Buch zu holen. So wird der Same ausgestreut. Ob er auf den Weg, auf Felsen, unter die Dornen oder auf gutes Land gefallen? — Gott weiß es. Aber durch treue Fürbitte können gewiß auch die Freunde in der Heimat mithelfen, daß der Same aufgehe und Frucht trage in's ewige Leben."

---

2. Wie in Ku-tscheng-tsih eine Gemeinde entsteht.

Die China-Inland-Mission hat es sich bekanntlich zur Aufgabe gemacht, alle 18 Provinzen des Riesenreiches, selbst die unzugänglichsten und abgelegensten, mit Missionaren zu besetzen. So hat sie auch in Kiangsu zu arbeiten angefangen. Diese Provinz ist nicht so groß, wie die meisten anderen. Ihre Bodenfläche beträgt etwa

das Anderthalbfache, ihre Einwohnerzahl aber das Fünffache von der Schottlands. Man kann sich also denken, wie enge hier die Leute auf einander wohnen. Und das trägt weder zur Verbesserung der Sitten bei, noch vermindert es die Vorurtheile gegen die Fremdenreligion. So haben denn auch die Missionare der genannten Gesellschaft hier mit viel Widerstand zu kämpfen gehabt, ja zeitweise ihre Thätigkeit unterbrechen müssen. Jetzt ist ihre Hauptstation die Stadt Jangtschau. Ein lediger Missionar, ein Missionsehepaar, drei eingeborne Evangelisten und drei Kolporteure haben hier ihr Hauptquartier, von dem aus dann noch vier zum Theil recht entlegene Außenstationen bedient werden. Eine von diesen, Ku-tscheng-tsih, verdankt ihre Entstehung dem Eifer eines bekehrten Soldaten, Namens Loh-tsü-en. Lassen wir uns von Missionar Tomalin die Lebensgeschichte dieses Mannes erzählen:

Loh-tsü-en wurde in früher Jugend durch die Taipings von seiner Vaterstadt vertrieben und in ihren Heerdienst gepreßt. Da lernte er die Doxologie singen — ohne die Worte zu verstehen — und hörte von Gott dem Vater und von Jesus reden, wie denn die Rebellen Stücke des christlichen Glaubens in ihre Religion aufgenommen hatten. Wenn die Missionare vom „Vater im Himmel" predigen, hört man jetzt noch zuweilen die Bemerkung: „Die Weißen da lehren die Religion der Taipings."

Bei der Besitznahme von Tschang-tschau durch die Kaiserlichen wurde unser Soldat gefangen genommen und nur wie durch ein Wunder vom Tode errettet, um fortan in der kaiserlichen Armee zu dienen. Dabei empfand er aber immer tiefer das Ungenügende und Unbefriedigende eines Lebens in der Welt und für die Welt, und da er nichts Besseres kannte, beschloß er, ein Buddhisten-Priester zu werden, um sich auf's Ewige zu bereiten. Das war vor etwa drei Jahren. Eben um jene Zeit besuchte Miss. Jones (von der englischen Baptisten-Mission) die Gegend, und der Soldat erfuhr, es sei ein Fremder gekommen, der eine falsche Religion lehre, die Leute betrüge und ihnen die Augen aushacke. Er suchte nun den vermeintlichen Volksverführer auf und hörte mit eignen, offnen Ohren die neue Lehre an. Das wurde der Wendepunkt in seinem Leben. Er besprach sich mit dem eingebornen Gehilfen des Predigers und kaufte mehrere Traktate von ihm. Nachdem die Fremden fortgegangen, fand der Soldat keine Herzensruhe mehr, er verlangte

nach weiterem Unterricht, ließ sich beurlauben und gieng nach Tsing-kiang, wo ein Katechist ihm weiteren Aufschluß gab. Doch das genügte ihm nicht; so reiste er weiter nach Jang-tschau, wo er Miss. Tomalin traf und von diesem ein Neues Testament, ja auch mündlichen Unterricht erhielt. Nun mußte er aber zum Militär auf seine Station zurück, allwo er sogleich in vielen Leuten ein Interesse fürs Evangelium erweckte und überhaupt dem Herrn Ehre zu machen suchte. Auf die Dauer jedoch vermochte er sein Soldatenleben nicht mit dem Wort Gottes in Einklang zu bringen und nahm daher seinen Abschied, obgleich er gerade damals gute Aussicht auf Avancement hatte. Ganz allein wanderte er jetzt nach seiner Vaterstadt, die er vor mehr als 20 Jahren hatte verlassen müssen und seither nie mehr gesehen hatte. Vergebens suchte er nach nahen Verwandten: die waren alle todt; doch nahm ihn ein weitläufiger Vetter freundlich auf und so begann er denn gleich mit der Predigt von Gottes Wort. Er war sehr eifrig im Bibelstudium und im Gebet; so segnete Gott seine Arbeit an den Seelen: der Eine und der Andre wurden gläubig, bis sich eine kleine Gemeinde jeden Sonntag zum Gottesdienst versammelte. Hie und da traf er den Missionar auf Reisen, und endlich schrieb er ihm und forderte ihn dringend zu einem Besuch auf. Ein solcher war nun damals leider nicht ausführbar; aber der treue Mensch ließ sich nicht entmuthigen, sondern arbeitete weiter, bis gegen 80 Leute in und um Ku-tscheng-tsih sich zur Annahme des Christenthums bereit erklärten. Nun war das Bedürfniß nach regelrechtem Unterricht so dringend, daß Tschen Loh-tsü-en den Weg unter die Füße nahm, um den Missionar auf seiner Station Jang-tschau aufzusuchen und, als er ihn hier nicht antraf, ihm bis nach Gan-king nachgieng, wo er ihn denn im Monat Juni wirklich fand. Er wollte durchaus nicht ohne den Missionar heimkehren, und da dieser durch allerlei Krankheits- und Todesfälle im Kreise der Missionsgeschwister hingehalten und an der Abreise verhindert wurde, wartete und wartete der wackere Mann 5 Monate lang, bis endlich im November Miss. Tomalin mit ihm ziehen konnte. In dieser Zeit aber hatten die Wahrheitsuchenden von ihren heidnischen Mitbürgern Verfolgung erlitten und einige waren schwankend geworden. Die Reise gieng über bewaldete Berge, wo Eber, Wölfe und Räuber hausen; ein bewaffneter Reiter mußte daher den Reisenden den Weg bahnen und als Herold dienen. Als

die Leute vernahmen, daß der Missionar jetzt endlich doch zu ihnen komme, eilten sie ihm jubelnd entgegen und erzeigten ihm alle mögliche Gastfreundschaft. Einer der Gläubigen, ein vermöglicher Kaufmann, trat dem Missionar sein eignes Bett ab und ließ ihn neun Tage lang in seinem Laden predigen, christliche Bücher verkaufen und Arzneien austheilen. Dieser Mann war unermüdlich im Dienst der Liebe, und dabei rühmte er immer, daß Gott ihn erlöst habe aus den Ketten des Opiums, das er 30 Jahre lang mit Leidenschaft geraucht hatte. Das war so zugegangen: Der arme Mensch wollte vom Opium frei werden; es gelang ihm aber nicht, obschon er allerlei einheimische wie europäische Mittel dagegen versucht und mit eigner Kraft immer wieder den Kampf aufgenommen hatte. Schon war er am Erfolg all seiner Anstrengungen verzweifelt, als er durch den Soldaten mit dem Christenthum bekannt und von der Wahrheit desselben überzeugt wurde. Oefters kam nun derselbe, um ihm aus der Bibel vorzulesen, und als er ihn einmal mit der Pfeife im Mund dasitzen fand, da rief er verwundert aus: „Was, du rauchst Opium? Das darf kein Christ thun!“ „Verbietet es die Bibel?“ fragte der Kaufmann. Der Soldat erklärte, vom Opium stehe zwar nichts in der Bibel; da aber dieselbe den Gläubigen verbiete, sich mit Wein zu berauschen, so sei jedenfalls das noch viel berauschendere Opium damit auch verboten. „O weh! was kann ich machen?“ schrie der Unglückliche. „Du mußt das Rauchen allmählich aufgeben, jeden Tag einige Körner weniger“ rieth der Freund. — „Das hab ich schon versucht; aber es half nichts. Ist aber das Opiumrauchen überhaupt sündlich, so ist auch wenig rauchen schon eine Sünde, und was Sünde ist, muß ich gleich und ganz abthun! koste es, was es wolle!“ Die Beiden beteten nun zusammen, und nach dem Gebet erhob sich der Opiumraucher mit dem festen Entschluß, nie wieder eine Pfeife anzurühren. Sofort schrieb er mit großen Buchstaben auf ein weißes Papier die Worte: „Im Gehorsam gegen den Willen Gottes verbiete ich mir von heute an sowohl das Opiumrauchen zu Hause, als auch den Besuch einer Opiumhöhle und überhaupt jede Art von Opiumgenuß.“ Dieses Papier klebte er so an die Wand, daß Jeder, der eintrat, es sofort sehen mußte. Gott ließ es dem Aufrichtigen gelingen; er wurde nicht bloß vollkommen frei von dem Laster, sondern der plötzliche Wechsel durfte auch seiner Gesundheit nicht im Geringsten schaden.

Wer auf den Herrn traut, wird nicht zu Schanden. Jetzt verkauft er heilige Schriften in seinem Laden und ist ein eifriger Verkündiger der neuen Lehre.

Missionar Tomalin blieb 9 Tage in Ku-tscheng-tsih (einem Ort mit 1500—2000 Einwohnern) und taufte daselbst 9 Männer und 2 Frauen. Als er fort mußte, brachten ihm die Leutchen einen alten spanischen Dollar und 1000 Kasch (Heller) als Beitrag; überdies trugen sie ihm und seinen zwei eingebornen Gehilfen alles Gepäck zwei Tagereisen weit durch den Schnee über die gefürchteten Berge hinüber. Der Missionar hatte vorher keine Ahnung gehabt, daß diese Reise so strapaziös und lang sein werde, und nun gieng ihm das Geld aus. Nachdem er mit seinen Genossen gebetet, kam ihm mit einemmal der lebhafte Wunsch, in einem Boot an den vorbeifahrenden Dampfer zu rudern, und siehe da! an Bord waren mehrere Missions-Geschwister, denen es eine Freude war, ihn zu sehen und ihm aus der Verlegenheit zu helfen.

In Ku-tscheng-tsih haben indessen die 11 Neugetauften allerlei Quälereien von Seiten ihrer heidnischen Landsleute zu erdulden gehabt, dabei aber solche Sanftmuth und Geduld bewiesen, daß mehrere der Hauptverfolger in sich gegangen sind und schließlich auch um die Taufe gebeten haben. Da war z. B. eine 78jährige alte Frau, die sammt ihrem Sohn die Christen bitter haßte, zumal da ihre Tochter und deren Mann auch zu ihnen getreten waren. Der Sohn, ein Opiumraucher und böser Mensch, ist seither gestorben; die alte Mutter aber wurde todtkrank. Die Christen beteten ohne Unterlaß für sie und suchten sie, wo möglich, zu versöhnen. Aber alles schien umsonst. Da kamen zwei Evangelisten, die der Missionar geschickt hatte, das kleine Häuflein der Gläubigen zu besuchen. Sie sahen auch nach der alten Kranken, und endlich brach das Eis: sie erklärte, daß sie auch Christo angehören wolle, und ließ alle Götzen aus ihrem Hause entfernen. Dann mußten die Christen für sie um eine baldige Erlösung beten, ja die Alte kroch selbst noch vor's Haus, um dort unter freiem Himmel Gott anzurufen, kehrte dann auf ihr Bett zurück, und als bald darauf ihre christliche Tochter hereinkam, fand sie die Mutter mit einem seligen Gesichtsausdruck im Todesschlaf daliegen! Am Leichenbegängniß nahmen alle Christen bewegten Herzens Theil und dankten Gott, der auf eine 78jährige Nacht der alten Heidin solch eine Morgenröthe hatte aufgehen lassen.

Jetzt warten 36 Erwachsene und 10 Kinder in Ku-tscheng-tsih auf die Taufe, und auch in den benachbarten Dörfern fängt es an sich zu regen. Jedermann weiß, daß die Uebergetretenen keinen weltlichen Vortheil gesucht haben, und der Muth, mit welchem sie gegen die Sünde des Götzendienstes Zeugniß ablegen und selbst unter Verfolgungen fest bleiben, flößt jedermann Respekt ein.

3. Ein seliges Ende.

Der amerikanische Missionsarzt Dr. Hunter in Tschinanfu erzählt: „Vor Kurzem ist einer unsrer Christen hier gestorben, der ein trauriges wechselvolles Leben hinter sich hatte. Von Jugend auf hatte er das Brot der Armut gegessen, und mit den Missionaren kam er erst in Berührung, nachdem die letzte große Hungersnoth ihn zum Aeußersten getrieben. Um dem drohenden Tod zu entgehen, waren seine Frau und er übereingekommen, daß sie als Sklavin in den Süden verkauft werden sollte. So war sie versorgt und die Zurückbleibenden hatten doch wieder etwas zu essen! Uebrigens war nur Ein Söhnlein da, und das war blind! Man sagte ihm, die Mutter sei gestorben, und von nun an hieng der arme Junge mit doppelter Zärtlichkeit an seinem Vater. Aber dieser war nicht im Stande, ihn zu ernähren. Er brachte ihn zu den Missionaren — nicht damit er den Heiland kennen lerne, sondern bloß, damit er zu essen kriege.

„Als die Hungersnoth vorbei war, mußte — oder durfte — der Junge zu seinem Vater zurück. Rührend war die Liebe, mit welcher die Beiden aneinander hiengen. Und dazu kam nun noch ein neues Band, das sie beide umschlang: die gemeinsame Liebe zum Heiland, den sie in dieser Nothzeit kennen gelernt. Auch gieng es ihnen im Aeußern jetzt besser. Der Vater bekam Arbeit und der blinde Sohn durfte das Singen lernen, um einmal seinen Dorfgenossen die Geschichte vom Leben und Leiden des Heilandes vorzusingen. Der Alte kam regelmäßig jeden Sonntag zur Predigt, um dann, an sein Geschäft in einer Bäckerei zurückgekehrt, sich geduldig darüber verspotten zu lassen, daß er einem ausländischen Lehrer folge und einen ausländischen Gott anbete. Meist erwiderte er kein Wort darauf, und so kam er am besten durch. Die ihn kannten, meinten, er sei zu ehrlich, um im Geschäft voranzukommen.

Da wurde er krank, und die Heiden, welche fürchteten, er werde sterben und dann als Geist zurückkehren, um sie zu plagen, warfen ihn zum Haus hinaus. So flüchtete er sich zu seinen Wohlthätern, den Missionaren, welche ihm erlaubten, über das bevorstehende Neujahrsfest bei ihnen zu bleiben. Aber sein Leiden verschlimmerte sich. Es war Herzwassersucht, und bald mußte man ihm eröffnen, daß das Ende vielleicht schnell kommen könne. O wie froh war er, ein stilles, freundliches Plätzchen zum Sterben zu haben; wie froh an den Dienstleistungen seines blinden Sohnes, den er nun immer um sich haben konnte. Von der bevorstehenden Trennung hatte er ihm noch nichts gesagt. Endlich in einer langen bangen Nacht, da er nach Luft schnappend da lag, eröffnete er ihm alles. „Njutsu," sagte der Alte, „du mußt nicht Heimweh nach mir haben, wenn ich gestorben bin. Ich gehe in den Himmel. Bisher waren wir beide miteinander allein, von nun an wirst du ganz allein sein. Aber der Herr Jesus wird für dich sorgen. Wünsche mich nicht zurück. Ich werde dann Ruhe haben; ich werde beim Lehrer Mc' Ilvaine (einem kurz vorher verstorbenen Missionar) sein. So, jetzt lege dich schlafen, ich will ein wenig ausruhen." Als es Morgen war, sagte er: „Ist es Tag? So, dann muß ich gehen." Aber es dauerte noch bis zum Nachmittag. Bewußtlos lag er da. Als aber „die ausländischen Lehrer" ihm von den vielen Wohnungen in des Vaters Hause lasen, da sagte er leise: „Hier habe ich keine Heimat gehabt, aber droben ist meine Heimat." Und als sie beteten, da sagte er wieder und wieder: „Ja, betet, betet! Jesus ist mein Herr, Jesus ist mein Erlöser" — alles wie im Halbschlaf. Dann kam er etwas mehr zu sich und wollte sein blindes Söhnlein sehn. Das arme Kind, das er so manchmal in kalter Nacht, wenn sie obdachlos dalagen, mit seinen eignen Lumpen zugedeckt, es lag ihm auch jetzt noch am Herzen. Dann wünschte er „die ausländischen Mütter" zu sehen und freute sich, als sie kamen. Nun lag er eine zeitlang ruhig da, richtete sich dann auf, öffnete die Augen weit und rief laut: „Lehrer Tschahs! Jesus ist treu! Jesus ist hier!" Das waren seine letzten Worte. Er sank zurück und war eine Leiche. Kein Zweifel hatte den Frieden seines Sterbebettes gestört. Die alte heidnische Furcht war gewichen, Buddha und all die Götzen waren vergessen; Konfucius mit all seiner Weisheit galt nichts mehr. Jesus war alles."

4. Lebensregungen in Formosa.

Aus Tamsui in Formosa schreibt unter'm 5. Juni der kanadische Missionar Dr. Mackay „an die presbyterianische Kirche Kanada's von Halifax bis nach Manitoba":

„Es giebt Zeiten in der Kirche, wo außerordentliche Bedürfnisse auch außerordentliche Anstrengungen fordern. Ich sehe das Jahr 1883 als ein epochemachendes für die Geschichte der Mission in Nord-Formosa an. Nach jahrelanger Mühe und Arbeit auf der Ostküste hat der Herr seinem seligen Evangelium endlich eine weite Thür geöffnet. Vor einiger Zeit telegraphirte ich, daß 1000 Heiden um christlichen Unterricht bitten. Jetzt sage ich zu wenig, wenn ich schreibe, daß mehr als 2000 ihre Götzen weggeworfen haben und dem Herrn der Heerschaaren zu dienen wünschen. Ich komme gerade aus jener Gegend. In einem Dorf haben wir eine prächtige neue Kirche eröffnet. Einer unsrer Zöglinge aus dem Oxford College heirathete ein Mädchen aus dem Dorf. Ich nahm die Trauung im Freien vor. 600 Ureinwohner, genau gezählt, und ungefähr 400 Chinesen waren dabei. Welch' ein Anblick! Und was für ein erhebender Schlußgesang, als sie das Lied „Wie lieblich klingt der Jesus-Nam'" nach einer ihrer rauhen Bergweisen anstimmten!

„In einem anderen Dorf will die ganze Einwohnerschaft (200) christlich werden und schon ist jedes Haus von den Götzen gesäubert. In wieder einem anderen sind Männer, Weiber und Kinder (beinahe 300 Seelen) wie Ein Mann herausgetreten; jetzt singen sie bereits christliche Lieder bis tief in die Nacht hinein. Die meisten dieser Leute müssen hart arbeiten, um ihr täglich Brod zu verdienen. Bis jetzt habe ich 9 von unsern bewährten Predigern unter ihnen stationirt. In einem Dorfe haben sie 150, in einem anderen 100 Arbeitstage zugesagt zur Errichtung einfacher, strohgedeckter Kapellen. Nur eine muß ein Ziegeldach kriegen, weil die benachbarten Wilden die Grasdächer anzuzünden und dann die flüchtenden Hausbewohner zu tödten pflegen. Als ich mit meinen Seminaristen eine Nacht in diesem Dorf zubrachte, hätte uns alle beinahe dieses Schicksal getroffen. Bald werden drei neue Kapellen fertig sein. Die Wohnhäuser der Leute sind klein, und ohne Kapellen kann die Arbeit nicht vorangehen. Die Leute sind über Erwarten bereit zu

helfen; daß sie aber alles allein thun, kann man ihnen nicht zumuthen. Man gebe uns 10,000 Mark oder so, und ich übernehme es, 10 Kirchen dafür zu bauen. Dann hätten wir 2000 Hörer und 10 Prediger..... Um Gottes Willen! schlagen Sie diese Bitte nicht ab und schieben Sie ihre Erfüllung nicht auf. Wir müssen das Eisen schmieden, so lange es heiß ist..... Beten Sie, o beten Sie für dies Werk, damit Jesus-Jehovah dabei verherrlicht und vieler Seelen Seligkeit geschafft werde!"

---

5. Ein Chinese über den Opiumhandel.

Herr Tong Kingsing, der Direktor einer großen chinesischen Dampfschiffgesellschaft, der seine Bildung den Missionsschulen in Hongkong verdankt, hat neulich England besucht und bei dieser Gelegenheit eine Rede über den Opiumhandel gehalten, der wir Folgendes entnehmen:

„Es thut mir leid, aus den englischen Zeitungen und aus Gesprächen, die ich mit Engländern gehabt habe, zu sehen, daß immer noch viele das Opium für gar nicht so gesundheitsschädlich ansehen, als es oft dargestellt wird, und daß viele nicht glauben wollen, daß es der chinesischen Regierung mit ihren Protesten dagegen wirklich ein Ernst ist. Ueber diese zwei Punkte möchte ich daher etwas sagen.

„Was die Schädlichkeit des Opiumgenusses betrifft, so rede ich aus Erfahrung. Ich habe leider viele Verwandte und Bekannte, die Opiumraucher sind. Einige rauchen seit 10 bis 15, andere seit 5 bis 6 Jahren, und ich weiß, daß, wenn einer einmal angefangen hat zu rauchen, er immer tiefer in die Gewohnheit hineingezogen wird und sie schließlich selbst beim besten Willen nicht wieder aufgeben kann. Hat einer ein paar Jahre lang geraucht, so sieht man es ihm sofort im Gesicht an. Kaum hat man das Rauchen angefangen, so verliert man den Appetit. Man ißt wenig und beim Schlafengehen nimmt man immer die Pfeife in's Bett mit, um zuweilen erst am nächsten Nachmittag vom Rausch zu erwachen.

„Als ich im vorigen Winter nach Korea gieng, wollte ein Bekannter, der seit 5 Jahren Opium raucht, mich dahin begleiten. Ich protestirte dagegen, weil das Opiumrauchen in Korea noch

unbekannt sei und es eine Schande wäre, wenn wir es dort einführen wollten. Aber er war entschlossen mitzugehen und gab zu diesem Zweck wirklich das Rauchen auf. Aber kaum waren wir etwa 10 Tage auf der Reise gewesen, so mußte er sich mit Ruhr und anderen Krankheitsanfällen legen und wieder zu seiner Pfeife greifen! Andrerseits kann ich Sie versichern, daß ich noch nie jemand daran habe sterben sehen, wenn er das Rauchen aufgegeben. Als ich 1856 in englischen Diensten auf Hongkong war, hatten wir einen der ärgsten Spitzbuben im Gefängniß, der etwas wie eine Unze Opium per Tag zu verrauchen pflegte. Wir sorgten dafür, daß er in ein Gewahrsam kam, wo er kein Opium erhalten konnte. Nach einem Monat sah er ganz verändert aus. Er wurde ganz dick und sein Körpergewicht hatte sich verdoppelt. Das beweist, daß es nicht unmöglich ist, das Rauchen aufzugeben.

„Es ist selbstverständlich, daß uns hunderte von Fällen bekannt sind, in denen Raucher sich selbst ruinirt haben. Zuerst rauchen sie sich arm, dann werden sie krank, müssen das Bett hüten und jammern, daß sie sterben müssen, weil sie zu schwach seien zu rauchen! Ich habe wiederholt beobachtet, daß Leute, die das Rauchen anfiengen, vom ersten Augenblick an alle Arbeit liegen ließen. Kopfarbeit und Handarbeit waren ihnen gleich verhaßt. Daher will niemand Opiumraucher in seinem Dienst haben. Sie sind geschwächt und können höchstens ein paar Stunden bei der Arbeit aushalten. So verlieren sie ihre Stellen und bringen sich und ihre Familien in's Elend.

„Vor zwei Jahren kam ich in eine Dorfschule in der Nähe von Peking. Als der Lehrer hörte, wer ich sei, ließ er sogleich die Aeltesten rufen, und die erste Bitte, welche diese mir vortrugen, war die, ich möchte doch den Generalgouverneur veranlassen, den Mohnbau in ihrer Gegend zu verbieten! Ich erwiderte, sie, die Aeltesten, könnten das ja selbst thun. Sie aber erklärten, die Versuchung zum Produciren von Opium sei so groß, daß sie ohne höhere obrigkeitliche Autorität nichts dagegen ausrichten könnten. Ich erwiderte noch einmal: der Lasterhafte bleibe doch lasterhaft; wenn er kein inländisches Opium haben könne, so verschaffe er sich ausländisches (indisches), und das sei noch schlimmer. Sie aber versicherten: nein, so sei es nicht; so lange nur das indische Opium zu haben war, hätte von hundert höchstens einer geraucht; seit aber Opium im

Lande selbst erzeugt werde, seien es wohl 20 unter 100, die dem Laster fröhnen; fast in jedem Hause könne man Raucher finden! Gerade das einheimische Opium sei der Ruin der Leute. So sprachen sie mit Thränen! — Das alles beweist doch, wie schädlich und gefährlich dies Gift ist, komme es nun aus Indien oder werde es in China selbst erzeugt.

„Die chinesische Regierung hat alles, was in ihrer Macht steht, gethan, um dem Opiumhandel ein Ende zu machen; das indische Opium aber ist dem Lande mit Kanonen aufgedrungen worden, und die Regierung konnte es nicht verhindern. Das habt ihr Engländer gethan; ja ihr habt eifrig dafür gesorgt, daß dieser Giftstoff in alle unsre Häfen komme und daß unsere Beamten nichts dagegen thun dürfen. Unsere Regierung hat nicht nur Gesetze dagegen erlassen, sondern je und je auch energische Schritte zur Unterdrückung des Opiumrauchens gethan. Der gegenwärtige Gouverneur von Nanking hat s. Z. als Oberbefehlshaber des Nordwestens jede Mohnpflanzung in Kansu und Schensi zerstören lassen. Nach der Hungersnoth in Schansi und Honan haben die Gouverneure dieser Provinzen nicht gestattet, daß Mohnfelder besät werden.*) Und erst kürzlich ist ein Gouverneur degradirt und seines Amtes entlassen worden, weil er von einem der kaiserlichen Censoren als Opiumraucher angeklagt war und seine Schuld nicht leugnen konnte. Auch von mehreren anderen Beamten weiß ich, daß sie als Opiumraucher abgesetzt worden sind. Kann man angesichts solcher Thatsachen noch behaupten, es sei der chinesischen Regierung nicht Ernst mit ihrem Kampf gegen das Opium?

„Dazu kommt noch ein Umstand, und zwar ein sehr beachtenswerther. Das Opium steht bis auf einen gewissen Grad der Ausbreitung des Christenthums im Wege. Kein Uneingeweihter kann sich vorstellen, mit welchen Schwierigkeiten die Missionare zu kämpfen haben. Da kommt ein Bücherleser in eine christliche Kapelle, setzt sich, hört ein paar Minuten lang zu, steht wieder auf und geht zur

*) Frl. Jones von der China-Inland-Mission begegnete neulich auf einer Reise durch die Provinz Kansu einem Mandarinen mit 20 Soldaten, welche auf seinen Befehl die Opiumfelder jener Gegend zerstörten. Es war kurz vor der Zeit der Reise. Freilich wurden nur die Felder betroffen, welche der Landstraße zunächst lagen.

Thüre hinaus, indem er ärgerlich ausruft: 'Die Missionare sollten lieber heimgehen und ihren Landsleuten sagen, daß sie China nicht mit ihrem Opium vergiften sollen, ehe sie kommen und uns ihre gute Lehre anpreisen!' Das habe ich selbst gehört. Und ganz allgemein wundert man sich in China darüber, wie die gleichen Leute, welche Missionare ins Land senden, auch den Opiumhandel treiben, ja erzwingen können. Viele Chinesen meinen, all der Reichthum Englands stamme von diesem Handel mit dem 'Schwarzen Reis'. So nennen sie das Opium, weil es den Rauchern ebenso unentbehrlich zum Leben ist, als andern Menschen die landesübliche Reisnahrung. Allgemein glaubt man, ihr Engländer hättet euren Wohlstand nicht der schwarzen Kohle, sondern diesem 'Schwarzen Reis' zu verdanken!

„Ich habe keinen Beruf, mich in politische Fragen zu mischen. Ich bin blos zu meinem Privatvergnügen nach England gekommen. Aber wenn ich sagen soll, was mir als Chinesen am Herzen liegt, was ich auch von kaufmännischem Standpunkt aus für das Richtige halte, und was der Nation, die im Namen der Gerechtigkeit und Sittlichkeit den Sklavenhandel abgeschafft hat, wohl gesagt werden darf, so möchte ich an Sie alle appelliren, die chinesische Regierung doch wenigstens zu unterstützen bei ihrem Versuch zur Bekämpfung der Uebel, welche durch Englands Schuld in China eingerissen sind. Wenn die englische Regierung etwas thun wollte zur Abschaffung des Opiumhandels, wahrlich, die chinesische wird sie mit Freuden darin unterstützen. Man sage nicht, es würde nichts helfen, wenn der Einfuhr von indischem Opium ein Ende gemacht würde, weil in China selbst ja so viel Opium gebaut wird. Denn wenn die chinesische Regierung nicht stark genug ist, den Mohnbau im eignen Lande ganz zu verhindern, ist das eine Entschuldigung oder Rechtfertigung für den englischen Opiumhandel? Wenn ein Bruder hingeht und den andern todtschlägt und ihr Vater kann es nicht verhindern, ist's dann wohlgethan, daß noch ein Fremder dazu komme, um jenen bei seinem Brudermord zu unterstützen?" *)

---

*) Daß dieser Brudermord zugleich eine Art Selbstmord ist, stellt sich leider immer klarer heraus. Neulich hat der aus China nach England zurückgekehrte Miss. Piercy ein Büchlein „Die Chinesen in London" herausgegeben, in welchem er Schrecken erregende Mittheilungen über die Zunahme

Auch Muhammedaner bekehren sich.

Jedermann weiß, daß die Missionsarbeit unter den Muhammedanern viel schwerer und anscheinend erfolgloser ist, als z. B. die unter den weniger fanatischen Hindus. Desto mehr freut es uns, wenn wir von der Bekehrung eines Moslem zu hören bekommen. Missionar Deimler in Bombay schreibt von mehreren ernsten Muhammedanern, die bei ihm christlichen Unterricht suchen und die er — von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt — gerne taufen würde, wenn nicht ein großes Fragezeichen im Weg stünde, nämlich das: wovon sollen diese Leute, die jetzt zum Theil gute Einkünfte haben, nach der Taufe leben? Durch den Uebertritt verlieren die Meisten alles, was sie haben, und immer wieder sollte der Missionar irgendwie im Stande sein, den Neugetauften ein Unterkommen, eine Anstellung, einen festen Verdienst zu verschaffen. Diese Muhammedaner, die etwa als Religionslehrer, als Schreiber und Gelehrte unter ihrem Volk angesehene und einträgliche Posten ausfüllen, haben doch zum größten Theil keine europäische Schulbildung, die sie etwa zu einer Anstellung bei der englischen Regierung befähigte. So wartet z. B. schon seit längerer Zeit ein wackrer muhammedanischer Schulmeister sammt seinem Töchterlein auf die Taufe. Wird er Christ, so verjagen ihn alsbald seine Landsleute von ihrer Schule und er steht brodlos da. Soll er nun den Schritt thun oder nicht? Ja, wenn er selbst Glauben genug hat, so thue er ihn, und der Herr wird ihn gewiß nicht zu Schanden werden lassen.

---

des Opiumrauchens in England und Amerika macht. Meist fängt das Laster damit an, daß man aus Neugier in eine chinesische Opiumbude geht, sich dort zeigen läßt, wie das Ding geraucht wird, es dann selber versucht und schließlich Geschmack daran findet. Solche, die selbst Opiumraucher geworden sind, suchen meist auch andere zu verführen! In Amerika, wo es vor 1868 noch gar keine weißen Opiumraucher gegeben haben soll, schätzt man ihre Zahl jetzt auf 20,000 neben 25,000 Chinesen, die dem gleichen Laster fröhnen. Miss. Piercy stellt seinen eigenen Landsleuten Amerika als ein abschreckendes Beispiel vor Augen und ruft alle Menschenfreunde auf, der einreißenden Pest nach Kräften zu wehren.

Aber der Missionar hat doch eine große Verantwortung und kann von sich aus solche Leute nicht drängen. "Das ist ein schwieriger Punkt, der wohl der besondren Theilnahme und Mithilfe der Missionsfreunde werth ist. Man will ja freilich keine „Reischristen", aber hungern lassen kann man die Neugetauften doch auch nicht, und sehr traurig ist der Gedanke, daß um solcher rein irdischen Rücksichten willen manche Taufe wenigstens hinausgeschoben werden muß. Es kam nun neulich ein interessanter Fall vor:

In Aurangabad arbeitet der eingeborne Prediger Ratondschi mit viel Hingebung und Eifer. Eines Tages kommt ein muhammedanischer Mulwi (Religionslehrer) zu ihm, ein gelehrter und sehr geachteter Mann, der um eine Unterredung bittet. Der Christ empfängt ihn höflich, und es folgt eine vier Stunden lang dauernde Disputation über das Christenthum; der Muhammedaner hatte nämlich bei einem seiner Schüler ein Evangelium Matthäi gesehen und gelesen, und wollte nun in Gegenwart mehrerer seiner Schüler diese Lehre widerlegen. Lautlos, in gespanntester Aufmerksamkeit lauschten die Jünglinge den zwei Streitenden, ohne auch nur eine Frage zu stellen. Nachher aber kam einer von ihnen zum Mulwi und erklärte, das könne er nicht begreifen, warum Muhammed im Grabe geblieben, während doch Christus auferstanden sei und — wie der Koran selbst lehre — jetzt im vierten Himmel lebe. Der Mulwi ließ den Frager einen schweren und einen leichten Stein auf die Wage legen, und als nun die Schale mit dem leichten in die Höhe gieng, der große Stein aber unten blieb, sprach er: „Siehe, so verhalten sich Christus und Muhammed zu einander, der Große bleibt liegen, der Leichtere fliegt empor!" Das war nun freilich keine sehr überzeugende Beweisführung; jedenfalls machte sie auf jenen Schüler den gewünschten Eindruck nicht; er las fortan fleißig in der Bibel und besprach sich wieder und wieder mit dem christlichen Prediger, der einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ja, zuletzt bat er dringend, ihn insgeheim zu taufen. Dieser Jüngling ist aus einer vornehmen Familie der Sayid, Vater und Onkel sind Gelehrte und hohe Beamte. Er selbst hatte schon eine Anstellung als persischer Sekretär mit 80 Mark Gehalt monatlich. Ratondschi konnte sich aber natürlich auf eine heimliche Taufe nicht einlassen, sondern rieth dem jungen Mann, nach Bombay zu Miss. Deimler zu gehen, um dort weiter unter-

richtet und später dann öffentlich getauft zu werden. Wie er gieng und stand, ohne Geld und Effekten, reiste der Jüngling ab, obschon es ihm fast das Herz brach, die Seinigen zu verlassen und zum allererstenmal in seinem Leben unter Fremde zu gehen. Mit Thränen in den Augen fragte er Ratondschi: „Wird man in Bombay auch gut und freundlich gegen mich sein, wie du es warst?“ Um Christi willen wagte er den großen Schritt. In Bombay wurde er natürlich beherbergt und nach mehrmonatlichem Unterricht öffentlich getauft. Aber nun kam die Frage des Lebensunterhalts. Für den vornehmen Jüngling, der schon guten Gehalt bezogen, war es natürlich doppelt drückend, arm und abhängig zu sein; aber er hatte noch gar nicht Englisch gelernt, konnte also auf keine Stelle hoffen. Einige Missionare und Freunde ließen nun den jungen Mann nach Batala im Pandschab kommen und wollen ihm dort für ein Unterkommen sorgen. Gewiß wird Gott es dem Aufrichtigen gelingen lassen.

Auch in Nordindien sind in neuerer Zeit einige Taufen von Muhammedanern vorgekommen. So wurde am letzten Christfest in Allahabad ein Perser getauft, der aus Schiras gebürtig ist, aber in Indien davon lebt, daß er Europäern Unterricht in seiner Muttersprache und im Arabischen ertheilt. Als bigotter Sufi und fanatischer Feind des Christenthums war er nach Allahabad gekommen. Hier gieng ihm aber ein bekehrter Landsmann, der als Munschi und Evangelist in der anglikanischen Mission dient, theilnehmend nach und vermochte ihn endlich, ein persisches Neues Testament anzunehmen. Einige Zeit darauf fand der Evangelist ihn in Thränen. „Warum weinst du?“ fragte er ihn. „Wegen meiner Sünden!“ lautete die überraschende und doch so willkommene Antwort. „Was hat dich denn dazu gebracht,“ forschte jener weiter. „Dies Buch,“ erwiderte der Erweckte, indem er aufs Neue Testament hinwies. Um diese Zeit mußte der Mann mit einigen seiner Schüler von Allahabad fort; zuvor aber besuchte er den Direktor des anglikanischen Predigerseminars und bat ihn, daß er mit ihm beten möchte. Einige Wochen später kam auch dieser Missionar nach Naini Tal, an den zeitweiligen Aufenthaltsort Abdallah's. Am nächsten Sonn-

tag hatten sie eine Zusammenkunft. Der Perser war seiner Sache noch nicht gewiß. Er verglich sich selbst einem Manne, der, nachdem er auf seiner Reise eine falsche Richtung eingeschlagen und seinen Irrthum eingesehen, an den Kreuzweg zurückgekehrt ist und sich nun besinnt, welch anderen Weg er wählen soll; der da scheint wohl der rechte zu sein; aber wer weiß, ob die Erfahrung nicht zeigen wird, daß auch er nur ein Irrweg? Am Sonntag darauf war er schon weiter, erklärte aber, daß er nicht öffentlich übertreten könne, heimlich würde er sich gern taufen lassen. Aber auch über diese Zaghaftigkeit kam er hinüber. Nach Allahabad zurückgekehrt, bat er offen um die hl. Taufe und erhielt sie, wie oben bemerkt, am Weihnachtstag 1882.

Nun auch einige Erfahrungen aus der amerikanisch-presbyterianischen Mission im alten Pharaonenlande. Man hatte gehofft, hier werde infolge der englischen Siege der religiöse Fanatismus nicht zu-, sondern abnehmen. Darin hat man sich scheint's getäuscht. Ein Muhammedaner, namens Mohammed Effendi Habib, der für den Regierungsdienst erzogen worden war, aber aus Gewissensgründen es vorzog Kaufmann zu werden, fieng an die Bibel und andre christliche Bücher zu lesen, ja vor einigen Monaten kam er, um die Taufe bittend, zu den evangelischen Missionaren in Kairo. Sie sagten ihm, was hiezu nöthig sei, und fortan studirte er noch eifriger als bisher die Bibel, lernte den Katechismus auswendig und war überhaupt so eifrig in diesen Dingen, daß seine zwei Frauen, sowie seine Kunden bald genug merkten, was los sei. Seinen Frauen erklärte er, sie seien frei, ihn zu verlassen, wenn sie wollten. Die eine kehrte darauf wirklich in's Haus ihres Vaters zurück, die andre aber blieb bei ihm. Von da an kamen Gelehrte, um mit ihm zu disputiren, und zwar in so aufdringlicher Weise, daß er, um Ruhe zu kriegen, in's Christenquartier übersiedelte. Während des Umzugs wurde er arretirt und unter dem Geschimpf und Gespei des Pöbels vor den Kadi geschleppt. Dieser fragte ihn aus über seinen neuen Glauben, suchte ihn einzuschüchtern und ließ ihn dann in ein greuliches Loch einsperren. Hier blieb er aber scheint's nur ein paar Stunden, da der englische Gesandte für ihn eintrat und es dahin brachte, daß man ihn, mit

Geld und mit Empfehlungen an den dortigen englischen Gouverneur versehen, nach Cypern gehen ließ. In Kairo wäre er seines Lebens nicht mehr sicher gewesen!

Es scheint übrigens, daß auch diese Verfolgung nur zur Förderung des Evangeliums hat dienen müssen. Denn soeben hören wir, daß am 15. Juli ein anderer Muhammedaner und zwar aus sehr angesehener Familie, namens Muhammed Ramsi, in Kairo selbst getauft worden ist! Er ist 22 Jahre alt und ein Schulkamerad des oben genannten Habib. Nachdem er das Regierungsgymnasium durchgemacht, studirte er 4 Jahre lang Medicin in Kairo und wurde dann mit 7 anderen jungen Männern, die sich in ihren Studien ausgezeichnet hatten, nach Frankreich geschickt. Hier blieb er etwas über ein Jahr und kehrte erst kurz vor Ausbruch des Kriegs nach Aegypten zurück. In Frankreich hatte er katholische Kirchen besucht und sich von katholischen Priestern in ihrer Lehre unterrichten lassen; ihr Bilderdienst aber hatte ihn vom Übertritt abgeschreckt. Da hörte er von der Bekehrung seines Freundes Habib, suchte die protestantischen Missionare auf und bat um die Taufe; aber sie wiesen ihn ab, da sie keine Spuren wirklicher Herzensänderung bei ihm zu bemerken glaubten. Er jedoch bekannte sich von da an als Christ, wurde ebenfalls vor den Kadi geschleppt, von diesem hart bedroht und mehrere Tage gefangen gehalten. Da er aber fest blieb, wurde er endlich freigelassen und nun hielten auch die Missionare mit der Taufe nicht mehr zurück. Dieselbe fand öffentlich vor vielen Zeugen statt und es muß sich nun zeigen, ob der Mann in Kairo wird bleiben können.

Und nun zum Schluß noch ein Beleg dafür, daß es Muhammedaner giebt, die nicht nur sich bekehren, sondern auch — was oft bezweifelt wird — als echte Christen wandeln und bis an's Ende ihrem Erlöser treu bleiben.

Am 19. Juni d. J. starb in Bhandara, fast 70 Jahre alt, eine im westlichen Indien wohlbekannte Persönlichkeit: der bekehrte Muhammedaner Munschi Abdas Salam. Er stammte aus einer muhammedanischen Gelehrtenfamilie in Porebander, einer Stadt an der Küste von Katjawad. Im Jahr 1843 hatten sich

hier presbyterianische Missionare aus Irland niedergelassen und schon ein Jahr darnach war es Miss. Montgomery gelungen, den ältesten Sohn dieser hochangesehenen Familie, der damals ein Mann in den besten Jahren war, von der Wahrheit des Christenthums zu überzeugen und ihn zu taufen. Er lebt jetzt noch und ziert durch seinen heiligen Wandel die Lehre Christi. Bald nach seinem Uebertritt waren ihm auch sein Weib und seine Kinder nachgefolgt; im Jahr 1845 hatte sogar das ehrwürdige Haupt der ganzen Familie, der 80jährige Maja Mohammed, sich taufen lassen, und wieder ein Jahr später hatte auch Abdas Salam sammt seiner Familie das Christenthum angenommen! Die Aufregung über den Abfall dieses ganzen Hauses war damals sehr groß, und lange Zeit hatten die Neubekehrten heftige Verfolgungsstürme zu bestehen. Auch die Missionare hatten schwer dabei zu leiden und mußten endlich ihre so hoffnungsvolle Arbeit in Porebander einstellen, da der Landesfürst entschieden für die Muhammedaner Partei nahm. Nach und nach verließen auch die Getauften den Ort, wo sie so lange mit großer Geduld die Schmach Christi getragen hatten.

Abdas Salam siedelte damals — es wird ums Jahr 1863 gewesen sein — nach Bombay über, wo er als Katechist der englischen Ausbreitungsgesellschaft Anstellung fand; und auf diesem Posten ist er bis an sein Ende geblieben. Persisch, Arabisch und mehrere indische Sprachen verstand er vollkommen, im Koran und der ganzen muhammedanischen Literatur war er sehr belesen, vor allem aber war er ein aufrichtiger, demüthiger Jünger Jesu, dessen ganzes Verlangen dahin gieng, den Heiland zu verherrlichen und Seinen Namen bekannt zu machen. Dabei war er voll Liebe und Freundlichkeit gegen jedermann. In seiner Familie erlebte er viel Heimsuchung: fünf erwachsene Söhne und zwei erwachsene Töchter, endlich auch seine Gattin giengen ihm im Tode voran. Er schickte sich aber auch in diesen Weg Gottes.

Unter den Muhammedanern in Bombay hatte er viele bittere Feinde; aber auch ihnen gegenüber verleugnete er nie den Geist christlicher Milde und Versöhnlichkeit. Seine letzte Krankheit dauerte vier volle Monate. Es war ein böses Fieber, das seine Kräfte allmählich verzehrte; und an schweren Stunden fehlte es da nicht. Als es gar nicht besser werden wollte, kam seine älteste Tochter, die an den bekannten Mulwi Safdar Ali verheirathet ist, und

nahm ihn mit sich in ihr Haus nach Bhandara. Aber die Reise griff ihn allzu sehr an, und schon nach drei Tagen hatte er seinen Lauf vollendet. Die letzten Worte, welche die Umstehenden aus seinem Munde vernahmen, waren der wiederholte Seufzer: „Jesus, Jesus, komm, Herr Jesus!"

Im »Bombay Guardian« hat der bekehrte Parsi Dhandschibhai Naurodschi diesem seinem Freund und Bruder einen rührenden Nachruf gewidmet. Daraus ist das Obige ein Auszug.

Die allgemeine Missionskonferenz in Kalkutta.

10. Die Selbständigmachung der eingeborenen Gemeinden.

Herr Satjanadan, der bekannte eingeborene Pastor der englisch-kirchlichen Missionsgemeinde in Madras, gab zunächst einen geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung der eingeborenen Gemeinden. Er findet besonders in den letzten Jahren einen bedeutenden Fortschritt in der Richtung auf Selbständigkeit. Während z. B. früher unbestreitbar in den Universitätsexamina die Brahmanenjünglinge die ersten Plätze einnahmen, so werden sie jetzt häufig von Christen aus dem Feld geschlagen. Was geistliches Leben anbelangt, so sind zwar Kastengeist, Mangel an Wahrheitssinn und an hingebendem Eifer hervorragende Schwächen unsrer Christen, aber doch fehlt es auch nicht an christlichen Charakteren, die dem Evangelium alle Ehre machen. Wenn es gleich mit dem Selbstunterhalt nur langsam vorangeht, so ist doch auch da ein Fortschritt nicht zu verkennen. Die kirchliche Missionsgesellschaft sieht darauf, daß ihre Angehörigen daran gewöhnt werden, wenn auch nur wenig, doch wenigstens etwas zur Bestreitung der Gemeindekosten beizusteuern. Der natürliche Gang der Dinge ist: Selbstunterhalt, dann Selbstverwaltung und endlich auch Selbstausbreitung.

Um die zweite Stufe zu erreichen, ist in den Tamilgemeinden eine Art Synode (Native Church Council) eingeführt, die ganz nur aus Eingebornen besteht und auch zum Präsidenten einen Eingebornen hat. Was die dritte Stufe, d. h. den Missionssinn der Gemeinden anbelangt, so findet der Redner zur Belebung desselben außer der Missionsfürbitte in Haus und Kirche, sowie steter Betonung des Gegenstandes in der Predigt, außer der Gewöhnung an Dankopfer, Missionsopferbüchsen, Missionsfeste u. dergl., besonders nöthig, daß die eingeborene Geistlichkeit in jeder Hinsicht tüchtig ausgebildet werde, so daß sie doch zum mindesten gleichen Schritt halten kann mit den Gebildeten unter den Heiden. Schließlich spricht Redner auch den oft gehörten Wunsch aus, daß doch die verschiedenen Missionsgesellschaften dahin streben möchten, daß ihre Arbeit in Praxis und Theorie mehr und mehr eins werde, so daß nicht die eine der andern im Weg stehe. Im Gegensatz zu den oft so geringschätzigen Urtheilen über unsere eingeborenen Christen legt Miss. Timpany (kanadischer Baptist) ein sehr warmes Wort für sie ein. „Sie sind ganz genau das, was wir aus ihnen gemacht haben," sagte er. Den Bekehrten in Ongol stellt er ein glänzendes Zeugniß aus. Sie haben freudig gelitten für den Herrn, Selbstverleugnung und Tödtung der sündlichen Begier gelte ihnen für etwas Selbstverständliches; freigebiger als sie seien überhaupt keine Christen. An jedem ersten Sonntag des Monats legen die Ongol-Christen ihre Gaben auf den Altar nieder, und auch die Gaben aus den umliegenden Dörfern werden hereingebracht. 50 Mann können ihren eigenen Pastor unterhalten, aber es müsse einer sein, der in Tracht und Lebensweise nicht verschieden sei von ihnen selbst, also nur ein Eingeborener. Lasse man doch Keinen in der Gemeinde existiren, der nicht mitträgt; wolle er nicht, dann besser fort mit ihm. Der Hindu ist sehr abhängig von der öffentlichen Meinung — das einzige gute Resultat der Kasteneinrichtung — das ist zu benützen und das Gefühl in unsern Christen zu wecken, daß es eine heilige Pflicht ist, zu geben und eine Verleugnung des Herrn — nicht zu geben. Schwierigkeiten sind: 1) die Entschuldigung mit Armut; aber wer nicht lernt von seiner Armut zu geben, gibt auch nicht von seinem Reichthum; 2) die Meinung, wenn man nur gehörig presse, gebe der Missionsbeutel immer wieder was von sich; 3) der Unterschied der Lebensweise zwischen dem Missionar und den

Gemeindegliedern. — Der beste Rath dagegen ist: all diese Schwierigkeiten einfach zu ignoriren, wie der berühmte Nelson einmal das Signal zum Einstellen des Feuers ignorirte und in Folge dessen die Schlacht gewann.

In der nun folgenden, sehr eingehenden Besprechung wurde leider viel geklagt über die Fehler der alten Missionare. Wir glauben, junge Missionare vergessen dabei oft, daß wenn sie an der Alten Stelle gewesen wären, sie es aller Wahrscheinlichkeit nach wohl genau ebenso gemacht hätten. Ein eingeborener Baptisten-Missionar, Herr Dutt, kann es den Vätern des Werks kaum verzeihen, daß sie, in abendländischen Vorurtheilen befangen, die alte Musik, über die sogar Sanskrit-Abhandlungen existiren, durch europäische haben ersetzen wollen und ihm die indische Instrumentalmusik (mit ihrem tom-tom!) für den Gottesdienst verboten haben. Wir können in diesem Stück von Herzen mit den ersten Missionaren fühlen, denn von wenigen brauchbaren Melodieen abgesehen, können wir in der indischen Musik nichts anderes sehen, als die, wenn auch entwicklungsfähigen, so doch noch ganz barbarischen Anfänge dieser Kunst. Daß Herr Dutt anders fühlt, ist begreiflich; daß aber unsere alten und neuen Missionare im allgemeinen etwas Besseres für die christliche Kirche in Indien anstreben, ist ebenso natürlich, und was die Basler Mission anbelangt, wissen die eingebornen Christen das auch zu schätzen und würden unsre schönen deutschen Choräle und Volkslieder nicht wieder gegen ihr form- und gedankenloses heidnisches Gejodel vertauschen. Im übrigen ist es schön, aber leider selten, daß eingeborene Prediger für das Nationale eintreten. Um den Weg anzudeuten, auf welchem unsre Christen zur Selbsterhaltung erzogen werden könnten, erzählt Redner sodann, sein Vater habe einen Götzen gehabt, dessen Unterhalt viel Geld gekostet. Schließlich habe er ihn einem Priester übergeben und mit diesem ein Uebereinkommen getroffen, nach dem er monatlich etwas zur Bestreitung der Kosten für die nöthigen Ceremonien liefern wolle. Seine Mutter aber, eine geschеidte Frau, habe, um das hiezu nöthige Geld aufzutreiben, täglich Morgens und Abends eine Hand voll Reis auf die Seite gethan und am Ende verkauft. Das habe er nun seiner Braut erzählt und diese thue das Gleiche jetzt für die Mission, was 1 Mark monatlich einbringe. Viele in seiner Gemeinde ahmen das nach und aus manchen Häusern kommen nun 1 Mark

bis 1 Mk. 10 Pf., da ja die Hände der Frauen nicht alle gleich groß seien. Der Amerikaner Hume aus Ahmednagar hebt hervor, die beste Hilfe, die man den eingebornen Gemeinden leisten könne, bestehe darin, daß man ihnen helfe, sich selbst zu helfen. Nur wenn ihr Christenthum sie etwas koste, werden sie es auch recht schätzen.

Der amerikanische Baptist, Miss. Smith, theilt mit, daß in Ceylon von den 13 Gemeinden seiner Gesellschaft zehn selbständig seien; die kleinste habe nur 17 Glieder und zahle doch ihren Pastor, das sei das Werk von 10 bis 11 Jahren! Wenn möglich, geben die Leute 1/10 ihres Einkommens; neben diesen monatlichen Gaben geben sie noch etwas vom Ernteſegen; manche geben auch täglich eine Handvoll Reis. Sie haben alles in allem 1014 Gemeindeglieder, und diese gaben letztes Jahr 11,600 Mk., wovon 8000 Mk. als Gehalte an die eingebornen Geistlichen bezahlt, 1400 Mk. für die Mission auf den umliegenden Eilanden verwandt wurden. Eine der schönsten Gaben ist die einer armen Frau von der Kaste der Palmbauern. Sie arbeitet im Feld und nimmt nur 3 Mk. im Monat ein. Davon gibt sie den Zehnten und noch eine Handvoll Reis täglich!

Auch der Wesleyaner Scott aus Ceylon erzählt, wie eine kleine Gemeinde dort eine Kirche beinahe ganz aus eigenen Mitteln erbaut habe. Als es an das Aufsetzen des Dachstuhls gieng, arbeiteten 100 Schreiner und Zimmerleute eine Woche lang umsonst. Nur für die Wohnung des Pastors und für eine Sonntagsschule wurde Missionsgeld in Anspruch genommen. Manche Gemeinden zahlen ihrem Pastor 120 Mk. monatlich; eine Gemeinde sandte an die Kommittee zu Haus 160 Mk. Dankopfer und 300 Mk. für eine Mission unter den Buddhisten. Miss. Blackett aus Kalkutta findet auch, daß man früher zwar viel, aber nicht weise gearbeitet habe und nun, wenn das unmündige Kind, das mit Trägern und Dienern groß gezogen worden, gehen solle, dann beginne es zu klagen und zu lamentiren. In Bengalen gehe es voran, Dank namentlich den Bemühungen des sel. Vaughan. Da gehe das Kind nicht nur, manchmal schlage es sogar aus! Dagegen bitten einige der anwesenden eingebornen Pastoren um Nachsicht und machen darauf aufmerksam, daß die Beine mancher Kinder eben besonders schwach

seien und es gefährlich sei, solche vor der Zeit zum Gehen forciren zu wollen. Der englisch-kirchliche Miss. Roberts aus Nasik findet auch in der isolirten Stellung mancher Gemeinden einen Hemmschuh: künstlich in ein „Christendorf" zusammengedrängt und nach außen abgeschlossen, verfallen die Neubekehrten leicht in jenes schwächliche, unzufriedene Wesen, das so schwer selbständig werden will. Es ist ein Glück, wenn ein ganzes Dorf christlich wird, aber nie sollte künstlich ein „Christendorf" hergestellt werden. Drollig waren die Schilderungen des Baptisten MacKenna aus Birbhum, die aber ein Licht werfen auf den langsamen Fortschritt in Sachen der Selbständigkeit. „Kürzlich schlug ich vor, das Gehalt der eingeborenen Geistlichen etwas herunterzusetzen; da fühlte ich aber bald, was David meinte, wenn er sagt, er sei von den Stieren Basans umringt gewesen. Vor vier Jahren war ich in einer Gemeinde und sah, daß die Kirche sehr der Reparatur bedürftig war; die eingeborenen Gehülfen sagten: „natürlich, Sie senden eine Subscriptionsliste auf der Station herum." „Nein," entgegnete ich, „ich sende sie bei euch herum." Das Resultat war befriedigend, so predigte ich am folgenden Sonntag über den Text: „Geben ist seliger als Nehmen." Als ich aus der Kirche gieng, begegnete mir eine Frau und sagte: „Sie haben uns eine schöne Predigt gehalten, doch sind Sie bereits drei Tage hier und haben mir noch nichts gegeben!" Aus dem Madura-Distrikt kamen schließlich auch noch erfreuliche Mittheilungen über die Selbständigkeit der dortigen Gemeinden, die im Unterschied von denen in Ceylon erst noch sehr arm sind. Die 14 Gemeinden zählen 2,500 Glieder und Miss. Chandler versichert, daß nicht eine davon irgend was von der Mission erhalte; die, welche sich noch nicht selbst erhalten können, werden aus einer gemeinsamen Hilfskasse unterstützt, welche die Eingebornen selbst errichtet haben. Die Gemeinden wählen ihre Pfarrer selbst. Kürzlich wurde ein ganz kleines Dorf christlich; als die Zeit kam, dort eine eigene Gemeinde zu organisiren und dieser einen Pastor zu geben, sagte ich dem dortigen Katechisten, einem eifrigen, wenn auch nicht sehr gelehrten Mann, ich werde seine Wahl zum Pastor bestätigen unter der Bedingung, daß er das Schicksal der Gemeinde zu dem seinen mache, wenn nöthig auch Mangel leide, falls solcher im Dorf einkehre, ohne zu erwarten, daß die Mission nachhelfe. Sein Gehalt war 22 Mk. und er gieng auf alle die Bedingungen

ein. Die Hungersnoth kam und er hatte zu leiden sammt seiner Gemeinde. Erst letztes Jahr haben diese Armen wieder wenigstens eine mittelmäßige Ernte einheimsen dürfen. Aber der Pastor hielt aus und nun zahlen sie nach, was sie während der Nothzeit nicht zahlen konnten!

Der schöne Traum einer indischen Nationalkirche kam auch einigemal zum Ausdruck und obschon Dr. Reid meinte, die eingeborenen Christen Indiens werden nie Eine Kirche bilden, denn er halte sie für denkende Leute, und denkende Leute seien immer verschiedener Ansicht, so glauben wir doch, daß von Seiten der Eingeborenen der Realisirung dieses Ideals nicht viel im Wege stehen dürfte. Die Europäer aber werden schon dafür sorgen, daß nichts daraus wird.

Ein Besuch in den Khasi-Bergen.

Eine Mission, von der wir nur selten und wenig zu hören pflegen, ist die der wallisischen Methodisten in den Khasi-Bergen an der nordöstlichen Grenze Vorderindiens. Ihre Berichte sind wallisisch geschrieben und daher nur wenigen verständlich. Um so willkommener wird unseren Lesern ein kleiner Auszug aus dem englisch geschriebenen Tagebuch des Miss. Jones sein, der im letzten December und Januar eine größere Reise durch den nordwestlichen Theil des 2000 Meter hohen wilden Gebirgslandes gemacht hat.

Er war dabei begleitet von seiner Frau, von zwei eingebornen Gehilfen und von einigen Knaben und Mädchen, die beim Singen helfen mußten. Am 9. December brach die Gesellschaft von Schillong, der Hauptstation, auf und erreichte noch am gleichen Tage das Dorf Borusau, wo zwei Drittel der Einwohner, d. h. etwa 100 Seelen, Christen sind und 34 Kinder die Schule besuchen, auch kein Dämonenopfer und kein Trinkgelage mehr stattfindet. Hier taufte Miss. Jones 7 Kinder und 17 Erwachsene, theilte das heil. Abendmahl aus und traute ein junges Paar. Der nächste Halte-

platz war Myrdon. Hier hatte sich beim Herannahen der Fremden alles versteckt. Kein Mensch war zu sehen, kein Laut zu hören, nicht einmal das gewöhnliche Hundegebell erschallte. Alles wie ausgestorben! Endlich fand man einen Alten, der sich hinter ein Haus verkrochen hatte und als er die Ankömmlinge in seiner eigenen Sprache reden hörte, schüchtern zum Vorschein kam, sich von ihrer Ungefährlichkeit überzeugte und dann im ganzen Ort bekannt machte: die Schul- oder die Buchleute seien da, man habe nichts zu fürchten. „Nun stellten wir uns alle auf," erzählt Miss. Jones, „und fiengen an ein Lied um's andre zu singen, fast eine Stunde lang, bis Thür um Thür sich geöffnet hatte und schließlich die ganze Einwohnerschaft mit weit aufgerissenen Augen, Ohren und Mäulern um uns versammelt war. Dann hielten wir unsere Abendmahlzeit und um 7 Uhr wurde mitten im Dorf ein großes Feuer angezündet, in dessen Schein wir vor etwa 3—400 Zuhörern vier Stunden lang sangen und predigten, bis die Leute ganz zutraulich wurden und mit sich reden ließen."

Dann gieng's auf furchtbaren Wegen weiter nach Mahram, wo aber trotz halbstündigen Singens es nicht gelang, die scheuen Einwohner aus ihren Häusern zu locken; dann nach Maupad, wo die Leute in freudigster Feststimmung waren, weil sie in einer ihrer Fallen ein todtes Wildschwein gefunden hatten und nun das Schmausen angehen sollte. Das Fleisch war aber schon in Fäulniß übergegangen und verbreitete einen so abscheulichen Gestank, daß es für christliche Nasen fast unerträglich war und die kleine Missionskarawane sich genöthigt sah, außerhalb des Dorfes mit Hühnern, Ziegen und Säuen zusammen in einem kleinen Häuschen zu übernachten. Miss. Jones hatte gehofft, am nächsten Morgen werde es besser sein; aber Menschen und Häuser rochen noch so stark nach dem Aas, daß er sich Mund und Nase zuhalten mußte, um nur eilig durch's Dorf hindurchzukommen.

Das nächste Ziel war Mynnar. Unterwegs kam man an einer Elephantenherde vorbei und war froh, als man sie im Rücken hatte. Bei Fackelschein gieng's dann Abends spät nach Mynnar hinein. Hier blieb die Gesellschaft mehrere Tage. Es ist eine Gemeinde da, die 145 Seelen zählt; die Schule wird von 48 Kindern besucht. Täglich wurden mehrere Versammlungen gehalten und zwar in einem neuen Schulhaus, das die eifrigen Leute selbst

erbaut und soeben vollendet hatten. Miss. Jones hatte große Freude an ihnen. Ihre Kleidung, ihr Gesichtsausdruck, ihre Häuser, — alles verrieth, daß eine gewaltige Veränderung mit ihnen vorgegangen war. Bei seinem letzten Besuch hatte er ein Ehepaar getroffen, das gemeinschaftlich nur Ein Tuch besaß und dieses in kalten Nächten abwechslungsweise als Decke benutzte. Zwei Stunden lang pflegte der Mann darin zu schlafen, während die Frau sich an einem Feuer warm zu halten suchte. Dann wurden die Rollen vertauscht und das Weib durfte schlafen u. s. f. Jetzt hatten sie beide je ein Tuch und konnten beide die ganze Nacht schlafen! „Diesen Fortschritt hatten sie dem Evangelium Jesu Christi zu verdanken. Ihr aber, die ihr mehr Kleider habt als ihr tragen könnt, denkt daran, daß ihr Brüder und Schwestern habt, die so arm sind, daß ihnen selbst die nothdürftigste Bedeckung fehlt!" Fünf Jahre vorher hatte noch niemand in diesem Dorfe etwas von Jesus gewußt, niemand hatte lesen können. Jetzt war alles so ganz anders geworden! „Nur der Geist Gottes hatte eine solche Veränderung zustande bringen können. Ihm allein die Ehre!"

Zu einer christlichen Hochzeit, die in Mynnar stattfand, kamen auch Schaaren von Heiden, darunter der junge Radscha und dessen Großmutter. Diese mußten helfen, dem versammelten Volk eine praktische Reinlichkeitslektion zu ertheilen. Der Radscha erhielt ein großes Stück Seife und mußte dann alle anwesenden Männer und Knaben an den Fluß führen, um sie einmal gründlich zu waschen (vgl. Miss.-Mag. S. 423), während seine Großmutter an einer andern Stelle des Flusses die gleiche Procedur mit den Weibern und Mädchen vornehmen sollte. Dabei war es auf eine Reinigung nicht nur der Menschen, sondern auch ihrer Kleider abgesehen. Zwei bis drei Stunden dauerte die Arbeit, die aber theilweise viel zu wünschen übrig ließ; namentlich die Wäsche der Kinder fiel sehr oberflächlich aus, so daß man den ungeschickten heidnischen Müttern die christlichen Mädchen zu Hilfe schicken mußte. „Wenn die Menschen hier sich mehr mit dem Wasser befreunden wollten, würde es ihnen ohne Zweifel sehr heilsam sein;" aber auch die Reinlichkeit kommt erst mit dem Christenthum! Am Sonntag standen vor versammelter Gemeinde 33 Taufkandidaten, um öffentlich zu bezeugen, daß sie der Khasi-Religion entsagt, die Geisterverehrung, die Dämonenopfer und all den Aberglauben aufgegeben und dafür den Herrn Christus als

ihren Heiland angenommen hätten, worauf sie noch einmal feierlich an den Ernst des Taufgelübdes erinnert wurden, um dann der Reihe nach einzeln hinzuknieen und das Sakrament zu empfangen. Die Kinder mitgerechnet, wurden an diesem Sonntag 100 Seelen in die Gemeinde Christi aufgenommen. Zum Schluß wurde mit der ganzen Gemeinde das heil. Abendmahl gefeiert.

Am Montag gieng's dann weiter auf Wermausau los. Unterwegs kam man in ein Dorf, wo die Heiden ein großes Trinkgelage hatten und in thierischer Wildheit ihrem Lieblingslaster fröhnten — ein abschreckender Anblick! etwas später aber an einen Ort, wo Christen wohnten, die zur amerikanischen Baptisten-Mission gehören — ein gegenseitig erquickendes Zusammentreffen. Mit Sonnenuntergang war Warmausau erreicht. Hier sind 16 Kinder in der Schule und 25 Bekehrte bilden die Gemeinde, meist noch junge Leute. Die Alten sind fast ausnahmslos Trunkenbolde, die sich jeden Abend bis auf einen schauerlichen Grad zu berauschen pflegen. Nur von einem alten Weib hieß es, sie hätte drei Monate lang nichts getrunken, ein wahres Wunder für die anderen, die ganz bestimmt erwartet hatten, sie in Folge ihrer Enthaltsamkeit sterben zu sehen. Da lagen diese Leute, Männer und Weiber, auf dem Boden ihrer Hütten im Rausch; um die Kinder kümmerte sich niemand! Daß an einem solchen Ort, in solcher Umgebung eine Schaar von jungen Leuten dem Herrn dient und Ihm zu gefallen trachtet — das ist doch etwas Großes. Taufen fanden hier nicht statt, wohl aber zwei Trauungen.

Die nächste Station war Belahari, ein Christendorf, wo von 124 Einwohnern nur zwei noch nicht getauft sind. Berauschende Getränke giebt es hier nicht. Vier Trauungen fanden statt und zahlreiche Versammlungen mit Alt und Jung wurden gehalten, überdies Arzneien ausgetheilt, Gemeindeangelegenheiten besprochen u. s. f. Vor 6 Jahren noch waren alle diese Leute — 2 Familien ausgenommen — halbnackte und halbverhungerte Heiden, unwissend, abergläubisch, dem Trunk ergeben, streitsüchtig und verkommen. Und jetzt — wie anders ist alles geworden!

Ebenso nett war es in Madem, wo die Gemeinde bereits 145 Seelen zählt und wo unsere Reisegesellschaft über das Weihnachtsfest blieb. Den Glanzpunkt der Feier bildete ein gemeinschaftliches Mahl, an dem 300 Männer, Frauen und Kinder theilnahmen und bei welchem nicht nur lustig gegessen, sondern auch lustig gesungen

wurde. Weniger erquicklich war ein Besuch in Mynnar. Hier war vor zwei Monaten der Radscha an den Folgen seiner Trunksucht gestorben und es handelte sich darum, ob sein zum Christenthum übergetretener Bruder oder sein heidnischer Neffe zum Nachfolger gewählt werden sollte. Natürlich wünschte die heidnische Partei das letztere. Aber nach Khasi-Sitte hat entschieden der Bruder des Verstorbenen das Näherrecht. Auch ist ein christlicher Radscha nichts Unerhörtes mehr in dieser Gegend. Gleich das nächste größere Dorf Nongwah z. B. hat einen solchen. Bei ihm und seinen Leuten fanden unsere Reisenden denn auch die freundlichste Aufnahme. Frau Jones war die erste europäische Frau, die soweit vorgedrungen war. Man kann sich daher denken, wie willkommen ihr Anblick den Christenfrauen war und mit welcher Neugierde die Heiden und Heidinnen sie betrachteten. 15 Erwachsene und 7 Kinder wurden hier getauft. In Nongwah selbst sind nur noch ein paar Heiden übrig. Dicht daneben oder eigentlich darüber — auf einem Berge — aber liegt ein Dorf, das noch ganz heidnisch ist. Dieses wurde denn am Sonntag Nachmittag von den Christen belagert und wirklich ließ eine Anzahl sich bewegen, am Abendgottesdienst in Nongwah theilzunehmen.

Am Neujahrstag wurde Pahamdschilat erreicht, wo zwei Jahre vorher Miss. Jones vom Häuptling Ramnad gar übermüthig behandelt und alle seine Predigtversuche waren vereitelt worden. Jetzt war dieser stolze Heide nicht mehr und das Evangelium konnte im Frieden verkündigt werden. Nur ein eingebildeter Götzenpriester suchte sich wichtig zu machen und erklärte, wenn die Regierung ihn zwinge, das Christenthum anzunehmen und seine Götzen aufzugeben, so verlange er eine Entschädigung von 100 Mark monatlich! Es gelang aber dem Missionar, ihn mit seinem unsinnigen Geschwätz vor allem Volke zu Schanden zu machen, und am andern Morgen erklärte etwa die Hälfte der ganzen Einwohnerschaft, daß sie bereit seien, das Heidenthum aufzugeben, den Sonntag zu halten und lesen zu lernen! Im nächsten Dorf, Nongkyllen kam sogar der Priester, ein Mann von 30—35 Jahren, ganz bescheiden mit den Schulkindern daher, um sich mit ihnen im Lesen examiniren zu lassen. Vor fünf Jahren hatte der Radscha von Nongpo einige Familien, mit denen er zerfallen war, aus diesem Dorf vertrieben; sie hatten sich in Nongwah niedergelassen, wo eben erst das Evangelium hingekommen war, hatten dasselbe gehört, waren Christen geworden und hatten,

als sie im Jahr 1881 wieder nach Nongkyllen zurückkehren durften, ihren neuentdeckten Schatz natürlich auch wieder mitgebracht. So war das Christenthum an diesen Ort gekommen, und einer der ersten, die daran Gefallen fanden, war der Dorfpriester. Am 4. Januar kam die Reisegesellschaft in Umsan und am 5. wieder daheim in Schillong an.

Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der guten Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen unter den Heiden, daß der Herr König ist!

Missions-Zeitung.

Afrika.

Auf seiner südafrikanischen Visitationsreise hat Bischof Kühn die eingebornen Gehilfen Joh. Nakin, Karl Jonas und Joh. Zwelibanzi zu Diakonen der Brüderkirche ordinirt.

— Der Platz, auf welchem die Brüderstation Goedverwachts liegt, ist von dem früheren Besitzer testamentlich 6 seiner Sklaven vermacht worden, die nach ihrer Freilassung ihn treu verpflegt hatten. Nach dem Wortlaut der Schenkungsurkunde soll nach dem Tod des Letztlebenden der Platz verkauft und der Erlös an die Kinder der Besitzer vertheilt werden. Dieser Fall kann bald eintreten, da nur noch eine jener Sklaven, die alte Christiane, lebt. Es ist zu wünschen, daß die Mission den Platz kaufen könnte, wozu freilich mindestens 20,000 M. nöthig sein würden. Schon viele Missionsfreunde haben zu diesem Zweck ihr Scherflein beigetragen und es wäre zu wünschen, daß noch recht viele diesem Beispiel folgen möchten. (Jahresbericht vom Missionswerk der Brüdergemeine.)

— Auf die Frage, warum sie denn nicht lernen und Christen werden wollten, gaben dem Hermannsburger Missionar Hansen mehrere Zulus allerlei Antworten, die so ziemlich darauf hinausliefen: „Ich will ja, aber ich kann nicht; ich bitte dich, entschuldige mich;“ ein alter Mann aber erklärte: „Sie alle haben dir was vorgelogen, ich will dir die Wahrheit sagen: Wir wissen recht gut, daß wir, wenn wir Christen sind, nicht mehr sündigen dürfen; wir dürfen dann nicht viele, sondern nur

Eine Frau haben, wir dürfen nicht huren, nicht saufen, nicht tanzen, und das alles wollen wir nicht lassen." Derselbe Missionar erzählte am letzten Hermannsburger Missionsfest, wie die Zulus ein Stück Vieh schlachten, aufschneiden und die rohen, noch dampfenden Eingeweide verschlingen, ja wie manche den „grünen Saft" begierig schlürfen; es sei ja nichts, als „das reine Gras, das die Kuh im Felde gefressen hat"! 4—8 Pfund Fleisch auf einen Sitz zu verschlingen, ist dem Kaffer eine Kleinigkeit.

— Der amerikanische Missionar Tyler schreibt: „Ich habe einmal von einem südafrikanischen Häuptling gelesen, der nach England gieng und allem Anschein nach ganz civilisirt in seine Heimat zurückkehrte, ja seinen Landsleuten sogar von den Segnungen der Civilisation und des Christenthums vorpredigte, bei einer solchen Gelegenheit aber, als sein Papierkragen ihn kratzte und dann das Knopfloch riß, nicht nur den Kragen, sondern seine ganze Kleidung von sich warf und zornig ausrief: fort mit dieser dummen Civilisation! Ob diese Geschichte wahr ist, kann ich nicht sagen. Soviel aber ist gewiß, daß sie völlig zu den Erfahrungen stimmt, die ich selbst gemacht. Vor 18 Jahren z. B. kam ein kleiner Zulu-Junge, Namens Palm, zu mir in den Unterricht. Da er sehr aufgeweckt und lernbegierig war, hoffte ich, es werde etwas Rechtes aus ihm werden. Von einigen Kameraden verführt, gieng er aber eines schönen Tages durch, niemand wußte, wohin. 16 Jahre lang hörte man nichts von ihm. Da kommt vor wenig Wochen ein fremdländisch aussehender junger Mann in Matrosenkleidung an meine Thür und fragt, ob der Missionar zu Hause sei. Es war der leibhaftige Palm, der inzwischen nicht nur Europa, sondern auch Asien, Amerika und Australien gesehen hatte! Auf meine Frage, wie er sich denn überall habe durchschlagen können, erwiderte er, er scheue keine Arbeit, bald sei er Küchenjunge, bald Aufwärter, bald Schuhputzer zu Land und zu Schiff gewesen. Sogar Dean Stanley in London hatte er kennen gelernt und auf seine Frage, warum er sein Vaterland verlassen, ihm geantwortet: „Um meine Lage zu verbessern." Mit allen Theilen der Welt war er bekannt und sein Gedächtniß ließ nichts zu wünschen übrig.

„Als er sich anschickte, zu den Seinigen in ein heidnisches Dorf zurückzukehren, warnte ich ihn noch ernst vor den Versuchungen, die dort seiner warteten. Aber kaum war er 14 Tage wieder unter den Zulus gewesen, so hatte er seine europäische Kleidung abgelegt und sich nach Landesbrauch wieder in Thierfelle gehüllt, hatte ein heidnisches Weib genommen und lebt jetzt als Wilder, allem Anschein nach, ohne sich im mindesten nach civilisirter Gesellschaft zurückzusehnen. Sein Herz war nicht anders geworden, so ist er denn ein Heide nach wie vor. Wahrlich, die sogenannte Civilisation genügt nicht, aus einem Barbaren einen gesitteten Menschen zu machen."

— Im September ist Direktor Bögner von seiner Visitationsreise aus dem Basuto-Lande glücklich wieder heimgekehrt; ebenso zwei schottische Visitatoren, welche die Stationen der Vereinigten Presbyterianer-Kirche in Südafrika besucht hatten.

— Ein Brief des freikirchlich-schottischen Missionars Dr. Laws aus Livingstonia vom 26. Mai meldet die Vollendung der Tschinjanga Uebersetzung des Neuen Testaments und die Ankunft des (in Stücke zerlegten) Londoner Missionsschiffes „Good News" per Ilala. Acht Jahre lang hat Dr. Laws als Arzt und als Missionar und noch dazu als Leiter der ganzen Mission am Njassa-See wenig Muße gehabt; sein Hauptaugenmerk war aber stets auf das Studium der Sprache und auf die Uebersetzung der Bibel gerichtet. Er hat Erlaubniß, wenn er demnächst zur Erholung nach Europa kommt, einen oder zwei von den Neugetauften mitzubringen, damit sie ihm bei der Revision und beim Druck des Neuen Testaments helfen.

— Der Leiter der schottisch-kirchlichen Mission in Blantyre, Missionar Scott, berichtet unter'm 22. Mai von allerlei Kriegsgerüchten. Die Makololos hatten den Häuptling Tschipatula bedroht und es hieß, der portugiesische Gouverneur von Mosambik wolle Blantyre annektiren. Damit würden Trunkenheit u. europäische Lüderlichkeit ihren Einzug halten. Auch eine Pockenepidemie drohte, und der Zulu-Stamm, der Masasi zerstört hat, schien auch Zomba angreifen zu wollen. Dabei geht die Schule und gehen die Versammlungen ruhig weiter, freilich mit viel Mühe. „Die Leute müssen für christliche Gesittung oder richtiger für Christus selbst gewonnen werden durch ein Leben, das ihren heidnischen Begriffen auf allen Punkten entgegenkommt." 5—10 Sklaven, die ihrem verstorbenen Herrn in's Grab mitgegeben werden sollten, hat Missionar Scott das Leben retten können.

— Auf der amerikanisch-lutherischen Station Mühlenberg in Liberia wurden in den 2 letzten Jahren 53 Erwachsene und 15 Kinder getauft. Missionar Day ist seit Mitte April in Amerika zur Erholung.

— Die Mission in Mendi hat ein Dampfboot „John Brown" erhalten.

— Aus Underhill am Congo schreibt unter'm 3. Juli der Baptisten-Missionar Comber, nachdem er eine Rundreise auf sämmtlichen Stationen gemacht, es stehe überall gut, die Eingebornen seien im Frieden mit den Europäern und die Missionare genießen in hohem Grad ihr Vertrauen; am Stanley Pool sei Miss. Bentley eifrig mit Sprachlernen, Bauen, Besuchen, Heilen und Schulehalten beschäftigt; in San Salvador sei die Stimmung gerade der hervorragendsten Eingebornen entschieden für die Mission, auch der König sei freundlich, aber vorsichtig; in der Schule seien 40 Knaben, darunter 20 Kostgänger, zum Sonntagsgottesdienst kommen 70—80 Erwachsene und

50—60 Kinder, Miss. Weeks sei allgemein beliebt; die ganze Congo-Mission bedürfe aber sehr der Verstärkung.

Madagaskar.

Die Londoner Mission hat in Madagaskar 31 Missionare, 69 ordinirte eingeborene Geistliche, 3663 eingeborne „Prediger", ca. 900 Schulmeister, 1024 Gemeinden (726 in Imerina, 156 in Betsileo, 15 in Sihanaka, 18 in Iboina, 27 in Tamatawe, 70 im Südosten und 10 im Nordosten) mit 62,768 Mitgliedern und 200,473 Anhängern und 750 Schulen; ein Seminar (seit 1869), aus dem in 10 Jahren 215 Kirchen- und Staatsdiener hervorgegangen sind, 1 Normalschule, in welcher 60 Zöglinge für die Regierungs- und ebensoviele für die Missionsschulen zu Lehrern herangebildet werden, 1 Central-Mädchenschule mit 150 Schülerinnen, die zum Theil Lehrerinnen werden sollen, ca. 800 Dorfschulen mit 71,400 Schülern, 1 Druckerei, aus welcher in 10 Jahren 1½ Millionen Schriften und Bücher hervorgegangen sind, darunter 350,000 ABC-Bücher. Die Gemeinden haben in 10 Jahren 800,000 Mark für Missions- und Schulzwecke aufgebracht, nicht gerechnet, was sie für die Errichtung von ca. 700 Kapellen und für die Anschaffung von 40,000 Bibeln und Testamenten, für Schulbücher ꝛc. ausgegeben haben.

— Die Quäker-Mission zählt 118 Landgemeinden mit 4000 Mitgliedern, 19,000 Anhängern, 5 Missionaren, 15 Pastoren, 14 Evangelisten, 300 Laienpredigern; 90 Schulen mit 5000 Kindern, 2 höheren Lehranstalten für Knaben und Mädchen in der Hauptstadt, 1 Druckerei, welche von 1872 bis 1879 über 500,000 Bücher geliefert und viele eingeborne Setzer, Drucker, Buchbinder ꝛc. herangebildet hat. (Es darf nicht vergessen werden, daß ein Quäker namens Hastie, der Freund des Königs Radama I., es war, der den ersten Londoner Missionaren den Weg bahnte, und daß die Quäker, lang ehe sie eigene Missionare nach Madagaskar aussandten, die Londoner Missionsschulen daselbst durch reiche Gaben unterstützt haben. Ihre eigene Mission wurde erst 1867 durch Joseph Sewell angefangen.)

— Die Britische Bibelgesellschaft hat in 10 Jahren in Madagaskar 64,000 Bibeln und Testamente verkauft, 68,000 Bibeltheile verschenkt.

— Die medicinische Mission wird von einer Kommittee geleitet, die aus Quäkern und aus Mitgliedern der Londoner Miss.-Gesellschaft zusammengesetzt ist. Dem Spital in der Hauptstadt steht Dr. Fox vor.

— Die Norwegische Mission hat 2000 Gemeindeglieder, 14,000 Anhänger und 10,000 Schüler, 1 Predigerseminar, 1 Normalschule, 1 Mädchenanstalt ꝛc.

— Die Ausbreitungsgesellschaft hat in Imerina 20 Gemeinden mit 907 Mitgliedern und 4030 Anhängern.

— Die Jesuiten-Mission (seit 1861) zählte am 1. Juli 1882: 48 Priester-Missionare, 21 „Brüder", 8 „christliche Schulbrüder" und 20 Schwestern, 316 katholische Posten oder Stationen, 170 Kirchen und Kapellen, 54 solche im Bau begriffen, 350 Schullehrer, Lehrerinnen und Katechisten, 80,905 „Katholiken und Anhänger", 19,103 Schüler und Schülerinnen. Von 1. Juli 1881 bis 1. Juli 1882 wurden getauft: 1611 Erwachsene und 2882 Kinder, zusammen 4493. Ein quäkerischer Berichterstatter sagt, ihre Erfolge seien gering, weil sie „mit mehr Eifer intriguirt als des Herrn Werk getrieben haben." Nach ihrer eigenen Darstellung dagegen giebt es auf Madagaskar „in Wirklichkeit nur Katholiken und Heiden": Die Erfolge der „Methodisten" sind rein äußerliche, und auch mit den Scheinerfolgen geht es je länger je mehr rückwärts!

Eigenthümlich ist die Art, wie sie die neuesten Ereignisse ansehen und darüber berichten. So schreibt P. Lacomme gleich nach der Beschießung aus Tamatawe: „Seit langer Zeit wurden die Rechte Frankreichs und der Vertrag von 1868 unaufhörlich mißkannt und verletzt, und zwar infolge der eifersüchtigen Zuflüsterungen der Engländer, welche um jeden Preis das Uebergewicht in diesem Lande haben wollen, um hier Schritt für Schritt ihre Herrschaft zu befestigen und ihr Bekenntniß einzuführen. Zu diesem Zweck war ihnen jedes Mittel gut: Ganze Haufen Geld, wie sich ein Gouverneur von Tamatawe drastisch ausdrückte, Verleumdungen, trügerische Versprechen, selbst Drohungen, alles war ihnen recht, wenn es nur den Haß gegen die katholische Religion und gegen Frankreich schürte, denn das sind zwei gleichbedeutende Begriffe in Madagaskar ..... In Wahrheit fällt den Prädikanten und namentlich einem gewissen Hrn. Parrett die Verantwortung für die gegenwärtigen Ereignisse und ihre traurigen Folgen für die Religion wie für den Handelsverkehr zur Last ..... Auf die Nachricht von der Niederlage im Nordwesten und vom Verlust Modschanga's gab die Howa-Regierung endlich, wie man uns schreibt, dem Druck der englischen Prädikanten nach, welche schon lange unsere Vertreibung verlangt hatten." (!)

Und P. Chaussègue schreibt aus Andakana (unterwegs von der Hauptstadt nach Tamatawe: „Die schöne Mission von Madagaskar, so reich an Hoffnungen, so ergiebig bereits an edeln Früchten, wurde durch Einen Federzug des Ministers für die auswärtigen Angelegenheiten vernichtet! ... Am 26. Mai erhielten wir das Ausweisungsdekret. Von diesem Augenblick an wurden wir wie Verbrecher behandelt; Beamte durften sich uns nicht mehr nähern; Polizisten bewachten unsere Wohnung in Andohalo. ..... Am folgenden Sonntag wurde das hochwürdige Gut ausgesetzt und das 40stündige Gebet begonnen, welches Tag und Nacht bis Dienstag Morgen 8 Uhr dauerte. Man hatte gefürchtet, die

Gläubigen würden nicht wagen, unsere Kirche zu besuchen, allein das gerade Gegentheil traf ein. Selbst viele Christen, die sonst nicht zu den Eifrigsten gehörten, kamen zur Beichte. Am Sonntag, Montag, Dienstag, ja sogar am Mittwoch noch waren unsere Beichtstühle von Schaaren Bußfertiger umlagert. Nie zeigte sich der Glaube, die Frömmigkeit, die Dankbarkeit unserer Christen, wie in diesen Tagen. Wie viele Gebete, Thränen, Bekehrungen während dieser 40 Stunden! .....

„..... Daß die Nonnen zu Fuß abreisen wollten, rief einen Sturm der Entrüstung hervor, der bis zum Premierminister hinauf sich fühlbar machte. Derselbe stutzte und sandte rasch einen Boten mit der Weisung, die Schwestern und Patres sollten bleiben ..... er wollte jenen Träger und uns eine Bedeckungsmannschaft mitgeben... Der Andohalo-Platz war mit Menschen gefüllt, wie an den Tagen der größten Volksversammlungen. Ein enger Pfad öffnete sich uns durch die schweigende und theilnehmende Menge: einer nach dem anderen, giengen wir voran. Soldaten und Polizisten schienen zu unserem Schutz beordert, vielleicht 20 Mann. In der Stadt ließ die Haltung der Bevölkerung nichts zu wünschen übrig; es war ein wirklicher Triumph für unseren Glauben." (Ja ein Triumph des durch die „Prädikanten" nach Madagaskar gebrachten Evangeliums, daß die Howas ihre Feinde so glimpflich behandelten, glimpflicher wohl, als s. Z. die Deutschen in Paris, glimpflicher wohl auch als Miss. Shaw von den Franzosen behandelt worden!)

Der Pater berichtet dann weiter, außerhalb der Hauptstadt sei es nicht so gut gegangen; da habe die „Häresie" ihr Haupt erhoben: „mehrere von uns erhielten Tritte und Faustschläge, einigen riß man am Barte und einmal hatte es den Anschein, als wolle man uns überhaupt nicht weiter lassen. Hätten wir nicht diese Rohheiten mit Geduld ertragen, so wäre die von Sektenhaß (!) entflammte Menge wahrscheinlich zum Aeußersten gekommen ..... Die Missionäre wurden vertrieben, weil sie Katholiken und Franzosen sind ..... Gott sei gepriesen! Wir können freudig sagen: 'Selig sind diejenigen, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich'."

Ein dritter Missionar schließt seinen Bericht mit den charakteristischen Worten: „Unsere Hoffnung ist Gott und der moralische Zwang, in welchem Frankreich sich befindet, nicht stehen zu bleiben, es sei denn um den Preis seines Handels, seines Einflusses, seiner Hoffnungen, ja sogar seiner Ehre."

Weiteres Licht auf die Haltung der Jesuiten in Madagaskar wirft ein Artikel in der November-Nummer des Calwer Missionsblatts.

— Die neue Königin ist eine junge Witwe, die als Mädchen eine Missionsschule besucht hat und in gutem Rufe steht. Nach Landessitte wird jetzt der Premierminister ihr Gemahl. Beim

Leichenbegängniß der † Königin brachten die Europäer der Hauptstadt ein Ehrengeschenk von 400 Mark dar. Mehrere sonst übliche Abgaben, Trauerbezeigungen und andere aus der heidnischen Zeit stammende Sitten, resp. Unsitten unterblieben — zur Erleichterung des Volkes. Die Königin hatte es vor ihrem Ende noch so bestimmt.

China.

Der Gouverneur von Hupe und Honan hat durch Proklamation eine gewisse sehr populäre Wallfahrt, die alljährlich stattzufinden pflegte, streng untersagt. Es sei eine unnütze, schädliche und aufregende Unsitte, bei der allerlei Sekten und geheime Gesellschaften ihr gefährliches Spiel treiben. „Wenn Buddha allwissend ist, so können eure guten Gedanken ja zu ihm gelangen, ohne daß ihr in seinem Tempel Weihrauch verbrennet. Wenn jemand um Segen betet, so sind die Götter nicht fern von ihm und jeder kann sie in seinem eigenen Hause anrufen. Warum denn eine Procession und Volksanhäufung veranstalten mit Trommeln und Fahnen u. s. f.? Die Sitte des Wallfahrens auf die Berge ist hiemit auf immer und ewig abgeschafft. Jedermann richte sich darnach. Ich liebe alle Unterthanen wie meine Kinder; deßwegen warne ich, ehe ich strafe u. s. w."

— Im nördlichen China, besonders in der Stadt Wutschang, gehen seit geraumer Zeit beunruhigende Gerüchte von einer bevorstehenden Rebellion um, und die Missionare werden beschuldigt, daß sie ihre Häuser und Kirchen den Verschwörern als Schlupfwinkel zur Verfügung gestellt haben! In Wutschang wurde die allgemeine Panik so groß, daß die Behörden geschwind 70—80 verdächtige Personen, unter denen aber gewiß sehr viele Unschuldige waren, foltern und hinrichten, ja auch die Häuser der katholischen und der amerikanisch-methodistischen Mission durchsuchen ließen!

— Auf einer Rundreise durch Schantung hat der amerikanisch-presbyterianische Missionar Dr. Nevius von December bis April 208 Erwachsene getauft, sein Kollege Corbett auf einer ähnlichen Tour 112.

— In Kutschengtsih sind im Juni weitere 19 Personen getauft worden, so daß die Gemeinde nun 30 Seelen zählt. Zwei Gelehrte, die anfangs zu den Verfolgern gehörten, wurden dadurch bekehrt, daß sie die Bibel lasen und die Lehren derselben mit der des Confucius verglichen. Einer der Neugetauften, der blind war, hat auf das Gebet der Christen hin sein Gesicht wieder erhalten. Das Blatt „China's Millions" erzählt noch mehrere solche Gebetsheilungen.

— Am 20. Juli hat Missionar Stephenson von der China Inland-Mission zu Bhamo seine zwei Erstlinge im Irawaddy getauft. Der eine ist ein wohlhabender Bücherleser, 59 Jahre alt, der andere ein sehr begabter und eifriger junger Mann, der

ein tüchtiges Werkzeug zu werden verspricht.

— Der von der Berliner Missions-Gesellschaft nach China gesandte Pastor Jentzsch hat nach kaum mehr als viermonatlichem Arbeiten im Verband mit dieser Gesellschaft „ohne den Nachweis eines genügenden Grundes" seine Entlassung genommen.

Korea.

Ueber den in Japan getauften koreanischen Edelmann Ridschutei haben wir in den Bibelblättern für September das Wichtigste mitgetheilt. Seither sind uns folgende ergänzende Nachrichten über ihn zugekommen. Er ist 40 Jahre alt und gehört zur Fortschrittspartei in Korea, wo er als General gedient hat. Während der Insurrektion im Jahr 1882 leistete er den Empörern erfolgreichen Widerstand, und als die japanischen Gesandten in der Hauptstadt ermordet wurden und sogar das Leben der Königin bedroht war, gelang es ihm, sie zu retten. Natürlich waren die Aufständischen ihm todfeind und leicht hätte er von ihnen heimlich aus dem Wege geräumt werden können. Die Furcht vor ihrer Rache trug auch dazu bei, daß er nach Japan gieng, obgleich das Verlangen, mit dem Christenthum bekannt zu werden, sein Hauptmotiv war. Schon unterwegs verschaffte er sich eine chinesische Bibel und Dr. Martin's chinesische Apologetik, sowie ein kleineres Buch von Dr. Nevius. Von Herrn Tsude in Tokijo, an den er einen Empfehlungsbrief mitgebracht hatte, wurde er an Pastor Jasukawa gewiesen und durch diesen beim amerikanisch-presbyterian. Miss. Knox eingeführt, der ihn dann unterrichtete und schließlich taufte. Anfang Juli hat er die koreanische Ausgabe der chinesischen Bibel vollendet und übersetzt nun das N. T. in seine Muttersprache. Von den 30 Koreanern, die in und bei Tokijo sich aufhalten, hat er bereits 12 für's Christenthum gewonnen, mehrere zur Taufe gebracht. Auch hält er regelmäßig Sonntagsschule. Sich selbst bereitet er vor zum Eintritt in's geistliche Amt. Als ein Bruder von ihm aus Korea kam und ihn durch eine große Summe Geldes zum Abfall vom Christenthum verführen und ihn bewegen wollte, seine national-ökonomischen Studien wieder aufzunehmen, erklärte er einfach, in der Bibel habe er das gefunden, was seinem Vaterland größeren Nutzen bringen werde, als alle Wissenschaft und Kultur.

— Ein japanischer Arzt, der ebenfalls zur presbyterianischen Kirche gehört und bei der japanischen Gesandtschaft in Korea angestellt ist, geht mit dem Gedanken um, sich dem Missionsberuf zu widmen. Ein anderes Mitglied derselben Gemeinde lernt jetzt koreanisch und wird wahrscheinlich als Agent der amerikanischen Bibelgesellschaft nach Korea gehen. Die amerikanischen Presbyterianer aber planen ernstlich eine Mission in diesem

so lang verschlossen gewesenen Land. Sehr anziehend ist dasselbe nicht. Große Armut, harter Sklavendienst und schauderhafte Unsitten haben einen großen Theil der Bevölkerung tief heruntergebracht. Die politischen Verhältnisse sind auch schwierig, und wenn man an die Grausamkeit denkt, mit der bisher die Katholiken verfolgt wurden, so kann einem wohl bange werden. Andrerseits hat aber offenbar eine neue Zeit für Korea angefangen und — anziehend oder nicht — missionirt muß überall werden, wo Menschen wohnen. Einstweilen sollen die Missionare Knox und Imbrie eine Untersuchungsreise nach Korea machen.

— Es heißt, die koreanische Regierung werde demnächst einige junge begabte Leute nach Japan senden, dort zu studiren. Das dürfte neue Anknüpfungspunkte geben.

— Der König von Korea hat eine zweite Proklamation erlassen, worin das Volk ermahnt wird, den Fremden, die in's Land kommen, nichts zu leid zu thun. Pockenimpfung und andre Neuerungen werden eingeführt.

Japan.

Die »China Mail« berichtet: „Wie eine Osaka-Zeitung meldet, macht das Christenthum große Fortschritte in Japan. Die Christen in Kobe, Osaka und Kijoto beabsichtigen in Osaka eine Universität zu gründen; schon haben sie 30,000 Jen dazu gezeichnet und den Rest der erforderlichen Summe (100,000 Jen) soll die Regierung der Ver. Staaten geben (?). Englisch und Deutsch sollen gelehrt werden."

— Die kleine Gemeinschaft der Cumberland-Presbyterianer, welche ihren Hauptsitz in St. Louis hat, treiben unter den Indianern mit fünf und in Japan mit zwei ordinirten Missionaren eine gesegnete Mission. In Japan ist ihre Hauptstation Osaka, und hier arbeiten neben den zwei Männern auch drei Missionarinnen nicht nur in den Schulen, sondern auch durch Hausbesuche und Reisen. So hielten neulich auf einer 11tägigen Reise Frau Hail und Frl. Leawitt eine Reihe von Versammlungen, die von Frauen und Kindern zahlreich besucht waren und großen Beifall fanden. Namentlich konnte Frl. Leawitt den guten Leuten gar nicht genug vorsingen. An einem Ort wurde sie von Morgens 9 bis zum Mittagessen und wieder vom Mittagessen bis zum Abendessen und vom Abendessen bis gegen 10 Uhr Nachts fast ununterbrochen in Athem erhalten. Trotzdem aber gelang es der unermüdlichen Sängerin nicht, ihren japanischen Zuhörerinnen auch nur Eine Melodie in befriedigender Weise beizubringen.

— In einem öffentlichen Briefkasten zu Osaka wurde neulich eine an den Mikado adressirte Postkarte gefunden, deren Verfasser die Anzeige macht, daß er bereit sei, für sein Vaterland zu sterben und nur darauf warte, daß man ihn verhafte und enthaupte!

— Am Palmsonntag, 18. März, ordinirte der amerikanische Bischof Williams in Tokijo zwei Japaner: Nobori Kanai und Masakasu Tai. Dieselben hatten 4½ Jahr lang im Predigerseminar studiert, eine Zeitlang als Evangelisten gearbeitet und endlich ein Examen „über das anglikanische Kirchengebetbuch, das Alte und Neue Testament, Kirchengeschichte und die 39 Artikel" gut bestanden. Dies ist die erste Ordination, welche in der japanischen Mission der amerikanischen bischöflichen Kirche vorgekommen ist.

— Die meisten Christen (30) der englisch-kirchlichen Mission in Hakodate haben sich dem entlassenen Missionar Dening angeschlossen; 8 sind der Gesellschaft treu geblieben und haben dieser eine Vertrauensadresse übersandt, in welcher es u. A. heißt: „Nach unserer Meinung ist die Gesellschaft wie der Eigenthümer eines Gartens, in welchem Herr Dening der Gärtner und wir Christen die Frucht sind; obgleich diese Frucht der Arbeit des Gärtners zu verdanken ist, sollte er sie doch ganz dem Eigenthümer überlassen, denn alle Arbeit ist ja auf Kosten des Eigenthümers geschehen." Das hat natürlich die Kommittee sehr gefreut, aber es ist doch ein unevangelischer Grundsatz zu sagen: „Wer das Geld gibt, dem gehören die Seelen!"

Uebrigens haben auch die Anhänger des Missionars Dening einen freundlich-dankbaren Brief an die Kommittee geschrieben, und es ist als eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit anzusehen, daß beide Parteien ohne Streit miteinander auskommen.

— Aus Osaka berichtet der englisch-kirchliche Miss. Warren voll Dank gegen Gott über den Segen, der auch seiner Gemeinde durch die immer weiter sich ausbreitende Erweckung zu Theil geworden ist.

— Am 29. September ist der anglikanische Bischof Poole für Japan geweiht worden.

— Der japanische Thronerbe, ein begabter junger Mann von 20 Jahren, ist nach einem zweijährigen Aufenthalt in England, auf dem Kontinent und in Amerika in seine Heimat zurückgekehrt.

— In Imabari hat Pastor Ise Anfang Juli wieder 30 Personen in die Gemeinde aufgenommen. Die ganze Stadt — 12,000 Einwohner — ist in Bewegung. Täglich werden Versammlungen gehalten. Aller Widerspruch ist verstummt. In Osaka sind ebenfalls gegen 30 Heiden getauft worden. „Nichts als gute Nachrichten von allen Seiten!"

Amerika.

Im letzten Jahresbericht der Brüdermission heißt's von Jamaika: „Die Ruhe mehrerer Gemeinen wurde durch fanatische Gesellschaften (Troopers) gestört, die unter der Leitung eines sich auch mit körperlichen Kuren abgebenden Propheten ihre Versammlungen hielten und Proselyten zu machen suchten. Bei einigen unsrer Mitglieder ist es

ihnen auch gelungen. Außer diesem schwarzen Propheten trat ein Geistlicher der englischen Kirche auf und warb in methodistischer Weise eine sogenannte Kreuzarmee, die mit der Heilsarmee wohl viel Verwandtes haben mag. Andrerseits macht sich ein rationalisirendes Christenthum breit, das unter schönen Redensarten von der Einfalt in Christo und dem Glauben an das geoffenbarte Wort abführt. Und endlich ist auch der alte Obiahdienst noch nicht erloschen. So sind unsre schwarzen Mitchristen gar mannigfachen Gefahren ausgesetzt und bedürfen unserer theilnehmenden Fürbitte. Gott Lob! fehlt es aber auch nicht an Beweisen, daß des Herrn Wort lebendig ist und daß durch dasselbe das ausgerichtet wird, wozu es gesandt ist."

— In Friedensberg auf St. Crux werden die Sonntagabendversammlungen von Mitgliedern der englischen, lutherischen, katholischen und Brüder-Kirche gut besucht.

— In St. Thomas schreitet der Bau der Jubiläumskirche rüstig voran.

— In Gnadenhütten am Muskingum wurde eine Gedächtnißfeier des am 8. März 1782 dort stattgehabten Blutbades gehalten. 150 christliche Indianer, die nebst andern von diesem Ort vertrieben worden, waren dahin zurückgekehrt, um ihr Korn einzuheimsen. Sie wurden von einem Soldatenhaufen aus Pennsylvanien und Virginien herangelockt, gefangen genommen und dann 96 von ihnen mit kaltem Blut geradezu abgeschlachtet. Den übrigen war es gelungen, zu entkommen.

— In Grönland wird über geistliche Trägheit, Mangel an frischem Leben, an einem neuen Aufschwung geklagt. Ueber dem grönländischen Volk liegt eine gewisse Dämmerung, wie wir sie auch vielfach unter den Christen aller Welttheile finden: ein halbes, ein Namenchristenthum, das des Beweises der Kraft ermangelt und dem laodicäischen Wesen gleichkommt.

— Aus Surinam können allerlei Fortschritte berichtet werden. „In Paramaribo beläuft sich die Zahl der unter unsrer Pflege Stehenden auf 9647 Personen, 1188 mehr als im Vorjahr. Unser ganzes dortiges Werk schließt 23,810 Personen in sich und hat sich um 1257 Seelen vermehrt. Wer die Grundsätze kennt, die wir nach Gottes Wort bei Bedienung unsrer Missionsgemeinen glauben befolgen zu sollen, wird sich daher nicht wundern, daß wir, trotz der zahlreich angestellten Brüder, namentlich in der Stadt, unsrer Aufgabe nicht mehr gewachsen sind. Wir müssen darauf sinnen, die Massenkirche in der Stadt in zwei Gemeinen zu theilen und um 2 Gotteshäuser zu schaaren..... Außer den Negern befindet sich in Surinam eine zunehmende Zahl von Chinesen und ostindischen Kulis, welche großentheils ohne Frauen in's Land kommen und sich solche hier suchen, wenn auch nur zu zeitweiser Verbindung. Dazu kommt, daß die bürgerliche Trauung den Leuten

durch die Staatseinrichtungen überaus erschwert ist. Man hat daher, um nur einige Ordnung in's eheliche Leben zu bringen, den Ausweg ergriffen, solche Paare vor dem Missionar erscheinen zu lassen, wo sie sich die Hand zur Treue reichen und niederknieend den Segen des Herrn erbitten. Wenn auch diese Verbindung vor dem Staat nicht die Gültigkeit der Ehe hat, so wird doch durch diese Einrichtung dem wilden Leben in etwas gesteuert. Ein wahrer Massenandrang fand zum heiligen Abendmahl statt; zur Taufe war er geringer, da die Zahl der Ungetauften immer mehr abnimmt. Wir befinden uns einer Bewegung gegenüber, die wir nicht zu dämpfen vermögen, auch wenn wir es nicht glauben könnten, daß des Herrn Hand darinnen ist und die ganze Entwickelung der Sache Seinem Sinn und Willen gemäß ist, auch gewiß manche Seele dadurch Ihm näher kommt. Und diese Zuversicht kann uns immer wieder beruhigen, wenn alle möglichen Bedenken uns bestürmen."

— Auf der Moskito-Küste setzen die Wellen der Erweckungsbewegung sich in weiteren Kreisen fort. „Es ist ein Werk des Herrn, das an der großen Mehrzahl der Ergriffenen Seine neuschaffende und wiedergebärende Kraft beweist. Es ist Leben in die Todtengebeine gekommen." Manche haben aber auch im Geist angefangen, um im Fleisch zu enden.

— Die „amerikanische Kolonisations-Gesellschaft," welche am 14. Januar ihr 66. Jahresfest gefeiert hat, hat bis jetzt 15,602 schwarze Auswanderer nach Liberia befördert und 5722 befreiten Sklaven durch Fürsprache bei der Regierung und sonstige Unterstützung die Niederlassung in dieser Negerrepublik ermöglicht. Dabei wurden 176 Fahrten über den Ocean gemacht, ohne daß je ein Schiffbruch oder ein ähnliches Unglück vorgekommen wäre.

— Die abgelegenste Station der englisch-kirchlichen Mission ist Rampart House an der Grenze von Alaska, im äußersten Nordwestwinkel der Diöcese Athabaska. Dort arbeitet Missionar Sim an den Tukudh-Indianern. Neben der Schule, welche regelmäßig alle Tage gehalten wird, muß er oft den ganzen Tag erwachsene Indianer unterrichten, die aus der Umgegend zu diesem Zweck sich einstellen. Früh Morgens schon stören sie ihn zuweilen auf, und wenn er sich Abends zu Bett gelegt hat, stehen sie wieder vor seiner Thür. Viele können schon fließend lesen und machen von der kaum gelernten Kunst fleißigen Gebrauch in ihren Hütten.

— Am 21. Januar taufte Missionar Hall auf der Vancouver-Insel den zweiten Bekehrten aus den Kwagutl-Indianern, einen muthigen, 18jährigen Jungen, der einmal, als die Heiden über die Mission spotteten, öffentlich erklärte: „Ich liebe Herrn Hall und ich liebe die Schule und ich werde nie auf euren Wegen wandeln." Damals war er erst 15 Jahre alt.

Todesfälle.

Am 17. Mai starb in Mount Carey, Jamaika, der baptistische Miss. Edw. Hewett nach 41jähriger Arbeit.

— Am 24. Mai starb in Syrien am Fieber der amerikanische Missionsarzt Dr. Calhoun, einziger Sohn des bekannten Missionars Calhoun, dem seine Freunde den Beinamen „die Ceder vom Libanon" gegeben hatten. Seit 1879 war er in Tripoli thätig gewesen, hatte aber in letzter Zeit durch den Neid eines eingebornen Arztes viel zu leiden gehabt.

— Am 6. Juni wurde auf seiner Station Ihlobane der Hermannsburger Miss. Schröder meuchlings von den Zulus ermordet. Die kürzlich erst von ihm selbst angelegte Station lag gerade auf der Grenze zwischen den kriegführenden Parteien Ketschwajo und Ham. Jeder der beiden Theile behauptete, das Land gehöre ihm. Beiderseitige Spione giengen bei Tag und Nacht über den Platz, ja durchsuchten mitunter sogar Schröders Wohnung. Sein Rindvieh, sein Pferd und sonstiges Eigenthum wurde ihm geraubt. Seine paar Arbeits-Kaffern und auch sein Schwager verließen ihn gar bald aus Furcht, getödtet zu werden. Er aber wollte die Station nicht im Stich lassen. Drei Monate hatte er so völlig allein ausgeharrt, nur einmal einen Besuch bei Miss. Weber gemacht und einen von ihm erhalten, als einige Kaffern ihn am Morgen des 7. Juni todt und gräßlich verstümmelt in seinem Blute liegen fanden. An seinem Tische sitzend und wahrscheinlich lesend, war er plötzlich überfallen und sofort erstochen worden. Ein tiefer Stich in den Hals bis in die Lunge hinein und fünf kleinere Stiche in beide Seiten hatten ihn getödtet. Dann hatten die grausamen Wilden ihm noch nach Zulu-Weise den Bauch aufgeschlitzt, daß die Gedärme herausdrangen, dann all seine Decken, Kleider u. s. w. bis auf das, was er am Leibe hatte und was im Blut schwamm, geraubt. Andere Sachen waren zerrissen, zerbrochen oder zerschlagen; Schreibmaterialien und Bücher auf dem Boden herumgeworfen und im Blute zertreten. Die blutige Bibel lag aufgeschlagen zwischen seinen Beinen. Es war ein herzdurchbohrender Anblick. Es war ihm nicht vergönnt gewesen, viel Missionsarbeit zu thun; er hat keinen Heiden getauft; „aber er ist schon nach ein paar Jahren seines Hierseins gewürdigt worden, der erste Blutzeuge von den Missionaren unsrer Mission zu sein, und die Missionsgemeinde hat Ursache, um ihn zu trauern, aber auch — über ihn sich zu freuen." So schreibt sein Kollege Weber. Missionar Schröder war unverheirathet, aber verlobt. Seine Braut war bereits auf der Reise nach Afrika.

— In Kisokwe starb am 22. Juli Frau H. Cole von der englisch-kirchlichen Nyanza-Mission.

— In Jamaika starb am 23. Juli der englisch-wesleyanische Miss. Edward Spratt nach beinahe 30jährigem Dienst. Er ritt gerade zu einer Konferenz,

als sein Pferd stolperte und mit ihm stürzte. Zwei Stunden darauf war er todt. Als er unter den hilfbereiten Personen, die ihn vom Boden aufhoben, einige Unbekehrte bemerkte, redete er ihnen noch dringend zu, sie möchten doch die Bekehrung nicht aufschieben.

— Am 27. Juli starb in Hongkong der Rheinische Missionar W. Louis im 60. Jahr seines Alters nach 28jähriger Missionsarbeit in China. Im Oktober 1882 war ihm seine treue Gattin in die Ewigkeit vorangegangen. Seine Arbeit in Fukwing wird von den Missionaren Dietrich und Genähr fortgeführt.

— Am 1. August starb in Taijuenfu Dr. Schofield von der China Inland Mission am Typhus. Am letzten Christfest schrieb er nach Hause: „In dieser Welt werden wir nie ganz verstehen, was wir alles unserem Heiland zu verdanken haben; aber für meine Person habe ich gefunden, daß man hier im Heidenland es allmählich doch immer besser verstehen lernt. Welch ein Kontrast zwischen einem Heidenhaus und einem Christenhaus, zwischen einem heidnischen und einem christlichen Sterbebett! Aber unaussprechlich traurig scheint es mir, daß nun mehr als 1800 Jahre vergangen sind, seit der gen Himmel fahrende Erlöser seinen Missionsbefehl gab, und trotzdem hier in China noch hunderte von Millionen leben, die noch nie von Christo auch nur gehört haben!" In der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit als Missionsarzt war es ihm vergönnt, nicht nur vielen Kranken das Leben zu retten, sondern auch einige von ihnen zum Glauben kommen zu sehen, von anderen wenigstens die Beweise herzlichster Dankbarkeit zu erhalten.

— Am 24. August ist nach langen schmerzhaften Leiden der 71jährige Missionar Dr. Stephan R. Riggs gestorben, der seit 1837 unermüdlich unter den Dakota-Indianern gearbeitet hatte. Zehn wohlgeordnete, jetzt von eingebornen Geistlichen bediente Gemeinden und mehrere Außenstationen können als die Frucht seiner Thätigkeit bezeichnet werden. Ueberdies hat er ein Wörterbuch der Sioux-Sprache, das 16,000 Wörter enthält, herausgegeben und die heil. Schrift in dieselbe übersetzt. In einem sehr ansprechenden Buch: „Marie und ich, oder Vierzig Jahre unter den Sioux" erzählt er selbst von seiner und seiner Gattin Wirksamkeit unter den Wilden. In ganz Minnesota und Dakota hat er jahrzehntelang einen überaus heilsamen Einfluß geübt. Fünf seiner Kinder sind auch in die Mission eingetreten; drei davon, zwei Söhne und eine Tochter, führen das Werk ihres Vaters in Santee, Fort Sally und Sisseton fort.

— Am 4. September starb in Cleveland, Ohio, die Witwe des bekannten Missionars Dr. Schauffler.

Bücherschau.*)

Historical Sketches of Woman's Missionary Societies in America and England. Edited and published by Mrs. L. H. Daggett, 287 Bunker Hill Street, Boston.

In neuerer Zeit sind wiederholt Anfragen in Betreff der Frauenmission an uns gekommen. Hier ist nun ein Buch, das wenigstens über die amerikanischen Gesellschaften dieser Art Aufschluß giebt. Es sind ihrer nicht weniger als 24. Von den englischen Gesellschaften ist nur eine behandelt. Ueber jeden dieser Frauenvereine hat eine dazu gehörige Dame berichtet, meist so, daß zuerst etwas über die Entstehungsgeschichte und den Charakter und dann über den gegenwärtigen Stand der betreffenden Gesellschaft mitgetheilt wird. Die Angaben sollten also zuverlässig sein. Auch eine Liste von Frauenmissions-Zeitschriften ist beigegeben. Wer sich näher mit der Frauenmission beschäftigen will, kann dies Buch nicht entbehren.

Kleiner Missions-Atlas zur Darstellung des evangelischen Missionswerks nach seinem gegenwärtigen Bestande. Von Dr. R. Grundemann. Vereinsbuchhandlung in Calw u. Stuttgart. Preis geh. Mk. 2.

Auf den ersten Blick wollen einem diese 12 Karten, welche der Terrainzeichnung und Kolorirung ermangeln, etwas gar zu schlicht erscheinen. Bald hat man sich aber besonnen, daß ein Missionsatlas nicht dazu da ist, geographischen Anschauungsunterricht zu geben oder das Auge durch bunte Farben zu ergötzen, sondern lediglich dazu, die Leser der Missionsblätter darüber zu orientiren, wo all die fremdnamigen Missionsstationen liegen und welche Gesellschaften auf den verschiedenen Gebieten vertreten sind. Diesem Zweck dient das vorliegende Werk in höchst befriedigender Weise. 73 missionirende Kirchen und Gesellschaften sind berücksichtigt und je an ihrem Ort durch praktische Abkürzungen, von denen ein Verzeichniß zu bequemem Gebrauch dem letzten Blatt angeklebt ist, bezeichnet. Nur die russische Mission in Japan ist übergangen. Um den Preis möglichst niedrig stellen und so den Atlas auch den Unbemittelten zugänglich machen zu können, ist alles Ueberflüssige weggelassen und auf wenig Raum sehr viel zusammengedrängt. (Warum hat man nicht auch die Innenseiten des Umschlags benutzt? Eine Missionsstatistik wäre da gewiß am Platz gewesen.) Doch hat die Uebersichtlichkeit darunter nicht gelitten. Das Papier ist fest und schön, die lithographische Ausführung gefällig.

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Von der Schriftenniederlage des Evangelischen Vereins zu Frankfurt a. M. ist uns folgende Neuigkeit zugegangen:

Denkschrift des ersten evang. Schulkongresses zu Frankfurt a. M. vom 2. bis 4. Oktober 1882. Zweite Auflage. 2 Mk.

Vollständiger Bericht über die Verhandlungen des Kongresses, die gar manches enthalten, was bleibenden Werth hat.

Aus dem Verlag von J. J. Reiff in Karlsruhe ist uns ein sehr nettes **Lutherbüchlein** für Schule und Haus von K. Mayer, Pfarrer in Meissenheim, mit allerliebsten Bildern zugegangen.

Preis 30 Pf., 100 Ex. à 20 Pf.

Im Lande der Mitternachtssonne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nord-Finnland. Nach Paul B. Du Chaillu, frei übersetzt von A. Helms. Zwei Bände. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn.

Der berühmte Afrika-Reisende hat einen glücklichen Griff gethan, als er zur Abwechslung nicht nur eine, sondern eine ganze Reihe von Reisen nach Skandinavien unternahm. Die Frucht seiner Beobachtungen hat er in diesen zwei stattlichen, mit 48 Tonbildern, ca. 200 Holzschnitten, einer großen Karte ꝛc. geschmückten Bänden niedergelegt. Da lernt man denn die freundlichen Städte, die friedlichen Dörfer, die traulichen Höfe und die einsamen Hütten, die herrlichen Fjorde und Seen, die stolzen Berge und die lieblichen Thäler, die mächtigen Gletscher und die wild zerklüfteten Felsenriffe, die hellen Sommernächte und die geheimnißvoll leuchtende Mitternachtssonne, die Kirchen, Schulen und Anstalten, die Ruinen und Alterthümer, wie die neuesten Errungenschaften und Fortschritte dieser so eigenthümlich anziehenden Länder fast wie aus eigener Anschauung kennen, und vor allem wird man eingeführt bei den kernfesten, gastfreien und naiven Nordländern, wie sie leiben und leben. Wer nur geschwind auch so eine Reise machen könnte und hiezu mit der gewinnenden Liebenswürdigkeit des Verfassers, mit seiner Sprachkenntniß und — mit seinem Geldbeutel ausgerüstet wäre! Das ist der Fehler dieses Buches, daß es einen lüstern macht, all diese Herrlichkeit des Nordens auch mit eigenen Augen zu schauen, oder — wenn man sie schon einmal geschaut hat — in einem das Heimweh darnach mächtig weckt. Nun, wer reisen kann, der reise! Wir anderen wollen dankbar sein für den Ersatz, den solch ein Prachtwerk liefert. Gewiß würde es manches Missionars Herz erfrischen, wenn er an der Hand dieses Führers aus dem heißen Afrika oder Indien sich wenigstens für ein paar Stunden in die kühlende Atmosphäre des Nordlands hineinlesen könnte. Das Buch ist wie gemacht zu einem Geschenk. Druck, Ausstattung und Einband lassen nichts zu wünschen übrig.

Der Tempel des Himmels in Peking.

Bilder aus der indischen Mission.

1. Jagdpredigten unter den Santals.

Nach dem Dänischen von E. v. Engelhardt.

Die Santals sind große Jäger und an mancherlei Wild ist auf ihren Bergen kein Mangel. Die Hauptjagdsaison ist der Frühling. Da wird alljährlich je von den verschiedenen Distrikten oder Dorfschaften eine gemeinsame Jagd veranstaltet und im Anschluß daran eine Art Tagsatzung und Friedensgericht gehalten. Die Missionare benutzen jeweilen diese Gelegenheit, um einer größeren Menschenmenge auf einmal — was sonst nicht so leicht möglich ist — das Wort zu verkündigen.

So hat Missionar Skrefsrud schon manchmal die Santals auf ihren Jagdzügen begleitet, um jeden Morgen vor dem gemeinsamen Aufbruch und jeden Abend, wenn sie beutebeladen zu ihrem Lagerort zurückkehren, ihre Gedanken auf das Eine zu richten, das noth ist und zugleich durch Theilnahme an ihren Strapatzen wie an ihren Freuden immer mehr ihr Vertrauen zu gewinnen. Wie gut ihm das gelingt, davon nur Ein Beispiel. Eines Abends stürzen unter furchtbarem Allarmgeschrei einige Santal-Jäger an das Missionszelt und bitten ihren europäischen Freund, er möchte doch schnell mit seiner guten Büchse ihnen zu Hilfe kommen. Ein großer Bär war durch einen Pfeilschuß verwundet, aber nicht getödtet worden, und hatte in seiner Wuth einen seiner Verfolger gar übel zerfleischt. Da sollte also der Missionar ihnen zu Hilfe kommen. Er lud rasch seine fünfläufige Flinte und trat aus dem Zelt. Es dauerte nicht lange, so stand er vor dem angeschossenen Thier, das wüthend auf ihn zusprang. Eine wohlgezielte Kugel aber durchbohrte ihm die rechte Seite und brachte es zu Fall.

Schon wollten die Santals triumphiren; aber noch einmal raffte sich der Bär auf und sprang auf seinen überlegenen Gegner los, der jedoch mit einem zweiten Schuß seinem Leben ein Ende machte. Lautes Siegesgeschrei von Seiten der Eingebornen war sein Lohn. Nach europäischen Begriffen hätte freilich auch das erlegte Thier selbst ihm als Lohn werden sollen. Das sehr entwickelte Jagdrecht der Santals aber spricht das erlegte Wild demjenigen zu, der es zuerst — wenn auch noch so unbedeutend — verwundet hat. Nur ein kleiner Antheil fällt dem zu, der ihm schließlich den Garaus macht. Natürlich wollte Missionar Skrefsrud gegen die Landessitte in keiner Weise verstoßen, überließ also den Bären dem Erstberechtigten und bat nur, daß das ihm zufallende Stück unter seine Begleiter vertheilt werde.

Im Triumph wurde nun die Beute in's Lager geschleppt, und schon schwelgte der Glückliche, dem dieselbe so leichten Kaufes zutheil geworden, im Gedanken an seinen Reichthum, als beim Häuten des Thieres die Entdeckung gemacht wurde, daß es eine Narbe hatte, die wenigstens ein Jahr alt war, also eigentlich einem früheren Treffer gehörte. Feierlich wurde nun Rath gehalten, was da zu machen sei, und endlich beschlossen: da der wahre Eigenthümer doch nicht ermittelt werden könne, so solle der Bär jetzt von der ganzen Jagdgesellschaft zumal verzehrt werden. Diesen Anlaß nun benutzte der Missionar zu einer eigenartigen Predigt. Er bat um Erlaubniß, eine Klage vorbringen zu dürfen. Die Aeltesten erklärten sich bereit, die Sache anzuhören und nach bestem Vermögen zu entscheiden. Da hob Skrefsrud an: „Ein Freund von mir hat ein wildes Thier getroffen, außer seinem Pfeilzeichen hat sich kein zweites daran gefunden, und doch ist ein Anderer gekommen mit dem Anspruch, das Wild gehöre ihm, und der Fünf-Männer-Rath hat zu seinen Gunsten entschieden. Jetzt lege ich euch die Sache vor, damit ihr meinem Freund zu seinem Rechte verhelfet."

„Das Thier gehört deinem Freund; bringe die Parteien vor uns, so soll ihm sein Recht werden!" — erklärten alsbald die Richter, und alles stimmte bei. Der Missionar aber erwiderte: „Mein Freund ist niemand anders als Takur (Gott), das ihm zukommende Eigenthum ist eure Seele, die Räuber sind Marang Buru (etwas wie der Teufel) und seine Bongas (Geister), der Rath der Fünfe aber, der seine Zustimmung zum Raube gegeben

hat, das seid ihr selbst. Ihr bekennet ja, daß Takur euer Schöpfer ist und daß Er euch alles gegeben hat, was ihr euer nennt, daß ihr und die Euren nur durch sein Wohlwollen erhalten bleibet und daß Marang Buru sammt seinen Bougas euch nichts Gutes gönnen, oder haben vielleicht sie euch etwas Gutes gethan oder euch je etwas gegeben?" „Ja, das sind die rechten Geber!" antworteten ironisch die Zuhörer. Der Redner aber fuhr fort: „Und trotzdem habt ihr's zugelassen, daß Marang Buru eure Seele Gott entfremdet und geraubt hat. Machet nun euer Wort wahr und gebt eure Seele dem zurück, der sie von euch fordert als sein rechtmäßiges Eigenthum."

„Das ist freilich wahr," bezeugten die Heiden; „da hast du uns wie in einer Schlinge gefangen und wir wollen den ernstlichen Entschluß fassen umzukehren zu Takur, unserem Schöpfer." Jedenfalls war nun ihre Aufmerksamkeit gewonnen und doch wohl auch ihr Gewissen getroffen. Ein zweiter Missionar (der Schwede Cornelius) nahm das Wort, und bis 2 Uhr Nachts dauerte die Evangeliumsverkündigung fast ununterbrochen fort. „Es waren mit die gesegnetsten Stunden, die wir je bei unsrer Heidenpredigt gehabt haben," schließt Missionar Stresrud diese Mittheilung.

Aehnliche Scenen sind übrigens in der Santalmission wieder und wieder vorgekommen. So nahmen letztes Jahr vier eingeborne Santalchristen an einer Jagdpartie der Dorfschaft Gunpura im Süden der Missionsstation Ebenezer theil. Als die Jagd vorüber war, sollte Recht gesprochen werden. Eine ganze Menge von Streitsachen, die im Laufe des Jahres sich angesammelt hatten, lagen zur Entscheidung vor. Tausende waren dazu versammelt. Und siehe da, die heidnischen Häuptlinge kamen überein, diesmal das Gericht von den vier anwesenden Christen — es waren freilich Gemeinde-Aelteste — halten zu lassen: sie seien verständige, unparteiische Männer und würden gewiß das Rechte treffen! Nun sprachen die Christen zuerst von dem, was ihnen selbst die Hauptsache war, von dem obersten Richter im Himmel und von Seiner Gerechtigkeit, und dann saßen sie drei Stunden lang zu Gerichte, bis es Mitternacht geworden. Dann erklärten sie: der Zweck ihres Kommens sei keineswegs der gewesen, in dieser Versammlung Recht zu sprechen, vielmehr seien sie erschienen, ihren Landsleuten vom Heiland der Welt zu erzählen und seine frohe

Botschaft zu verkündigen; man solle sie jetzt von den Gerichtsverhandlungen dispensiren und ihre Botschaft geduldig anhören. Diese Rede gefiel allem Volke wohl, wie denn auch die von den Christen gefällten Urtheilssprüche allgemeinen Beifall gefunden hatten. Die Menge sonderte sich in zwei Haufen mit je zwei von den Christen an ihrer Spitze. Diese sangen zuerst ein paar Psalmen und dann predigten sie nach Herzenslust das Evangelium. Wollte hie und da die übermüthige Jugend Lärm machen, so wurde sie von den Häuptlingen zur Ruhe gewiesen. Erst um 5 Uhr Morgens wurde die Versammlung aufgelöst, und die christlichen Aeltesten kehrten vergnügt nach Hause zurück.

---

2. Der Hinduismus — ein Riesenfeind.

Weniger ansprechend und viel weniger erfolgreich als die Arbeit unter den Santals ist die an den eigentlichen Hindus. So ist neulich ein vorzüglicher Missionar gestorben, der fast 45 Jahre lang mit unübertroffener Kraft und Sprachgewandtheit auf Götzenfesten und Märkten, in den Straßen der großen Städte und auf dem Lande umher gegen das nordindische Heidenthum gepredigt hat, — er ist gestorben, ohne auch nur eine einzige Seele bekehrt zu haben! „Hätte Mc Cumby," schreibt sein Kollege Evans, „darauf hingearbeitet, eine Schaar von Anhängern zu gewinnen, damit er doch auch einen Erfolg seiner Wirksamkeit aufzuweisen habe, so wäre ihm das leichter gefallen als jedem anderen; aber er war eine zu wahre, allem Schein zu abholde Natur, als daß er dem berüchtigten Reis-Christenthum auch nur den geringsten Vorschub hätte leisten wollen. Seine Menschenkenntniß und insbesondre seine Vertrautheit mit den innersten Gedanken und Triebfedern der Hindus befähigte ihn, sofort zu unterscheiden, was Spreu und was Weizen war. Und er zog es vor, scheinbar erfolglos und einsam weiterzuarbeiten, als — Spreu zu sammeln, ein Beispiel, das wir alle wohl nachahmen dürften! Ist es nicht eine überaus lehrreiche Thatsache, daß gerade der Missionar, der am längsten und ausdauerndsten gepredigt hat, der das Volk kannte wie kein anderer, und vom Volk bewundert wurde, wie kein anderer, — daß gerade er keinen einzigen Bekehrten als Frucht seiner Arbeit aufzuweisen hat?

Kann man daraus nicht schließen, wie gewaltig die Hindernisse hier sein müssen, welche jeder wahren Bekehrung im Wege stehen, und welcher Art die Stellung ist, die das indische Volk noch immer gegen das Christenthum einnimmt? Wieviele von denen, welche sich zu Christo bekennen, sind wohl in Wahrheit und Wirklichkeit zu ihm bekehrt?"

Wir freuen uns über die Offenheit dieser Aeußerung, müssen aber doch bemerken: 1) daß Mc Cumby entschieden zu wenig Evangelium gepredigt und zuviel gegen die Götzen und Götter geeifert hat; 2) daß er als konsequenter und aufrichtiger Baptist wahrscheinlich ein zu hohes Ideal von der „wahren und wirklichen Bekehrung" hatte, und 3) daß er als heimatloser, unverheiratheter Reiseprediger, der bald hier, bald dort auftauchte, um dann wieder weiterzuziehen, doch nicht in dem Maße das Vertrauen der Eingebornen gewinnen konnte, wie ein fest angesiedelter Missionar, der darauf eingerichtet und gefaßt ist, mit der Zeit das patriarchalische Oberhaupt eines Häufleins von Bekennern zu werden, die durch den Uebertritt zum Christenthum Auswürflinge geworden und auf seinen Schutz und Rath naturgemäß angewiesen sind.

Das aber ist gewiß richtig, daß das indische Heidenthum immer noch lebens- und widerstandsfähiger sein dürfte, als man sich's gewöhnlich vorstellt. Er ist ein Riesenfeind, der da bekämpft wird, und Geduld ist vonnöthen, wenn man nicht den Muth verlieren soll. Selbst die ärgsten heidnischen Greuel gehen ja hie und da noch im Schwange. Nur Ein Beispiel hievon!

In alten Zeiten kam es öfters vor, daß Hindus, um den Zorn der Götter zu versöhnen und sich die Seligkeit zu verschaffen, irgend einem Götzenbild das eigene Haupt zum Opfer brachten. Dieses sog. Kamal-pudscha ist von der englischen Regierung verboten worden. Wer dazu hilft, oder darum weiß, ohne es anzuzeigen, wird bestraft. Trotzdem hat neulich eine ganze Bania-Familie in Katjawar sich dem Ganapati geopfert. Es scheint, daß der älteste Sohn des Hauses zuerst den beiden Eltern, seinen vier Brüdern, drei Schwägern und zwei Schwestern die Köpfe abschlug und dann selbst in einen Brunnen sprang! Man fand die 10 Köpfe vor einem Ganapati-Bild aufgestellt und dabei eine schriftliche Erklärung, daß hier kein Verbrechen, sondern ein freiwilliges Selbstopfer vorliege. Doch traut man der Sache nicht ganz.

Der „Indian Spectator“ bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Das Kamal-pudscha ist nichts Unerhörtes in Indien. Und eine ähnliche Unsitte, Mansami oder sonst mit einem süßtönenden Namen genannt, war bis vor wenigen Jahren ganz gewöhnlich in Radschputana. Wenn zwei Männer miteinander stritten und der schwächere sich nicht mehr zu helfen wußte, so drohte er mit dem Mansami, gieng heim, ergriff eines seiner Kinder und zerschmetterte diesem am ersten besten Stein den Kopf — damit das unschuldig vergossene Blut als ein Fluch auf das Haupt seines Gegners kommen möge! Die einheimische Regierung that nichts dagegen, da die Brahmanen diese Art von Kindermord aus den Schastras vertheidigten. Dieselbe nahm, wie überhaupt der Kindermord, so überhand, daß Oberst Bannerman, der Vertreter der britischen Regierung, eine Proklamation dagegen erließ, in welcher er das Mansami einfach für ein Verbrechen erklärte. Bald darauf wurde wieder so ein Kindermord bekannt, bei welchem ein Brahmane die Hauptschuld hatte. Man drohte, ein ewiger Fluch werde den Landesfürsten treffen, wenn er die Hinrichtung des heiligen Mannes gestatte. Der arme Radscha flehte mit Thränen, man möchte den Brahmanen doch wenigstens zu einer milderen Strafe begnadigen. Aber es half nichts. Der heilige Brahmane kam an den Galgen und das Mansami aus der Mode! Nicht eher, als bis noch etliche Brahmanen an den Galgen oder auf die Andamanen gebracht werden, wird in Indien der Kindermord, das immer noch vorkommende Sati und die Verfolgung wiederverheiratheter Witwen ꝛc. ganz aufhören.“

---

3. Indische Ueberzeugungstreue.

Paidu Ramakrischna Gari ist ein Bania-Kaufmann in Kokonada (im Telugu-Land) und gilt für den reichsten Mann der Stadt. Er ist unternehmend, gescheidt, liberal und dem Fortschritt geneigt. Er versteht gut Englisch, liest die Bibel und ist auf dem Laufenden mit allem, was in der Welt vorgeht. Für seine Mitbürger hat er viel gethan, z. B. einen Theil der Stadt mit frischem Wasser versorgt. Seit einigen Jahren hat er sich lebhaft für die Wiederverheirathung der jungen Hindu-Witwen inte-

wir denn auf nach Benares. Aber schon in Indor gieng es meinem Bruder viel besser, dazu trafen wir hier viele Freunde, die uns an der Weiterreise verhinderten. Ich selbst erhielt eine Anstellung in der Missions-Druckerei, wo jeden Morgen der Missionar mit allen Arbeitern eine Andacht zu halten pflegt. So erhielt ich einen neuen Antrieb, die Wahrheit zu suchen. Daß unsere Religion falsch sei, war mir klar; aber an die christliche wollte ich auch nicht glauben, weil ich wohl wußte, daß ich mit dem Uebertritt Alles würde verlassen müssen.

„Aengstlich suchte ich nun jede kleine Schwäche in der Beweisführung des Christenthums auf, während alles, was nur irgend zu Gunsten der modernen indischen Glaubensweisen sprach, welche angeblich auf die Vedas gegründet sind, in Wirklichkeit aber alle ihre Wahrheitselemente aus mehreren andern Religionen, insbesondere aus dem Christenthum entlehnt haben, mit Eifer aufgesucht wurde. Nach schwerem neun Monate langem Kampf gegen die stets stärker werdende innere Ueberzeugung, mußte ich endlich zugeben, daß bloß der Christenglaube der wahre sei, und durch die Hilfe Jesu Christi, den ich nun suchte und der meine Freude ward, gelang es mir endlich, am 3. Dezember mein Heimwesen zu verlassen, um mir das äußere Zeichen des Christenglaubens aufdrücken zu lassen. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß es ein harter Kampf war. Mußte ich doch allem, was mir theuer war, den Rücken kehren und in einer neuen Brüderschaft mir Freunde suchen. Aber der Herr stärkte mich durch Seine Gnade und machte es möglich, daß ich noch an jenem Abend getauft wurde. Jene Nacht blieb ich beim Missionar. Als am nächsten Tag mein Bruder erfuhr, ich sei getauft, rief er in tiefem Schmerze aus: „O meine arme Mutter! Das wird sie tödten, denn Teschwant ist der Jüngste und ihr Liebling!" Er theilte es meiner Mutter mit, die dann in der Hoffnung zu mir eilte, es sei am Ende doch nicht wahr, oder könnte noch rückgängig gemacht werden. Als sie sah, daß mein Brahmanenzopf noch nicht abgeschnitten war, rief sie denn auch ganz erleichtert: 'O es ist doch nicht wahr!' desto größer war dann freilich ihr Jammer, als sie die volle Wahrheit von mir selbst erfuhr.

„Wieder und wieder umklammerte sie meine Füße, schlug die Stirne auf den Boden, bis sie ganz blutig und wund ward, rief mich bei allen Namen und flehte mich an, doch wieder ihr Kind zu sein.

zeugungen hat er natürlich nicht geändert. Er ist gerade so gesinnt wie vorher auch. Aber er hat den Muth nicht — allein zu stehen, und allein stehen, das will in Indien allerdings etwas heißen.

So wird er denn in die Kaste wieder aufgenommen. Aber das ist keine so leichte Sache. Nach Hindu-Begriffen ist das nur möglich durch eine Art Sterben und Wiedergeborenwerden. Der Verbrecher wird bis an's Kinn in die Erde gegraben; das Haar wird ihm abrasiert, und während er in dieser demüthigenden Stellung bleibt, werden Gebete und Beschwörungsformeln über ihn gesprochen. Dann muß er zu seiner Reinigung eine Mischung der fünf heiligen Substanzen — ausgelassene Butter, geronnene Milch, Honig und die zwei Exkremente der Kuh — schlucken und endlich den Priester für seine Mühe nach Vermögen bezahlen. Unserem Ramakrischna wurde nun freilich das Begrabenwerden erlassen, alles andere aber mußte er sich geduldig gefallen lassen und dazu noch den Priester mit 4000 Mark für seine Gefälligkeit belohnen.

Als alles vorüber war, sagte der letztere noch einmal zu dem Gereinigten: „So, du willst also nie wieder für die Wiederverheirathung von Witwen etwas thun?“ und dieser versicherte, er wolle in Zukunft nichts mehr in der Sache thun. Unmittelbar darauf aber schickte er 20,000 Mark an den Kassier einer Gesellschaft in Madras, welche für eben diese Sache agitirt! Dem Buchstaben nach hatte er sein Wort „in Zukunft“ gehalten, in Wahrheit es gebrochen. Das alles aber griff ihn so an, daß er krank wurde und erst nach einigen Wochen sich wieder erholte. Ein ihm befreundeter Missionar fand ihn von da an niedergeschlagen und muthlos. Kein Wunder, wenn man in so demüthigender und demoralisirender Weise seine innersten Ueberzeugungen hat verleugnen „müssen“.

Was aber können wir aus dieser Geschichte lernen?

1) Daß christliche und humanitäre Ideen in Indien immer mehr Einfluß gewinnen. Um einen Hindu zu so großen Geldopfern zu bewegen, wie sie Ramakrischna gebracht, bedarf es mehr als einer oberflächlichen Gefühlserregung. Und bereits zählen sie in Indien nach Tausenden, die unserem Ramakrischna in der Energie ihrer liberalen Anschauungen nicht nachstehen, wenn sie auch nicht alle so reich sind, wie er und daher nicht ebensoviel thun können.

2) Wir lernen an diesem Beispiel aber auch die ungeheure Macht kennen, welche immer noch der Kastenzwang ausübt. Daß diese Macht abnimmt, kann nicht bezweifelt werden.*) Selbst unsere Geschichte ist ein Beweis dafür. Aber immer noch ist sie eine riesenhafte. Die Alten hängen noch fest an der Kaste, die heranwachsende Generation ist des Zwanges müde. Aber die, welche jetzt jung sind, werden auch einmal die Alten sein, und in 50 Jahren wird's in Indien anders aussehen, als heute. Aus den Schulen der Regierung und den Anstalten der Mission strömt frisches Blut in die Adern der Nation und in den christlichen Gemeinden wachsen Männer heran, die den Drachen unter ihre Füße treten werden, welcher jetzt noch die Starken und die Schwachen im Bann hält.

---

4. Was ein Uebertritt in Indien noch immer zu bedeuten hat.

In Centralindien haben die presbyterianischen Missionare aus Kanada einen schweren Stand. Der Radscha von Indor hat ihnen alles öffentliche Auftreten untersagt, wiederholt sind sie mit der Polizei in Kollision gerathen und der nicht eben missionsfreundliche englische Resident thut wenig oder nichts, um sie vor der Willkür des heidnischen Fürsten zu schützen. Doch nicht von dieser vergleichsweise geringen Verfolgung wollen wir reden, sondern von den schweren inneren und äußeren Kämpfen, die ein Hindu höherer Kaste noch immer durchzumachen hat, sobald er sich dem Evangelium zuwendet. Ein rührendes Beispiel hievon bietet der folgende Brief des jungen Teschwant Rao Wadikar, der Ende v. J. in Indor getauft wurde und unter'm 24. Februar d. J. an den Leiter der presbyterianischen Mission in Kanada geschrieben hat:

„Lieber Herr! Obschon persönlich Ihnen unbekannt, erlaube ich mir doch, als neuer junger Bruder in Christo Sie zu begrüßen.

---

*) In Radschamandri hat vor Kurzem die neunte Wiederverheirathung einer Hindu-Witwe stattgefunden, ein Fortschritt, der großentheils dem Einfluß des Miss. Schmidt und seiner Kollegen auf die tonangebenden Männer dieser Stadt zu verdanken ist.

Die hiesigen Missionare haben mich dazu aufgefordert. Vielleicht wenn ich Ihnen erzähle, wie ich, ein Brahmane und Schastri, zum Glauben gekommen bin, werden Sie angetrieben, noch brünstiger für uns zu beten, die wir jetzt gegen die Finsterniß kämpfen, und auch für meine lieben Brüder, die oft ernstlich aber in Unwissenheit und Verkehrtheit Gottes Willen zu thun suchen, besonders aber für den, der bei all meinem Forschen nach Wahrheit mein treuester Genosse war, im entscheidenden Augenblick aber aus Furcht vor den Kastengenossen und besonders aus Angst, meiner Mutter wehe zu thun, die Augen schloß, damit er nicht weiter geführt werden möchte, als seine natürlichen Gefühle ihn trieben.

„Ich bin der jüngste Sohn von Sadasia Schastri Wadikar. Von der christlichen Religion hörte ich zuerst in der Missionsschule und sah gleich ein, daß die Gebete der Christen etwas ganz andres sind, als unsre Gebete, doch war ich nur ein Kind und dachte nicht weiter darüber nach. Bald darauf begann ich das Studium des Sanskrit. Mein Vater erklärte den Leuten beständig das Ramajana, Mahabharata, die Puranas u. s. w. und da ich sie so oft hörte, lernte ich sie bald nicht bloß auswendig, sondern verstand auch ihren Sinn. Als mein Vater alt wurde, beschloß er, nach Benares, der heiligen Hindustadt am Ganges, zu wallfahren, um dort zu sterben. Aber schon unterwegs, in Baroda, starb er (im J. 1873). Darauf erhielten mein Bruder und ich, unsrer Sanskrit-Kenntnisse wegen, eine Anstellung beim Arja-Samadsch in Bombay, für den wir die Vedas übersetzen sollten. Meines Vaters Tod führte mich zur Frage, wohin er gegangen sei und was nach dem Tode mein Loos sein würde; aber obschon mich die Antwort der Schastras durchaus nicht befriedigte, begnügte ich mich einstweilen doch damit. Beim Uebersetzen der Vedas sah ich dann mehr und mehr ein, wie unbefriedigend ihre Lehren sind, und da ich umringt war von jungen Brahmanen, die in der Regierungsschule ihre Bildung erhalten hatten und die ganze Agnostiker und Ungläubige waren, verlor auch ich immer mehr allen Glauben an die Hindu-Religion und begann ernstlich nach Wahrheit zu forschen.

„Als nun mein Bruder in Bombay erkrankte, fürchtete meine Mutter, die Götter seien erzürnt über uns: weil wir damals die Reise nach Benares nicht fortgesetzt, hätten sie meinen Vater weggenommen und würden nun auch den Bruder holen! So brachen

Missionar — mit Freuden und bewirthen ihn gern. Willig kaufen sie Bücher und in vielen Häusern wird das Wort Gottes regelmäßig gelesen. Ihr Hauptfehler ist die Trunksucht.

Interessant waren die Mittheilungen des Miss. Clough über die Bekehrungen unter den Telugus in Ongol. Da finden sich in 600 Dörfern 20,000 Kommunikanten. Im Jahr 1878 wurden über 9000 und seither jährlich 1500—2000 getauft. Sie alle stehen social auf einer Art Mittelstufe zwischen Parias und Sudras. Die Hauptarbeit ist durch eingeborne Arbeiter geschehen, die 4 Jahre lang Bibelunterricht erhalten haben.

Ueber die Kols in Tschota Nagpur berichtet Miss. Lorbeer aus der Goßner'schen Mission, welche dort 32,000 Christen zählt, die über 1000 Dörfer zerstreut leben und in 120 Gemeinden eingetheilt sind, denen je ein Aeltester mit einem Katechisten vorsteht; je ein paar Gemeinden zusammen stehen unter einem der 8 eingebornen Geistlichen und diese wieder unter den Missionaren. Die Lehrer und Katechisten werden zur Hälfte von den Gemeinden bezahlt, vier ganz. Ein Predigerseminar, ein Schullehrerseminar und eine Präparandenanstalt befinden sich in Ranstschi, außerdem auf jeder der 7 Hauptstationen eine von der Gemeinde unterhaltene Kostschule. Die Christen sind vielfach noch schwach, haben aber einen kindlichen Gebetseifer, der in Krankheitsfällen selbst von Heiden in Anspruch genommen wird.

Ueber die 7 Millionen Santals, die in 12 Stämmen von Bhagalpur bis Midnapur sich ausbreiten, berichtete Miss. Hägert, der sich vor 8 Jahren in einer verlassenen Hütte unter ihnen niedergelassen und jetzt von 15 Dörfern erzählen kann, in denen der wahre Gott angebetet wird.*) Auch Miss. Stark kann von 2000 Christen berichten, die durch die englisch-kirchliche Mission in 5 Dörfern gesammelt sind, ihre Kirchen selbst bauen und ihre Geistlichen zur

*) Im Nov. 1882 war Miss. Hägert mit Frau, nach längerem Aufenthalt in Europa, auf seine Station Bethel in Santalistan zurückgekehrt. Zwei europäische Lehrerinnen und 6 eingeborne Evangelisten helfen ihm. In zwei Seminaren und zwölf Dorfschulen werden Knaben und Mädchen christlich erzogen. Die Gemeinde zählt 60—70 Seelen, darunter zwei neugetaufte Dorfhäupter und einen Mann, der vor fünf Jahren noch seine Mutter und Schwester wegen ihres Glaubens zu tödten suchte! Viele Kranke erhalten Arznei und Pflege. Hr. Hägert gehört keiner Gesellschaft an, sondern ist — in Betreff seines Auskommens — ein sog. „Glaubens-Missionar."

„Alle meine Liebesversicherungen, überhaupt alles Reden war vergeblich; sie blieb dabei, ich solle mit ihr heimkehren. Da ich aber wohl wußte, was dort meiner wartete, konnte ich ihre Bitte unmöglich erfüllen. Endlich schrie sie: 'Geh, du bist todt für mich und die Meinigen!' — Bis jetzt haben sie übrigens die übliche Todtenfeier für mich noch nicht gehalten. Man giebt da einem Strohmann den Namen des Geächteten, nimmt alle Ceremonien mit ihm vor, wie mit einem Leichnam, verbrennt ihn dann und trägt einige Tage lang Trauerkleider. — Dies also ist noch nicht geschehen; vielleicht hoffen sie doch noch auf meine Rückkehr. Mein Schwager Schriniwasa Rao, der Richter in Indor ist, und meine anderen Verwandten und Freunde ersannen allerlei Mittel, mich zurückzubekommen. Einmal versuchten sie es mit Gewalt, ein andres Mal brachten sie ärztliche Zeugnisse zum Beweis dafür, daß ich im Wahnsinn, ohne mein Wissen, getauft und der Kaste also gewaltsam entrissen worden sei — dafür hätte ja der Missionar gestraft werden müssen! — Wieder und wieder kommt meine Mutter und fleht mich an, sie nach Benares zu begleiten, die Verwandten hätten hunderte von Rupieen versprochen, um mich wieder in die Kaste aufnehmen zu lassen u. s. f.

„Darf ich Sie nun bitten, für meine theure Mutter und für meine Brüder zu beten, daß sie — die jetzt über mir so kläglich trauern — auch noch zum Glauben und zur Freude am Herrn hindurchdringen und wir alle noch einmal in dieser und jedenfalls in jener Welt dereinst als Eine neuvereinigte Familie dastehen möchten!"

---

5. Werthvolle Entdeckungen.

Eine selten werthvolle „Entdeckung" hat im März d. J. der amerikanische Missionar Hume in Bombay gemacht. Ein junger Mann aus seiner Gemeinde hatte ihm schon wiederholt von seinen Verwandten und Freunden in Kirja erzählt, die alle an den Herrn Jesus gläubig seien. Kirja ist ein Dorf bei der Stadt Lalitpur im südlichen Theil der Nordwestprovinzen, etwa 80 Stunden von Allahabad und 200 Stunden von Bombay entfernt. Endlich entschloß sich nun Miss. Hume, die weite Reise zu unternehmen, suchte unterwegs die schwedischen Missionare in Sagar auf und bewog einen

derselben, ihn nach Lalitpur zu begleiten. Und richtig! hier fanden sie ein ganzes Häuflein von ernsten, aufrichtigen Leuten, die seit 12—15 Jahren ihrer Gesinnung und ihrem Wandel nach „Christen“ gewesen waren! Die Einzelgespräche, sowie die Versammlungen, welche Miss. Hume mit ihnen hielt, waren für beide Theile eine wahre Erquickung und schließlich konnte er 11 Erwachsene und 6 Kinder taufen, darunter einen schönen, etwa 50jährigen Mann, der Vater jenes Christen in Bombay, eine wohlhabende Witwe aus hoher Kaste u. s. f. Alle diese Leute besitzen eigene Aecker und bedürfen durchaus keiner Unterstützung von der Mission, sondern sind vielmehr willens, den Prediger, der ihnen nun gesandt werden soll, selbst zu besolden. Die meisten von ihnen waren früher nicht orthodoxe Hindus, sondern Anhänger des berühmten Nanak, der vor 500 Jahren die Sikh-Sekte im Pandschab gegründet hat. Einer besaß auch ein Exemplar des hl. Buches, das von dieser Sekte mehr verehrt als gelesen wird. Er lieferte dasselbe dem Missionar aus. Das Merkwürdigste aber ist, daß kein Mensch sagen kann: „Diese Bekehrten sind eine Frucht meiner Arbeit.“ Wie manche ungetaufte „Christen“ mag es in Indien noch geben! Natürlich kann die kleine Gemeinde in Kirja nicht von Bombay aus bedient werden. Auf Missionar Hume's Vorschlag ist sie deßwegen der schwedischen Mission in Sagar zugetheilt worden. Weiterer Zuwachs steht in Aussicht.

Einen ähnlichen Fall berichtet Miss. Bruce in Satara. Er hörte zufällig, daß in einem 10 Stunden entfernten Bergdorf mehrere Heiden unter der Führung eines angesehenen Brahmanen christliche Bücher und Zeitschriften lesen und sich als Christen bekennen. Dieser Brahmane war früher Regierungsschulmeister bei Indapur gewesen und hatte dort seinen bekehrten Kastengenossen Narajan Scheschadri kennen gelernt und oft mit ihm Religionsfragen besprochen. Im Dezember v. J. nun gelang es Miss. Bruce, sammt einem christlichen Sängerchor das abgelegene Dorf zu besuchen, wo er die freundlichste Aufnahme fand und große Zuhörerschaften bei der Predigt hatte. Leider war aber noch keiner der Erweckten so weit, daß er gewagt hätte, durch die Annahme der Taufe auch äußerlich zum Christenthum überzutreten. Indessen sind diese Leute nun doch in Verbindung mit der Mission.

Die allgemeine Missionskonferenz in Kalkutta.

11. Arbeit an den Urbewohnern und niedern Volksklassen Indiens.

Ueber die Pulajar in Travankor berichtet Miss. J. Caley: Die Arbeit unter diesen Aermsten unter den Armen begann 1846 und es war besonders Miss. Baker, der sich ihnen widmete; nun sind Gemeinden mit 1400 Seelen gewonnen. Die Arbeit war am Anfang sehr schwer, nicht nur wegen der Verkommenheit dieser Sklaven, sondern auch wegen der Opposition von Seiten der syrischen Christen und des heidnischen Landadels; aber die Arbeiter sehen jetzt auf diese Gemeinden als auf die Perlen in ihrer Krone. Sie finden die Christen aus diesen untersten Volksklassen zuverlässiger und geistig geförderter als alle andern.

Ueber die Kois am obern Godawari berichtet Miss. Cain: Die Arbeit dort begann im Jahr 1860 durch den ausgezeichneten Eingebornen Venkataramaraju, den er als eine fast apostolische, durch vertrauten Gebetsumgang mit dem Herrn verklärte Persönlichkeit schilderte. Doch konnten bis jetzt nur etwa 70 Personen gewonnen werden. Die Sprachschwierigkeit und andere Hindernisse scheinen die Arbeit zu erschweren.

Ueber die Nilagiri-Stämme berichtet der Basler Miss. Stokes, und wie oben Baker und Venkataramaraju als Pioniere hervorleuchten, so hier die Namen Mörike und Metz. Auch hier sind die Erfolge sehr gering, obgleich in 30 Jahren mehr als 20 Missionare an den Badagas, einige von ihnen auch an den Kotas und Todas gearbeitet haben. Nur die Schularbeit scheint sich hoffnungsvoller anzulassen.

Eine sehr gründliche Abhandlung über die Urbewohner und Kastenlosen von Bengalen verlas Dr. Phillips. Er findet die Arbeit in seltener Weise hoffnungsvoll: nichts liegt im Weg, überall lasse sich ohne Hinderniß arbeiten. Kols, Garos, Santals und Hindus begrüßen den „freundlichen Herrn" — so nennen sie den

Missionar — mit Freuden und bewirthen ihn gern. Willig kaufen sie Bücher und in vielen Häusern wird das Wort Gottes regelmäßig gelesen. Ihr Hauptfehler ist die Trunksucht.

Interessant waren die Mittheilungen des Miss. Clough über die Bekehrungen unter den Telugus in Ongol. Da finden sich in 600 Dörfern 20,000 Kommunikanten. Im Jahr 1878 wurden über 9000 und seither jährlich 1500—2000 getauft. Sie alle stehen social auf einer Art Mittelstufe zwischen Parias und Sudras. Die Hauptarbeit ist durch eingeborne Arbeiter geschehen, die 4 Jahre lang Bibelunterricht erhalten haben.

Ueber die Kols in Tschota Nagpur berichtet Miss. Lorbeer aus der Goßner'schen Mission, welche dort 32,000 Christen zählt, die über 1000 Dörfer zerstreut leben und in 120 Gemeinden eingetheilt sind, denen je ein Aeltester mit einem Katechisten vorsteht; je ein paar Gemeinden zusammen stehen unter einem der 8 eingebornen Geistlichen und diese wieder unter den Missionaren. Die Lehrer und Katechisten werden zur Hälfte von den Gemeinden bezahlt, vier ganz. Ein Predigerseminar, ein Schullehrerseminar und eine Präparandenanstalt befinden sich in Rantschi, außerdem auf jeder der 7 Hauptstationen eine von der Gemeinde unterhaltene Kostschule. Die Christen sind vielfach noch schwach, haben aber einen kindlichen Gebetseifer, der in Krankheitsfällen selbst von Heiden in Anspruch genommen wird.

Ueber die 7 Millionen Santals, die in 12 Stämmen von Bhagalpur bis Midnapur sich ausbreiten, berichtete Miss. Hägert, der sich vor 8 Jahren in einer verlassenen Hütte unter ihnen niedergelassen und jetzt von 15 Dörfern erzählen kann, in denen der wahre Gott angebetet wird.*) Auch Miss. Stark kann von 2000 Christen berichten, die durch die englisch-kirchliche Mission in 5 Dörfern gesammelt sind, ihre Kirchen selbst bauen und ihre Geistlichen zur

*) Im Nov. 1882 war Miss. Hägert mit Frau, nach längerem Aufenthalt in Europa, auf seine Station Bethel in Santalistan zurückgekehrt. Zwei europäische Lehrerinnen und 6 eingeborne Evangelisten helfen ihm. In zwei Seminaren und zwölf Dorfschulen werden Knaben und Mädchen christlich erzogen. Die Gemeinde zählt 60—70 Seelen, darunter zwei neugetaufte Dorfhäupter und einen Mann, der vor fünf Jahren noch seine Mutter und Schwester wegen ihres Glaubens zu tödten suchte! Viele Kranke erhalten Arznei und Pflege. Hr. Hägert gehört keiner Gesellschaft an, sondern ist — in Betreff seines Auskommens — ein sog. „Glaubens-Missionar."

Hälfte selbst besolden. Die ersten Bekehrten waren hier die Zöglinge einer Missionskostschule. Vor 6 Jahren wurde dann ein Santal durch einen ehemaligen Zuchthäusler erweckt und durch Gottes Gnade zu einem begeisterten Prediger des Evangeliums umgewandelt. Durch seinen Dienst sind viele Hindus gewonnen und dazu etwa 300 Paharis bekehrt worden. Eine dritte Mission unter den Santals ist die der schottischen Freikirche, die auch schon einige hundert Gemeindeglieder zählt.

Bei den Garos sind amerikanische Baptisten und calvinistische Methodisten aus Wales thätig. Lange schien ihre Arbeit an dem konservativen Bergvolk vergeblich, bis endlich durch den Uebertritt eines Jünglings das Eis gebrochen wurde. Jetzt sind ihrer 1300 bekehrt.

---

12. Die Presse im Dienst der Mission.

Miss. Hewlett meint, daß von Missionaren wahrlich nicht zu wenig geschrieben werde, und vertheidigt ihre Produktionen gegen den Vorwurf, daß sie exotische Gewächse seien. Besonders im Kampfe gegen allerlei Entstellungen des Christenthums (Brahma Samadsch, Theosophismus u. dergl.) und gegen den in Indien mehr und mehr um sich greifenden Skepticismus und Agnosticismus.

Eine ausgezeichnete Abhandlung über diesen Gegenstand verlas Miss. J. Scudder, der zuerst die Frage erörterte, von welcher Art eine indisch-christliche Literatur sein müsse. Voll von Illustrationen und Metaphern, voll Phantasie, nicht für abendländischen, sondern für orientalischen Geschmack berechnet; klar, einfach, ansprechend, anschaulich und möglichst poetisch und malerisch gehalten, lebendig, packend und interessant! Man hüte sich vor Anspielungen auf sociale und häusliche Verhältnisse des Abendlandes und tauche seine Feder ganz in die Gebräuche und Vorstellungen des Morgenländers. Wenn je übersetzt wird, so hüte man sich vor Steifheit und sklavischer Abhängigkeit dem Original gegenüber. Auch in Druck und Ausstattung der Bücher richte man sich thunlichst nach dem Geschmack der Eingebornen. Aber wie sollen die Missionare neben aller andern Arbeit nach des Tages Last und Hitze nun solch eine Literatur gleichsam aus dem Aermel schütteln?! Nach der Meinung vieler guten Leute müßte wirklich jeder Missionar ein wahrer Tausend-

begabte Mann in erster Linie sein Feld bebaut, anstatt sich erfolglos an einer Arbeit zu ermüden, für die ihm die nöthige Qualifikation fehlt. Für manche Arbeit, wie höheres Schulwesen, Literatur und Anderes, geht es ja ohnehin nicht anders und gebe man es doch endlich auf, Leuten, die schwierige und nur von wenigen ausfüllbare Posten bekleiden, es zu fühlen zu geben, daß sie, weil sie nicht Reiseprediger sind, eigentlich nur halbe oder indirekte Missionsarbeit leisten, umsomehr, als sie ja nicht umhin können, auch ganz centrale oder direkte Arbeit zu thun. Und was heißt eigentlich direkte Missionsarbeit? Wo das Herz auf dem rechten Fleck ist, das Ziel im Auge behalten wird und der Herr gegenwärtig ist, da geht's bei jeder Art von Missionsarbeit direkt, d. h. von Herz zu Herz.

Soviel über die eigentlichen Verhandlungen der Konferenz. Zum Schluß erwiderte der fromme General, der in den Sitzungen präsidirt hatte, auf den ihm dargebrachten Dank: er betrachte es als die höchste ihm bisher zu theil gewordene Ehre, daß er dieser großen Missionskonferenz habe präsidiren dürfen: einer Herablassung habe es dazu durchaus nicht bedurft.

Am 29. December fand dann noch eine öffentliche Missionsversammlung statt, bei welcher der Gouverneur von Bengalen den Vorsitz führte und ein Zeugniß dafür ablegte, wieviel die Regierung den Missionaren zu verdanken habe und wie Großes durch ihre treuen Bemühungen für die Hebung Indiens geschehen sei. Sehr hoffnungsvoll sprach auch Miss. Hooper. Er erzählte von vielen aufrichtigen Bekehrungen, wie Eingeborne ihren todtkranken Missionar herausgebetet haben u. dergl., und was die Hoffnungen für die Zukunft anbelangt, so erwähnte er, daß ihm kürzlich ein Regierungsbeamter nachgeritten sei und gesagt habe: „Sagen Sie ihren Missionaren, sie sollen ja nicht verzweifeln: es geht etwas vor sich, von dem sie nichts ahnen; der ganze Grund ist unterminirt und früher, als sie denken, werden noch alle Christen werden."

Die Diskussion war eine sehr lebhafte. Miss. Bennett tritt besonders für die Traktate ein, die an Orte kommen können, wo kein Missionar Zutritt hat: einige Heiden erhalten einen Traktat, können ihn aber nicht lesen, so gehen sie zu jemand, der lesen kann; der besieht sich das Christenbuch und meint dann: „wenn ich das lesen würde, so käme ich in die Hölle; nein, ich lese es nicht." Endlich finden sie jemand, der es ihnen liest und sie werden Christen! Auch Miss. Budden glaubt, daß die literarische Arbeit nie recht gethan werde, bis Ein Mann in jeder Gesellschaft dafür bestimmt werde. Er meint ferner, daß besonders an Eisenbahnstationen ein schöner Absatz erzielt werden könnte. Sehr richtig bemerkt Miss. Lukas, daß die Traktate und Bücher womöglich nur gegen Bezahlung abgegeben werden sollen. Am besten gehen immer Schriften ab, die eine Controverse enthalten. Es lasse sich gar nicht berechnen, was so unscheinbare Schriften oft zu Stande bringen. Zwei der besten Arbeiter in seiner Mission (Mainpuri) seien so gewonnen worden, der eine durch einen Traktat, der andere durch ein zerrissenes Exemplar des Evangeliums Matthäi. Miss. Phillips spricht besonders für periodische Literatur in englicher Sprache (wie der in Madras erscheinende „Progreß"). Auch Miss. Weitbrecht findet es nöthig, daß ein besondrer Mann für literarische Arbeiten bestimmt werde, auch bittet er, dazu beitragen zu wollen, daß ein möglichst vollständiger Katalog alles dessen, was von den verschiedenen Gesellschaften producirt worden, hergestellt werde. Es komme manchmal vor, daß ein und derselbe Gegenstand unnöthigerweise zwei- und dreimal behandelt werde. Dieser Gedanke wurde sofort zu einem Antrag formulirt und von der Konferenz einstimmig angenommen. Auch der alte Bowen, Redakteur des Bombay Guardian, plaidirte warm für einen Literaten in jeder Mission: in Bombay hätten sie schon einige solche und verdankten ihnen viel. Miss. Scott erzählt, wie Miss. Brown einst in einem heidnischen Dorf ein N. Testament hatte liegen lassen, drei Brahmanen dahinter kommen, es lesen und den Eindruck gewinnen, daß es sich in diesem Buch um eine Person von der allerhöchsten Bedeutung handle. Sie reisen 20 Stunden weit zu Miss. Brown, miethen sich ein Haus und kommen sechs Wochen lang täglich zu ihm, um von Jesu zu hören. Der Redner warnt aber vor der Anstellung untüchtiger Kolporteure. Es sei in seiner Mission ein Kolporteur gestorben,

wir haben über nichts zu klagen. Nur an Muße fehlt es mir; habe ich doch 2000 Schwarze, 75 Europäer, 17 Stationen und eine kleine Flotte von 12 Booten unter meiner Aufsicht. Bis jetzt ist noch kein unliebsames Wort zwischen uns und den Eingebornen gefallen, und das Beste ist, daß gerade die konservativsten Häuptlinge ein Bündniß mit uns suchen und uns Träger liefern. An den Ufern des Mantumba-Sees, den ich neu entdeckt habe, ist die Bevölkerung so dicht, daß wenn man daraus für das ganze Congo-Becken einen Schluß ziehen dürfte, man 49 Millionen Einwohner, 55 für die (englische) Quadratmeile, erhalten würde! Noch nie habe ich so leidenschaftliche Handelsleute gesehen, wie die Eingebornen hier im Innern: alles ist bei ihnen käuflich und alle ihre Gedanken sind darauf gerichtet, wie sie durch ehrlichen Handel ein Paar Pfennige verdienen können. Jeder Kaufmann ist hier unantastbar, niemand wird ihm etwas zu Leide thun, jeder Häuptling wird ihn schützen, weil ja durch ihn Geld in's Land kommt. Jeder Schritt, den ich thue, vermehrt meinen Enthusiasmus für mein Werk und bestätigt meine ersten Eindrücke. Nur dies Land nicht den Portugiesen überliefern! Das hieße die Eingebornen mit Leib und Seele der Hölle und der Sklaverei überantworten. Es war der Engländer Livingstone, der diesen Fluß entdeckte, es war anglo-amerikanisches Geld, das ihn erforschte und berühmt machte, und es ist internationales Kapital, theilweise wiederum englisches, das angefangen hat, diese Gegenden nutzbar für die Welt zu machen. Englische Produkte und Waaren sind es auch, mit denen wir das Wohlwollen der Congo-Nation gewinnen und uns den Weg immer weiter in's Innere bahnen u. s. w."

— Auch Brazza's Expedition soll bis jetzt einen sehr guten Fortgang gehabt haben. Das Auftreten der Franzosen in Loango ist wohl eine Probe davon, was unter diesem guten Fortgang zu verstehen ist.

Madagaskar.

Aus Antananariwo schreibt unter'm 17. Juli ein Korrespondent des „Standard": „Die Umstände der neuesten Thronfolge sind merkwürdig. Wer die madagassische Geschichte kennt, kennt auch den unaussprechbaren Namen des Königs Andrianampoinimerina, der von 1787—1810 regierte und einen großen Theil der Insel der Howa-Herrschaft unterwarf. Dieser hatte eine Lieblingsschwester, Rahety, und man glaubte eine Zeitlang, daß ihre Nachkommenschaft den Thron erben würde. Aber sie gebar nur ein Zwillingspaar und hatte sonst keine Kinder. Damit nun die Abkömmlinge dieser Zwillinge nicht um die Thronfolge streiten möchten, sah man ganz von ihnen ab. Eine der beiden Linien ist seitdem erloschen; die andere ist soeben zur Herrschaft gelangt. Als die † Königin auf ihrem Sterbebett lag, früh am Morgen ihres

Todestags, da wurde in einem Hause weit weg vom Palast die junge, etwa 20jährige Bewohnerin plötzlich aus dem Schlaf geweckt, vor die sterbende Monarchin gebracht, von dieser ohne weitere Umstände zu ihrer Nachfolgerin ernannt und in einigen Abschiedsworten ermahnt, ihr Vertrauen auf den Gott zu setzen, an den Ranawalona II. geglaubt. Die so unerwartet auf den Thron Gesetzte ist Radschafindrahety, eine Urenkelin jener Rahety! In den Schulen der Quäker und zuletzt der Londoner Missionare hat sie eine gute Erziehung genossen, und man hört, sie sei begabt und das Beste von ihr zu hoffen. Vor einigen Jahren hatte sie einen Neffen der Königin geheirathet, der aber am 7. Mai d. J. gestorben ist. Wäre letzteres nicht geschehen, so wäre sie ohne Zweifel nie auf den Thron gekommen. Der Premierminister würde keine Königin geduldet haben, die nicht zugleich seine Gemahlin hätte sein können. Jetzt ist er, wie es heißt, bereits mit der jungen Witwe verheirathet und — wenn die Franzosen nicht einen Strich durch die Rechnung machen — wird er noch viel mächtiger werden, als er je gewesen. Ja, er ist es jetzt schon. Zum erstenmal hat in Madagaskar ein Thronwechsel nicht nur ohne Blutvergießen, sondern auch ohne jegliche Unruhe stattgefunden. Das Volk hat die neue Königin als Ranawalona III. willkommen geheißen. Manche würden freilich einen König lieber gehabt haben; aber solange der gegenwärtige Premierminister das Ruder hält, ist hiezu nicht die geringste Aussicht. Er ist nicht aus königlicher Familie und kann daher nie König werden. Das weiß er und so begnügt er sich mit seiner gegenwärtigen Stellung."

Noch am Abend vor ihrem Tode hatte die Königin an der gewöhnlichen Hausandacht theilgenommen. Ehe das Ende kam, erklärte sie noch, daß sie auf Jesum Christum als ihren Heiland vertraue, bat, daß ihr Leichenbegängniß schnell geschehe, damit die Rüstungen gegen die Franzosen nicht lange unterbrochen würden, erinnerte den Premierminister und die neu ernannte Königin, daß ihre Herrschaft auf Gott gegründet gewesen sei, und forderte sie auf, es in allen Religionssachen beim Bisherigen zu lassen. Den Franzosen solle auch nicht ein Fuß breit Landes abgetreten werden. — Um 2 Uhr Nachts (13. Juli) wurde die Hauptstadt durch einen kurzen aber heftigen Erdstoß erschüttert. Einige Stunden später starb die Königin und um 12 Uhr Mittags verkündete Kanonendonner das Ereigniß. Tags darauf fanden die gewöhnlichen Kondolenzbesuche und am Montag, nach einem Trauergottesdienst in der Hofkirche, die Ueberführung der Leiche nach Ambohimanga und hier am Dienstag Abend die Beisetzung statt. Da ruht nun Ranawalona II. in Einer Gruft mit der Christenverfolgerin Ranawalona I. — das erste Mal, daß in Madagaskar eine Königin in ein altes Grab gelegt worden ist. Sie selbst hatte es so gewollt:

begabte Mann in erster Linie *sein* Feld bebaut, anstatt sich erfolglos an einer Arbeit zu ermüden, für die ihm die nöthige Qualifikation fehlt. Für manche Arbeit, wie höheres Schulwesen, Literatur und Anderes, geht es ja ohnehin nicht anders und gebe man es doch endlich auf, Leuten, die schwierige und nur von wenigen ausfüllbare Posten bekleiden, es zu fühlen zu geben, daß sie, weil sie nicht Reiseprediger sind, eigentlich nur halbe oder indirekte Missionsarbeit leisten, umsomehr, als sie ja nicht umhin können, auch ganz centrale oder direkte Arbeit zu thun. Und was heißt eigentlich direkte Missionsarbeit? Wo das Herz auf dem rechten Fleck ist, das Ziel im Auge behalten wird und der Herr gegenwärtig ist, da geht's bei jeder Art von Missionsarbeit *direkt*, d. h. von Herz zu Herz.

Soviel über die eigentlichen Verhandlungen der Konferenz. Zum Schluß erwiderte der fromme General, der in den Sitzungen präsidirt hatte, auf den ihm dargebrachten Dank: er betrachte es als die höchste ihm bisher zu theil gewordene Ehre, daß er dieser großen Missionskonferenz habe präsidiren dürfen: einer Herablassung habe es dazu durchaus nicht bedurft.

Am 29. December fand dann noch eine öffentliche Missionsversammlung statt, bei welcher der Gouverneur von Bengalen den Vorsitz führte und ein Zeugniß dafür ablegte, wieviel die Regierung den Missionaren zu verdanken habe und wie Großes durch ihre treuen Bemühungen für die Hebung Indiens geschehen sei. Sehr hoffnungsvoll sprach auch Miss. *Hooper*. Er erzählte von vielen aufrichtigen Bekehrungen, wie Eingeborne ihren todtkranken Missionar herausgebetet haben u. dergl., und was die Hoffnungen für die Zukunft anbelangt, so erwähnte er, daß ihm kürzlich ein Regierungsbeamter nachgeritten sei und gesagt habe: „Sagen Sie ihren Missionaren, sie sollen ja nicht verzweifeln: es geht etwas vor sich, von dem sie nichts ahnen; der ganze Grund ist unterminirt *und früher, als sie denken, werden noch alle Christen werden.*"

Missions-Zeitung.

Afrika.

Die schottische Mission in Blantyre ist wieder schwer heimgesucht worden. Innerhalb weniger Wochen starben dort Frau Duncan — nach dreijähriger gesegneter Arbeit — und Frau Nicoll nach nur fünftägiger Anwesenheit auf der Station. Die Briefe aus Blantyre athmen einen Ernst und eine Innigkeit, wie früher nicht. Miss. Scott schreibt geradezu: „Wir sind nicht mehr, was wir waren. Wir haben eine Lektion gelernt, die uns zu neuen Leuten gemacht hat. Aus der Trübsal des letzten Monats sind wir mit einem Leben hervorgegangen, das alles neu gemacht hat ..... Blantyre trägt jetzt das Gepräge einer göttlichen Traurigkeit, wie nie zuvor."

Frau Duncan war eine Martha und Maria in Einer Person. Ihr Tod erscheint einem der Berichterstatter als der schwerste Schlag, der bis jetzt die Station betroffen. „Es ist, als wäre unsre Seele von uns genommen." Die Entschlafene war nur die Frau des Stationsgärtners; aber durch ihr liebevolles, dienstfertiges, verständiges, geheiligtes Wesen hatte sie aller Herzen gewonnen und einen Einfluß geübt, den die nun Verwaisten jetzt erst recht spüren.

Frau Nicoll, die Gattin eines anderen Missionsgehilfen, war nur Einen Tag gesund auf der Station gewesen. Dann war das Fieber über sie gekommen und hatte schnell dem jungen Leben ein Ende gemacht.

— Nicht minder schmerzlich ist die Nachricht, daß am 22. Juli die Frau des englisch-kirchlichen Missionars Cole, in Mpuapua gestorben ist — an den Folgen einer Erkältung! Ihr letzter Brief berichtete noch voll Freuden über den guten Fortgang der Arbeit in Kisokwe, 2 Stunden von Mpuapua, wo Missionar Cole vor Kurzem eine neue Missionsniederlassung gegründet hat.

— Aus Kagei schreibt unter'm 14. Mai Missionar Wise, er und sein Kollege Gordon hätten eine herzliche Einladung von Lukonge, dem König der Insel Ukerewe, erhalten und würden dahin abreisen, sobald ihr Gepäck, auf das sie noch warteten, angekommen sei. Am 8. April war Missionar Ashe in Booten, die Mackay gesandt hatte, nach Uganda abgereist und unterwegs erkrankt. Vom Tod Mtesa's ist in den Briefen der Missionare bis jetzt kein Wort zu finden.

— Mitte Juli schrieb H. M. Stanley aus Leopoldville, nachdem er den Congo aufwärts bis über den Ikelemba-Fluß hinaus befahren und eine „Aequatorial-Station" angelegt: „Alles geht höchst befriedigend von statten;

scheine ihm, dieselbe sei nicht in dem Maaß ein Bedürfniß für Japan, wie für manche andre Länder. Die Regierung thue so viel zur Errichtung von Spitälern und zur Heranbildung tüchtiger Aerzte, daß man, was an Missionsärzten zur Verfügung stehe, lieber nach China, Indien und Afrika senden möge. Allerdings mache die ärztliche Mission in Japan sich unschwer selbst bezahlt, allerdings helfe sie zur Beseitigung mancher Vorurtheile, allerdings seien auch schon manche Bekehrungen in den Missionsspitälern vorgekommen, allerdings übe der europäisch gebildete christliche Arzt einen heilsamen Einfluß auf die heidnischen Heilkünstler aus: alles in allem scheine ihm aber doch Japan nicht ein besonders günstiger Boden für ärztliche Missionsthätigkeit.

Amerika.

Der katholische Bischof von Para und Amazonas sammelt Beiträge zu einem prachtvollen Missionsschiff, das die 4—500 Nebenflüsse des mächtigen Amazonen-Stromes befahren und den dortigen Wilden das Heil bringen soll. Wie die köstlichsten Cedern des Libanon zum Tempelbau, so sollen zu diesem Schiffsbau die auserlesensten Hölzer Südamerika's verwendet werden. An einem Ende des Schiffes soll in strahlendem Glanze ein Hochaltar mit dem Allerheiligsten „Sakrament" stehen, an anderen passenden Plätzen eine Kanzel, ein Beichtstuhl, ein Taufbecken u. s. w. Durch all den Glanz sollen die unwissenden Indianer angelockt und mit Ehrfurcht erfüllt werden. Der Gesang der Priester, begleitet von den Klängen einer herrlichen Orgel, soll das Weitere thun. Von Zeit zu Zeit hält dann das Schiff an, um den am Ufer Versammelten durch die Missionare Unterricht und Ermahnung, die heiligen Sakramente u. s. f. zu bringen. Dies Missionsschiff ohne Gleichen soll Christophorus heißen und dem heiligen „Sakrament" geweiht sein. Jetzt fehlt nur noch, daß der Papst selbst Steuermann dieses Schiffes wird!

— In St. Louis haben die „farbigen" Journalisten, in Texas die farbigen „Bürger" überhaupt eine Convention gehalten. Eine Generalversammlung, auf welcher alle Farbigen der Vereinigten Staaten vertreten sein sollen, wird für Washington geplant. Nach dem letzten Census bilden sie 1/8 der Gesammtbevölkerung. Vielfach werden sie noch als keineswegs gleichberechtigt von den Weißen behandelt, namentlich in den Eisenbahnen, Hotels und im geselligen Leben, andrerseits zeigt sich's aber immer mehr, daß auch „aus Nazareth Gutes" kommen kann, wie neulich Dr. Patton in einer an die schwarzen Studenten der Howard-Universität gerichteten Predigt sich ausdrückte. Er bezeichnete in derselben die Neger ausdrücklich als das amerikanische Nazareth, das unter dem Druck eines thörichten aber tief eingefleischten Vorurtheils zu leiden habe, wenn es aber seine gottgeschenkten Gaben entwickle und energisch, aber bescheiden zur Geltung bringe, sicherlich alle

Todestags, da wurde in einem Hause weit weg vom Palast die junge, etwa 20jährige Bewohnerin plötzlich aus dem Schlaf geweckt, vor die sterbende Monarchin gebracht, von dieser ohne weitere Umstände zu ihrer Nachfolgerin ernannt und in einigen Abschiedsworten ermahnt, ihr Vertrauen auf den Gott zu setzen, an den Ranawalona II. geglaubt. Die so unerwartet auf den Thron Gesetzte ist Radschafindrahety, eine Urenkelin jener Rahety! In den Schulen der Quäker und zuletzt der Londoner Missionare hat sie eine gute Erziehung genossen, und man hört, sie sei begabt und das Beste von ihr zu hoffen. Vor einigen Jahren hatte sie einen Neffen der Königin geheirathet, der aber am 7. Mai d. J. gestorben ist. Wäre letzteres nicht geschehen, so wäre sie ohne Zweifel nie auf den Thron gekommen. Der Premierminister würde keine Königin geduldet haben, die nicht zugleich seine Gemahlin hätte sein können. Jetzt ist er, wie es heißt, bereits mit der jungen Witwe verheirathet und — wenn die Franzosen nicht einen Strich durch die Rechnung machen — wird er noch viel mächtiger werden, als er je gewesen. Ja, er ist es jetzt schon. Zum erstenmal hat in Madagaskar ein Thronwechsel nicht nur ohne Blutvergießen, sondern auch ohne jegliche Unruhe stattgefunden. Das Volk hat die neue Königin als Ranawalona III. willkommen geheißen. Manche würden freilich einen König lieber gehabt haben; aber solange der gegenwärtige Premierminister das Ruder hält, ist hiezu nicht die geringste Aussicht. Er ist nicht aus königlicher Familie und kann daher nie König werden. Das weiß er und so begnügt er sich mit seiner gegenwärtigen Stellung."

Noch am Abend vor ihrem Tode hatte die Königin an der gewöhnlichen Hausandacht theilgenommen. Ehe das Ende kam, erklärte sie noch, daß sie auf Jesum Christum als ihren Heiland vertraue, bat, daß ihr Leichenbegängniß schnell geschehe, damit die Rüstungen gegen die Franzosen nicht lange unterbrochen würden, erinnerte den Premierminister und die neu ernannte Königin, daß ihre Herrschaft auf Gott gegründet gewesen sei, und forderte sie auf, es in allen Religionssachen beim Bisherigen zu lassen. Den Franzosen solle auch nicht ein Fuß breit Landes abgetreten werden. — Um 2 Uhr Nachts (13. Juli) wurde die Hauptstadt durch einen kurzen aber heftigen Erdstoß erschüttert. Einige Stunden später starb die Königin und um 12 Uhr Mittags verkündete Kanonendonner das Ereigniß. Tags darauf fanden die gewöhnlichen Kondolenzbesuche und am Montag, nach einem Trauergottesdienst in der Hofkirche, die Ueberführung der Leiche nach Ambohimanga und hier am Dienstag Abend die Beisetzung statt. Da ruht nun Ranawalona II. in Einer Gruft mit der Christenverfolgerin Ranawalona I. — das erste Mal, daß in Madagaskar eine Königin in ein altes Grab gelegt worden ist. Sie selbst hatte es so gewollt:

Ihr Volk habe jetzt genug zu thun mit der Vertheidigung des Vaterlandes, man solle sich nicht lang mit ihrer Beerdigung aufhalten!

Im Trauergottesdienst wurden die Lieblingslieder der Königin: „Lobt Gott den Schöpfer" und „Komm' heilger Geist" gesungen — unter vielen Thränen. Der oberste Richter des Landes sprach ein Gebet, wobei alles kniete. Ein Bibelabschnitt wurde gelesen, wieder gebetet und dann von Andriambelo eine rührende Gedächtnißrede gehalten, in welcher er bezeugte, daß in den letzten 7—8 Jahren die Königin nie verfehlt habe, der Hausandacht beizuwohnen und jeden Abend in der Bibel zu lesen. Bei allen Mahlzeiten, selbst vor dem Genuß von Tabak — in Madagaskar allgemein — habe sie nie vergessen, Gott zu danken u. s. w. Die Prozession nach Ambohimanga, das auch jetzt kein Ausländer betreten durfte, dauerte über 6 Stunden und war sehr feierlich. Musikbanden spielten beständig. Am Wege standen Massen von Volk. Die Trauer schien ebenso aufrichtig als allgemein. Am Tag nach dem Begräbniß wurden mehrere Ochsen geschlachtet. Das war der Abschluß der Feierlichkeiten. — Die neue Königin steht in gutem Ruf, ist aber stolz und hochfahrend, hastig in der Rede und leicht gereizt.

Von einer Expedition der Franzosen in's Innere ist keine Rede. Einstweilen begnügen sie sich damit, ihre bisherigen Stellungen zu behaupten.

— Die Norwegische Mission in Madagaskar zählte am 1. Januar 1883: 17 Stationen, 25 ordinirte Missionare, 1 Arzt, 6 europäische Lehrerinnen, 209 Gemeinden mit 3956 Christen, darunter 1111 im Jahr 1882 neu getaufte, ferner 1266 Katechumenen, 206 Schulen mit 533 Lehrern und 33,642 Schülern (von welchen durchschnittlich immer 30,014 anwesend waren), 38,450 Kirchenbesucher und 18 im theologischen Seminar gebildete Gehilfen, von denen kürzlich 3 auch die Ordination erhalten haben.

Japan.

Vor acht Jahren kam ein alter Schinto-Priester in's Missionshaus nach Jokohama zu Missionar Loomis. Er hatte mehrere christliche Bücher bei sich und erklärte, er sei zu der Ueberzeugung gekommen, daß die japanische Religion falsch sei, fortan wünsche er die Lehre der Christen zuerst selbst zu lernen und dann sie andere zu lehren; der Missionar möchte so gut sein, ihm zum Verständniß der mitgebrachten Bücher zu verhelfen und ihn überhaupt in's Christenthum einzuführen. Von da an besuchte er regelmäßig die Gottesdienste und stellte sich überdies öfters beim Missionar ein, um sich die eine oder andere Bibelstelle erklären zu lassen.

Unterdessen war die Zeit herbeigekommen, wo einige Taufkandidaten, ehe sie in die Gemeinde aufgenommen wurden, sich einer Prüfung zu unterwerfen hatten.

Auch Takekaschi Gero — so hieß der Priester — erschien vor dem Presbyterium, und da stellte es sich denn heraus, daß er zwar eine Menge Bibelstellen und dergl. auswendig gelernt, das eigentliche Geheimniß des Christenthums, die Versöhnung durch das Blut Jesu, aber durchaus nicht klar erfaßt hatte. Offenbar war er der Meinung, man könne sich das Christenthum wie irgend eine Wissenschaft bloß verstandesmäßig aneignen, das Herz brauche nicht dabei zu sein. Wie erstaunt und enttäuscht war er daher, als ihm die Aufnahme in die Gemeinschaft der Gläubigen versagt, ein einfaches altes Weiblein dagegen, die kindlich ihr Vertrauen auf den Heiland bezeugt hatte, aufgenommen wurde. In Japan gilt's für ausgemacht, daß die Frauen bloß eine niedere Gattung von Menschen sind und am Ende nicht einmal eine Seele haben. So war es denn für den gelehrten Mann eine große Demüthigung, in dieser Weise zurückgestellt zu werden.

Es schien auch, als wolle er nun nichts mehr vom Christenthum wissen. Er verschwand und lange hörte man nichts mehr von ihm. Da kam ein junger Christ in die Heimat des Priesters und fand, daß derselbe immer noch die Bibel nicht nur selbst las, sondern auch seine Hausgenossen und Nachbarn darin unterrichtete. Ja, durch seinen Eifer hatte bereits eine ganze Anzahl von Heiden angefangen, gemeinsam den Sonntag zu feiern und zum andächtigen Lesen der heiligen Schrift zusammenzukommen! Nun wurde ein eingeborner Gemeindeältester hingeschickt, und dieser berichtete so günstig über den früheren Schinto-Priester, daß Missionar Loomis ihn einlud, doch wieder einmal nach Jokohama zu kommen. Es war offenbar: der Geist Gottes hatte an seinem Herzen gearbeitet, er war so viel weicher und demüthiger geworden. Mit Freuden ertheilte ihm nun Missionar Loomis die heilige Taufe und bald darauf auch das heilige Abendmahl. Mit Freudenthränen in den Augen und mit nach oben gerichtetem Antlitz empfieng da der einst so kühle Mann den für ihn gebrochenen Leib des Herrn und das auch für ihn vergossene Blut des neuen Bundes. Einige Zeit darauf brachte er eine Großtochter mit, die nun auch getauft wurde und jetzt gute Dienste als Missionsgehilfin leistet. Er selbst ist vor kurzem gestorben, nachdem er Jahre lang durch Wort und Wandel für seinen Heiland gewirkt und gar manche Seele für das Evangelium gewonnen hat.

— Missionar Knox schildert im „Independent" den pantheistischen Rationalismus, der seit längerer Zeit in Japan geherrscht hat und insofern als ein Wegbereiter für's Evangelium angesehen werden kann, als durch ihn allerlei Aberglauben und Priesterbetrug zerstört worden ist und viele seiner Anhänger jetzt das Christenthum annehmen.

— Ueber die ärztliche Mission in Japan sagte Dr. Palm an der Konferenz in Osaka, es

als im Vorjahr; in China und Siam 5 Stationen, 25 Missionare, 8 Pastoren, 40 Gehilfen, 39 Gemeinden und 1685 Getaufte, 129 mehr als im Vorjahr, in Japan 4 Stationen, 12 Missionare, 2 Pastoren, 17 Gehilfen, 9 Gemeinden und 239 Getaufte, 69 mehr als im Vorjahr; zusammen in Asien 35 Stationen, 188 Missionare, 174 Pastoren, 510 Gehilfen, 593 Gemeinden, 50,262 Getaufte, darunter 4098 im Jahr 1882 neu Getaufte. Dazu kommt 1 Station in Liberia mit 2 Missionaren, 1 Gehilfen, 7 Gemeinden und 429 Getauften. Ferner hat diese Gesellschaft in Schweden, Deutschland, Rußland, Frankreich, Spanien und Griechenland zusammen 679 Prediger, 490 Gemeinden und 51,570 Getaufte, darunter 6579 im letzten Jahr neu Bekehrte.

Bücherschau.*)

Lesebuch der Erdkunde. Illustrirter Hausschatz der Länder- und Völkerkunde. Verfaßt von E. Schwarz Unter Mitwirkung von Prof. Fr. Behr und Prof. Jmm. Frohnmeyer in neuer Bearbeitung herausgegeben vom Calwer Verlagsverein. Mit 2 Uebersichtskarten in Farbendruck und 270 Holzschnitten. Calw und Stuttgart. 1884. Preis broch. Mk. 8.

Wurde schon bei seinem ersten Erscheinen vor 17 Jahren dies Werk von bedeutenden Pädagogen und Schulmännern mit Freuden begrüßt und als eine ebenso gesunde wie starke Kost für den Geist bezeichnet, so glauben wir zuversichtlich voraussagen zu dürfen, daß es nun in seiner neuen, durch und durch verbesserten und bereicherten Gestalt noch viel allgemeineren Beifall finden wird. Das wünschen wir auch im Interesse der Mission von ganzem Herzen. Wie mancher junge Mann ist schon durch die Beschäftigung mit der Geographie auf die Mission aufmerksam gemacht, ja ihr zugeführt worden! Und andrerseits, wie mancher gute Missionsfreund steht immer noch auf gespanntem Fuß mit unseren Blättern und Berichten — einfach weil er zu wenig Geographie versteht, um sich lebendig die Länder und Völker vorstellen zu können, von welchen jene handeln! Wir empfehlen daher all unseren Freunden dies schöne Werk, das nicht nur ein Lese-, sondern zugleich auch ein Bilderbuch ist, auf's wärmste wie zum eigenen Gebrauch, so auch zur Einführung in den Familienkreis. Wer dazu noch den vortrefflichen kleinen Missionsatlas von Dr. Grundemann (2 Mk.) und das praktische Nachschlagebuch über „Die evangelische Mission" von Dr. Gundert (2 Mk.) und am Ende gar die reichhaltigen „Bildertafeln zur Länder- und

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Vorurtheile „niederleben" (to live down) werde. Nur sollten die Farbigen nicht denken, weil sie schwarz seien, deßwegen gebühre ihnen der Vorzug. Nein, was der Mann werth sei, das gelte er. Nur wenn sie wirklich ebenso gebildet, zuverlässig, tüchtig seien, als die etwa mit ihnen konkurrirenden Weißen, könnten sie auf Berücksichtigung und Erfolg rechnen. Wenn sie verlangen, daß jetzt schon Schwarze mit den höchsten Staatsämtern betraut werden sollen — nur damit auch einmal Schwarzen diese Ehre zu Theil werde — so sei das eine eitele Forderung, durch welche sie sich nur lächerlich machen. Ausgezeichnet schilderte der Redner das Vorurtheil der Weißen gegen die schwarze Haut. Welcher Schrecken für jeden Amerikaner, wenn er eines Morgens erwachen und beim ersten Blick in den Spiegel entdecken würde, daß seine Hautfarbe schwarz geworden!

Es ist sehr erfreulich, daß es in Amerika an solchen Vermittlern zwischen den Schwarzen und Weißen nicht fehlt, wie Dr. W. Patton einer ist. Die amerikanische Missions-Vereinigung (A. M. A.) thut auch das Ihre, um die Kluft zu überbrücken, besonders indem sie den Schwarzen in ihren zahlreichen höhern Schulen eine wirklich vortreffliche wissenschaftliche Ausbildung gewährt und kirchliche Gemeinschaft zwischen den beiden Rassen befördert.

Auf der oben erwähnten „Universität" sind bereits zahlreiche schwarze Prediger für verschiedene Kirchen-Gemeinschaften ausgebildet worden, einige auch für den Missionsdienst in Afrika. Einer der ersteren, A. J. Henry, ein Vollblutneger, der seit einigen Jahren in einem ziemlich verrufenen Theile Virginiens arbeitet, hat hier bereits mehrere Gemeinden und Schulen gegründet, und weithin macht sein Einfluß sich geltend. Der Staatsanwalt jenes Distriktes, Herr Weisiger, bezeugt, daß während es vor 12 Jahren kein Ende mit Untersuchungen und Verurtheilungen wegen aller möglichen Verbrechen nehmen wollte, er jetzt wenig zu thun habe und das Gefängniß oft leer stehe. Der Kontrast zwischen einst und jetzt sei so groß, daß allgemein mit Verwunderung davon gesprochen werde!

Auf der ebenfalls für Schwarze bestimmten Fisk-Universität sind im letzten Jahr 22 junge Leute „bekehrt" worden und am Anfang d. J. fand dort eine „Erweckung" statt.

— Das Evangelium Johannis ist in's Ketschua, eine peruanische Sprache, übersetzt und von der britischen Bibelgesellschaft gedruckt worden. Darin kommt das Wort Inca für König und Pachacamac, d. h. Weltbeleber, für Gott vor.

— In New-York und Chicago hat ein Kreuzzug gegen die chinesischen Opiumhöhlen angefangen, in welchen gar manche Weiße, sogar junge Mädchen aus den besseren Ständen, zum Laster verführt und ruinirt werden sollen. Die Bewegung geht aus von einem katholischen Jünglingsverein in New-York unter Pater Barry. Bereits haben zahlreiche Verhaftungen stattgefunden.

als im Vorjahr; in China und Siam 5 Stationen, 25 Missionare, 8 Pastoren, 40 Gehilfen, 39 Gemeinden und 1685 Getaufte, 129 mehr als im Vorjahr, in Japan 4 Stationen, 12 Missionare, 2 Pastoren, 17 Gehilfen, 9 Gemeinden und 239 Getaufte, 69 mehr als im Vorjahr; zusammen in Asien 35 Stationen, 188 Missionare, 174 Pastoren, 510 Gehilfen, 593 Gemeinden, 50,262 Getaufte, darunter 4098 im Jahr 1882 neu Getaufte. Dazu kommt 1 Station in Liberia mit 2 Missionaren, 1 Gehilfen, 7 Gemeinden und 429 Getauften. Ferner hat diese Gesellschaft in Schweden, Deutschland, Rußland, Frankreich, Spanien und Griechenland zusammen 679 Prediger, 490 Gemeinden und 51,570 Getaufte, darunter 6579 im letzten Jahr neu Bekehrte.

Bücherschau.*)

Lesebuch der Erdkunde. Illustrirter Hausschatz der Länder- und Völkerkunde. Verfaßt von E. Schwarz Unter Mitwirkung von Prof. Fr. Behr und Prof. Jmm. Frohnmeyer in neuer Bearbeitung herausgegeben vom Calwer Verlagsverein. Mit 2 Uebersichtskarten in Farbendruck und 270 Holzschnitten. Calw und Stuttgart. 1884. Preis broch. Mk. 8.

Wurde schon bei seinem ersten Erscheinen vor 17 Jahren dies Werk von bedeutenden Pädagogen und Schulmännern mit Freuden begrüßt und als eine ebenso gesunde wie starke Kost für den Geist bezeichnet, so glauben wir zuversichtlich voraussagen zu dürfen, daß es nun in seiner neuen, durch und durch verbesserten und bereicherten Gestalt noch viel allgemeineren Beifall finden wird. Das wünschen wir auch im Interesse der Mission von ganzem Herzen. Wie mancher junge Mann ist schon durch die Beschäftigung mit der Geographie auf die Mission aufmerksam gemacht, ja ihr zugeführt worden! Und andrerseits, wie mancher gute Missionsfreund steht immer noch auf gespanntem Fuß mit unseren Blättern und Berichten — einfach weil er zu wenig Geographie versteht, um sich lebendig die Länder und Völker vorstellen zu können, von welchen jene handeln! Wir empfehlen daher all unseren Freunden dies schöne Werk, das nicht nur ein Lese-, sondern zugleich auch ein Bilderbuch ist, auf's wärmste wie zum eigenen Gebrauch, so auch zur Einführung in den Familienkreis. Wer dazu noch den vortrefflichen kleinen Missionsatlas von Dr. Grundemann (2 Mk.) und das praktische Nachschlagebuch über „Die evangelische Mission" von Dr. Gundert (2 Mk.) und am Ende gar die reichhaltigen „Bildertafeln zur Länder- und

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

16,590 Kinder: 8549 Knaben und 8041 Mädchen; dazu in 92 Sonntagsschulen 7125 Kinder und 6479 Erwachsene unter 875 Lehrern. Außerdem werden 52 „Gehilfenschüler" und 17 „Gehilfenschülerinnen" aufgeführt. Im Jahr 1882 wurden getauft 732 Erwachsene und 2870 Kinder, konfirmirt 1824, getraut 657 Paare, begraben 2203, ausgeschlossen 816, readmittirt 900; 1369 zogen weg, 2208 her. Der Gesammtzuwachs betrug 3292, die Abnahme 917, der Reingewinn also 2375 Seelen. Die Jahreseinnahme betrug 394,561, die Ausgabe 393,972 Mark; es blieb also ein Ueberschuß von 589 Mark. Die Kosten der Labrador-Mission, welche von einer englischen Hilfsgesellschaft getragen werden, sind hier aber nicht mitgerechnet.

— Nach dem C. M. Intelligencer giebt's in Neuseeland (Nordinsel) 31,865 Maoris, die Glieder der englischen Kirche sind, 14,600 in der Diöcese Auckland mit 13 eingebornen Pfarrern und 156 Katechisten; 12,000 in der Diöcese Waiapu mit 13 Pfarrern und 80 Katechisten; 5265 in der Diöcese Wellington mit 3 Pfarrern und 30 Katechisten. Nimmt man noch die „Anhänger" hinzu, die nicht eigentliche Gemeindeglieder sind, so mögen es 40,000 Maoris sein, die zur englischen Kirche halten. Dazu kommen 2000 auf der Südinsel in den Diöcesen Nelson, Christchurch und Dunedin, wo die englisch-kirchliche Missions-Gesellschaft nie gearbeitet hat, wo aber jetzt einer ihrer eingebornen Geistlichen angestellt ist.

— Die Baptisten-Gemeinschaft der amerikanischen Südstaaten hat Stationen in China (seit 1845?): Tungtschau, Schanghai und Kanton; in Afrika (seit 1846): Lagos, Abeokuta, Ogbomoso, Gaun und Hauffer Farm; in Italien (seit 1870): Rom, Mailand, Venedig, Bologna, Neapel ꝛc.; in Brasilien (seit 1879) und in Mexiko, wo am 21. Dez. 1880 ihr erster Missionar, Westrup, ermordet wurde. Bei Kanton starb neulich einer ihrer Bekehrten, der chinesische Arzt Tschan Po Wo, der als Kolporteur gute Dienste geleistet und zwei Außenstationen gegründet hatte. Er war gerade auf einer Kolportage-Reise in der Provinz Kwangsi, als der Tod ihn plötzlich ereilte. Er hatte sich müde unter einen Baum gesetzt und seinen ihn begleitenden Sohn, einen 18jährigen Jüngling, aufgefordert, mit ihm zu beten — und gleich darauf war er verschieden.

— Die amerikanischen Baptisten (B. M. Union) haben nach ihrem neuesten Jahresbericht in Barma 13 Stationen, 99 Missionare, 111 eingeborne Pastoren und 374 sonstige Gehilfen, 479 Gemeinden und 24,210 Getaufte, 1681 mehr als im Vorjahr (1881), in Assam 6 Stationen, 15 Missionare, 9 eingeborne Pastoren, 28 Gehilfen, 27 Gemeinden und 1851 Getaufte, 145 mehr als im Vorjahr; im Teluguland 7 Stationen, 37 Missionare, 44 Pastoren, 51 Gehilfen, 39 Gemeinden und 22,277 Getaufte, 2074 mehr

Register.

Abbas Salam 453.
Abeokuta 122.
Adana 302. 426.
Aerztliche Miſſion 37. 45. 179. 220. 297. 302. 468. 499. 506.
Afrika 15. 87. 120. 124. 158. 213. 252. 293. 343. 378. 417. 427. 465. 502.
Ahmedala 80 ff.
Ahmednagar 89.
Ahmed Lewſik 159.
Allg. evang. proteſt. Miſſionsverein 241.
Altkalabar 216.
Amerika 47. 90. 169. 174. 474. 507.
Aneitjum 285. 289.
Anknüpfungspunkte f. d. Heidenpredigt in Afrika 308.
Annaka 168. 386.
Annand, M. 286.
Antananariwo 297. 408. 503.
Apemama 278.
Arbeitstheilung 497. 500.
Arnot, M. 417.
Atafu 276.
Auſtin, Biſchof 381.
Auſtralien 114. 422.

Bailunda 43. 252. 343. 421.
Baptiſten, amerikan. 510.
Barolong 343.
Barotſe 417.
Baſtar-Land 109.
Bawumba 33.
Bekleidungsfrage 125.
Benſon, Erzbiſchof 302.
Bentley, M. 36. 252.
Berliner M.-G. 348.
Berner Miſſionsfreunde 1.
Bhamo 471.
Bhils 379.
Bibel 415. 451. 452. 472.
Biggersberg 421.
Bihe 43.
Biſchöfe, anglikan. 300. 381.
Blantyre 467. 502.
Bögner, Dir. 467.
Boſtoner M.-G. 90. 171.
Brahma Samadſch 49.
Brantford 91.
Brazza, S. de 32. 214.
Brecklum 109.
Brüdergemeine 509.

Cambridge 85.
Ceylon 458.
China 44. 88. 161. 217. 297. 343. 433. 471.
Chineſen in Amerika und England 169. 448. 508.
Clough, M. 76.
Coan, Dr. 127.
Coillard, M. 418.
Colenſo, Biſchof 351.
Comber, M. 32. 214. 467.
Conran, Major 298.
Copplestone, M. 26.
Cumberland-Presbyterianer 473.

Day, M. 120. 467.
Dening, M. 171. 222. 474.
Dinka-Erſtling 93.
Downie, M. 79.
Dſchaipur 109.
Dudgeon, Dr. 45.
Duncan, Frau 502.

Edgerley, M. 304.
Erſtlinge in Uganda 19, vom Kongo 42, in Ongol 76, Dinka 93, im Ovambo-Land 418, in Bhamo 471.
Erweckung in Japan 46. 376. 385. 474; in Hawaii 47; in Adana 302. 426; im Zululand 420, auf Formoſa 444; auf der Moskito-Küſte 91. 476.

Fernam do Po 421.
Finniſche Miſſion 418.
Formoſa 217. 297. 344. 444.
Franzoſen in Madagaskar 407.
Frauen-Miſſion 155. 302. 303. 379. 397.

Galla-Miſſion 295.
Gilmour, M. 433.
Gleichniß 48.
Goedverwacht 465.
Götzenfeſte 225.
Guiana 169.
Gulick, Frau 383.

Völkerkunde" (6 Mk.) anschaffen kann, der ist wohlausgerüstet zum Studium und zum Verständniß der Mission.

Africana; or *the Heart of Heathen Africa.* By the *Rev. Duff Macdonald,* M.A., B.D. London. Simpkin Marshall & Comp. 1882. Zwei Bände.

Diese zwei, reichlich mit Bildern geschmückten, schön gedruckten und geschmackvoll ausgestatteten Bände halten wir für einen sehr bedeutenden Beitrag zur Kenntniß Afrika's und der afrikanischen Mission. Der erste handelt von den Sitten und Gebräuchen, Rechtsbegriffen, Religionen, Kulturanfängen, Sprachen, Sagen, Geschichten und der ganzen Lebensweise der Bewohner von Ost-Innerafrika; der zweite erzählt in schlichter, überaus durchsichtiger und oft tief ergreifender Weise die eigenen Erlebnisse des Verfassers, der auf der schottischen Missionsstation Blantyre mehrere Jahre lang mit Erfolg gearbeitet hatte, um endlich ungerechterweise von seinen Vorgesetzten abgerufen zu werden. Fast alles in diesen beiden Büchern ist durchaus neu, und wir begreifen nicht, warum dieselben bisher in Deutschland so unbeachtet geblieben sind. Im nächsten Jahrgang hoffen wir unsern Lesern Auszüge daraus bringen zu können, rathen aber allen, die Englisch verstehen, womöglich das Original selbst zu lesen. Für afrikanische Missionare können wir uns kein passenderes Buch als Weihnachtsgeschenk denken, als diese Africana.

Luthers Geistliche Lieder nach seinen drei Gesangbüchern von 1524, 1529 u. 1545, ihr Inhalt und Segen dem Volk erzählt von Dr. Danneil. carton. 40 Pf.

Die Einleitung giebt auf 14 Seiten eine kleine Kirchengeschichte bis Luther, der geistvoll mit Moses verglichen wird. Der Text behandelt auf 115 Seiten die 24 geistlichen Lieder Luthers nach ihrer Entstehung, ihrer Bedeutung und ihrem späteren segenstiftenden Gebrauch. Wir glauben, daß dies Büchlein manchen willkommen sein und Segen stiften wird.

Goldene Sprüche. 20 Pf.

Eine aus drei Blättern (6 S.) gefaltete Karte, die vorn ein Bild Luthers, der Wartburg ꝛc. und innen 54 deutsche Kernsprüche, zusammen „eine kleine christliche Sittenlehre", darbietet. Recht nett.

Die Erlangen-Frankfurter Gesammtausgabe von Luthers Werken im Jubeljahr der vierhundertjährigen Geburt Luthers. 50 Pf.

Giebt Aufschluß über Entstehung, Verbreitung, Zweck, Preis ꝛc. der neuen Ausgabe, sowie eine kurze Geschichte und Charakteristik aller bisherigen Gesammtausgaben von Luthers Werken, eine Inhaltsangabe sämmtlicher Bände der Erlangen-Frankfurter Ausgabe, Urtheile der Presse darüber ꝛc. Sehr zweckmäßig.

Register.

Abbas Salam 453.
Abeokuta 122.
Abana 302. 426.
Aerztliche Miſſion 37. 45. 179. 220. 297. 302. 468. 499. 506.
Afrika 15. 87. 120. 124. 158. 213. 252. 293. 343. 378. 417. 427. 465. 502.
Ahmedala 80 ff.
Ahmednagar 289.
Ahmed Tewfik 159.
Allg. evang. proteſt. Miſſionsverein 241.
Altkalabar 216.
Amerika 47. 90. 169. 174. 474. 507.
Aneityum 285. 289.
Anknüpfungspunkte f. d. Heidenpredigt in Afrika 308.
Annaka 168. 386.
Annand, M. 286.
Antananariwo 297. 408. 503.
Apemama 278.
Arbeitstheilung 497. 500.
Arnot, M. 417.
Atafu 276.
Auſtin, Biſchof 381.
Auſtralien 114. 422.

Bailunda 43. 252. 343. 421.
Baptiſten, amerikan. 510.
Barolong 343.
Barotſe 417.
Baſtar-Land 109.
Bawumba 33.
Bekleidungsfrage 125.
Benſon, Erzbiſchof 302.
Bentley, M. 36. 252.
Berliner M.-G. 348.
Berner Miſſionsfreunde 1.
Bhamo 471.
Bhils 379.
Bibel 415. 451. 452. 472.
Biggersberg 421.
Bibe 43.
Biſchöfe, anglikan. 300. 381.
Blantyre 467. 502.
Bögner, Dir. 467.
Boſtoner M.-G. 90. 171.
Brahma Samadſch 49.
Brantford 91.
Brazza, S. de 32. 214.
Brecklum 109.
Brüdergemeine 509.

Cambridge 85.
Ceylon 458.
China 44. 88. 161. 217. 297. 343. 433. 471.
Chineſen in Amerika und England 169. 448. 508.
Clough, M. 76.
Coan, Dr. 127.
Coillard, M. 418.
Colenſo, Biſchof 351.
Comber, M. 32. 214. 467.
Conran, Major 298.
Coppleſtone, M. 26.
Cumberland-Presbyterianer 473.

Day, M. 120. 467.
Dening, M. 171. 222. 474.
Dinka-Erſtling 93.
Downie, M. 79.
Dſchaipur 109.
Dudgeon, Dr. 45.
Duncan, Frau 502.

Edgerley, M. 304.
Erſtlinge in Uganda 19, vom Kongo 42, in Ongol 76, Dinka 93, im Ovambo-Land 418, in Bhamo 471.
Erweckung in Japan 46. 376. 385. 474; in Hawaii 47; in Adana 302. 426; im Zululand 420, auf Formoſa 444; auf der Moskito-Küſte 91. 476.

Fernam do Po 421.
Finniſche Miſſion 418.
Formoſa 217. 297. 344. 444.
Franzoſen in Madagaskar 407.
Frauen-Miſſion 155. 302. 303. 379. 397.

Galla-Miſſion 295.
Gilmour, M. 433.
Gleichniß 48.
Goedverwacht 465.
Götzenfeſte 225.
Guiana 169.
Gulick, Frau 383.

Hägert, M. 495.
Hahn, M. 429.
Hainan 88.
Hakodate 222. 474.
Haller, A. v. 9.
Hartland, M. 383.
Hawaii 174.
Heidenpredigt 141. 196. 305. 336. 433.
Heilsarmee 47. 122. 381. 401. [481.
Heirathen 121. 169. 393.
Hermannsburger Mission 349. 427.
Hinduismus 484.
Hungersnoth in Indien 238.

Jäschke, M. 509.
Jamaika 474. 477.
Japan 46. 85. 164. 283. 298. 344. 367.
Jentzsch, M. 472. 509. [385. 473. 505.
Jeremiassen, M. 88.
Impolweni 421.
Indianer 129. 474.
Indor 489.
Jokohama 385. 505.
Jones, M. 460.

Kagoschima 165.
Kalifornien 169.
Kalkutta 122 ff. 333 ff.
Kanton 161.
Kapland 120.
Kairo 452.
Katholische Mission 42 f. 253. 283. 294. 304. 378. 420. 469.
Kesab Tschander Sen 64. 90. 123. 161.
Khasi-Berge 460. [357. 395.
Kiehne, M. 509.
Kirja 492.
Kiriu 386.
Kois 109.
Kols 495.
Konferenz in Kalkutta 122 ff. 333 ff. in Lehrte 124. 347. in Japan 367.
Kongo 29. 214. 252. 467.
„ Inland-Mission 42. 87. 343.
Konstantinopel 381.
Koraput 109.
Korea 162. 377. 472.
Kosten der Mission 126.
Krischnagar 46. 379.
Kühn, Bischof 465.
Kumamoto 164.
Kutschengtsih 437. 471.

Lagos 126.
Lao Ling 43.
Laws, Dr. 467.
Leipziger M.-G. 349.
Leopoldville 34. 215.
Livingstonia 420. 467.
Louis, M. 478.
Lutherische Generalsynode in Amerika
Lutz, Pfr. 1 [217.

Macfarlane, M. 422.
Mackay, M. 15. 420.
Madagaskar 121. 183. 255. 407. 432. 468.
Manjanga 36. 252. [503.
Masasi 88.
Mc'Cumby, M. 381. 484.
Menschenopfer 486.
Metlakahtla 221.
Minnesota 129.
Mirambo 26.
M'Kullo 419.
Moffat, Dr. 429
Moltke, Karl v. 218.
Moskrovia 293.
Mormonen 350
Moskito-Küste 91. 476.
Mtesa 17. 121. 378. 502.
Mühlenberg 120. 467.
Muhammedaner 403. 449.

Narajan Scheschadri 493.
Nagasaki 164. 386.
Nationalgehilfen 353.
Neger in Amerika 507.
Neubritannien 301.
Neuguinea 345. 422.
Neuhebriden 285.
Neuseeland 510.
Neusüdwales 422.
Ngoma 33.
Njassa-See 297. 420. 467.
Niger-Mission 301.
Nilakantha Goreh 160.
Niutschwang 44.
Norwegische Mission 177. 505.
Ntamo 34. 216.

Oceanien 47. 301.
Odschibwäs 129.
O'Flaherty, M. 15.
Okajama 46.
Ongol 75 ff.
Opiumhandel 445.
Organisation der Heidenpredigt 305.
Osaka 367. 473.
Ovambo-Land 418.
Oxforder Mission 220.

Paharis 379.
Palästina 123.
Parlamentsverhandlung über die Mission 301.
Peace, Miss.-Schiff 42
Peking 45. 433.
Persien 91. 349.
Pilger-Mission 295.
Pitcairn 202.
Prätorius, Insp. 255.
Presbyterianer 421.
Presse im Dienst der Mission 496.
Pritchard, Georg 350.

Quäker 468.

Ranawalona 504.
Rauchen 135. 210. 436.
Reformirte in Amerika 174. 221. 350.
Reisen in Afrika 124.
Rheinische M.-G. 120. 348.
Riggs, Dr. in Konstant. 93.
" " unter den Indianern 478.

Sambesi 417.
Santalistan 218. 481. 495.
Schantung 471.
Schillong 460.
Schoschong 417.
Schröder, M. 477.
Schularbeit 39. 322. 360. 419.
Schwedische Mission 419. 493.
Selbstmord 127.
Selbständigmachung 455.
Shaw, M. 411. 432.
Sidotti, Pater 283.
Sklaverei in Madag. 121. 413.
Skrefsrud, M. 481.
Sonntagsfeier 126. 211.
Sonntagsschulen 341.
Southon, Dr. 25.
Stanley, H. M. 29. 502.
Statistik 91. 93. 122. 159. 302. 344 425.
Sterben 92. 443.
Südamerikan. M.-G. 349.
Südsee 276.
Surinam 475.
Syrien 123. 221.

Taijuenfu 45.
Tamana 277.
Tamatawe 410.
Tanna 286.
Taufnamen 170.
Telugu-Mission 65 ff. 217. 425.
Theosophismus 392.
Todesfälle 127. 175. 222. 255. 304. 350.
Tokijo 376. [381. 429. 477. 509.
Tomalin, M. 439.
Türkei 426.
Tutuila 276.

Uganda 15. 378. 420. 502.
Unirte Presbyterianer 428.
Urambo 25.

Warangesda 422.
Wenyon, Dr. 162.
Wesleyanische M.-G. 428.
White Earth 130.
Witwen in Indien 398. 486.

Zulu-Land 122. 180. 420. 465.
Zweifel 133.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt.

Nr. 1. Aus den Erinnerungen eines Bibelkolporteurs. Von D. in D. — Ein Besuch bei Henhöfer. Aus den nachgelassenen Papieren des † Rathsherrn A. Christ. — Die kleine Missionarin. Eine Kindergeschichte. — Das Neue Testament in Pannah. — Bücherschau. 1883.

Aus den Erinnerungen eines Bibelkolporteurs.

Von D. in D.

Auf meinen Reisen als Kolporteur der Britischen Bibel-Gesellschaft erreichte ich an einem Samstag die fast gänzlich katholische Stadt M. in der Provinz W. und verkaufte am erwähnten Tage noch 18 Exemplare der heiligen Schrift an Katholiken.

Der Urheber alles Bösen verstand es jedoch, mir sofort große Hindernisse in den Weg zu legen, da schon am nächsten Tag, einem Sonntag, die sämmtlichen Pfarrer der Stadt, welche inzwischen von meiner Ankunft unterrichtet worden waren, von der Kanzel herunter die von mir geführten Bücher total verdammten. Nach der Predigt kamen allerlei Leute in mein Logis, um mich wegen Verkauf dieser „falschen Bücher“ zur Rechenschaft zu ziehen. Ich erbat mir einen Augenblick Gehör und richtete hierauf die Frage an die Anwesenden,

aus welchem Grunde wohl Herodes mit dem ganzen Jeruſalem bei der Kunde von der Geburt des Heilandes erſchrocken wäre.

Als ich keine Antwort erhielt, ſagte ich ihnen, daß in Jeruſalem nicht alles ſauber geweſen ſei, ſonſt hätte dieſe Botſchaft nicht Schrecken, ſondern Freude hervorrufen müſſen. In M. ſcheine es ähnlich zu ſtehen, ſonſt würden die Einwohner ſich freuen, daß ihnen endlich einmal das koſtbare Evangelium gebracht werde. Hierauf trat ein Mann hervor und ſagte, ſoviel er beurtheilen könne, hätte ich recht, ob ich ihm nicht eine Bibel verkaufen wolle? Natürlich gab ich ihm ſofort ein Exemplar; meine Hoffnung aber, daß auch andere ſeinem Beiſpiel folgen würden, gieng nicht in Erfüllung. Am Nachmittag hatte ich viel Spott und Widerſpruch zu erdulden und gegen Abend kam ein Beamter zu mir, um ſich zwei Bibeln zu holen; eine van Eß'ſche und eine lutheriſche. Die darauf folgende Nacht verbrachte ich größtentheils im Gebet, ſo daß mir der gnadenreiche Herr am andern Morgen große Freudigkeit ſchenkte, in die Stadt zu gehen und von Haus zu Haus Gottes Wort anzubieten. Faſt überall wurde ich aber mit harten Worten und finſtern Blicken abgewieſen, ſo daß ich nach mehreren Stunden nur Eine Bibel verkauft hatte!

Jetzt ſah ich mich vor einem großen Hauſe, in welches einzutreten ich kaum den Muth hatte. Doch der treue Gott ſtärkte mich und ich wagte mich hinein. Sogleich traten mir mehrere Herren entgegen und fragten mich, ob ich der Mann ſei, der die Bibeln verkaufe. Als ich das bejahte, wurde ich in ein Zimmer geführt, wo man mir mittheilte, daß hier das Gericht ſei, daß man heute Morgen meine Bibeln geprüft und für gut befunden habe; warum denn die Pfarrer dagegen predigten? Als ich ihnen hierüber meine Anſicht geſagt, lud ich die Herren ein, nun auch ſelbſt von meinen Büchern zu kaufen. Sie nahmen mir ſofort vier Exemplare ab, ja einer der Herren führte mich in's gegenüberliegende Haus, wo ein Bezirks-Commando war und ich an Unteroffiziere und Gefreite 10 Exemplare abſetzen konnte. Inzwiſchen war es Mittag geworden und auf dem Weg zu meinem Koſthauſe wurde ich von Vielen, die mir am Vormittage die Thür gewieſen hatten, in ihre Wohnung gerufen.

Am Nachmittage verkaufte ich 41 Exemplare, ſo daß ich mit Dank gegen den Herrn den Tag beſchließen konnte. Dienſtag-Morgen

kamen schon Leute, als ich noch an meinem Frühstück saß, um sich entweder eine Bibel oder ein Neues Testament zu holen, und so gieng es den ganzen Tag ununterbrochen fort, daß ich am Abend kein einziges Buch mehr übrig hatte und daher nicht wenig froh war, als am folgenden Morgen eine neue Sendung per Post ankam.

So oft ich an jene vier Tage zurückdenke, in denen ich 3 Centner Bibeln und Neue Testamente vertheilen konnte, erfüllt sich mein Herz mit Dank gegen den Herrn. Er, der allgewaltige Gott wolle geben, daß sein Wort an allen derartigen Orten „laufen" und die Finsterniß immermehr verdrängen möge.

Eines Tages wurde ich in der Ausübung meines Berufes an einen Ort geführt, wo ich in ein Kaffeehaus eintrat. Hier fielen mir sofort zwei Männer auf, welche allem Anschein nach in einem heftigen Wortstreit über Religionssachen begriffen waren. „Nicht der Papst, wie Ihr glaubt, sondern Jesus Christus allein hat die Macht, Sünden zu vergeben" — hatte eben der eine von ihnen laut ausgerufen, und kaum waren sie meiner ansichtig geworden, so hieß es: „Da kommt ein Mann, der über diese Dinge mitsprechen kann". Ich setzte mich zu ihnen und erkundigte mich, um was es sich denn eigentlich handle, worauf mir der Protestant folgende Geschichte erzählte, welche den Anlaß zum Streit gegeben hatte. Ein Mitglied der dortigen katholischen Gemeinde war in eine schwere Sünde gefallen, von welcher ihn der Priester, dem er sie beichtete, nicht absolviren wollte, sondern ihn nach C. zum Erzbischofe schickte, der ihm seinerseits wieder die Weisung gab, nach Rom zum Papste zu pilgern, da dieser allein die Macht habe, ihn von einer solchen Sünde loszusprechen. Er gab dem Mann eine mit Sand gefüllte Dose mit auf den Weg und befahl ihm auf das Dringendste an, dieselbe unterwegs ja nicht zu öffnen, sondern sie verschlossen dem heiligen Vater zu überbringen. Der arme Sünder versprach alles und hielt auch wirklich Wort. Und siehe da! als der Papst die Dose aufmachte, stellte es sich heraus, daß der Sand in derselben sich in Blut verwandelt hatte! Dieses Blut bezeichnete der Papst als das Blut Jesu und ertheilte darauf hin die Absolution! Während dieser Erzählung hatte der Katholik, dem meine Gegenwart nicht zu be-

hagen schien, sich leise davongeschlichen, und es entspann sich nun zwischen mir und dem Uebrigbleibenden folgendes Gespräch.

Evangelist: Sie legten soeben, als ich eintrat, ein schönes Zeugniß ab; kennen Sie auch den, dessen Namen Sie bekannt haben?

Gast: Den kennt doch jeder Evangelische.

Evangelist: Nicht jeder Evangelische kennt ihn; ich fürchte, auch Sie kennen ihn nur schlecht. Der Mann da, welcher sich soeben entfernt hat, scheint im Aberglauben befangen zu sein; Sie aber, lieber Freund, befinden sich in den Netzen des Unglaubens.

Gast: Ist das Unglaube, wenn ich sage, Jesus allein hat die Macht, Sünden zu vergeben?

Evangelist: Das klingt freilich ganz gläubig; wenn's aber nur im Widerspruch gegen den römischen Aberglauben und nicht aus innerster Herzenserfahrung gesprochen ist, so hat es wenig Werth. Nur wer selbst ein wiedergeborenes Kind Gottes ist, kann in Wahrheit das obige Bekenntniß ablegen. Sind Sie wiedergeboren?

Gast: Von Wiedergeborenwerden habe ich wohl viel gelesen, muß aber gestehen, daß ich nie recht begreifen konnte, wie es dabei eigentlich zugeht und was darunter zu verstehen ist.

Ich suchte nun dem Manne aus Johannis 3 zu erklären, was es mit der Wiedergeburt für eine Bewandtniß habe, und bat ihn in meine nächste Bibelstunde zu kommen, da würde er noch mehr Aufschluß erhalten. „Nein," erwiderte der Gast, „da kommen nur schlechte Leute zusammen und zu denen gehöre ich nicht."

Evangelist: Wollen Sie denn nicht in den Himmel?

Gast: In die Hölle will ich freilich nicht!

Evangelist: Glauben Sie denn, was in der Bibel steht?

Als der Angeredete dies bejahte, fuhr ich fort: „Der König David, die Apostel, der Schächer am Kreuze, der Zöllner Zachäus und viele andre aus der Bibel bekannte Personen müßten also nach Ihrer Ansicht in der Hölle sein. Was sagt aber nun die Bibel davon?"

Gast: Diese Leute sind ohne Zweifel im Himmel; obgleich ich Ihnen darin Recht geben muß, habe ich aber doch keine Lust, mich den Frommen anzuschließen.

Evangelist: Glauben Sie an das apostolische Glaubensbekenntniß?

Gast: Das habe ich ja bei meiner Konfirmation beschworen.

Evangelist: Und trotzdem glauben Sie nicht, was Sie beschworen haben. Im 3. Artikel heißt es nämlich: Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen. Antworten Sie mir, worin besteht dieselbe?

Gast: Ich bleibe die Antwort schuldig, ich bin gefangen und verspreche Ihnen, Ihre Bibelstunden zu besuchen.

Trotz dieses Versprechens habe ich den Mann nicht wieder gesehen; aber acht Tage später, als ich wieder an dem Hause vorbeikam, rief mich der Wirth herein. Er hatte jenes Gespräch mit angehört, war dadurch angeregt worden, wieder einmal nach Gottes Wort zu greifen und fleißig darin zu lesen. Es war eine Freude, mit ihm zu reden; seine Buße war eine aufrichtige, und einige Monate darauf starb er selig im Glauben an Jesus. So kann ein Wort Gottes, eine Predigt, ein Gespräch, das scheinbar verloren war, doch noch Frucht tragen — oft in ganz anderer Weise und an anderem Ort, als wir beabsichtigten und wünschten!

Wunderbar sind des Herrn Wege; aber Er führt es herrlich hinaus.

Ein Besuch bei Henhöfer.

Aus den nachgelassenen Papieren des † Rathsherrn A. Christ.

Endlich am verflossenen Pfingstmontag (1851) ward es mir zu Theil, einen längst gehegten Herzenswunsch auszuführen und den Mann Gottes, Pfr. Henhöfer,*) in seiner Gemeinde Spöck zu besuchen. Er ist daselbst seit Frühjahr 1827, also schon über 24 Jahre, nachdem er vorher vier Jahre in dem eine Stunde

*) Dr. Aloys Henhöfer, geb. 1789, wurde streng katholisch erzogen, las aber schon als Knabe gern in einer Foliobibel, die er irgendwo entdeckt hatte, studierte in Freiburg, ward Pfarrer in Mühlhausen, wo ihm „Gottes Wort zum erstenmal ein zweischneidiges Schwert wurde, das Mark und Bein durchdrang" und wo er die freie Gnade Gottes in Christo mit Eifer zu predigen anfieng. Er wurde verfolgt, ins Gefängniß gebracht und endlich aus der katholischen Kirche ausgeschlossen. Zur evangelischen Kirche übergetreten, wurde er Pfarrer in Graben, später in Spöck, wo er 35 Jahre in großem Segen wirkte, bis er am 5. Dec. 1862 heimgehen durfte.

davon entfernten Graben gewesen. Spöck liegt 3 Stunden von Karlsruhe, weder an der Landstraße noch an der Eisenbahn, sondern ganz abseits. Zu Spöck gehört das Filial Stafforth, ersteres mit etwa 1600—1800, letzteres mit 8—900 Seelen. Ich wußte, daß am Pfingstmontag, der hier zu Land ganz Sonntag ist, Henhöfer in Stafforth predigen würde. Um zur Zeit hinzukommen, mußte ich Sonntag Nacht 9—10 nach Karlsruhe fahren (von Baden) und Montag früh 5 Uhr mit der Eisenbahn bis zur Station Weingarten, 3 Stunden nach Karlsruhe, die man in 22 Minuten zurücklegt. Von dort führt ein Nebenweg durch Flur und Wald nach dem eine Stunde entfernten Stafforth, wo ich langsam schlendernd gegen 7 Uhr ankam, frühstückte und noch eine stille Stunde vor der Kirche hatte.

Um 9 Uhr, wie man den alten Pfarrer durch die Wiesen kommen sah, ward zusammengeläutet, das ganze Dorf schien auf den Beinen, die Kirche füllte sich in einem Augenblick. Sie ist alt und verraucht, aber die Versammlung dieser Bauern ist schöner als alles Gold und alle gemalten Scheiben; es ist eine andere Art von Aufmerksamkeit, als ich sie z. B. neulich bei einer Jesuiten-Mission gesehen: eine besondere Ruhe, es ist vor allem auf manchen Gesichtern und in manchen Augen etwas vom neuen Menschen sichtbar. Die Aufmerksamkeit und das Ergriffenwerden in der Predigt äußert sich oft durch Aufstehen, was Niemanden stört, oft stehen ganze Bänke auf, ja zuweilen der größere Theil der Versammlung. — Der alte Pfarrer trat an den Altar: er ist in der ersten Hälfte der Sechziger, sein Gesicht ist verwittert, wie das eines alten Soldaten oder Landmanns, der größere Theil seines Kopfes kahl, in seiner Physionomie liegt vor allem der Ausdruck der Güte. Die Gebete liest er sehr leise; die Predigt war über Matth. 10, 16—28: „Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe." Es war eine Predigt, die man schwer nacherzählen, noch viel weniger drucken könnte, und wer die vor etlichen Jahren erschienene Predigt Henhöfers über Paulus kennt, kennt darum den Mann nicht. Die Stimme ward heller, die Haltung lebhafter, die Gestikulationen eindringend, alles aber so naturell, ja so durch und durch einfach, wie man's kaum denken kann. Es ist hier unter der größten Unscheinbarkeit eine hohe evangelische Herrlichkeit verborgen und doch hervorstrahlend. „Weß die Christen sich von den Menschen

und weß sie sich von Gott zu versehen haben" war sein Thema. In der ganzen Predigt, deren Text in so vieler Hinsicht des Predigers eigene Geschichte enthält, nirgends eine Spur von Erinnerung an sich selber; ja er, der einst ins Gefängniß hatte gehen müssen, sagte ganz naiv: „Die Beispiele von Verfolgung in der jetzigen Zeit mangeln uns," und spielte nur auf die französischen Protestanten des vorigen Jahrhunderts an. Bei der Stelle: „sie werden euch in die Rathhäuser führen und in den Schulen geißeln," hob er hervor, daß schon aus diesem Spruch hervorgehe, wie die geistlichen Obern („die hohe Geistlichkeit" wiederholte er öfters) noch schärfer und bitterer im Verfolgen seien, als die weltliche Obrigkeit, die oft viel mehr Billigkeit beweise.

Ich machte ihm nachher meine Bemerkung über diese oft und scharf betonte Auslegung. „Er habe ja die katholische Priesterschaft nicht genannt," sagte er; aber ich meinte eben: daß man die Würdenträger Aller Kirchen darunter habe verstehen können und müssen, sei das Scharfe darin. — Mit großer Kraft hob er die sichtende Macht der Predigt des Evangeliums hervor. „Wie die Sonne ganz verschieden auf verschiedene Gegenstände wirkt — sie schmilzt Wachs und Schnee, sie verhärtet den Koth — so ist das Evangelium je nach der Aufnahme ein Geruch des Lebens oder des Todes. Aber wirken muß und wird es immer. Prediget scharf, daß die Leute gut und fromm werden sollen; da gibt es keine Verfolgung und Rumor, aber es hilft auch nicht. Prediget die ewige Gnade in Jesu, da stämmt sich dagegen, was nicht nachgiebt. Gleichgiltig bleibt man selten. Man kann alles sein, ohne daß man angefeindet wird, man kann Kapuziner und Dominikaner werden, die Leute lassen sichs gefallen — aber werde ein offener Jünger Jesu, so gibts Kampf und Streit u. s. f."

Die Luft der evangelischen Freiheit wehte so recht durch diese ganze Predigt, wie sie durch das Wesen des ganzen Mannes weht; er weiß sich gerettet aus dem auf Sand gebauten Hause und geborgen auf dem ewigen Felsen.

Aber noch etwas geht aus dem ganzen Wesen dieses Mannes hervor, das mir zu auffallend war, als daß ich es nicht sagen sollte. Hier in dieser Persönlichkeit nämlich lebt und webt das gerade Gegentheil dessen, was unsre schweizerischen Dissenter-Brüder bewegt. Er läßt sich den Mund nie und nimmer schließen über dem Ver-

künden der freien Gnade in Christo, er geht darüber ins Gefängniß, in Plage und Streit; aber sofort nachher verlangt er wieder ein Pfarramt, als das köstlichste Werk, — im Pfarramt läßt er sich chikaniren, strafen ꝛc. — Abbitte ist gar kein Wort in seinem Gedächtniß, er dankt dem Herrn, wenn er wieder vor einem Beamten Gnade findet und fortmachen kann; — Taufe und Konfirmation sind ihm Gnadengaben des Herrn an alles Volk, Gnadenmittel für Alle; er ist überzeugt — und bei ihm ist es auch geschehen — daß wenn die Wahrheit durchschlägt, auch die äußere Verwaltung im Allgemeinen christlich werden müsse, und wenn sich auch nicht Alle bekehren, so müssen doch Alle Respekt bekommen und bis auf einen gewissen Grad der Wahrheit die Ehre geben. Im Gegensatz zu der Meinung, es müsse und solle mitten unter dem unschlachtigen Geschlecht nur kleine Häuflein, kleine besondre Gemeinden geben, wie in den ersten Zeiten, sieht er die umgekehrte Aufgabe: er sieht den großen Haufen von den wenigen Erleuchteten wie von einem Magnet angezogen, dann erwärmt, zum Theil ergriffen, zum Theil in Respekt gesetzt.

Ich muß beifügen, daß ich über all dies kein Wort mit ihm geredet habe, ich habe dies Alles gesehen und gehört und gebe es hier ohne Streitgedanken als eine Thatsache, die mich stark bewegt.

Gegen Mittag bei ihm im Pfarrhause angekommen, begrüßte ich die Hausfrau und den Vikar. Frau Pfarrer (sie sind ohne Kinder) ist eine hohe Gestalt, wohl in der Mitte der Fünfziger, noch sehr kräftig, eher rauh, von wenig Worten, durchaus unsentimental und einfach; die Hausfrau und die bewährte Christin blicken hervor; das Reich Gottes besteht nicht in Worten, sondern in Kraft. Am Tisch essen die Dienstboten mit. Das sind jetzt und gewöhnlich zwei Mädchen aus frommen Häusern der Gemeinde, die für ein paar Jahre im Pfarrhaus den Dienst lernen und dann weiter ziehen. Da hatten wir denn eine stille Gesprächszeit, sowie Nachmittags im Garten und bei der Laube, die er sich in den Aesten eines Nußbaums im Hofe eingerichtet hat und von wo er zugleich Versammlung hält.

Es ist bekannt, wie gut Henhöfer auf seine Vikare und Nachbarn wirkte. Einer der Letzteren war der vor 3 Jahren verstorbene Pfarrer D. in Fr., der so schlimme, ja fast lästerliche Gesinnungen hegte, daß ihm Henhöfer endlich sein Haus verbot und ihm nur

noch mit Fürbitte nachgieng. Einige Zeit darauf muß er diesen D. wegen eines Amtsgeschäfts bei sich haben; sie thun es ab, Henhöfers Vikar und D. „Da merkten wir," sagt H., „daß die Gnade am Herzen dieses Mannes arbeitet; wir fühlten es mitten in meinen administrativen Reden immer, mein Vikar fieng an zu weinen und lief hinaus. Von da an war das Eis gebrochen und D. bekehrte sich. Lange waren wir" — sagt er weiter — „D., K. und ich allein und fragten uns so oft hier im Garten, wann auch das Feuer brennen werde? Und nun sind alle Geistlichen dieser sogenannten Hartgegend gläubige Männer; unsre Textbesprechungen waren und sind noch besonders gesegnet (auch Kirchenrath B. kommt zuweilen dazu), die Wahrheit hat durchgeschlagen, der böswillige Vorgesetzte, zugleich Wirth, hat sein Vorsteheramt nicht mehr und ist still; ich glaube, es sind nicht mehr 3 im Dorf, die nicht innerlich das Evangelium für wahr erkennen. — Die nächste katholische Gemeinde, nur eine halbe Stunde von da, ist gerade die, für welche ich als katholischer Priester vor meinem Uebertritt bestimmt war; diese Gemeinde ist jetzt noch so voll von blindem Haß gegen mich, daß ich so wenig als möglich durchpassire, um ihnen keinen Anlaß zum Sündigen zu geben, obwohl dorthin der Weg zur nächsten Eisenbahnstation geht; noch voriges Jahr hat mir am Tag einer einen großen Stein von nahe angeworfen, so daß ich umfiel und nur mein Hut mich vor schwerer Wunde schützte. Das ganze Dorf weiß, wer der Thäter ist; die Behörde hat ihn nie ausfindig gemacht; ich habe auch nicht darauf gedrungen."

Es hatten sich einige Hühner im Garten verirrt, die Frau Pfarrer hatte 3 weggenommen, eins konnte sie nicht herausbringen. Sie überließ es ihrem Manne. Er lief zwischen den Beeten herum, er lockte es ganz still: „komm, — komm, — du mußt 'raus! — tapfer komm!" und die Hühnerschritte bewegten sich gegen den alten Pfarrer, er streckte seine Hände aus und nahm das Thier zart an sich und setzte es vor das Gatter ab. „Sehen Sie, man kann sie Alle zahm machen!" Es war eine kleine Hausscene der Liebe.

Am Nachmittag war ein kleines Missionsfest in Graben, eine Stunde von Spöck, wo Henhöfer die 4 ersten Jahre als protestantischer Pfarrer gestanden und fast seine schwerste Zeit gehabt hatte. Dahin fuhr das ganze Pfarrhaus, Herr und Frau, Gast, Vikar und Mägde auf einem Leiterwagen und nahmen noch unter-

wegs eine alte Frau mit. In Graben fanden wir 5 Pfarrer, die den alten Mann als ihren Vater in ihre Mitte treten ſahen; es war ihnen ſo wohl, als er auch da war, und er war ſo ganz wie ihrer Einer unter ihnen. Die Kirche war ſehr voll, die Leute ſehr aufmerkſam.

Am Abend heimgekehrt, beſchied der Pfarrer nach dem Nachteſſen ſeine Verſammlungshalter oder Diakonen zu ſich, es waren ihrer 7 (zwei andre waren auf erbaulichen Beſuchen), worunter ein Schullehrer, bis auf Einen lauter junge, vom Pfarrer unterrichtete und konfirmirte Männer, doch bis auf zwei Alle verheirathet. Dieſe halten die Privatverſammlungen hin und her, aber der Pfarrer hat immer die Oberleitung. Alle paar Wochen wird bei ihm das Kapitel durchgegangen, das den nächſten Verſammlungen zu Grunde liegen ſoll. Und ſo war's auch an dieſem Sonntag Abend. Es war beſonders ſchön, wie der Pfarrer ſeine Leute reden und recht zu Worte kommen ließ und nur dann und wann einen Drucker gab. Jeder lieſt einen Vers und ſagt ſeine Gedanken darüber, oder antwortet auch auf Fragen des Pfarrers darüber.

Ich hatte dann noch eine Friedensnacht in dieſem Friedenshauſe. Am Morgen war Alles — Frühſtück und Abgang — noch früher im Gang als abgeredet geweſen; es war auch in der Zeit ein Segen ohne Drängen.

In Stafforth, wohin mich H. zu den Eltern unſres Miſſionszöglings Winnes begleitete, kam ſtarker Regen; die Leute riefen zu den Fenſtern hinaus, ſie wollten mich zur Eiſenbahn fahren. Ich fuhr auch hin; der Wagen war ſchneller parat geweſen, als wenn man bei einem Angeſtellten mit Trinkgeld und Drängen nachgeholfen hätte. Die Liebe dringet ſie..... Und ſo kam ich wieder nach Weingarten und war um halb 11 Vormittags wieder bei den Meinigen, voll Dank über dem neuen Blick in das Reich der Gnade und Wunder.

Die kleine Missionarin.

Eine Kindergeschichte.

Ein kleines Mädchen in Südindien hatte ihre beiden Eltern verloren, noch ehe sie acht Jahr alt war. Ein Missionar nahm sie aus Mitleid in seine Anstalt auf, und hier lernte das Kind viel schöne Bibelsprüche und Liederverse. Aber sie konnte nicht lange in der Anstalt bleiben und kam nun zu einer christlichen Frau ins Haus. Hier fieng sie erst recht an, über all das Schöne und Gute nachzudenken, was sie in der Schule gelernt hatte. Besonders die Bibelsprüche giengen ihr immer im Kopf herum, und wenn sie sah, daß andere Kinder etwas Unrechtes thaten oder gemeine Worte in den Mund nahmen, so dachte sie: „ach, wenn nur diese Kinder auch die schönen Worte Jesu und seine Gebote gelernt hätten!“ Und wie sie so dachte, da kam es ihr: „ich will einige Sprüche besonders für die Kinder lernen und dann ihnen sagen, wenn ich sehe, daß sie Böses thun. Lieber Gott, hilf mir dabei!“

Einige Tage darauf gieng sie durch den Bazar, wo immer viel Sachen zum Verkauf ausgestellt waren. Da bemerkte sie zwei Mädchen, die miteinander kicherten und sich über ein altes Marktweib lustig machten, dem sie soeben einige Zuckersachen gestohlen hatten. Jetzt trat Thewa — so hieß unsere kleine Missionarin — auf die beiden zu und sagte: „Ich habe eine Botschaft an euch.“ „Oho, wer bist du? und was hast du für eine Botschaft?“ riefen die Mädchen aus; Thewa aber erwiderte ruhig: „Du sollst nicht stehlen!“ — „Abah, wer hat das gesagt?“ — „Nun, das hat der große Gott gesagt, der König aller Könige. Und es ist eine große Sünde, wenn ihr der armen Utschama ihre Sachen stehlet.“ — „Aber, wie kann Gott wissen, daß wir das gethan haben; hat er uns denn gesehen?“ „Jawohl, die Augen des Herrn schauen an allen Orten beide die Bösen und die Frommen.“ — „Aber unser Gott macht sich nichts daraus, wenn wir stehlen.“ — „Ja, der Krischna, den ihr anbetet, war selbst ein Dieb; aber er ist

kein Gott. Es gibt nur Einen wahren und lebendigen Gott und Einen Heiland, Jesus Christus, der uns erlösen kann von unsern Sünden. Aber ich habe euch meine Botschaft gesagt und muß gehen. Vergesset sie nicht!"

Ein ander Mal sah Thewa ein armes Weib auf einer steinernen Treppe sitzen, die den Kopf tief hängen ließ und offenbar sehr in Noth war. „Warum weinst du, Mütterchen, was macht dich so traurig?" forschte Thewa. „Ach Kind," lautete die Antwort, „ich habe eine schwere Last weit hertragen müssen, ich habe arg schaffen müssen, und bin nun so müde und habe niemand, der mir beisteht. Ich sterbe vielleicht; aber wer fragt darnach, wenn ich sterbe." Und damit kam sie erst recht ins Weinen hinein. Thewa aber sagte, sie wolle ihr thun, was sie nur könne, ob sie ihr vielleicht etwas Wasser zum Trinken bringen solle? Das Wasser war willkommen. Und als die Alte davon getrunken, redete Thewa sie an: „Mutter, ich habe eine Botschaft an dich." — „Eine Botschaft für mich? Ich bin ein armes, altes Weib, wer kümmert sich um mich?" — „So höre doch," sagte Thewa und hob feierlich an: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." — „Kind, von wem sind diese Worte? So etwas habe ich in meinem Leben noch nicht gehört," rief staunend die arme Frau aus. — „O, Mütterchen, das hat Jesus Christus, der Sünderheiland gesagt. Er ist der Vater der Witwen und Waisen." — „O, wenn ich nur zu ihm könnte! Wo ist er? Kann ich ihn sehen? Kannst du mir nicht mehr von ihm sagen? Unsere Götter kümmern sich nichts um so eine arme Witwe, wie ich bin. O, erzähle mir von deinem Gott." — „Mutter, ich kann dir nicht viel von ihm erzählen; aber hier in der Nähe wohnt ein Lehrer, der kann es. Trage jetzt deine Last vollends weiter und komm dann wieder hieher, ich will auf meinem Rückweg dich hier erwarten."

So geschah es denn, und Thewa brachte wirklich die arme Frau zum Katechisten Joseph, der sich ihrer freundlich annahm.

Wieder einmal stieß Thewa auf ein kleines Mädchen, das auf dem Boden etwas suchte und heftig dabei weinte. „Was fehlt dir Mädle?" — „O, meine Großmutter hatte mich geschickt, ein paar Räucherkerzen für den Swami (Gott, Götzen) zu kaufen, und nun habe ich sie fallen lassen und einige davon verloren; Großmutter wird mich schlagen, und sie sagt, Kali (eine grausame Göttin) wird

bös werden, wenn man ihr nicht heute so und soviel Räucherkerzen anzündet. Darum fürchte ich mich so. Was soll ich thun? Ich will der Großmutter sagen, ein Hund habe mir nach der Hand geschnappt und so seien die Kerzen mir entfallen. Sie weiß ja nicht, daß es nicht wahr ist." — „Aber Kind, wird nicht Kali deine Lüge merken?" — „Daran hab ich noch nie gedacht, ich weiß es wirklich nicht. Ach, ich fürchte mich so." — „Sei ruhig, Kali kann dir nichts thun, sie ist ein todter Götze; du solltest unseren Gott kennen, das ist ein freundlicher lieber Heiland." — „Aber um kleine Kinder kümmert er sich doch gewiß nicht; das thut kein Gott. Großmutter sagt, wenn Gott über die Eltern zornig ist, so läßt er ihre Kinder sterben." — „Nein, nein, unser Gott hat die Kinder lieb; soll ich dir sagen, wie er für die Kinder gesprochen hat? Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich!" — „O, das ist schön, sage mir noch mehr davon." — „Jetzt habe ich keine Zeit. Ich habe dir geholfen die Räucherkerzchen aufheben, es fehlen gewiß nicht viele, sei nur ruhig, geh heim und sage der Großmutter alles, wie es gegangen ist. Jesus hört alles, was man sagt, und er hat es gern, wenn Kinder die Wahrheit sagen."

Tags darauf um die Zeit, da die Frauen und Mädchen zum Wasserschöpfen an den Brunnen kamen, trafen die beiden Kinder wieder zusammen, setzten sich unter einen Tamarindenbaum, und nun erzählte Thewa ihrer neuen Freundin noch mehr von Jesus, sang ihr auch einige schöne Lieder vor, die sie gelernt hatte. Ein paar andere Mädchen kamen dazu, und allen gefiel der Gesang so gut, daß sie große Lust bekamen, auch solche Lieder zu lernen. Zu Hause baten sie dann, man solle sie doch in die Missionsschule schicken. Und wahrscheinlich ist das bei einigen wirklich geschehen. Thewa aber macht immer weiter mit dem Ausrichten ihrer „Botschaften." Sie predigt nicht; das schickt sich ja nicht für Kinder; aber sie sagt ihre Sprüchlein und Verslein her, wo sie glaubt, daß dieselben am Platz sind. Und gewiß hat der Heiland seine Freude daran.

Das Neue Testament in Pannah.

Wir leben in einer Zeit, wo dem Wort Gottes sich überall Thüren aufschließen. Das heißt: der Herr selbst schließt sie auf, aber er benutzt dazu alle möglichen Handlanger. Es ist eine wahre Lust, aus den Berichten namentlich der großen Britischen Bibelgesellschaft zu ersehen, wie in den früher so ganz verschlossenen Reichen von China und Japan, ja von Innerafrika jetzt das Evangelium freie Bahn hat und in eine Mundart und Sprache um die andere übersetzt wird.

Lieblich ist's aber auch, zu beobachten, wie an manche abgelegene Orte, deren Namen uns kaum bekannt sind, durch irgendwelche stille Hand das Neue Testament hingetragen wird. Und es muß den englischen Christen nachgerühmt werden, daß sie in diesem Dienst weit eifriger und geschickter sind, als die meisten von uns.

Vor anderthalb Jahren etwa kam eine Frl. Beilby aus Indien zurück, welche eine Bittschrift der Fürstin von Pannah — das ist ein kleiner unabhängiger Staat in den sogen. Nordwestprovinzen — an die Königin Viktoria mitbrachte und dieser auch selbst übergeben durfte. Die Bittschrift schilderte in ergreifender Weise das traurige Loos, die geistige Versumpfung und Sklaverei des weiblichen Geschlechtes in Indien und bat um Hilfe. Wie war die Fürstin mitten in ihrer ganz heidnischen Umgebung zu solcher Einsicht und Sehnsucht gekommen? Nun, Frl. Beilby hatte sie in einer Krankheit pflegen dürfen und ihr bei dieser Gelegenheit natürlich auch den großen Arzt Jesus angepriesen. Aber das war doch nicht der erste Lichtstrahl gewesen, der an diesen finsteren Hof gedrungen war. Als in England viel von Frl. Beilby und jener Bittschrift gesprochen wurde, da trat auch ein Hauptmann, namens Passingham, auf, der 15 Jahre vor Frl. Beilby in Pannah gewesen war, und erzählte, daß er dem damals regierenden Fürsten beim Abschied als Gegengeschenk für einen kostbaren Ring ein Hindostani Neues Testament verehrt habe, das der Fürst zu lesen versprochen.

Als Frl. Beilby das vernahm, konnte sie bestätigend hinzufügen: Gleich nachdem sie der kranken Fürstin zum erstenmal aus dem Neuen Testament vorgelesen, habe jene bemerkt, ihre verwitwete Schwiegermutter besitze ein Buch des gleichen Inhalts und pflege öfters darin zu lesen! Das war das von Hauptmann Passingham dem Vater des jetzt regierenden Fürsten geschenkte Testament.

An wie manchem Ort, in wie mancher Hand mögen noch solche stillwirkende und die Herzen für die Missionspredigt vorbereitende Bibeln oder Bibeltheile sich befinden! Der Herr lege seinen reichen Segen auf diesen köstlichen Samen, daß ihm nirgends die Frucht fehle!

Bücherschau.

K. A. Dächsel. **Die heilige Geschichte des Alten und Neuen Testaments** aus der Bibel nach Ordnung der Zeitfolge zusammengestellt und mit vollständiger Wort- und Sacherklärung, ausführlichen Erörterungen, veranschaulichenden Karten und Illustrationen versehen. Leipzig, Justus Naumann.
Preis der ersten Lieferung (192 S.) 2 Mk.

Der Inhalt des ersten Heftes hält, was der Titel verspricht. Das Ganze scheint ein fast vollständiges Bibelwerk, natürlich mit Bevorzugung der Geschichte, werden zu wollen. Und gerade für das Geschichtliche in der Bibel, überhaupt im Reich Gottes, fehlt es noch immer so sehr an Verständniß, namentlich bei vielen Neuerweckten, daß man für jede neue Erscheinung auf diesem Gebiet dankbar sein muß. Dies Buch ist in erster Linie für Lehrer bestimmt; es ist aber nicht gelehrt geschrieben, obwohl ein gut Stück Gelehrsamkeit drin steckt. In der Erklärung scheint uns der Verfasser oft seiner Sache allzu gewiß zu sein. Sonst hat das Buch unseren Beifall.

Geschichte einer Bibel. Von ihr selbst erzählt. Von G. E. Sargent. Frei nach dem Englischen. Mit 10 Bildern. Dritte Auflage. Basel, C. F. Spittler. Mk. 1.60.

Wie der größte Wohlthäter der Menschheit, so ist die Bibel — an möchte fast sagen natürlich — auch der größte Märtyrer. beiden Eigenschaften wird sie hier geschildert, und zwar in elnder, zugleich unterhaltender und belehrender Weise. Plan und sführung sind echt englisch. Die Uebersetzung ist gut.

Das Neue Testament, übersetzt von K. Weizsäcker. Freiburg und Tübingen, Mohr. Preis 5 Mk.

Der beste Kommentar bleibt immer eine gute Uebersetzung. Die vorliegende steht auf der vollen Höhe sowohl der Textkritik und wissenschaftlichen Exegese, als auch der feinen Diktion und Sprachbeherrschung. Es wird für manche ein wahrer Genuß sein, hier einmal die Apostel und den Herrn selbst in fließendem, modernem Deutsch reden zu hören. Möge diese Uebersetzung dazu dienen, daß auch unsere „gebildete" und „moderne" Christenheit wieder recht aufmerksam diesen göttlichen Stimmen lausche!

Ich bin der Herr, dein Arzt. Ein Wort der Mahnung und der Warnung für Kranke und ihre Freunde, von Pfarrer J. Kägi. Basel. C. Detloff.

Ein kleines Schriftchen von nur 14 Seiten, das aber genug enthält, um traurige Herzen aufzurichten und verwirrte Gewissen zu beruhigen. Ebenso gesund in der Lehre als praktisch und zeitgemäß. Allen Kranken und denen, die mit Kranken zu thun haben, dringend zu empfehlen.

Stille Stunden vor dem hl. Abendmahl. Von Pfarrer R. Wenger. Vereinsbuchhandlung in Calw und Stuttgart. Preis geb. Mk. 3,50.

Ein werthvolles Buch, das wir besonders Kranken empfehlen möchten, die an der öffentlichen Abendmahlsfeier und -Vorbereitung nicht theilnehmen können. Prediger und Seelsorger werden brauchbare Winke für die praktische Ausnützung und Anwendung des Bibelworts darin finden.

Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart. Von Dr. G. Warneck. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1883. Preis Mk. 1.50.

Wir denken: wer ein Bibelfreund ist, der ist auch ein Missionsfreund. Allen Lesern der Bibelblätter sei daher diese gründliche und zuverlässige Missionsgeschichte empfohlen. Nach derselben giebt es heute 345 Bibelübersetzungen, von denen 270 erst seit Beginn der neueren Mission zu Stande gekommen sind!

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt.

Nr. 2. „Mein St. Johann." Nach einer englischen Erzählung von Dr. Ludlow in Neu-York. — Auch ein Bibelübersetzer. — Die Bibel am Krankenbett. — Bücherschau. 1883

„Mein St. Johann."

Nach einer englischen Erzählung von Dr. Ludlow in Neu-York.

„Wollen Euer Würden kommen, einen Mann besuchen, das am Sterben ist?" — So redete ein altes Weib mich an, das zur Hinterthür meines Pfarrhauses hereingekommen war. Ihre Stimme klang hohl und schrill, ihr Gesicht war ausdruckslos und kalt; sie roch stark nach Branntwein. Hätte nicht eine leise Spur von Besorgniß um den kranken Mann sich in ihrem Benehmen verrathen, es wäre kaum eine Spur echter Menschlichkeit an ihr zu entdecken gewesen. Ich folgte ihr in einen Stadttheil, der unsrem kirchengehenden Publikum wohl eben so fremd sein mag, als König Mtesa's Land in Afrika. Da lag in einem Kellerloch, wo alles von Schmutz starrte, ein etwa 60jähriger Mann — eine Ruine, an deren völligem Umsturz die Schwindsucht und der Hunger zu arbeiten schienen. „Ob er keine Freunde habe?" — „Die Masse, wenn man sie aufsuchen thut und so lange noch ein Stück Geld zum Vertrinken da ist. Alle Kerls hier kennen den alten John; aber keiner guckt nach ihm, und die Alte da liegt Tag und Nacht besoffen auf der Schwelle!"

Tägliche Beſuche bei dem Todkranken, allerlei Wohlthaten und insbeſondre der gute Wein, der auf ärztlichen Rath ihm gebracht und in homöopathiſchen Doſen gegeben wurde, hatten bald ſein Herz gewonnen und ich konnte in aller Ruhe hier ein Stück Menſchennatur ſtudieren, wie es freier vom Firniß der Bildung, der geſellſchaftlichen Rückſichten und auch der Heuchelei nicht gewünſcht werden kann. Beide Theile ſchienen zu ſpüren, daß im Grunde der Unterſchied zwiſchen der im zugeknöpften Schwarzrock und der in ein paar alten Lumpen ſteckenden Menſchlichkeit nicht ſo groß war.

Von ſeiner Kindheit und Jugend wußte John wenig zu ſagen. Von ſeinen Eltern meinte er, ſie hätten ſich nie verpflichtet gefühlt, für ihn zu ſorgen, und ſo habe auch er ſich nie verpflichtet gefühlt, nach ihnen zu fragen. So viel er wiſſe, ſei er in England „gelandet," d. h. zur Welt gekommen, und da er an Land zu nichts nutz geweſen, ſei er auf See gegangen. Und ſo hatte er denn 50 Jahre lang eine Art Amphibienleben geführt, war in der ganzen Welt herum, aber überall nur mit dem Auswurf der Menſchheit in Berührung gekommen. Die Schiffsdisciplin und die neunſchwänzige Katze waren der Inbegriff ſeiner Moral und die Todesfurcht das einzige ſeiner Gefühle, das an Religion ſtreifte. Dieſe Angſt hatte ihn denn auch bewogen, nach einem Geiſtlichen zu ſchicken. Vom Inhalt der Bibel hatte er kaum einen Hochſchein. Ganz ehrlich ſagte er: „Ich gehöre nicht zu den Prieſterſleuten, und auch nicht zu den Protiſtanten; ich bin nichts als ein armer Kerl, dems Meſſer an der Kehle ſitzt." Sprach man mit ihm, ſo hörte er recht reſpektvoll zu, dem Leſen eines Bibelabſchnitts aber vermochte er nicht zu folgen. Erſt als ich ihm Davids Beſchreibung eines Sturmes aus Pſalm 107 vorlas, fieng er an ſich für das Buch zu intereſſiren. „Der das geſchrieben hat, meinte er, muß ein Seemann geweſen ſein. Wars wohl ein Kapitän?" Auf meine Verſicherung, der Pſalmiſt ſei zuerſt ein Hirtenknabe, dann ein Kriegsmann und endlich ein König geweſen, erklärte er beſtimmt: „Nein, Herr, da ſeid Ihr falſch dran mit Eurer Gelehrſamkeit,*) denn ſehet Ihr nicht, ſeine Sprache beweist, daß er eine Theerjacke oder doch irgendwie zur See geweſen ſein muß. ..... und ſie gen Himmel fuhren und in den Abgrund fuhren, daß ihre Seele

*) Allerdings, denn Pſalm 107 iſt gewiß nicht von David.

vor Angst verzagte..... Ja, so ists, genau so: gefürchtet habe ich mich nie im Sturm; aber dies Verzagen (eigentlich Schmelzen), das ists; ..... und wußten keinen Rath mehr, und sie zum Herrn schrieen in ihrer Noth. — Sehen Sie, mein Herr, ich wußte nichts von Gott und habe oft gesagt, er solle mich verdammen, weil ich gar nicht glaubte, daß ein Gott sei. Aber wenn die Seele vor Angst verzagt, da denkt man, es wäre doch gut, wenn ein Gott da wäre, der nach einem fragt im Sturm und einem hilft in der Noth." Von nun an wurde der Psalmist mit allem Vertrauen behandelt, gerade wie ein alter Schiffskamerad, und seine Worte fanden immer ein geneigtes Ohr. Und als ich ihm einmal die Geschichte von St. Pauli Schiffbruch vorlas, da wurde auch dieser Apostel unter die Zahl seiner Freunde aufgenommen; hatte doch John selbst manchen Sturm auf dem Mittelländischen Meere erlebt. Mit Spannung folgte er daher der Erzählung in Apostelgeschichte 26, und einmal rief er, halb in Phantasie, wie rasend aus: „Ja, ja, so fuhren wir durch die Nacht und der weiße Schaum — wie Teufelsfinger, die uns packen wollten, und oben im Takelwerk und unten im Schiffsraum nichts als Teufelsgeheul und Gekrach. Aber ein Engel muß gekommen sein. Am Morgen war alles still. Ja, da waren unsere Seelen auch verzagt gewesen. Und, Würden, sagten Sie nicht, auch jetzt würde ein Engel kommen und mich ans Land bringen? O, barmherziger Gott, sende deinen Engel, denn der alte John weiß keinen Rath mehr!" Erschöpft und bewußtlos sank der arme Kerl auf sein Lager zurück. Von da an aber war er stets bereit, sich ein Wort lesen zu lassen „von dem Jungen, der das Schiff rettete." So nannte er den Apostel Paulus.

Als ich gelesen hatte: „Da ist nicht Einer, der Gutes thue, auch nicht Einer," bekannte er, daß er ein böser Mensch gewesen; „aber," fügte er hinzu, „Sie wissen, im Schiffsballast wachsen keine Rosen und Theerjacken sind keine Heilige; und so schlimm ich bin, es ist doch die reine Wahrheit, daß ich nie einen Kerl zusammengehauen habe, der nicht noch schlimmer gewesen wäre, als ich, außer — mag sein — wenn wir an Land gewesen und voll Schnaps waren, und — wissens — das zählt nicht bei Theerjacken." Die Selbstrechtfertigung wollte aber nicht recht gelingen. „Wissens, was mir keine Ruhe läßt? Es ist der Schiffer-König

und der andere Junge, der das Schiff rettete — das waren reine Seelen in dieser argen Welt, rein wie die Sonnenstrahlen da auf dem dreckigen Fußboden! und der eine von ihnen sagte: meine Sünde ist immer vor mir! und der andere: ich bin nicht reiner als ein Leichnam und ..... der Leib des Todes! ..... und das alles vor Ihm ..... das Angesicht Gottes ..... und mir ist auch jetzt, Er sieht mich und es geht ganz durch, und wie wenn er meine Haut und mein Fleisch aufdecken thäte, um durch mein Herz zu sehen, ganz durch!"

Ich sprach ihm allerlei Armsünderssprüche vor und versicherte ihn, all die herrlichen Worte seien für solche da, denen ihre Sünden leid seien. „Was leid sein!" warf hier John ein, „wenn sie mir nur leid gewesen wären, als ich sie begieng! Jetzt, ja jetzt ist mirs, als wären sie mir leid, wo ich nichts mehr sündigen kann; aber, Herr Pfarrer, wenn das in der Flasche da mich wieder stark macht und ich morgen aufstehen kann, da ist mir vielleicht nichts mehr leid. Und weiß denn Gott nicht, daß John sich selbst nicht kennt, wenn er sagt, seine Sünden seien ihm leid? O Herr, sind sie mir leid oder ists nur so'ne Angst? ..... und dann das Bekennen! Das kann dem Allmächtigen doch eins sein. Er weiß ja schon alles. Sagte nicht David: vor dir habe ich gesündigt? Ja, ja, er weiß alles besser als ich selbst. Was ist denn das Bekennen? Es wäre wie all die Sünden noch einmal begehen, wollte ich sie herzählen. O eine Welle! Da, da — ich kann die ganze Reihe sehen ..... wie eine lange weiße Schlange von einem Meer zum andern ..... in dem Hafen und in dem Hafen — überall, wo ich gewesen, da folgt sie mir. Und Gott sieht das Scheusal! Sie sagen, Er werde mir vergeben. Nein, nein! Warum sollte Er mir vergeben? Keine Ursache da zum Vergeben. Ist nicht Er gerechter als ich? Und doch kann John sich selbst nicht vergeben — und wie soll Er ihm vergeben? Schönen Dank für den Trost, aber der ist nicht für unsereinen. Es wäre ein Unsinn."

Nun kam ich mit einer Predigt von der Erlösung durch Jesum Christum und schloß mit den Worten: „So fern der Morgen ist vom Abend, so fern läßt Er unsere Uebertretungen von uns sein," hinzufügend, daß das auch David gesagt habe. Jetzt war auf einmal David in Ungnade gefallen! „Ach was, der Schiffer-König ist schließlich doch kein rechter See-

mann gewesen; um die Erde ist er nie gesegelt, sonst hätte er nie so Zeug gesagt..... so fern der Morgen ist vom Abend! Wo ist denn Westen und wo ist Osten? Wer kann da von einem Zwischenraum, von einer Entfernung sprechen?" u. s. w.

Als ich am nächsten Tag wieder kam, hatte John die ganze Nacht über den Osten und den Westen gegrübelt und herausgefunden, daß David doch ein gewaltiger Seefahrer müsse gewesen sein, und ein Weltumsegler dazu. Ja, er entschuldigte sich förmlich, daß er Tags zuvor dem großen Manne so Unrecht gethan. „O wie haben mich jene Worte umgetrieben. Hören Sie einmal! Das schnellste Schiff, das je die Wasser schnitt, und wenns tausend Segel hätte oder allen Dampf der Welt, ja den T....l selbst im Kessel, würde — von Osten kommend — doch nie den Westen erreichen. Wissens ja, so weit man auch geht, man kommt nie ans Ende. Und nun hören Sie, ich weiß nun dem Kapitän David seinen Sinn. Johns Sünden sind wie der Abend — alles flammenroth, wie beim Sonnenuntergang, ‚blutroth,' wie Ihr gestern gelesen habt, und das Schiff ist John selbst mit dem schlagenden Gewissen und dem klopfenden Herzen, und der Gott der Gnade treibt sie ferne von ihm, ja läßt sie untergehen, wie die Sonne untergeht, daß man sie nicht mehr sieht. Würden, mir ist, als hätte ein Engel mir das erklärt, als die Lampe verlöscht war und die Alte da schlief, denn es war ganz hell um mich und die Stille — keine Ratte rührte sich — o, es war unaussprechlich. Mag sein, daß ich träumte. Aber könnte es beim Sterben nicht auch sein wie so ein Traum? Kurzum, Würden, wenn John wieder Angst hat, so sagt zu ihm nur: Morgen und Abend! denn zuweilen kommen sie über mich, meine Sünden, wie eine Flut und wie der Kapitän sagt: alle deine Wasserwogen gehen über mich. Dann denke ich: nein, 's ist nicht wie mit den Wellen, 's ist wie mit dem Abend und Morgen, und so träume ich wieder."

Eins machte meinem John noch Noth. Er konnte das natürliche Grauen vor dem Tod nicht los werden. „Euer Würden, haben Sie die Würmer gern? Ich möchte lieber alle Würmer essen, als von ihnen gefressen werden. Pfui, es ist garstig! Sehens diesen Arm. Ich sag Ihnen, John hat damit den stärksten Kerl zu Boden geschlagen; aber wie schwach ist er jetzt! Sind das schon die Würmer? Und sehens hier den eingebrannten Anker und meinen

Namen!*) O, die garſtigen Würmer, werden ſie das alles wegnagen? Den ganzen Arm, den Namenszug und alles? Pfui, ich will nicht ſterben!“

Es war wehthuend, den armen Mann unter der Todesfurcht ſich krümmen zu ſehen. Ich ſprach ihm von der Auferſtehung und von dem neuen Namen, der ihm werde an die Stirne geſchrieben werden. Da richtete er ſich plötzlich auf und bat mich, ihm das noch einmal zu ſagen; und etwas ſpäter wieder, noch einmal und noch einmal: „Wer überwindet, dem will ich zu eſſen geben von dem verborgenen Manna und will ihm geben ein gutes Zeugniß und mit dem Zeugniß einen neuen Namen geſchrieben, welchen niemand kennt, denn der ihn empfängt! Und: wer überwindet, der ſoll mit weißen Kleidern angethan werden und ich werde ſeinen Namen nicht austilgen aus dem Buch des Lebens und will auf ihn ſchreiben den Namen meines Gottes..... und meinen Namen, den neuen.“ Seine eingeſunkenen Augen füllten ſich wie mit einem geheimen Feuer. Seine ganze Seele lag in dem Blick. Die rauhen Züge ſchienen erweicht — faſt hätte man ſie ſchön finden können. Ein wenig Phantaſie und man hätte einen Wiederſchein des Himmels auf dem Antlitz und einen Heiligenſchein um das Haupt des Sterbenden erblickt. Nun, ich ſah das alles nicht, aber in den Sinn kam es mir, und ſeither rede ich nur noch von „meinem St. Johann.“

Einige Augenblicke blieb der Sterbende wie in einer Verzückung, dann ſagte er mit erhobener Stimme: „So komme ich denn in die andere Welt als ein neugeborenes Kindlein und Gott iſt mein Vater und er wird mich taufen mit einem neuen Namen, gerade als wäre ich vorher noch gar nicht dageweſen, und kein Heiliger und und kein Teufel wird mehr etwas wiſſen vom alten John und ſeinen Sünden.“ Mit dem Reſt ſeiner ſchwindenden Kräfte hatte er bei dieſen Worten ſich aufgerichtet; jetzt ſtreckte er beide Arme in die Höhe und rief laut: „O, iſt das herrlich! herrlich! Ich danke meinem Gott.“ Damit ſank er völlig erſchöpft wieder zurück.

Tags darauf fand ich ein paar zerlumpte Weiber an der wohlbekannten Thür, die gaben mir den Beſcheid: ich brauche jetzt

*) Der Stolz eines Matroſen.

nicht mehr zu kommen, der Mann sei gestorben. Ich trat hinein. Da lag der Leichnam auf dem Boden, mit dem Kopf in einer Blutlache, und quer über dem entseelten Körper das besoffene Weib. John hatte einen Blutsturz gehabt und war dabei aus dem Bett gefallen, um auf dem Fußboden zu sterben, etwa 12 Stunden ehe ich kam, und obgleich das Haus von Menschen wimmelte, hatte doch noch niemand Hand an den Leichnam gelegt! Das Zimmer war voll von halb und ganz betrunkenen Männern und Weibern; unter dem Vorwand der Theilnahme wollten sie plündern, was es etwa zu plündern gab! Ich ließ die Polizei benachrichtigen und das Zimmer wurde von diesen Hyänen gesäubert.

Am nächsten Morgen stellte sich im Pfarrhaus ein Mann ein, der in wunderlicher Verlegenheit seinen Hut in beiden Händen hielt und einen Bückling um den andern machte, bis er endlich aufrecht vor mich hinstand und entschlossen fragte: „Sind Sie der Pfarrer, der den alten John besucht hat?“ Auf mein Ja hin erklärte er dann: er sei von seinen Kameraden beauftragt, dem alten John ein Leichenbegängniß „erster Klasse“ zu veranstalten und jetzt gekommen, mich zu fragen, ob ich dasselbe durch meine Anwesenheit ehren wolle. Ueberrascht erklärte ich, daß ich von Herzen gern bereit sei, meine Achtung für den Verstorbenen zu bezeigen; was für eine Gesellschaft denn die Begräbnißkosten bestreiten werde und wie's bei demselben solle gehalten werden? „Wir sind keine Gesellschaft,“ sagte hierauf der Mann, „wir sind bloß die Jungens, die je und je mit John zusammenkamen, ehe er von der Schwindsucht gepackt wurde, theils Matrosen, theils Hafenarbeiter ꝛc. Jetzt haben wir etwas Geld zusammengelegt und einen feinen Sarg gekauft und eine Kutsche wird kommen für die Wittwe und für uns beide, und weils Sonntag ist, werden alle Jungens da sein und der alte John wird so einen Abschied kriegen, daß sie ihn da drüben schon auch anständig empfangen müssen.“

Ich machte nun die Bedingung, daß alle sich ordentlich aufführen müßten; wenns so ein Durcheinander gebe, wie Tags zuvor im Zimmer, so könne ich nicht theilnehmen, worauf der Ceremonienmeister sprach: „Die Hand darauf, Ehrwürden, es soll ein anständig Begräbniß sein, oder der T....l soll mich holen.“

Zur bestimmten Stunde war ich auf dem Platz. Das kleine Zimmer war gestopft voll von einer Gesellschaft, wie sie sonst nur

in den verrufenſten Kneipen ſich beiſammenfinden mag. Alles hatte die Hüte auf und rauchte. Der Qualm war ſo dick, daß man kaum die Umriſſe des Sarges erkennen konnte. „Jungens, der Pfarrer iſt da!“ rief der Ceremonienmeiſter, „nehmet die Hüte ab und löſcht eure Pfeifen aus!“ Der zweite Theil dieſes Ordnungsrufes fand keinen Beifall. Dem Pfarrer werde es nichts machen und der alte John könne ja nicht mehr riechen, — ſo lauteten die Proteſte. Die geballten Fäuſte des Tonangebers und der Ruf eines Alten: „Anſtändig Jungens!“ blieben aber doch nicht ganz erfolglos. So trat denn ein Grad von Ordnung ein, der zwar noch ſehr viel zu wünſchen übrig ließ, aber von dem anfänglichen Tumult doch ſo vortheilhaft abſtach, daß einem faſt feierlich zu Muthe werden und man an den Beginn der Feier denken konnte. Nachdem ich mich bis ans Kopfende des Sarges mühſam hindurchgearbeitet, las ich ein paar Bibelabſchnitte, je und je unterbrochen durch ein „dummes Zeug!“ oder „was ſoll das?“ worauf dann von entgegengeſetzter Seite ein „Halts Maul, Kerl!“ „Wart', ich ſteck euch in den Sarg zum alten John, wenn ihr nicht ſtill ſeid!“ „Reſpekt vor dem Todten!“ oder des etwas, erſcholl. Nun wars Zeit für die Leichenrede. „Meine Freunde!“ hob ich an, „wir haben hier —“ da unterbrach mich ſchon ein Alter, der mit ernſthafteſter Miene zu mir ſprach: „Bitte, Euer Würden, eine Bemerkung: Sie haben geſagt: Freunde; wir alle ſind Freunde, Freunde untereinander und Johns Freunde. Der Pfarrer hat recht geſagt.“ Nun wollte ich fortfahren: „Meine Bekanntſchaft mit dem Dahingeſchiedenen war nur von kurzer Dauer, aber —,“ da erhob ſich ſchon wieder ein Sprecher: „O wir haben ihn gut gekannt, 17 Jahre haben wir zuſammen Salzwaſſer geſchluckt und auch nach unſrer Schiffszeit haben wir immer zuſammengehalten.“ „Ja, wir haben ihn auch gekannt,“ beſtätigten wohl 12 Stimmen auf einmal. Eine zuſammenhängende Rede war alſo unmöglich. So verſuchte ichs denn geſprächsweiſe zu machen. „Gut,“ ſagte ich, „wenn ihr ihn ſo gut kanntet, warum hat denn keiner von euch ihn in ſeiner Krankheit beſucht? Er ſelbſt hat mir geklagt, niemand habe nach ihm geſehen. Es iſt ſchön von Euch, ihm ſo ein anſtändiges Begräbniß zu geben; aber meinet ihr nicht, es wäre beſſer geweſen, ihr hättet ihm eure Liebe bewieſen, ſo lange er noch etwas davon fühlen konnte?“ — „Aber, Herr, was hätten wir Kerls denn zu

ihm sagen können? wir sind keine Pfaffen," erwiderte einer mit ungeschminkter Einfalt. „Wohl wahr," fuhr ich fort; „aber ihr hättet ihm doch sagen können, es sei euch leid um ihn, ihr hättet in den langen Nächten bei ihm sitzen und ihm dann und wann einen Trunk reichen können. Vielleicht wäre es nicht so schnell mit ihm zu Ende gegangen, wenn ihr euch seiner angenommen hättet." „Jungens," rief jetzt aus einer Ecke ein verwitterter Alter, der wohl selbst nicht mehr weit zum Grabe hatte, „Jungens, der Pfaff hat Recht. Ihr hättet mehr Theilnahme zeigen sollen. Wie oft haben wir mit John getrunken, so lang er gesund war, und was haben wir für ihn gethan, seit er krank war?"

„Unser Freund," fuhr ich fort, „hat mir gestanden, daß er ein großer Sünder gewesen und —." — „Was, ein Sünder? John war kein Sünder!" protestirte nun einer gegen seinen Nebenmann und dieser erwiderte: „Aber ein Heiliger war er auch nicht. Er war doch ein hartgesottener —." — „Was thuts?" meinte nun der erste, „er war doch kein Sünder, kein Heuchler; nein, so ein Sünder ist er nie gewesen." Ich suchte nun zu erklären, daß ein hartgesottener — und ein Sünder so ziemlich dasselbe sei; die Bibel verstehe unter Sündern nicht bloß die Leute mit glatten Gesichtern, die öffentlich in die Kirche gehen und privatim dem Teufel dienen; das habe auch John wohl gewußt, so und so habe er zu mir gesagt, insbesondere auch gesagt, daß sie alle ebenso schlechte Kerls seien als er selber. „Ja, ja," sagte hiezu eine schwache Stimme, „das geschieht uns recht, wir sind alle nichts nutz." „Gerade so sagt die Bibel," fuhr ich fort, „da ist nicht einer, der Gutes thue, auch nicht einer." — „Steht das im Buch?" fragte jetzt einer, „zum T....l, es ist wahr, selbst wenns in dem Buch steht."

Ich benutzte die Gelegenheit, sie zu versichern: wenn sie nur die Bibel lesen wollten, so würden sie finden, daß dies Buch sie besser kenne, als sie selbst sich kennen, daß lauter Wahrheit darin stehe u. s. w. Dann sagte ich aber auch, John sei schließlich doch nicht so schlimm gewesen, als er selbst sich dargestellt, sonst wäre er nicht so bereit gewesen, seine Fehler zu bekennen. „Da haben Sie Recht," rief wieder einer, „ich habe beobachtet: die Schlimmsten sind immer die, dies nicht wahr haben wollen, und die ärgsten Teufel sind die Heuchler. Ich würde auch meinem eigenen Bruder nicht vergeben, wenn er seine Fehler nicht bekennt." — „Sehet

nur, wie ihr abermals mit der Bibel übereinstimmt," sagte ich jetzt, „es ist, als hätte dies Buch in euern Herzen gelesen. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns. So wir aber unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Untugend — so stehts in der Bibel." — „Stehts wirklich da?" fragte nun der gleiche; „ich habe nie etwas geglaubt, was in dem Buch steht; aber bei —, ich will verd...t sein, wenn das nicht wahr ist, trotzdem daß es im Buch steht."

Doch genug. Ich erzählte weiter, was ich mit John erlebt und die lärmende Versammlung nahm allmählig ein komisch-ernstes und endlich ein entschieden feierliches, ja andächtiges Gesicht an. Lehren, die dem geehrten Leser abgedroschen vorkommen würden, machten hier den Eindruck überraschender Neuheit, und Bibelaussagen, die uns „Gebildeten" schon wieder zweifelhaft werden wollen, galten hier als selbstverständliche Wahrheiten. Ein neues Licht über die Inspiration der hl. Schrift fieng an mir aufzugehen, denn Bruchstücke und Ahnungen dessen, was sie lehrt, fanden sich unverkennbar im tiefsten Herzensgrunde dieser allerunwissendsten Flucher, Trinker und Spötter. Nur einmal, als vom „Heilsweg" die Rede war, schien es zu einer ernstlichen Streitigkeit kommen zu wollen, da ein alter Schlaukopf etwas von katholisch und „protistantisch" zu brummen anfieng und erklärte, daß sie von allem Sekten- und Kirchenkram nichts wissen wollten. Es gelang mir jedoch den Heilsweg so darzustellen, daß ihnen der Himmel als ein ziemlich demokratisches Institut erscheinen mußte, wo ehrliche Seelen Einlaß finden, auch wenn sie keinen Empfehlungsbrief von Martin Luther und keinen päpstlichen Paß mitbringen.

Zum Schluß der „Leichenrede" schlug ich vor, daß wir gemeinsam beten sollten, und hob schon an: „Unser Vater! —" als ein riesiger Kerl, der auf einem Schemel vor mir saß und — sein linkes Bein in der rechten Hand haltend — bisher stillschweigend aber mit größter Aufmerksamkeit zugehört hatte, mich mit den Worten unterbrach: „Halt, Herr, wir wollen ordentlich beten. Sagen Sie nur: sollen wir knieen oder aufstehen?" Das gab denn Gelegenheit zu einer kleinen Lektion über das, was beim Gebet wesentlich und was unwesentlich sei. Als es hieß, Gott sehe das Herz und nicht die Gebärde oder Stellung des Körpers beim Gebet an, da

meinte einer, das sei ein großer Trost für ihn, denn seine Beine seien von der Gicht so verkrümmt, daß es Gott schwerlich Freude machen würde, dieselben näher anzusehen!

Ein paar Minuten lang war nun alles in Konfusion: einige richteten sich auf, um so steif als möglich dazustehen, andere zermarterten ihre Glieder, um sie in eine annähernd knieende Stellung zu bringen, wieder andere beugten nur den Oberkörper so tief als sie konnten, während alle übrigen, die sich wegen des Gedränges nicht rühren konnten, wenigstens einen frommseinsollenden Gesichtsausdruck annahmen, was freilich überaus komisch aussah. Der große Mann, der Veranlassung zu all diesen Gebetsvorbereitungen gegeben hatte, war der letzte, der damit fertig wurde, denn für seine langen Beine wollte sich absolut kein Raum zum Hinknieen finden und doch war er entschlossen, bei diesem Gebet um jeden Preis zu knieen. Endlich hatte er seinen Zweck erreicht und rief mir mit einem unaussprechlich komisch-ernsten Blick zu: jetzt sei alles in Ordnung, ich könne weiter machen. Ich sprach nun ein Sündenbekenntniß, bat um Vergebung und um ein seliges letztes Stündlein für uns alle, um Trost und Versorgung für die Witwe ꝛc. — alles unterbrochen durch wiederholte Amen und andere Ausrufe der Versammlung, je und je auch durch eine recht drollige aber gut gemeinte Bemerkung.

Als Gebet und Segen gesprochen waren, überschüttete mich ein Strom von Dankesbezeigungen: das sei aber einmal eine gelungene Feier gewesen, meinte einer; ein anderer versprach, wenn sein Boot einmal umschmeiße, so wolle er *mich* rufen lassen, und ein dritter wünschte mir, daß ich selbst auch einmal eines so schönen Leichenbegängnisses theilhaftig werden möchte. Am gerührtesten aber war die Witwe: „Die Engel mögen Sie segnen, und vergessen Sie nicht, mir etwas Silber zum Andenken an meinen Mann zu geben!“ Der Anordner des Ganzen meinte, es sei famos gewesen; manche aber versicherten auch, sie würden die guten Worte, die sie heute aus dem Buch gehört, nie wieder vergessen; das sei gerade wie wenn der beste Freund einem zuspreche, das könne man wohl brauchen in der Noth u. s. f.

„Seine Ehrwürden“ hätte nun mit der Witwe in einer Kutsche auf den Gottesacker fahren sollen, was er jedoch freundlich ablehnte, trotz der wiederholten Versicherung, daß ihn die Fahrt keinen Pfennig

koſten ſolle. Die Pfeifen wurden wieder angezündet, unter dieſem ſonderbaren Rauchwerk der Sargdeckel zugeſchraubt und dann giengs hinaus auf den Kirchhof.

Seither habe ich mich vergeblich bemüht, auch nur einen meiner Zuhörer wiederzuſehen. Nur die „Witwe“ hat ſich oft genug im Pfarrhaus eingeſtellt. Auf der Polizei kennt man ſie als eine von den ſchlimmſten.

Was aber John betrifft, ſo wird es dem Pfarrer, je mehr er im Buche lieſt, immer gewiſſer, daß er ihn droben wiederfinden wird, nicht als den alten Sünder, ſondern als einen neugebornen Heiligen, als ein Kind des Reiches! Ja, er hält es für möglich, daß er dort noch ſeinem St. John zu Füßen ſitzen und von ihm den erſten Unterricht in den Geheimniſſen des neuen Lebens erhalten wird.*)

Auch ein Bibelüberſetzer.

Am 26. Januar d. J. ſtarb in Neu-York der amerikaniſche Miſſionar Dr. W. G. Schauffler. Er war geboren in Stuttgart am 22. Aug. 1798 und ſechs Jahre alt mit ſeinen Eltern nach Odeſſa ausgewandert. Der Unterricht, den er hier erhielt, beſchränkte ſich auf Leſen, Schreiben, Rechnen und Religion. Daneben ſtudirte er aber auf eigene Hand Franzöſiſch und Geſchichte, las viel Reiſebeſchreibungen und Gedichte, zeichnete und ſpielte die Flöte. 14 Jahr alt fieng er an das Handwerk ſeines Vaters, Drechslerei, zu treiben. Durch ſein muſikaliſches Talent wurde er auch in höhere Kreiſe der Geſellſchaft eingeführt und längere Zeit war er ein eifriger Tänzer und Theaterbeſucher. Da kam ein kleiner, blaſſer und ſchwächlicher, aber überaus liebenswürdiger und gewinnender Mann nach Odeſſa, der mit großer Kraft und Begeiſterung das Evangelium predigte. Es war der damals

*) Das Original dieſer Geſchichte findet ſich im „Independent“, einem der beſten amerikaniſchen Wochenblätter.

noch katholische Lindl. Schauffler gieng anfangs nur, um des Predigers wundervolle Stimme zu hören, wurde aber alsbald tief ergriffen und zu einer entschiedenen Umkehr gebracht, durch welche er, nach seinem eigenen Ausdruck, „alles gewann und nichts verlor." Jetzt fühlte er, daß die Musik für ihn eine Gefahr sei und zögerte keinen Augenblick, diese „rechte Hand" abzuhauen. Zugleich regten sich Missionsgedanken in ihm, und als fünf Jahre später der Judenmissionar Dr. Wolff auch in Odessa auftauchte und ihn aufforderte, mit ihm nach Persien zu gehen, da verließ der junge Schauffler buchstäblich alles und schloß sich dem wunderlichen Wandermissionar an. Doch blieb er nicht lange bei diesem. In Smyrna schiffte er sich nach Amerika ein — mit 4 Mark in der Tasche! In Boston angekommen, begab er sich nach Andover, wo er nach einjährigem unausgesetztem Studium ins Predigerseminar aufgenommen wurde. Hier ragte er bald durch seine Kenntnisse, wie durch seine ernste Frömmigkeit hervor, wurde aber auch wegen seines vorzüglichen Flötenspiels bewundert. Als er einmal genöthigt war, seine Flöte zu verkaufen, um sich gewisse Bücher anschaffen zu können, kauften seine Kommilitonen das Instrument, um es ihm zurückzuschenken mit der Bitte, er möchte mit demselben bei ihrem Kirchenmusikchor mitwirken.

Am 14. November 1831 wurde er ordinirt und gleich darauf als Missionar der Bostoner Gesellschaft nach Konstantinopel gesandt, wo er denn auch, drei Jahre (1839—42), die er in Wien zubrachte, abgerechnet, bis 1874 gewirkt hat. Seine Hauptarbeit war die des Bibelübersetzens. Er konnte 18 Sprachen sprechen und mehr als 20 verstehen. Zuerst übersetzte er das A. Test. ins Jüdisch-Spanische, einen Dialekt, der von vielen Juden in der Türkei gesprochen wird, dann die ganze hl. Schrift ins Türkische, bekanntlich eine der schwersten Sprachen, die es gibt. Als Anerkennung für diese hervorragende Leistung wurde er von der Universität Halle-Wittenberg zum Doktor der Theologie ernannt. Daneben predigte er aber auch — bald deutsch, bald englisch, bald türkisch — und zwar mit großer Lust und Freudigkeit. Seine gedruckten Predigten zeugen noch von der tiefen Schriftkenntniß und Erfahrung, welche er zur Erbauung seiner Zuhörer in lieblichster Weise zu verwerthen wußte. In Konstantinopel ist manche Seele durch ihn zum wahren Leben gebracht worden, und als er mit seiner Gattin

(die bis zu ihrer Verheirathung 1834 Missionslehrerin in Smyrna gewesen war) endlich die Stätte seiner mehr als 40jährigen Thätigkeit verlassen mußte, fehlte es nicht an geistlichen Kindern, die auf rührende Weise zum Abschied noch ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit kund thaten. Auch in Wien, in Südrußland und in Stuttgart hat er im Segen gewirkt.

Im Jahr 1874 siedelte das ehrwürdige Missionspaar nach Brünn über, wo ein Sohn Schaufflers als Missionar stationirt war, und 1877 nach Neu-York, wo er zwei weitere Söhne hatte. Aber das Heimweh nach dem Vaterhaus droben war größer als die Freude, die er bei den Seinigen genoß. Seine letzte Krankheit war ganz kurz. Sanft schlummerte er in die Ewigkeit hinüber, nachdem er Tags zuvor noch wie in einer Art Entzückung die Worte gesprochen hatte: „Ich habe herrliche Dinge erlebt — das Reich Gottes kommend — in Südrußland und in Deutschland und in der katholischen Kirche. Und nun seid treu und haltet an am Gebet — das Reich Gottes wird sicher kommen. — Seine Herrlichkeit wird die Erde füllen wie das Wasser den Meeresboden bedeckt. Mit deinem treuen Knechte (Bengel) kann ich sagen: Herr Jesu, zwischen uns bleibt alles beim Alten! und nun komm, Herr Jesu, komm bald; zu dir stehet meine Hoffnung; nimm mich, wie ich bin. Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem hl. Geist. Amen.“ Seine letzten verständlichen Worte waren: „Ich sehe mich selbst wie ich bin“ und (die Augen schließend): „Ich sehe Jesum.“

So hat sich auch in Schauffler's Leben und Sterben verwirklicht, was einst der fromme Dichter Giesebrecht als höchstes Ideal sich und allen Christen vor Augen gestellt hat in den schönen Worten:

Was ich sinne, was ich sehe,
Was ich wirke und verstehe,
Lichter Morgen, stumme Nacht,
Erster Anfang, letztes Ende —
Sei gelegt in Christi Hände,
Sei in Ihm gethan, gedacht!

Die Bibel am Krankenbett.*)

Die Bibel ist die unerschöpfliche Quelle des Lichtes, der Kraft und des Trostes für alle Menschen, besonders für die Kranken und Sterbenden. Sie hat für jedes Leiden ein Wort der Erquickung, für alle und allerlei Kranke reicht sie das Mittel zur Heilung im geistlichen Sinn. Ich hätte mich schon oft über dem Schriftreichthum in Erstaunen verlieren mögen, wenn ich an Einem Tage eine Zahl von Kranken besucht und dann beim Rückblick auf diese Reihe von Krankenbetten der verschiedenen Stellen und Aussprüche der hl. Schrift gedachte, die als Stimmen zur Erweckung und Mahnung oder als Worte des Trostes und der Stärkung ihre Wirkung gethan hatten.

Eine Witwe, die mit dem Tod ihres Mannes auch den Verdienst verloren hatte und sehr kränklich war, verfiel in große Traurigkeit und ich vermochte nicht, sie aus ihrem Trübsinn zu heben. Eines Tages nun, da ich sie wieder besuchte, fand ich sie ganz getrost, heiter und vergnügt im Kreise ihrer Kinder. Verwundert fragte ich nach der Ursache dieser Veränderung. Da erzählte sie mir: Vor einigen Nächten sah ich im Traum meinen Mann unten an meinem Bette stehen, der fragte mich: warum weinst du? Ich erwiderte ihm: wie kannst du also fragen, da du doch weißt, wie übel es mir und deinen Kindern ergeht, seit du gestorben bist? Seine Antwort war: man muß nicht weinen, wenn man solchen Schatz im Hause hat. Welchen Schatz? fragte ich überrascht. Jenen dort! sagte er, indem er auf die auf einem Schäftchen stehende Bibel hinwies, zugleich aber auch verschwand. Des Morgens ließ ich mir sogleich das hl. Buch aufs Bett geben, schlug auf und mein Finger

*) Obiges ist genommen aus: **Erfahrungen am Kranken- und Sterbebett.** Ein Beitrag zur praktischen Theologie. Von Euch. Kündig. 5. Aufl. Herausgegeben von Rud. Anstein. Basel 1883. Verlag von F. Schneider. Preis Mk. 3. Dies gehaltvolle Buch ist — soweit die deutsche Sprache reicht — unter den Theologen bereits sehr verbreitet. Es enthält aber kaum etwas, das nicht für christliche Laien, insbesondere für alle, die mit Kranken zu thun haben oder selbst krank sind, ebenso lehrreiche und nützlich wäre, wie für einen Pfarrer. Die neue Auflage hat manches gekürzt, hie und da aber auch manches zur Ergänzung oder Berichtigung beigefügt.

und Auge fielen auf die Stelle: „Der Herr behütet die Waisen und erhält die Witwen“ (Pſ. 146, 9). Dieſes Wort goß augenblicklich Troſt und Kraft in mein Herz aus und ich könnte nimmermehr traurig ſein. — Die Verheißung dieſes Wortes hat ſich auch an ihr und ihren Kindern erfüllt.

Bei meinen Krankenbeſuchen laſſe ich es nicht an Ermahnungen zum fleißigen Bibelleſen fehlen und zeichne etwa auch die für den Kranken geeignetſten Stellen an. Es gibt aber Perſonen, welche lieber in andern erbaulichen Schriften leſen und ſich der Bibellektüre mit dem Vorwand entziehen: ſie verſtänden die Bibel nicht. Ich laſſe dieſe Entſchuldigung nie gelten, weil ſie nur aus Geiſtesträgheit hervorgeht, und ermahne meine Kranken immer wieder, von dem abgeleiteten Brunnen an die Quelle des Lebens zu gehen. Oft erwahrt es ſich dann, was Tholuck in einer ſeiner Predigten ſagt: Nur die dunkeln Stellen unſeres Herzens machen, daß wir ſo viele dunkle Stellen in der Schrift finden.

Bücherſchau.

Von der Buchhandlung des evangel. Vereinshauſes in Mülheim a. d. Ruhr iſt uns eine Reihe von Volks- und Jugendſchriften zugekommen, die ſämmtlich W. v. Berg zum Verfaſſer haben und die wir warm empfehlen können. Es ſind 8 Hefte „**Lebensführungen**“ à 20 bis 40 Pfg., ein Leben Luthers mit Bildniß (54 S., Preis 25 Pfg.), mehrere Kinderſchriften à 20 Pfg. und „**Das Haus auf Varoe**, eine Erzählung aus dem neunten Jahrhundert“ (120 S., Preis 90 Pfg.). Dieſe letztere hat uns beſonders gut gefallen.

Im Calwer Verlagsverein iſt ſoeben erſchienen: **Betbüchlein** des ſeligen Gottesmannes Dr. Martin Luther, aus ſeinen eigenen geiſt-, troſt- und lebensvollen Worten gezogen. Gedruckt zu Magdeburg 1568 und zu Jena 1610. Neue Ausgabe (mit ſehr bemerkenswerther Vorrede). Preis geb. Mk. 1.50.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgeſellſchaft in Baſel.
In Commiſſion im Depot der Bibelgeſellſchaft (C. F. Spittler) in Baſel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare ſind durch Porto und Speſen je nach der Entfernung entſprechend im Preiſe erhöht.
Schultze'ſche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Baſel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt.

Nr. 3. Die Bibel in Japan. — Der dankbare Fakir. — Bekehrung eines Muhammedaners. — Zwei Geschichten aus China. — Ein Besuch in Bukapatnam. — Aus dem 13. Jahresbericht der russischen Bibelgesellschaft. 1883.

Die Bibel in Japan.

Vor mehr als 25 Jahren waren im Hafen von Nagasaki an Bord eines amerikanischen Kanonenbootes drei christliche Männer bei einander: ein aus China kommender Missionar Dr. Williams, ein amerikanischer Schiffsprediger und ein Kaplan der britischen Gesandtschaft. Zusammen mit den Schiffsoffizieren wurden auch diese drei Geistlichen von einem hochgestellten japanischen Beamten zu einem Festessen geladen. Im Lauf der Unterhaltung äußerte da der vornehme Heide: „Euer Schulsystem, eure Telegraphen, eure Eisenbahnen, Dampfschiffe und was dergleichen mehr ist, das wollen wir alles auch haben. Eins aber wollen wir nicht haben, und das ist eure christliche Religion."

So betroffen waren die drei von dieser leidenschaftlichen Rede, daß sie, auf ihr Schiff zurückgekehrt, mit einander beriethen, beteten und alsbald auch beschlossen, was in ihrer Macht stehe, zur Gründung einer evangelischen Mission in Japan beizutragen. Sie traten nun in Briefwechsel mit mehreren Missionsgesellschaften Englands und Amerikas, und die Frucht hievon war, daß zu Anfang des Jahres 1859 die protestantisch-bischöfliche Kirche der Vereinigten

Staaten von Nordamerika zwei ihrer in China stationirten Missionare nach Japan versetzte. Der eine derselben, John Liggins, war kurz vorher von einem chinesischen Pöbelhaufen arg mißhandelt worden und befand sich, als der neue Ruf an ihn kam, bereits in Nagasaki, wohin ihn die Aerzte zur Erholung geschickt hatten. Im Juni desselben Jahres folgte ihm dann auch Missionar — jetzt Bischof — Williams, und diese zwei legten den Grund zur evangelischen Mission in dem Lande, wo damals noch das Kreuz mit Füßen getreten wurde, wo überall in den öffentlich ausgestellten Listen verbotner Dinge (Kosatsu) das Christenthum obenan stand, und wo der Name eines „Ki-ri-stan" noch gleichbedeutend war mit dem eines landesverrätherischen, rebellischen Jesuiten.

Die sichtbaren Erfolge dieser ersten protestantischen Mission in Japan sind nun freilich keine glänzenden gewesen. Die bischöflich-amerikanische Kirche hat bis jetzt alles zusammen nur 222 Heiden getauft und 66 Getaufte konfirmirt. Andere Gesellschaften aber sind erfolgreicher gewesen, so daß die Gesammtzahl aller evangelischen erwachsenen Gemeindeglieder Japans jetzt schon 4992 (neben 7512 Griechisch- und 25,000 Römisch-Katholischen) beträgt.

Als „bester Missionar" hat sich dabei, wie schon so oft, das Wort Gottes bewährt. Ein großer Profit war es, daß dasselbe gleich von Anfang an wenigstens den Gelehrten und Gebildeten des Landes gebracht werden konnte; nicht als ob damals schon die heil. Schrift ins Japanische wäre übersetzt gewesen; nein, dazu bedurfte es noch jahrelanger Studien und Vorarbeiten; aber ins Chinesische war die ganze Bibel längst übersetzt, und das Chinesische steht auch in Japan, obgleich es nicht die Landessprache ist, in sehr hohem Ansehen, etwa so wie in Ostindien das alte Sanskrit oder in Europa das Lateinische. So wurden denn chinesische Bibeln und Bibeltheile reichlich in Japan verbreitet, dann aber auch fleißig an der Uebersetzung, zunächst einmal des Neuen Testamentes, in die Landessprache, gearbeitet. Seit dasselbe fertig ist, bemühen sich die britische, die schottische und namentlich die amerikanische Bibelgesellschaft mit doppeltem Eifer, dem ganzen großen Volk von Japan das heilige Gotteswort bis in seine entlegensten Dörfer und Städtchen hin nachzutragen. Merkwürdig ist dabei der Umstand, daß einer der oben genannten drei Männer, jener Missionar Dr. Williams, jetzt Präsident der amerikanischen Bibelgesellschaft ist und als

solcher wohl schon mehr für Japan hat thun können, als er damals zu hoffen wagte. Merkwürdig ist auch die Thatsache, daß eine einheimische japanische Verlagsbuchhandlung sich von der amerikanischen Bibelgesellschaft das Recht erbeten hat, das von ihr herausgegebene Neue Testament nachzudrucken und nun auch ihrerseits dasselbe zu verkaufen! Wie groß das Interesse ist, das die Japaner an der Bibel nehmen, kann man auch daraus schließen, daß die eingebornen Christen in einer förmlichen Bittschrift darauf angetragen haben, daß bei der Uebersetzung des Alten Testaments auch die Mitwirkung einiger von ihnen selbst gewählten Männer aus ihrer Mitte möchte zugelassen werden. Wir bezweifeln nun freilich, daß es jetzt schon Christen in Japan giebt, welche soviel Hebräisch verstehen, daß sie im Stande wären, zu beurtheilen, wie diese oder jene schwierige Stelle im Alten Testament übersetzt werden muß; dafür verstehen sie aber doch ihre Muttersprache und können jedenfalls den Missionaren sehr wesentlich bei der Arbeit helfen.

Das Beste aber bleibt, daß fortwährend solche Heiden um die Taufe bitten, welche nur, oder fast nur durch das Lesen der heiligen Schrift mit dem Christenthum bekannt geworden sind. Folgender Brief, den ein Eingeborner aus Kadsusa an Miss. Loomis, den Vertreter der amerikanischen Bibelgesellschaft in Japan, geschrieben hat, möge als ein Beispiel dieser Art dienen. Der Mann schreibt:

„Als Sie hier durchreisten, hörte ich von den Lippen Ihrer zwei Begleiter zum ersten Mal die Worte des Lebens vom neuen Weg, und das war der Anfang zur Tröstung meiner Seele. Seither sind auch die heiligen Schriften, welche Sie mir aus Jokohama gesandt haben, hier angekommen.*) Mit Freuden studiere ich nun dieselben bei Tag und bei Nacht. Von Herzen danke ich für die Erleuchtung, die mir dadurch zu Theil wird. Es giebt keine größere Freude als diese. Je mehr ich lese und glaube, desto mehr finde ich, daß Gottes Wort sehr groß ist und so wunderbar tief und fein, daß es von einem so ungelehrten und unwissenden Menschen, wie ich bin, nicht genügend verstanden werden kann. Aber von ganzem Herzen und mit voller Aufrichtigkeit glaube ich und bete ich, und

*) Diese Sendung war ein Zeichen der Dankbarkeit für die Dienste, welche der Briefschreiber dem Miss. Loomis während dessen Aufenthalt in Kadsusa geleistet hatte.

selbst wenn ich schlafe, habe ich freudige Träume und empfange Segen. Schon fange ich an, im Dämmerlicht zu erkennen und zu glauben, daß Jesus der Christ ist; und daß es durch die von Ihnen gesandten heiligen Schriften so weit gekommen ist, dafür kann ich nie genug danken.

„Aber wenn ich an die zehn Gebote denke, muß ich bekennen, daß ich täglich sündige, ja nichts thue, als sündigen, so daß ich zur Reue nicht einmal die Zeit habe. Ich wünsche deßhalb sehr, nach Jokohama zu kommen, damit ich dort getauft werde und all meine Unreinigkeit los werde, damit ich die Predigt des Evangeliums höre und dann auch die Meinigen in der wahren Religion unterrichten und mein Leben lang der Kirche Freude machen kann. Das ist mein Verlangen und mein Vorsatz. Aber ich habe früher als Unterbeamter viel Unrecht begangen, und als dann die Revolution kam, verlor ich alles, was ich hatte, so daß ich jetzt meine Schulden nicht bezahlen kann und jedermann übel von mir redet. Das ist begreiflich, da es allerdings nicht recht ist, wenn jemand seine Schulden nicht bezahlt. Aber ich kann nicht.

„Mein größter Wunsch ist der, die zehn Gebote zu halten; da ich aber keine regelmäßige Beschäftigung habe und froh sein muß, wenn ich etwas verdienen kann, so bin ich nicht im Stande, den Sabbath zu halten. Das ist gegenwärtig meine große Sünde, über welche ich nur klagen und trauern kann. Alles was ich, bis meine Lage sich bessert, thun kann, ist dies: ich bringe mich selbst Gott als ein reumüthiges, elendes Opfer dar. Möge Er, der wahre Gott, mir irgend eine regelmäßige Beschäftigung und ein ordentliches Einkommen verschaffen; möge Er's mir möglich machen, nach Jokohama zu gehen und dort die Taufe sammt zehntausend mal zehntausend guten Lehren zu empfangen, damit mein Herz weiß werde wie Schnee und dann auch rein bleibe, damit ich meinen Landsleuten den Weg zeigen und so dem Herrn dienen kann! Das ist mein ernstlicher Wunsch und mein Gebet.

„Was ich geschrieben habe, ist grob und unhöflich, und doch habe ich nichts geschrieben, was nicht in meinem Herzen ist, und ich sende Ihnen diesen Brief als ein Dankopfer für Ihre Güte. Ich bitte um Ihr Mitleid und Ihre Hilfe. Alles Uebrige spare ich bis auf eine mündliche Besprechung."

Gegen diesen Brief kann man einwenden, daß der Verfasser offenbar ein armer Mann ist, der vielleicht auf eine Anstellung in

der Mission spekulirt und dem deßwegen nicht zu trauen sei. Völlig über einen solchen Verdacht erhaben ist ein anderer Mann, selbst ein Fremdling in Japan, der dort die Bibel und darin seine größte Freude gefunden hat. Für die Ächtheit seiner Geschichte bürgt der Name des Miss. Loomis.

Vor drei Jahren kam eine koreanische Gesandtschaft nach Japan. Während ihres Aufenthalts in der Hauptstadt machten drei der Gesandten einen Besuch bei Herrn Tsude, um über nationalökonomische und landwirthschaftliche Fragen Aufschluß zu erhalten. Herr Tsude ist ein Christ und versäumte nicht, sie auch mit dem Christenthum bekannt zu machen. Es freute sie, zu hören, daß diese Religion nicht schlecht und gefährlich sei, wie sie gemeint hatten; waren sie doch vor ihrer Abreise eidlich verpflichtet worden, ja keine Bibel mit nach Korea zu bringen! In ihre Heimat zurückgekehrt, theilten sie einem Edelmann, namens Itschan (japanisch Ridschutei ausgesprochen) mit, was sie in Japan gehört und gesehen.

Dieser Edelmann war ein persönlicher Freund des Königs von Korea und beim letzten Aufstand im Juli 1882 war er es, der der Königin das Leben rettete, indem er sie versteckt hielt, bis der Empörer Tai-un-kun besiegt war. Hiefür bot der König ihm irgend eine Belohnung an, die er selbst sich bestimmen könne. Ridschutei lehnte alle ihm zugedachten Ehren ab und bat um die Erlaubniß, nach Japan gehen und die Kulturfortschritte dieses Reiches studiren zu dürfen. Das wurde ihm gestattet, und um die Mitte des Jahres 1882 kam er richtig nach Japan, suchte sofort Herrn Tsude auf und fieng mit seiner Hilfe das Studium der heiligen Schrift an. Da er im Chinesischen so daheim war, wie nur irgend ein Gelehrter Japans, so stand ihm die ganze Bibel Alten und Neuen Testaments offen. Mit Hilfe der chinesischen Schriftzeichen konnte er auch mit gebildeten Japanern verkehren, ohne ihre Sprache zu kennen.

Bald nach seiner Ankunft hatte er einen merkwürdigen Traum, in welchem ihm zwei Träger mit einem Korb voll Bücher erschienen. Er fragte, was das für Bücher seien, und erhielt zur Antwort, es seien Bücher, die für Korea den allerhöchsten Werth hätten. Wie heißen sie? — Es sind Bibeln, lautete die Antwort. Dieser Traum kam natürlich dem Koreaner wie eine Offenbarung vor und

mit verdoppeltem Eifer setzte er nun seine Studien fort. Am 28. April 1883 wurde er von dem eingebornen Prediger Ijukawa, dem Pfarrer einer der presbyterianischen Gemeinden von Tokijo, getauft.

Inzwischen hat er nun auch Japanisch gelernt und bereits zweimal in dieser Sprache „gepredigt". Sein Ernst und seine Frömmigkeit machen den tiefsten Eindruck auf alle, die ihn kennen. Als einer seiner Landsleute ihn fragte, was ihn denn in der Bibel am meisten interessire, erwiderte er: „Alles darin ist interessant." Dann fragte sein Freund weiter, was ihn denn so mit Freude erfülle, er sei doch früher ganz anders gewesen? und Ridschutei antwortete: „Ich kann diesen Frieden nicht beschreiben; nur denen, welche glauben, ist er bekannt."

Für einen Koreaner ist das Christwerden mit Lebensgefahr verbunden. Es sind erst 18 Jahre her, daß ein Onkel dieses Ridschutei auf grausame Weise getödtet und seine Güter eingezogen wurden, weil er den katholischen Glauben angenommen hatte. Wenn er jetzt in seine Heimat zurückgienge, würde der Neubekehrte stündlich in Todesgefahr schweben. Einstweilen thut er nichts, als im Wort Gottes forschen und einige seiner Landsleute im Christenthum unterrichten. Einige von ihnen scheinen nicht fern vom Reich Gottes zu sein, und einer seiner Freunde, der Professor des Koreanischen an der kaiserlichen Hochschule zu Tokijo ist, hat bereits um die heilige Taufe gebeten und ist bereit, wenn es sein muß, für den Herrn sein Leben zu lassen.

Ridschutei arbeitet nun an einer chinesisch-koreanischen Ausgabe des Neuen Testaments. Die vier Evangelien und die Apostelgeschichte hat er bereits vollendet. Wenn er mit dieser Arbeit fertig ist, will er die ganze Bibel in's Koreanische übersetzen. Die amerikanische Bibelgesellschaft unterstützt sein Unternehmen und wird seine Arbeiten veröffentlichen, sobald sie druckfertig sind. Als neulich ein japanischer Beamter ihn für die Mitarbeit an einem neuen Regierungsblatt gewinnen wollte, erwiderte er einfach, er sei anderweitig beschäftigt und könne auf das Anerbieten nicht eingehen. Jener drang nun weiter in ihn; Ridschutei aber erklärte: „Ich habe wichtigere Arbeit zu thun, und alle eure lockenden Anerbietungen werden mich nicht davon abbringen."

Mit großem Nachdruck betont dieser Mann die Nothwendigkeit, sofort evangelische Missionare nach Korea zu schicken. Kein

Augenblick sei zu verlieren. Jetzt, da das lang verschlossene Land anfange, sich aufzuthun, würden die Katholiken mit aller Macht in dasselbe eindringen, um dem Volke statt des Evangeliums nur leere Ceremonien zu bieten. Große Veränderungen stünden bevor und bald werde Korea offen sein für die Predigt des Evangeliums!

Der dankbare Fakir.

Am Ende einer Straße in der großen nordindischen Stadt Agra steht ein unscheinbares, kleines Häuschen, das aus Ziegeln gebaut ist und mehr einer Scheune, als einem Wohnhause gleich sieht. Und doch war es Jahre lang bewohnt, und zwar von einem weltflüchtigen Fakir, der alle andere Beschäftigung aufgegeben und sich hier niedergelassen hatte, um seine Zeit mit Betrachtung und Gebet zuzubringen. Zuerst hatte er einen Brunnen gegraben und dann über demselben jene Hütte errichtet. So hatte er Schutz gegen das Wetter und Trinkwasser; seine Nahrung aber ward ihm von den Krämern des benachbarten Marktplatzes gegeben, die er dafür mit seiner Fürbitte und seinem Segen belohnte. Sonst kümmerte sich niemand um den wunderlichen Heiligen. In Indien giebts ja gar manche dieser Art. Da wurde ein Mann mit ihm bekannt, von welchem wohl nicht viele geglaubt hätten, daß er sich mit einem armen Fakir einlassen würde. Es war Herr Fraser, der englische Richter von Agra!

Und was that er für den heidnischen Einsiedler? Jede Woche suchte er ihn wenigstens einmal in seiner elenden Hütte auf, setzte sich zu ihm und — las ihm aus der Bibel vor! Das gieng dem vermeintlichen Heiligen zu Herzen, d. h. zuerst die Herablassung des hochgestellten Mannes und dann auch das Gotteswort, das derselbe ihm darbot. Mit Sehnsucht sah er jedesmal dem nächsten Besuch entgegen und mit Begierde verschlang er die frohe Botschaft, die sein hoher Gönner ihm brachte. Alle heiligen Bücher der Hindus erschienen ihm werthlos gegen dieses Buch der Christen. Aber nicht

lange konnte Herr Fraser diese Besuche fortsetzen. Der Fakir starb und zum Zeichen seiner Dankbarkeit vermachte er — auf dem Sterbebette liegend — alles was er besaß, d. h. sein Häuschen, „dem Herrn, der ihm aus der Bibel vorgelesen." Welch ein rührendes Zeugniß für die herzgewinnende Süßigkeit des theuren Bibelbuches!

Bekehrung eines Muhammedaners.

Im vorigen Jahr hat Missionar Höppner in Rurki, Nordindien, die Freude gehabt, einen muhammedanischen Gelehrten aus vornehmer Familie zu taufen, der nicht nur mit dem arabischen Koran gründlich vertraut ist, sondern auch die ganze moslemische Theologie und Geschichte studirt hat, der nicht nur Hindostani und Pandschabi, sondern auch Persisch und Englisch versteht und der schon die Pilgerreise nach Mekka und Medina gemacht hat — einen Mann also, auf den seine bisherigen Glaubensgenossen mit Recht stolz sein durften. Und wie ist derselbe ein Christ geworden?

Vor mehreren Jahren kaufte er sich eine Bibel mit dem Vorsatz, sie ganz durchzulesen und ihre etwaigen Irrthümer herauszufinden. Aber es dauerte nicht lang, so war er zur Ueberzeugung gekommen, daß dies Buch Gottes Wort sei. Nun fieng er an, auch andere christliche Bücher, theils erbaulichen, theils gelehrten Inhalts zu lesen, und bald mußte er sich fragen, ob es nicht seine Pflicht sei, selbst ein Christ zu werden? Vor seinen Verwandten und Bekannten freilich suchte er solche Regungen noch sorgfältig zu verbergen. Einmal überraschte ihn aber ein befreundeter Gelehrter, wie er im N. Testament las, und da es gerade an einem Freitag, dem muhammedanischen Sabbath, war, schalt er ihn um so heftiger wegen dieses Vergehens. Das war zuviel für unseren Freund. Er vertheidigte offen die Bibel, erinnerte den alten Maulwi daran, daß ja der Koran selbst sie als heilige Schrift anerkenne, und versicherte ihn, daß wenn er nur einmal mit ihrem Inhalt sich bekannt

machen wollte, er sie gewiß nicht mehr ein gottloses Buch nennen würde, wie er gethan.

Indessen blieb er Lehrer an der muhammedanischen Hochschule zu Saharanpur, wo er es jedoch nicht länger als drei Jahre aushielt. Dann gieng er nach Rurki, brachte hier einige Wochen in stiller Zurückgezogenheit zu und eröffnete endlich dem Miss. Höppner seinen Herzenszustand. Dieser traute ihm Anfangs durchaus nicht, und auch, als er an seiner Aufrichtigkeit nicht mehr zweifeln konnte, suchte er ihn auf alle Weise von einem voreiligen Religionswechsel abzuhalten. Er stellte ihm vor, wie die Muhammedaner alles daransetzen würden, ihn zum Abfall vom Christenthum zu bewegen, wie er dann aber sowohl von ihnen, als von den Christen verachtet werden und schlimmer daran sein würde, als vor seinem Uebertritt. Aber alles Abrathen war umsonst. Nun examinirte ihn Miss. Höppner über die wichtigsten Abschnitte der hl. Schrift und erhielt so befriedigende Antworten, daß er dem merkwürdigen Mann die Taufe nicht versagen konnte. Jetzt predigt Joseph Ahmed Hassan — so heißt der Getaufte — furchtlos und eifrig seinen früheren Glaubensgenossen. Manche, die ihn anfangs verfluchten, haben sich ihm bereits wieder genähert. Er ist erst 33 Jahre alt; man kann also hoffen, daß noch eine lange Zeit gesegneter Wirksamkeit ihm beschieden sein wird.

Zwei Geschichten aus China.

Im November vorigen Jahres kam ein junger Chinese vom Lande in die Stadt Hantschan. Hier befindet sich eine christliche Kapelle, in welcher regelmäßig von einem englischen Missionar und dessen eingebornen Gehilfen gepredigt wird. Wer will, darf eintreten. Die Kapelle liegt an der Straße und steht jedermann offen. Auch ist durch eine weithin sichtbare Inschrift dafür gesorgt, daß die Vorübergehenden alsbald sehen können, was für ein Haus das ist. So fiel es denn dem jungen Manne nicht schwer, die Missions-Kapelle zu finden. Das war nämlich sein Ziel. Vielleicht hatte er in der Stadt auch etwas zu kaufen oder zu verkaufen gehabt; aber

sein Hauptanliegen war das, über das „Evangelium" näheren Aufschluß zu erhalten. Und was wußte er denn überhaupt vom Evangelium?

Hören wir ihn selbst auf diese Frage antworten. „Vor einiger Zeit haben wir ein Buch gekauft, das von der Jesus-Religion handelt; ich und noch einige Leute in unserem Dorf haben es gelesen und seither haben wir versucht, Gott so anzubeten und Ihm so zu dienen, wie in diesem Büchlein vorgeschrieben ist. Nun ist uns aber doch noch vieles unklar, und wir wünschten gern, weiteren Aufschluß über diese Lehre zu erhalten." Ein eingeborner Evangelist, namens Ho, machte sich nun gleich an das frohe Geschäft, diesen Wahrheitssucher zu unterrichten, und wahrscheinlich ist derselbe jetzt bereits getauft. Jenes Büchlein aber war das Evangelium Johannis!

Einige Tage später kam wieder ein junger Mann in die gleiche Kapelle und mit dem gleichen Anliegen. Sein Bruder hatte ein halbes Jahr vorher von zwei Christen, die mit Büchern und Traktaten einen Jahrmarkt in der Nachbarschaft besucht hatten, ein Evangelium Lucä gekauft. Die ganze Familie hatte dasselbe gelesen und der alte Vater hatte nun diesen Sohn in die Stadt geschickt, um noch mehr über die Jesus-Lehre zu erkunden. Der Missionar war erstaunt über die heilsbegierigen Fragen des jungen Mannes, sowie über die guten Antworten, welche er in Betreff des Evangeliums Lucä zu geben wußte. Er ertheilte ihm so viel Aufschluß, als in der Eile möglich war, betete mit ihm und entließ ihn dann unter herzlichen Segenswünschen.

Einige Wochen später erschien der junge Mann zum zweiten Mal, blieb einige Tage beim Missionar und kehrte dann, von jenem Evangelisten Ho und noch einem eingebornen Christen begleitet, in sein Vaterhaus zurück. Die ganze Familie: der 72jährige Vater, die 70jährige, blinde Mutter, der 37jährige älteste Sohn mit Weib und Kind, sein 34jähriger Bruder u. s. f. — alle waren hocherfreut über diesen Besuch. Sie alle hatten bisher vom Weihrauch-Handel gelebt und kurz vorher einen großen Auftrag zur Lieferung von Weihrauch — natürlich für götzendienerische Zwecke — übernommen. Jetzt machten sie sich von diesem Geschäft los, entsagten jeder Art von Götzendienst und wandten sich dem Christenthum zu. Auch von ihnen werden jetzt schon einige die Taufe erhalten haben — eine Frucht des Evangeliums Lucä.

Ein Besuch in Bukapatnam.

Vor zehn Jahren etwa kam der Londoner Missionar Lewis auf einer Predigtreise durch den Bellary-Distrikt (Südindien) auch in das Städtchen Bukapatnam. Mit Staunen nahm er wahr, daß hier an einem von der Mission noch unberührt gebliebenen Ort mehrere Männer und Frauen, meist Glieder Einer Familie sich fanden, die in der hl. Schrift ganz daheim waren und wie Christen sich aussprachen und benahmen. Er fand dann, daß ein kürzlich verstorbener Heide, namens Sitarama, vor Jahren sich eine Telugu-Bibel hatte kommen lassen, daß er dieselbe nicht nur für seine Person fleißig durchforscht, sondern auch seine Hausgenossen und Freunde daraus unterrichtet hatte und endlich in triuphirendem Glauben an Jesus gestorben war!

Seither sind an diesem Orte mehrere Heiden getauft worden. Miss. Lewis besucht dieselben von Zeit zu Zeit und hat jedesmal eine große Freude, nicht nur an den Neubekehrten, sondern auch an denen, die noch nicht übergetreten sind. Voriges Jahr brachte er einmal fünf Tage dort zu und hatte in dieser Zeit „mehr Arbeit, mehr Freude und mehr Erfolg" als sonst jemals in seinem Leben. „Kaum waren wir angekommen," erzählt er, „so stellten sich 12 Personen aus diesem merkwürdigen Städtchen bei uns ein. Es waren vier von denen, welche letztes Jahr die hl. Taufe erhalten hatten, und acht andere, die auch am christlichen Gottesdienst theilzunehmen pflegen. Es war eine reine, durch nichts getrübte Freude, diesen Leuten aus der Bibel vorzulesen, ihnen zu predigen und mit ihnen zu beten. Sie sind einfältige, ehrliche Jünger, denen das Wort Gottes wirklich zum Lebensbrot geworden ist. Als wir fertig waren, standen vier von den acht auf und baten um die Taufe. Nachmittags um 5 Uhr kamen wir schon wieder zusammen, um uns über die Köstlichkeit des Wortes Gottes und unsere persönlichen Herzenserfahrungen miteinander zu besprechen. Dabei war es ergötzlich zu sehen, wie sehr sich meine Gehilfen und Begleiter darüber verwunderten, daß diese

einfachen Leute so vertraut mit der Bibel waren und allerlei Stellen aus derselben frei anführen und erklären konnten. Einer der Kolporteure, der früher noch nie in Bukapatnam gewesen war, meinte, sie hätten ja so viel christliche Erkenntniß, wie wenn ihnen 20 Jahre lang der beste Unterricht zu Theil geworden wäre! Zum Schlusse dieser Abendversammlung wurden denn auch jene vier in den Tod Christi getauft — eine große Freude für uns.

„In den folgenden Tagen kamen dann viele Heiden, meist gruppenweise, zu uns, nicht um zu disputiren, wie es sonst überall der Fall ist, sondern um zu lernen und zu fragen. Die einen wollten wissen, in was denn die christliche Religion eigentlich besser sei, als die ihrige, und was sie durch den Uebertritt gewinnen würden; andere fragten, ob sie nicht an Christum glauben und ihm dienen könnten, auch ohne sich taufen zu lassen und aus ihrer Kaste auszutreten u. s. w. Wir hoffen noch Größeres in Bukapatnam zu erleben, als bisher."

Aus dem

13. Jahresbericht der russischen Bibelgesellschaft.

In Rußland arbeiten neben der englischen und amerikanischen auch noch zwei einheimische Bibelgesellschaften. Davon gehört die ältere der lutherischen, die jüngere der griechisch-katholischen Kirche an. Nur die letztere meinen wir, wenn wir von der russischen Bibelgesellschaft reden. Der neueste Bericht, der uns über dieselbe zugekommen ist, ist freilich schon zwei Jahre alt. Doch wollen wir — in Ermangelung neuerer Nachrichten — nicht versäumen, unseren Lesern das Wichtigste daraus mitzutheilen.

Der Bericht fängt an mit einem Gedenkblatt zur Erinnerung an den durch Mörderhand gefallenen Kaiser Alexander II., während dessen Regierungszeit die Gesellschaft gegründet wurde und dem sie für seine wohlwollende Unterstützung immer zu Dank verpflichtet

bleiben wird. Von seinem Sohn und Nachfolger erwartet die Gesellschaft gleich freundliche Gesinnungen. Für eine Adresse, welche durch die Jahresversammlung derselben an ihn gerichtet wurde, hat er huldvollst danken lassen. Der verstorbene Kaiser pflegte 300 Rubel jährlich beizutragen, der Thronfolger 100, die anderen Mitglieder der kaiserlichen Familie je 25 Rubel. Alle diese Gaben werden nicht ohne allerlei byzantinische Bücklinge im Jahresbericht verzeichnet. Im übrigen sind die eingegangenen Beiträge nicht glänzend. Der Kassenbericht weist daher, trotz namhafter Unterstützungen von Seiten der amerikanischen Schwestergesellschaft, ein ziemlich bedeutendes Defizit auf (700 Rubel). Eine anonyme Gabe von je 1200 Rubel, welche 10 Jahre lang regelmäßig gekommen war, ist diesmal ausgeblieben, und ein Mitglied, das durch eine Hauskollekte in Petersburg jährlich etwa 1000 Rubel aufzubringen pflegte, ist gestorben.

Ueberhaupt ist die kleine Reihe der eigentlichen Mitglieder, welche am 1. Januar 1881 nur 32 Personen zählte (neben 735 außerordentlichen Mitgliedern), durch den Tod in schmerzlicher Weise gelichtet worden. Besonders empfindlich ist der Verlust, den die Gesellschaft durch das Hinscheiden ihres treuen Sekretärs, Osip Iwan Schichowski, erlitten hat. Derselbe hatte bis in die Tage seiner letzten schweren Krankheit hinein unermüdlich aufopfernd für die Bibelsache gearbeitet und gesorgt, nachdem er selbst durch das Lesen der heil. Schrift zum Glauben an seinen Heiland gekommen war. Fast gleichzeitig mit ihm ist auch seine ihm gleichgesinnte Gattin, eine Griechin, in gläubigem Vertrauen auf den Erlöser entschlafen. Auch der Tod einer anderen Dame, Marie Peucker, die seit vielen Jahren der Gesellschaft angehörte und namentlich in den höheren Kreisen mit Erfolg für dieselbe zu werben verstanden hatte, wird beklagt. Und was uns fast noch beklagenswerther erscheint — 19 Personen sind freiwillig aus der Gesellschaft wieder ausgetreten, darunter ein P. N. Wolkow, der in den Jahren 1873 bis 1881 allein 8787 heil. Schriften auf eigene Hand verbreitet und dafür der Gesellschaft 6558 Rubel an Beiträgen eingebracht hatte. Woher wohl diese Austritte?

Alles zusammen betrug die Zahl der Mitglieder am Ende des Jahres doch 886, darunter 277 Geistliche und 6 Kolporteure. Auch die Jahresversammlung war wieder sehr zahlreich besucht.

Doch bekommt man den Eindruck, daß die Hauptstütze der Gesellschaft nicht eigentliche Russen, sondern solche Deutsche sind, die wahrscheinlich als Kinder gemischter Ehen in den Schoß der „rechtgläubigen" Kirche gekommen sind, im Elternhause aber die Bibel kennen gelernt haben und nun das Ihre dazu beitragen möchten, daß dieser Schatz auch den vielfach in so tiefer Unwissenheit steckenden Gliedern der russischen („rechtgläubigen") Kirche bekannt werde. Im Verzeichniß der 37 ordentlichen oder eigentlichen Mitglieder begegnet man nicht weniger als 16 (meist bekannten) deutschen Namen, und wahrscheinlich sind die Träger derselben diejenigen, welche am meisten zur Erhaltung und Fortführung des ganzen Werkes beitragen. Damit wollen wir aber nicht im mindesten herabsetzen, was auch eigentliche Russen, ja auch russische Priester, in dieser Sache thun.

Ein geborner Russe ist jedenfalls auch der kürzlich verstorbene Kolporteur Osip Iwan Seliakow gewesen, der Jahre lang mit seltenem Geschick und Erfolg der Gesellschaft gedient hat. Im Gouvernement Wologda geboren, war er Matrose in der baltischen Flotte geworden und hatte als solcher den Entschluß gefaßt, nach Ablauf seiner Dienstzeit in ein Kloster zu gehen. Da begegnet er — eben frei geworden — dem bekannten Kolporteur Hanson in Kronstadt und erhält von diesem eine Bibel. Er liest dieselbe mit Begier und wird davon so ergriffen, daß er, statt seinen früheren mönchischen Vorsatz auszuführen, sich nun der Bibelgesellschaft zur Verfügung stellt. So wurde er im September 1869 als Kolporteur angestellt und hat bis an sein Ende in dieser Eigenschaft über 49,800 heil. Schriften verkauft und vertheilt. Zuerst bereiste er die Umgegend von Moskau, dann besuchte er die weltberühmte Messe in Nischni Nowgorod, bediente 1872 bei der polytechnischen Ausstellung in Moskau den dortigen Bibelkiosk, wirkte dann eine Zeit lang in seiner Heimat Wologda, in der Krim, im Gebiet der Donischen Kosaken, in der Kubanschen Gegend, befuhr 1875 und 1876 die Wolga und die Dwina, durchzog dann das Gouvernement Wladimir — es wäre nützlich, wenn hier der geneigte Leser einen Blick auf die Karte von Rußland werfen wollte — und begab sich bei Beginn des türkischen Krieges ins russische Lager, wo er den Soldaten die heiligen Bücher zum halben Preis verkaufen durfte, besuchte dann die Spitäler und Kriegsdepots in Südrußland und setzte

hier im Ganzen 16,000 heil. Schriften ab. Aus seinen Berichten geht hervor, wie sehr namentlich die Kranken durch das theure Gotteswort erquickt wurden. Oft gaben sie ihren letzten Kopeken her, um sich ein neues Testament oder doch wenigstens ein Evangelium zu verschaffen; und oft dankten sie dem theilnehmenden Bibelboten in rührendster Weise für das Buch, aus dem sie nun neuen Frieden und neue Geduld im Leiden schöpfen könnten. Nach dem Krieg bereiste Seliakow noch das Gouvernement Perm, wo er 6000 heil. Schriften an den Mann brachte, um dann im Jahre 1880, einem längst gehegten Wunsch gemäß, in das gefürchtete Sibirien zu ziehen. Aber das sollte auch seine letzte Reise sein. In Tobolsk erkrankte er an einem unheilbaren Krebsleiden und starb, von dem dortigen Priester Glubokowski, einem Mitglied der Bibelgesellschaft, treu verpflegt, in freudigem Glauben an seinen Erlöser.

Im Ganzen wurden im Jahre 1881 von sechs Kolporteuren 25,134 heilige Schriften abgesetzt, namentlich unter den Landleuten, Fabrikarbeitern und Soldaten. Behörden und Beamte, namentlich auch hochgestellte Militärpersonen, haben dabei vielfach mitgeholfen. Auch die Eisenbahn- und Dampfschiffgesellschaften des ganzen Reiches haben durch unentgeltliche Beförderung der Kolporteure und ihrer Bibelvorräthe der guten Sache Vorschub geleistet. Auf 32 Eisenbahn- und 2 Dampferlinien wurden zusammen 40,200 Pfund heil. Schriften gratis befördert. An Hindernissen und Feindseligkeiten hat es allerdings auch nicht gefehlt. Oefters suchte der unverständige Eifer eines Beamten, welcher in den Bibelkisten nihilistische oder andre verbotene Schriften witterte, die Kolporteure in ihrer Thätigkeit zu hindern. Auch soll es wirklich vorgekommen sein, daß mit den Bibeln — von Unberufenen — verbrecherische Schriften mit eingeschmuggelt wurden.

Einmal ließ der Oberst eines Regiments, in welchem der Bibelbote seine Waare hatte absetzen wollen, den harmlosen Mann vor sich kommen und untersagte ihm aufs Strengste den Verkauf seiner Bücher: das sei alles nur leeres Stroh, das keinen Werth habe. Dem Kolporteur imponirte jedoch dies Verfahren des hohen Herrn durchaus nicht. Er zog ruhig ein kleines Evangelienbüchlein aus seiner Tasche und sprach: „Hier, Herr Oberst, das ist das Evangelium Matthäi; es kostet blos drei Kopeken; legen Sie es aber auf eine

Wagſchale und auf die andere alle Oberſten der Welt, ſo wird es dieſe hinaufſchnellen wie eitel dürres Laub!“ Das war ein kühnes Wort. Wer aber weiß, in welchem Anſehen in ganz Rußland „das heilige Evangelium“ ſteht, der wird ſich nicht darüber wundern, daß eine ſolche Aeußerung ſtraflos hingehen konnte.

Im Jahr 1881 wurden im Ganzen durch die ruſſiſche Bibelgeſellſchaft 59,900 heil. Schriften, 3748 mehr als im Vorjahr, abgeſetzt, darunter gratis an Schulen, Gefängniſſe und Arme abgegeben: 7592 Exemplare, was größtentheils durch die Mithilfe der amerikaniſchen Bibelgeſellſchaft möglich wurde, welche in Zukunft ganz beſonders die Verbreitung heil. Schriften in Sibirien zu unterſtützen gedenkt, wo im genannten Jahr allein 9036 Exemplare zur Vertheilung kamen. Es ſcheint, daß wie überhaupt die Armen, Hungrigen und Durſtigen, ſo insbeſondere die Sträflinge und Gefangenen, das ihnen dargebotene Gotteswort weit dankbarer annehmen und zu ſchätzen wiſſen, als die wohlhabenden und beſſer ſituirten Klaſſen der Bevölkerung.

Möchten doch alle, die berufen ſind, dem tiefunterwühlten und ſchwergefährdeten Beſtand des ruſſiſchen Reiches wieder aufzuhelfen, die Einſicht erlangen, daß 1) einem unwiſſenden, von böswilligen Aufwieglern verführten Volke nur durch Verbreitung derjenigen Aufklärung geholfen werden kann, welche vom Worte Gottes ausgeht, und daß 2) dieſes Wort nur da ſeine ganze Frucht tragen kann, wo die Gewiſſen der Menſchen nicht von Staats wegen an die Satzungen einer geiſt- und kraftloſen Prieſterkirche gebunden ſind. Wenn in dieſem Sinne reformirt wird, dann werden die Bibelgeſellſchaften in Rußland erſt im vollen Segen des Evangeliums Chriſti ihre Wirkſamkeit entfalten können.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgeſellſchaft in Baſel.
In Commiſſion im Depot der Bibelgeſellſchaft (C. F. Spittler) in Baſel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare ſind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entſprechend im Preiſe erhöht.

Schultheß'ſche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Baſel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt.

Nr. 4. Vom Segen der Bibelverbreitung. — Ein kostbares Kopfkissen. — Dr. Robert Moffat. — Welche Bibelstelle gilt? — Bücherschau.

1883.

Vom Segen der Bibelverbreitung.

Der letzte Jahresbericht der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft ist wieder ein ebenso umfangreiches als gehaltvolles Werk. Auf 328 Druckseiten wird uns da eine großartige Weltumschau gegeben, denn in aller Herren Länder und noch dazu in manche herrenlose Gegend ziehen die Boten dieser Gesellschaft aus, und überall erweist sich der Same, den sie ausstreuen, als so keimfähig, daß durch sein Wachsthum hier ein Jahrhunderte altes Gebäu zersprengt, dort ein braches Feld zu neuer Fruchtbarkeit gebracht, überall aber Leben und Bewegung erzeugt wird. Blickt man die stattliche Weltkarte, sowie die kleineren Einzelkarten an, welche dem Bericht zur Veranschaulichung beigegeben sind, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier eigentlich doch die größte und wichtigste aller Missionsgesellschaften vor uns steht. Dem entsprechen auch die Einnahmen und Ausgaben, welche sich auf mehrere Millionen Mark belaufen, und vollends die Massen der verbreiteten hl. Schriften. Aus dem Bibelhaus in London wurden voriges Jahr allein 1,542,413 Exemplare, aus allen anderen Depots zusammen 1,422,223, in Summa 2,964,636 Exemplare ab-

gelaſſen. Die Zahl der ſeit Gründung der Geſellſchaft verbreiteten Bibeln, Teſtamente, Evangelien, Pſalter und anderer kleinerer Bibeltheile iſt hiemit auf 96,917,629 geſtiegen.

Nehmen wir dazu die amerikaniſche Bibelgeſellſchaft, welche letztes Jahr 1,676,232 Exemplare abgeſetzt hat (42,083,816 ſeit der Gründung), die ſchottiſche Bibelgeſellſchaft mit 481,166 die hiberniſche Bibelgeſellſchaft mit 57,513 Exemplaren und dazu all die deutſchen, ſchweizeriſchen, die beiden ruſſiſchen und viele andere ähnliche Geſellſchaften, ſo ſind im vorigen Jahr alles in allem wohl 6 Millionen hl. Schriften in Umlauf geſetzt worden.

Aber dürfen wir uns dieſer Zahlen auch wirklich freuen? Ein gläubiger Theologe hat zum Lutherjubiläum eine gelehrte Abhandlung über „Luther und die Schrift“ veröffentlicht, in welcher er etwas höhniſch fragt, „was wohl Luther in unſeren Tagen zu der Art und Weiſe der Bibelverbreitung ſagen würde, wie zumal die Engländer ſie treiben und begründen und wir Deutſche in ihrem Schlepptau.“ Er meint, es ſei eine geiſtloſe Uebertreibung und eine ganz unlutheriſche Forderung, wenn die Proteſtanten unſerer Tage als eine Hauptaufgabe der evangeliſchen Kirche die möglichſte Verbreitung der Bibel, das fleißige Treiben der „Bibelkunde“ in den Schulen, das „Bibelleſen“*) in den Häuſern u. dgl. zu betonen pflegen. In vielem müſſen wir ihm Recht geben, und ganz gewiß ſind das ſchlechte Proteſtanten, die ſich einbilden, man werde dadurch ſelig, daß man „fleißig in der Bibel leſe“ oder „alles glaube, was

*) Es iſt doch etwas Ergreifendes, wenn Georg Müller — der trockene, nüchterne, immer zählende und rechnende Georg Müller aus 54jähriger eigenſter Erfahrung bezeugt: „Die Geſundheit unſeres geiſtlichen Lebens ſteht immer in genauem Verhältniß zu dem Raum, den in unſeren Gedanken und Beſchäftigungen das Wort einnimmt. „Die erſten drei Jahre nach meiner Bekehrung war ich ziemlich nachläßig im Gebrauch des Wortes Gottes. Von der Zeit an aber, wo ich dasſelbe fleißig zu durchforſchen begann, bin ich dadurch wunderbar geſegnet worden. Seither habe ich die Bibel hundertmal durchgeleſen und jedesmal mit neuem größerem Genuß. Wenn ich wieder von vorn anfange, kommt ſie mir allemal wie ein neues Buch vor. So treibe ich's ſeit 1820, und ich kann nicht ſagen, wie groß der Segen geweſen iſt, den ich aus dem fortlaufenden, regelmäßigen täglichen Studium der hl. Schrift empfangen habe. Für verloren halte ich den Tag, an dem ich nicht eine gute Weile über dieſem Studium zugebracht habe.“

in der Bibel steht" oder gar, „daß man so und so viele Bibeln im Hause hat." Aber schießlich müssen wir doch wieder sagen: was würde aus unserem Christenthum, aus unserer Kirche, aus unseren Schulen, aus unserer inneren Mission und ebenso aus dor Heidenmission werden, wenn wir nicht immer wieder auf das Bibelbuch zurückkommen, dasselbe lesen, lernen, lehren und verbreiten würden? Die besten Stunden unseres Lebens sind doch die gewesen, die wir in einsamer Betrachtung des Wortes Gottes oder in brüderlicher Besprechung eines Schriftabschnittes zugebracht haben, und jeder neue Aufschwung, jeder wahre Fortschritt in unserem Christenlauf — ist er nicht fast regelmäßig ausgegangen von tieferer Versenkung in das eine oder andere Gotteswort, über das uns in der jeweiligen Lebenslage ein neues Licht aufgegangen war? Und an was knüpfen sich all die neuen Lebensregungen, die je und je wie Frühlingswehen über diese oder jene Abtheilung der Kirche Christi kommen? Ist's nicht auch hier fast regelmäßig ein erneuertes Studium der heiligen Schrift gewesen, was die Betheiligten begeistert und ihnen oft zu den schwierigsten Unternehmungen Kraft gegeben hat? Und wie zahlreich sind doch selbst in katholischen und heidnischen Ländern die Fälle, wo einzelne Personen durch das Lesen der hl. Schrift erweckt und zum Glauben gebracht wurden! Und wem haben diese alle es zu verdanken, daß das heilige Buch überhaupt in ihre Hände gekommen? Niemand anders, als den Bibelgesellschaften!

Darum, liebe Leser, wollen wir uns *nicht irre machen lassen*. Das Bessere ist ein Feind des Guten; aber so lange das Bessere noch nicht erschienen ist, wollen wir festhalten an unseren Bibelgesellschaften und uns unsere Freude an dem Segen, den der Herr selbst auf ihren Eifer gelegt hat, durch nichts verkümmern lassen. Jedes ernste Wort der Mahnung, jede freundliche oder auch unfreundliche Bestrafung des so leicht in uns aufkommenden Wahnes, als sei alles im Reinen bei uns und als hätten wir nichts mehr zu lernen, jeden Wink zur Vermeidung von Fehlern und vollends zum Bessermachen wollen wir uns gern gefallen lassen. Die Bibelgesellschaften haben ja im Lauf der Jahre wirklich manches gelernt, und wer ihre Berichte liest, wird ihnen das Zeugniß nicht versagen können, daß sie mit allem Ernst darnach trachten, den Willen Gottes zu treffen und gewissenhaft darauf zu sehen, daß alles redlich (recht) zugehe, nicht allein vor dem *Herrn*, sondern auch vor den Menschen.

Im Folgenden nun wieder einige Beispiele, wie das gelesene Wort Gottes in der Heidenwelt seine Wirkung thut.

Im Mai 1882 kehrte Miss. Börresen aus Asam, wo er einige zerstreute Santal-Christen besucht hatte, auf seine Station Ebenezer zurück. Unterwegs wurde er von einem jungen Brahmanen angesprochen, dem er im März 1881 ein Neues Testament geschenkt hatte. Das hatte der Jüngling jetzt bei sich und erzählte dem Missionar, er habe die Evangelien und die Apostelgeschichte schon wiederholt durchgelesen, gegenwärtig sei er an den Episteln; aus dem Buche habe er gesehen, daß man sich im Namen des Herrn Jesu taufen lassen müsse, um Vergebung der Sünden zu erlangen; es verlange ihn daher sehnlich nach der Taufe. Wie es scheint, hatte leibliche Trübsal mitgewirkt, das Herz dieses Brahmanen zum Herrn zu ziehen: er war durch eine Krankheit bis an den Rand des Grabes gekommen und sah, als er mit Miss. Börresen sprach, noch sehr elend aus. Nichts destoweniger hatte er schon angefangen, vor allen Hindus und Muhammedanern Zeugniß abzulegen von dem lebendigen Gott und dem Heiland der Sünder. Menschlicher Unterricht war ihm nicht zu Theil geworden, sein einziger Lehrmeister war das Neue Testament gewesen. Seither ist er durch den eingebornen Pastor Siram getauft worden.

Vor einigen Jahren sorgte die Bibelgesellschaft dafür, daß in ganz Bengalen jede Schule eine Bibel erhielt. Nun ist in Kalkutta kürzlich ein Heide getauft worden, der als Lehrer in einer dieser Schulen auf „das große Buch“ aufmerksam geworden war und darin zu lesen angefangen hatte. Später war er mit predigenden Missionaren im Bazar von Bhawanipur zusammengetroffen, und diese beiden Dinge — das Bibellesen und die Straßenpredigt — hatten ihn zum Christen gemacht.

Im Telugu-Land hat neben manchen anderen Gesellschaften auch die lutherische Generalsynode von Nordamerika eine blühende Mission. Einem Theil derselben, im Palnad-Distrikt, steht bereits ein Eingeborner, Pastor John, vor. Dieser nun berichtet von der merkwürdigen Umwandlung eines bisherigen Verfolgers. Im Dorfe Ramapuram nämlich hatte der Ortsrichter seit längerer Zeit sich ein Vergnügen daraus gemacht, die wenigen dort ansäßigen Christen zu plagen und zu drangsaliren. Einmal brachte er eine falsche Klage gegen sie vor, ließ sie in den Stock legen und forderte sie

dann auf, ihren Gott um Hilfe anzurufen oder aber zu ihren Predigern zu gehen, damit die ihnen hülfen. Durch einen zweiten Prozeß brachte er mehrere von ihnen um ihre Häuschen, andere durch Arbeitsentziehung um ihr täglich Brod. Einmal trieb er es so arg, daß die armen Christen — um der Gefahr zu entgehen — sich bei Nacht in das Haus ihres Pastors flüchten mußten.

Das alles war aber dem feindseligen Mann nicht genug. Er wollte die Christen auch innerlich überwinden, indem er ihnen nachwies, daß ihr Glaube ein nichtiger sei. Zu diesem Zweck kaufte er sich ein N. Testament, einen Psalter und eine heilige Geschichte. Er hatte aber nicht allzu lange in diesen Büchern gelesen, als sein Gewissen mächtig erwachte und ihn — auch bei Nacht — ins Pfarrhaus trieb, um seine Sünden zu bekennen und die, welche er beleidigt hatte, um Verzeihung zu bitten. Die Christen mußten herbeigerufen werden und ihm vorrechnen, wie groß der Schaden sei, den sie von ihm erlitten hatten, worauf er ihnen alles bezahlte. Ja, als Pfand dafür, daß er in Zukunft der kleinen Gemeinde nichts mehr zu leid thun wolle, übergab er dem Pastor eine Summe von 50 Mark! Auf die Frage, was ihn denn plötzlich so umgestimmt habe, erzählte er: beim fortlaufenden Durchlesen des Neuen Testaments sei er an die Stelle gekommen: „Wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt", und dies Wort habe ihn so erschreckt, daß er nun nicht anders habe handeln können, als er gethan.

Seither haben noch mehrere Heiden angefangen, das Wort Gottes zu lesen, und die kleine Gemeinde kann sich im Frieden erbauen.

Von der wunderbaren Bekehrung des koreanischen Edelmanns Ridschutei haben wir im letzten Bibelblatt erzählt, müssen aber diesmal nachtragen und hervorheben, daß er sich schon auf der Reise nach Japan eine chinesische Bibel verschafft und dieselbe zu studiren angefangen hatte. Seither ist das Wort Gottes sein größter Schatz. Und was hat er aus demselben herausgelesen? Anfangs erklärte er auf die Frage, was ihn denn in der Bibel am meisten interessire: in diesem Buche sei alles interessant. Etwas später aber hat er in einer Allianzversammlung der japanischen Christen eine kleine Ansprache gehalten, aus der hervorgeht, daß er nun doch das Allerinteressanteste in der ganzen hl. Schrift herausgefunden und

daran seine Freude hat. „Bleibet in mir und ich in euch“ — dieses Wort Jesu hatte er sich zum Text gewählt und darüber ungefähr Folgendes gesagt: „Dieses Wort halte ich für die allerwichtigste Schriftwahrheit und für den Schlüssel des Glaubens. Wie wichtig es sein muß, geht schon daraus hervor, daß Christus es in seinen Unterredungen mit den Jüngern so oft wiederholt. Dies Wort zeigt uns, daß es eine Gemeinschaft zwischen Gott und den Menschen gibt und daß das Haupterforderniß der christlichen Religion der Glaube ist. So lange Jesus auf Erden war, unterwies er seine Jünger persönlich und sie vernahmen die Wahrheit von seinen eigenen Lippen; jetzt aber sind wir darauf angewiesen, mit allem Fleiß die heiligen Schriften zu studiren, und wie unsere Erkenntniß wächst, wird auch unser Glaube wachsen. Gott im Himmel ist wie der Ton in einer Glocke. Wenn die Glocke angeschlagen wird, gibt sie einen Ton von sich. Ein schwacher Schlag erzeugt einen schwachen Ton; so hat ein kleiner Glaube auch nur kleinen Werth. Wer viel empfangen will, der muß viel bitten, denn nach unserem Glauben soll uns geschehen. Wir dürfen Gott nicht irgendwo außerhalb unser selbst suchen. Durch den Glauben bekommen wir ihn ins Herz hinein und so werden wir unseres Heils gewiß. Es ist ein großes Vorrecht der Christen, daß sie den Kampf mit dem Satan nicht allein zu führen haben. Durch den Beistand des heiligen Geistes, nicht durch ihre eigene Kraft oder Weisheit werden sie bewahrt. Die Religion Buddhas läßt den Menschen allein kämpfen. Sie hängt eine Leiter auf hoch droben in den Wolken und fordert die Leute auf, daran in den Himmel hinaufzuklettern. Das Christenthum aber ist ein leichter Weg, ganz wie wir ihn brauchen, und es ist der wahre Weg, während die Religion Buddhas nicht nur schwer, sondern auch falsch ist.“

Es ist natürlich leicht, diese kleine Predigt zu kritisiren, sogar den Keim zu manchen gefährlichen Irrthümern darin zu finden. Aber dazu sind ja die ältern Christen und die Missionare in Japan da, ihren koreanischen Freund auf diese Gefahren, wie auf alle Mängel seiner Erkenntniß aufmerksam zu machen. Uns will es etwas Großes dünken, daß ein Mann, der vor einem Jahr noch völlig unbekannt mit dem Christenthum war, in ein paar Monaten so viel aus dem Buch herausgelesen hat, mit dem bei uns, ach, Tausende nichts mehr anzufangen wissen. Noch immer ist seine

Zeit und Kraft fast ausschließlich der Beschäftigung mit der heil. Schrift geweiht. Neulich wurden ihm 120 Yen angeboten, wenn er täglich nur 2 Stunden fürs Ministerium des Aeußern arbeiten wolle; Nidschutei aber blieb unerschütterlich dabei, daß er wichtigere Arbeit habe und auf keinerlei Anträge eingehen könne. Die „wichtigere Arbeit" ist die Uebersetzung des N. Testaments in seine Muttersprache, worin er Ende Juli bis zum 6. Kapitel des Markus gekommen war.

Um dieselbe Zeit machte sich ein katholischer Priester, der selbst in Korea gewesen ist und die Sprache vortrefflich spricht, an den vornehmen Bekehrten, um ihn vom Bibelstudium und von der Gemeinschaft mit evangelischen Christen abzubringen. Nach dreistündiger Debatte mußte er aber beschämt abziehen!

Ein japanischer Christ in Osaka hat einen Verwandten, der als Arzt in Bingo lebt und dem er vor etwa 2—3 Jahren ein Exemplar der vier Evangelien und der Apostelgeschichte gab. Das ganze N. Test. war damals noch nicht fertig. Der Arzt bekümmerte sich aber nicht weiter um die Bücher, sondern ließ sie unbeachtet in einem Kasten liegen. Aber nicht allzu lange blieben sie da unbeachtet. Der Mann hatte ein Töchterlein, O Tadsu, und diese war eine eifrige Bücherleserin. So kam sie eines Tags, als sie wieder einmal auf der Suche nach neuen Büchern war, auch hinter die hübsch eingebundenen Evangelien. Der Inhalt fesselte sie in hohem Grade, obgleich sie lange nicht alles verstand. Wieder und wieder las sie darin und oft mußte sie von nun an des Nachts ohne zu schlafen daliegen, über das Gelesene nachdenkend und die Freude und den Frieden, wovon das Evangelium sagt, auch für ihr Herz ersehnend.

Als sie 15 Jahre alt war, brachte ihr Vater sie zu ihrer weitern Ausbildung in das Haus seines christlichen Verwandten nach Osaka. Hier wurde regelmäßig Andacht gehalten und als bei diesen Gelegenheiten der Hausvater seiner jungen Nichte das Gelesene erklären wollte, da machte sie so gescheidte Fragen, daß er sich nicht genug verwundern konnte. Bald hatte er herausgefunden, woher ihre Kenntniß der Evangelien und der Apostelgeschichte stammte, und

ebenſo bald hatte er ihr eine chineſiſche Bibel verſchafft, aus welcher ſie nun auch die altteſtamentlichen Geſchichten leſen konnte. Denn ſie hatte nicht nur Japaniſch, ſondern auch Chineſiſch gelernt — eine große Seltenheit bei japaniſchen Mädchen. Jetzt kam ihr das Gelernte zu ſtatten. Sie konnte ſich nicht ſatt leſen an den ſchönen Geſchichten, bis auch ſie jenen Frieden und jene Freude gefunden hatte, wovon in dem heiligen Buch ſo oft geſchrieben ſteht. Schließlich bat ſie ihre Eltern ſchriftlich um Erlaubniß, ſich taufen laſſen zu dürfen. Und ſiehe da, die Eltern gaben nicht nur ihre Einwilligung, ſondern ſchenkten ihr ſogar eine ſchöne neue Kleidung, die ſie bei der Taufe tragen ſollte, „damit, wenn ihre Seele gereinigt würde, auch ihr Aeußeres rein ſei!“

Ein koſtbares Kopfkiſſen.

Es war im Jahr 1823, daß der berühmte Miſſionar Dr. Judſon mit der Ueberſetzung des Neuen Teſtaments ins Barmaniſche fertig wurde. Das Manuſkript dieſer Ueberſetzung aber hatte ein ſeltſames Schickſal. Er und ſeine Frau reiſten gerade damals nach Ava, in die Hauptſtadt von Barma, um dort zu miſſioniren. Da brach ein Krieg aus zwiſchen den Engländern und dem König von Barma. Alle Fremden wurden mit Mißtrauen angeſehen, ja Dr. Judſon, obſchon ein Amerikaner, wurde gefangen genommen und gar grauſam behandelt. Durch Geldzahlungen gelang es jedoch nach einigen Tagen ihn und andere Gefangene aus der Geſellſchaft der zum Tod Verurtheilten zu erlöſen, worauf ſie in einer offenen Hütte im Gefängnißhofe untergebracht wurden. Da lagen ſie mit Ketten gefeſſelt. Sobald ihr Mann gefangen genommen worden war, hatte Frau Judſon heimlich jenes werthvolle Manuſkript in die Erde vergraben, um es vor den Händen der Häſcher zu bewahren. Als nun Frau Judſon ihren Mann im Kerker beſuchen durfte, war eine ſeiner erſten Fragen die,

was aus der Ueberſetzung des Neuen Teſtamentes geworden ſei, die ihn ſo viel Zeit und Mühe gekoſtet hatte. Die Regenzeit war angebrochen und im naſſen Boden hätte das Papier jedenfalls bald zu Grunde gehen müſſen; ſo erſann ſie eine neue Liſt, es zu retten. Die gute Miſſionsfrau nähte es mit etwas Baumwolle und Flechtwerk in ein einfaches, hartes Kopfkiſſen, von dem ſich hoffen ließ, daß Niemand es dem armen Gefangenen rauben würde.

Nach ſieben Monaten wurden die Gefangenen ganz plötzlich wieder ins innere Verließ gebracht und mit noch ſchwereren Feſſeln beladen. Die wenigen armſeligen Kiſſen und Matrazen, die ſie gehabt, um ihren ſchmerzenden Gliedern die Lage etwas zu erleichtern, wurden ihnen weggenommen, darunter auch Dr. Judſon's Kopfkiſſen! In der erſten Nacht, da den Gefangenen baldige Enthauptung drohte, gieng der Miſſionar in Gedanken viel mit ſeinem barmaniſchen Teſtament um, wunderte ſich, wo es geblieben, ob es vielleicht ſpäter einmal als Schatz in dem Kiſſen entdeckt werden und ans Licht kommen würde? Da, plötzlich, wurde eben dies Kiſſen ins Gefängniß hereingeworfen — der Gefängnißwärter hatte es ſich angeeignet, es aber ſo hart gefunden, daß er es im Aerger dem Gefangenen faſt an den Kopf warf.

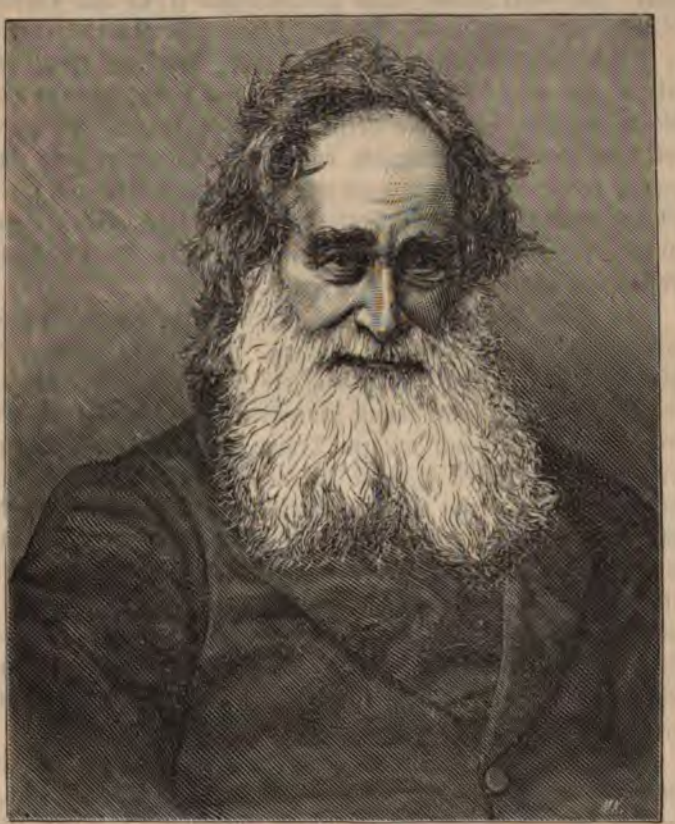
Doch es kam der Tag, da die Gefangenen beinahe aller Kleider beraubt und zwei und zwei aneinander gefeſſelt in der Sonnenglut einige Meilen weiter getrieben wurden, um barfuß über harten Kies und glühenden Sand einer neuen Gefangenſchaft entgegenzuwandern. Die wüthenden Barmanen nahmen ihnen alles, was ſie fanden. Einer fand das harte Kiſſen, warf es aber als ganz werthlos bald wieder weg. Ein Eingeborner aber, der durch Judſon bekehrt worden war, hob das Ding auf und bewahrte es ſorgfältig als Andenken an ſeinen geliebten Lehrer, ohne von ferne zu ahnen, was für ein Schatz darin eingenäht war. Als dann endlich nach langen, bangen Monaten der Krieg vorüber war und Dr. Judſon wieder frei an ſeine Arbeit gehen durfte, fand ſich das N. Teſtament unverletzt und wohlverwahrt! Es wurde ſpäter gedruckt und ſeither haben die Barmanen in ihrer eigenen Sprache leſen können von den großen Thaten unſeres Gottes!

Dr. Robert Moffat.

„Er — der erhöhete Heiland — hat etliche gegeben zu Apoſteln, etliche aber zu Propheten, etliche zu Evangeliſten, etliche zu Hirten und Lehrern.“ Zu den hier genannten Evangeliſten dürfen wir gewiß, wie alle Arbeiter der innern und der äußeren Miſſion, ſo insbeſondre auch diejenigen Männer rechnen, durch deren Dienſt die heilige Schrift in nun ſchon mehrere hundert verſchiedene Sprachen und Mundarten iſt überſetzt worden. Ein ſolcher Evangeliſt iſt auch der vielgenannte Miſſionar Moffat, Dr. Livingſtone's Schwiegervater, geweſen. Ein kurzes Wort des Andenkens an ihn dürfte daher in den Bibelblättern wohl am Platz ſein.

Robert Moffat wurde geboren zu Ormiſton in Schottland am 21. Dezember 1795, gerade drei Monate nach Gründung der großen Londoner Miſſionsgeſellſchaft, in deren Dienſt er ſpäter ausziehen ſollte. Anfangs ſchwärmte der aufgeweckte Junge für das Seeleben; aber ſchon die erſte Fahrt auf einem Küſtenſchiff ernüchterte ihn ſo, daß er gern wieder in die Schule zurückkehrte und ſchließlich — Gärtner wurde. Seine Mutter war eine fromme Bibelleſerin, und als der junge Gärtner das Elternhaus verließ, um in Cheſhire eine Stelle anzunehmen, da mußte er ihr verſprechen, daß er das Leſen des heiligen Buches auch in der Fremde nicht vernachläßigen wolle. Ihre Gebete begleiteten ihn. Und in Cheſhire war es, daß er eines Tages durch den Anblick eines Straßenanſchlags aufs Tiefſte ergriffen wurde. Das Plakat enthielt die Worte „Londoner Miſſionsgeſellſchaft“ und „Pfarrer William Roby aus Mancheſter,“ und dieſe Worte waren in Gottes Hand das Mittel zu ſeiner „Miſſionserweckung,“ wenn man ſo ſagen darf. Die Verſammlung, welche durch das Plakat angekündigt wurde, hatte bereits ſtattgefunden; Pfarrer Roby aber, den Moffat nun aufſuchte, um ihn wegen der „Miſſionsgeſellſchaft“ zu befragen, nahm ſich ſeiner aufs freundlichſte an; ja, Moffat ſiedelte nun nach Mancheſter über, erhielt von ſeinem neuen Freund eine Empfehlung an die Miſſionskommittee in London und, nachdem dieſe ihn angenommen, auch den freilich ſehr kurzen Vorbereitungsunterricht.

Schon am 30. September 1816 wurde er, noch nicht ganz 21 Jahre alt, zum Missionsdienst eingesegnet — gleichzeitig mit John Williams, dem Apostel der Südsee, und am 31. Oktober segelte er mit vier Begleitern nach Südafrika ab. Wie er dort



Dr. Moffat.

gearbeitet und was er ausgerichtet, davon ist hier nicht der Ort zu reden: die Bekehrung des Räuberfürsten Afrikaner, Moffat's Besuch beim gefürchteten Moselekatse, die Gründung der Station Kuruman im Betschuanen-Lande u. s. w. sind ja bekannte Dinge.

Nur von seiner Bibelübersetzung wollen wir hier reden. Den Anfang damit machte Dr. Moffat schon früh, nachdem er die Sprache soweit gelernt hatte, daß er darin predigen und mit den Schwarzen sich ohne Dolmetscher verständigen konnte. Im Jahr 1830 hatte er die Uebersetzung des Evangeliums Lucä vollendet, sowie einige Schulbücher. Mit dieser Frucht seines Fleißes begab er sich nach Kapstadt, wo denn auch nach allerlei Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten der Druck dieser Schriften zu Stande kam. Bis zum Jahr 1838 hatte er das ganze N. Testament übersetzt und hoffte, dasselbe ebenfalls in Kapstadt durch die Presse führen zu können. Es gelang aber nicht, und er entschloß sich, mit seinem Manuskript nach England zu reisen, wo es denn auch richtig gedruckt wurde und wo er, während eines längern Aufenthalts, durch seine anschaulichen lebenswarmen Vorträge über Südafrika vieler Herzen für die dortige Mission mit neuer Begeisterung erfüllte.

Im Jahr 1843 kehrte er auf seinen Posten im Betschuanen-Land zurück und arbeitete von nun an, neben allen anderen Geschäften, fleißig an der Uebersetzung des A. Testaments. Als dieselbe 1857 vollendet war, kannte seine Freude und Dankbarkeit keine Grenzen. „Es war mir wie ein Traum," heißt's in einem seiner Briefe, „daß die Arbeit so vieler Jahre nun zum Abschluß gekommen sein sollte; ich war wie in einer Verzückung, bis ich meinen Gefühlen Luft machte, indem ich auf die Kniee niederfiel und Gott Dank sagte für die große Gnade, daß er mir's hatte gelingen lassen, meine Aufgabe zu vollenden." Nun wurde die ganze Bibel in Kuruman selbst gedruckt unter der Leitung von Miss. William Ashton, der theilweise auch bei der Uebersetzung mitgeholfen hatte. Seither ist dieselbe mehrfach revidirt, neu aufgelegt und in vielen Exemplaren unter dem Betschuanenvolk verbreitet worden.

Im Jahr 1870 kehrte Missionar Moffat, 75 Jahre alt, mit seiner gleichaltrigen Gattin für immer nach Europa zurück, hochgeehrt von der ganzen englisch sprechenden Christenheit und von seinen näheren Freunden mit Begeisterung empfangen. Frau Moffat starb schon im Jahr 1871. Im folgenden Jahr wurde der nun Vereinsamte zum Doktor der Theologie ernannt, eine Auszeichnung, die von englischen und amerikanischen Hochschulen schon öfters an solche Missionare verliehen worden ist, die sich durch Bibelübersetzungsarbeiten verdient gemacht haben.

Am 9. August 1883 durfte er eingehen zur ewigen Ruhe. Selbst ein Weltblatt, wie die »Times« konnte nicht anders, als dem berühmten Missionar einen warmen Nachruf widmen. „Reich an Ehren wie an Jahren — heißt es da — ist Robert Moffat dahingeschieden. Sein Werk war es, den Grund zu einer christlichen Kirche in Südinnerafrika zu legen. Soweit sein, seiner Mitarbeiter und seiner Nachfolger Einfluß sich erstreckt hat, hat er nichts als Gutes (unmixed good) gewirkt. Seiner wird gedacht werden, so lang es eine südafrikanische Christenheit giebt, und sein Beispiel wird fortwirken unter uns als ein Antrieb für andere und als ein dauernder Beweis davon, was ein christlicher Missionar sein und was er ausrichten kann."

Seit seiner Rückkehr aus Afrika hatte der greise Missionar das lebhafteste Interesse an den Arbeiten der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft genommen und sich durch nichts abhalten lassen, ihren Jahresfesten beizuwohnen. „Keine andere sei ihm so lieb, als die Bibelgesellschaft," erklärte er bei einer solchen Gelegenheit, und warum? „Die Bibel ist eine Macht, und wieder und wieder bin ich Zeuge gewesen von dem gewaltigen Eindruck, den sie wie auf Leute aller anderen Art, so auch auf die Wilden macht. In meinem eigenen Leben habe ich ihre Kraft gespürt und habe gesehen, wie auch Herzen, die so hart waren wie Stein, ihr nicht widerstehen konnten." Schon in seiner afrikanischen Zeit war er in beständigem Verkehr mit der Bibelgesellschaft gestanden und durch die Korrespondenz mit ihren Sekretären oft gestärkt und in seiner Arbeit durch ihren weisen Rath und aufmunternden Zuspruch gefördert worden.

Was die Mängel seiner Uebersetzungsarbeit betrifft, so hat er dieselben nie geleugnet, sondern mit aller Sorgfalt fortwährend an ihrer Beseitigung gearbeitet, dabei aber getrosten Muthes daran festgehalten, daß auch eine unvollkommene Uebersetzung besser sei als gar keine. Als 1840 viel über den Werth oder Unwerth der Vulgata (der in der römischen Kirche geltenden lateinischen Bibel) verhandelt wurde, äußerte er sich in einer Rede also: „Wir haben viel von Uebersetzungsfehlern gehört. Was meine eigene Uebersetzung des Evangelium Lucä in die Betschuanen-Sprache betrifft, so ist sie weit fehlerhafter, als die Vulgata, und doch weiß ich, daß dieses Evangelium Lucä das Mittel gewesen ist, gar manches verlorene Schäflein zur Heerde Christi zu bringen."

Welche Bibelstelle gilt?

In der kleinen Christengemeinde zu Schingawe im Mahratta-Land wurde vor kurzem eine Kollekte für irgend einen kirchlichen Zweck veranstaltet. Alle waren willig, etwas zu geben; einer gab ein Schaf, einige Geld, die meisten versprachen Beiträge an Reis. Im Ganzen kamen 120—130 Mk. zusammen. Nur Einer wollte nichts geben und nichts versprechen, und das war ein Gemeindeältester. Der Missionar war sehr verwundert darüber. Da erklärte der Mann, er werde schon auch geben, nur wünsche er nicht seine linke Hand wissen zu lassen, was die rechte thue, worauf der Missionar ihm sofort den Rath gab, sein Licht leuchten zu lassen und es nicht unter den Scheffel zu verstecken. Welche von beiden Bibelstellen gilt nun?

Bücherschau.

Calwer Bibellexikon. Biblisches Handwörterbuch, illustriert. Unter Mitwirkung von P. Braun (Diak., Calw); Fr. Delitzsch (Prof., Leipzig); F. Godet (Prof., Neuchatel); Th. Hermann (Diak., Brackenheim); W. Löckle (Diak., Marbach); Th. Oehler (Diak., Leonberg); C. v. Orelli (Prof., Basel); F. Roos (Pfr., Dettingen); E. Rößler (Pfr., Dürrenzimmern); A. Schlatter (Doc. d. Theol., Bern) und andern Theologen, redigirt von Diakonus Lic. Theol. P. Zeller in Waiblingen, und herausgegeben vom Calwer Verlagsverein. Calw und Stuttgart, 1884. Verlag der Vereinsbuchhandlung. Erste Lieferung. 1 Mark.

Die erste Lieferung dieses für alle nachdenkenden Bibelleser bestimmten Werkes hat uns in hohem Grade befriedigt. Seit mehreren Wochen liegt sie auf unserem Tisch und wir haben ihr schon manche Anregung und Belehrung zu verdanken gehabt. Besonders gründlich ist alles das behandelt, was auf biblische Alterthümer, Geographie und Zeitgeschichte Bezug hat; aber auch die eigentlich theologischen Artikel sind Muster gehaltvoller Kürze und wissenschaftlich-frommer

Schriftbehandlung. Eine sehr schöne große Karte von Palästina, ein Farbendruckbild von Jerusalem und eine Menge in den Text gedruckter kleinerer Bilder erhöhen den Werth des Buches, auf das wir zurückzukommen gedenken, sobald alle 8 Lieferungen erschienen sein werden.

Dr. **Martin Luther und die deutsche Bibel.** Von Dr. Th. Schott. Stuttgart. Bibelanstalt. 1883.

Eine der interessantesten und gehaltvollsten Luther-Festschriften, die uns zu Gesichte gekommen. Auf 48 Seiten wird nicht nur eine Geschichte von Luther's Bibelübersetzung, sondern auch ein Ueberblick über die deutschen Bibeln vor Luther und nach Luther, sowie eine Sammlung von „Proben deutscher Bibelübersetzungen 380—1883" geboten. Das Büchlein hat bleibenden Werth.

Kindergrüße in Lied und Bild von Mutterhand gesammelt. Mit Bildern von Albert Zeh, A. Venus u. And. Stuttgart. D. Gundert.

Gegen hundert Kinderlieder, Gebete, Scherze, Sagen (z. B. St. Goar und Christophorus) und dergl. von Sturm, Arndt, Dieffenbach, Güll, Hag, Wackernagel, Barth, Anna Schlatter, Hänel, Agnes Franz, Knak u. A., sowie aus dem Volksmund. Ein liebliches Weihnachtsgeschenk für Mütter, Lehrerinnen und Kinder.

Die Macht des Gebets. Zum Verständniß von Jesu Gebetsverheißungen. Von C. Wagner-Groben, Pfarrer in Lausanne. Basel. Missionsbuchhandlung 1884. Preis broch. Fr. 2. geb. Fr. 3.

Ein sehr zeitgemäßes Buch, das nicht aus gelehrter Schulweisheit hervorgegangen, auch nicht aus hundert andern Büchern zusammengestoppelt ist, sondern unmittelbar aus der hl. Schrift, aus der eigenen Erfahrung und dem Leben geschöpft hat. Der einfachste Leser kann es daher verstehen, und auch der gebildetste noch daraus lernen. Nicht irgend welcher steif dogmatischen Theorie, aber auch keiner subjektiv schwärmerischen Ansicht neueren Datums wird hier das Wort geredet; überall ist es die gesunde evangelische Mitte, die Analogie des Glaubens, die Nüchternheit des gegen sich selbst aufrichtigen Christen, die pädagogische Weisheit des geübten Predigers und Seelsorgers, durch welche das ganze Buch nach Form wie nach Inhalt beherrscht wird. Von den sechs Abschnitten: das hohe Ziel, ein leichter Anfang, die drei Freunde, die Witwe, das Gebet im Namen Jesu, das Vater unser, ist uns der dritte (über Luk. 11, 1—13) als der originellste und gelungenste erschienen. — Ausstattung und Druck sind vortrefflich.

Missionsstunden. Von Dr. G. Warneck. Erster Band: Die Mission im Lichte der Bibel. Zweite vermehrte Auflage. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1883. Preis Mk. 4.20.

Wir empfehlen diese Missionsstunden gerade in den Bibelblättern um so lieber, weil sie nicht nur die Mission im Lichte der

Bibel darstellen, sondern auch von der Mission aus manch neues Licht auf altbekannte Bibelstellen fallen lassen. Pfarrer, Lehrer, Missionare und andere, die selbst Missionsstunden zu halten haben, mögen an diesen Mustern lernen, wie das Schriftwort „missionsstundenmäßig" behandelt und ausgebeutet werden kann. Mehr aber noch würde es uns freuen, wenn dies Buch auch von Laien und in Familienkreisen recht fleißig würde benutzt werden. Zu trocken oder zu „hoch" ist es wahrlich nicht. Von der ersten Ausgabe unterscheidet sich diese zweite dadurch, daß die statistischen Angaben überall auf die neuesten Berechnungen (bis Ende 1881) fortgeführt und in einem Anhang 21 Missions-Texte mit kurzen Dispositionen beigegeben sind. Wir halten diese Arbeit des verdienten Missionsliteraten für eine seiner gelungensten und rathen allen unseren Lesern, dankbaren Gebrauch von derselben zu machen.

Luther's 95 Sätze vom Ablaß, Schreiben an Markgraf Albrecht und Sermon vom Ablaß und Gnade (25 Pfg.) und **Melanchthon's** Historie von Luther's Leben (25 Pfg.). Gütersloh. C. Bertelsmann.

„Der Wahrheit zu Ehren, den Gegnern zum Zeugniß, den Glaubensgenossen zu dankbarem Gedächtniß am 400jährigen Geburtstag des treuen Zeugen wieder abgedruckt." Zwei nett gedruckte Büchlein, durch welche hoffentlich mancher evangelische Christ veranlaßt werden wird, sich auch einmal selbst mit diesen ehrwürdigen Dokumenten vertraut zu machen.

Gottes Wege — nicht unsere Wege! Eine Erzählung von T. v. Rothschütz. Leipzig. J. Dreschers. 1883. Preis 60 Pfg.

Die einfache Geschichte eines jungen Mädchens, das sich zur Aufgabe gestellt hat, Diakonissin zu werden, aber immer wieder durch Gottes Führen und Regieren an der Erreichung dieses Zieles verhindert wird und endlich rühmen kann, daß der Herr doch alles wohl gemacht.

Von christlichen Kalendern für's Jahr 1884 empfehlen wir unsern Lesern **Des Volksboten Schweizer-Kalender** (42. Jahrgang), der bei F. Schneider in Basel, und den mit einem prächtigen Farbendruckbild gezierten **Missionskalender**, der in der Missionsbuchhandlung erschienen ist. Jener kostet 30, dieser 25 Cent.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

Stanford University Libraries
3 6105 012 814 971

E
2
E
1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.